



Geschichte der menschlichen Narrheit,

oder

Lebensbeschreibungen

berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und anderer philosophischer Unholden.

Dritter Theil.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1787.

A. 9156.

CORNELL UNIVERSITY.
The
President White
Library
RECEIVED 1891.

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf *).

Johann Albert d' Archambaud, Graf von Buquoy, stammte aus einem vornehmen Geschlechte in Champagne her, welches sich von den Königen von Schottland herzuleiten pflegte, aber durch Verschwendung in Verfall gerathen war. Der unsrige ward bald nach 1650 gebohren, allein da er seine Eltern bereits im vierten Jahre seines Alters verlohr, so wurde seine Erziehung, allem Ansehen nach, verwahrloset, daher sein von Natur überaus lebhafter Charakter

*) Sein Leben stehet in den Lettres historiques & galantes de Mad. C., oder der seltsamen Mad. du Noyer, welche diesen Abenteurer in Holland genau kannte. Es nimmt daselbst mehrere Briefe ein, welche Buquoy um 1717 mit einer Vorrede besonders herausgab, und zwar unter dem Titel: Evènement des plus rares ou l' histoire du Sr. Abbé Comte de *Buquoy*. Man hat davon auch eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Die Hölle der Lebendigen u. s. f. Ohne Ort 1719, 8. Einige Nachrichten von ihm kommen auch vor in des von Loen kleinen Schriften, Th. 1. S. 221. f.

eine so schiefe Richtung bekam, als er sein ganzes langes Leben hindurch zeigte. Er beschäftigte sich bis in das siebzehente Jahr seines Alters mit Studieren und andern seinem Stande angemessenen Uebungen, und nahm darauf Kriegsdienste, in welchen er fünf Jahr verharrete, und dabey wie andere junge leichtsinnige Franzosen seines Standes lebte. Allein, als er dabey einmahl in eine sehr grosse Gefahr gerieth, so that er ein Gelübde, sein Leben zu ändern, wenn er daraus errettet werden sollte, und da das letztere glücklich geschahe, so dachte er im 22sten Jahre seines Alters, etwa um 1673 oder 1674 auf die Erfüllung seines Gelübdes, und begab sich daher zu den Jesuiten nach Strasburg, unter ihrer Anleitung die bisher von ihm vernachlässigten Wahrheiten der Religion zu studieren. Bey seiner natürlichen Lebhaftigkeit fiel er mit seiner ganzen Einbildungskraft auf denjenigen Gegenstand, welchem er sich widmete, und so war es denn kein Wunder, daß er von seinen ehemahligen freygeisterischen Grundsätzen in die entgegengesetzte Schwärmerey fiel, und ein Andächtler ward, und da er in keinem Stücke Maße halten konnte, so beschloß er, sich der Welt ganz zu entziehen, und ein Karthäuser zu werden. Er begab sich daher zu dem Prior des Karthäuserklosters, vermuthlich zu Strasburg, und machte ihm seinen Vorsatz bekannt, der denn denselben allem Anscheine nach billigte. Allein der unsrige änderte denselben sehr bald wieder, und zwar

auf Veranlassung eben dieses Priors; denn so oft Buquoy zu ihm kam, sich mit ihm von seiner künftigen Bestimmung zu unterreden, fragte dieser ihn nach Neuigkeiten. Dieß fiel ihm auf, und da er entschlossen war, der Welt völlig abzusterben, so schloß er aus der Neugierde des Priors, daß dieser Orden immer noch mit der Welt in Verbindung stehen müsse, gab daher sein Vorhaben auf, und suchte sich einen andern Orden, der seinen Absichten angemessener wäre.

Der Orden de la Trappe ist, wie bekannt, der strengste in der römischen Kirche, und damahls, da der Abt Boutillier de Rancé ihn erst vor kurzem gestiftet hatte, hatte er noch alle die unvernünftige Strenge, die dieser ihm zu geben gut fand. Buquoy begab sich in das Kloster la Trappe, und vermehrte die Härte seines neuen Standes noch durch willkührliche Zusätze. So machte er es sich zu einem Gesetze, unaufhörlich an Gott zu denken, und so oft ihm ein anderer Gedanke einfallen würde, den Finger auf die Erde zu halten. Da dieses bey seiner lebhaften Gemüthsart sehr oft geschehen mußte, so ward er durch diese und andere Kasteyungen so abgemattet, daß auch sein Leben in Gefahr kam. Da er nun eben noch nicht Willens war, der Welt gerade auf diese Art abzusterben, so bildete er sich ein, daß er zur Betrachtung himmlischer Dinge noch nicht geschickt genug sey, und beschloß, sich dazu auf eine oder die andere Art vorzubereiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft half ihm sehr bald aus der Verlegenheit. Er besann sich, daß es Heilige genug gegeben habe, welche sich eben nicht zwischen vier Mauern zu einem ewigen Stillschweigen verurtheilet hätten. Besonders fiel ihm der heil. Ignatius ein, welcher den größten Theil seines Ruhmes seiner irrenden Ritterschaft zu danken hatte, und da diese seinem lebhaften Charakter angemessener war, so beschloß er, nach dessen Beyspiele die Welt zu Fuße zu durchwandern; ob zu predigen, Ungläubige zu bekehren, oder auf welche andächtige Abenteuer auszugehen, wird nicht gemeldet. Genug, er nahm seinen Abschied aus dem Kloster la Trappe, trat seine Wanderschaft an, und nahm zuvörderst den Weg nach Paris.

Er war noch nicht weit gekommen, als er sein erstes Abenteuer bestehen mußte. Von den Kasteyungen in seinem Kloster noch ganz abgemattet, und von der Wanderschaft und Hitze ermüdet, gieng er in einen an dem Wege gelegenen Weinberg, und brach einige Trauben ab, sich zu erfrischen. Zum Unglück ward der Hüter ihn gewahr, und verwies ihm seine Vertraulichkeit auf eine vielleicht ein wenig zu heftige Art. Buquoy vergaß in dem Augenblicke die Lehren der Demuth, welche man ihm in dem Kloster beygebracht hatte, und die Pflichten seines neuen Berufes, zog den Degen und jagte den erschrockenen Menschen in die Flucht. Doch er faßte sich sogleich wieder, bereuete seine Ueber-

eilung, und um sich selbst dafür zu strafen, vertauschte er seine bordirte Kleidung, welche er noch mit aus dem Kloster gebracht hatte, mit den Kleidern des ersten Bettlers, welcher ihm begegnete, und setzte in diesem Aufzuge seinen Weg fort.

In diesem Zustande kam er zu Paris an, allein, weil seine Gesundheit äusserst geschwächt ward, so brachte er zwey ganzer Jahre damit zu, sie nur in soweit wieder herzustellen, daß sie zu neuen Abenteuern geschickt ward. Er hätte in dieser Zeit Muße genug gehabt, einen vernünftigen Entschluß zu fassen; allein sein Kopf und seine Phantasie waren einmahl verschoben, daher er auf lauter aberwitzige Entwürfe gerieth. Er entdeckte, daß der Stolz seine herrschende Leidenschaft sey; um nun diesen zu demüthigen, beschloß er, nach Rouen zu gehen, seinen Nahmen zu verändern, und in der Armenschule ohne Lohn zu unterrichten. Er führte diesen Entschluß auch wirklich aus, nahm zum Beweise, daß er der Welt völlig abgestorben sey, den Nahmen le Mort an, und befand sich anfänglich sehr wohl dabey, zumahl da er hier zu keinem Stillschweigen verbunden war, welches ihm in dem Kloster la Trappe am schwersten angekommen war. Ob nun gleich niemand seinen wahren Stand wußte, so zeichnete er sich doch durch seine guten Sitten, seine Fähigkeiten, und seinen Andachtseifer vor andern sehr bald aus, so daß auch die Jesuiten aufmerksam auf ihn wurden, und da sie ihn für

ein geschicktes Werkzeug in ihrer Hand hielten, so gaben sie sich Mühe, ihn in ihren Orden zu ziehen, welches er aber ausschlug, aus Furcht, er möchte wieder mit der Welt in Verbindung gerathen, mit welcher er nun einmahl nichts weiter zu thun haben wollte. Kaum war diese Versuchung überstanden, so entdeckte ihn ein Officier, der ihn ehedem gekannt hatte, und da die Achtung, welche er sich bereits erworben hatte, dadurch nur vermehret wurde, so bewog ihn solches, sich dem lauten Beyfalle der Welt zu entziehen, und sich in das Seminarium für Fremde nach Paris zu begeben.

Als er daselbst angekommen war, hätte seine Schwärmerey beynahe eine andere Richtung bekommen. Es war im Jahre 1689, und der Französische Hof ging damals eben damit um, eine Landung zum Besten des aus England vertriebenen Königs Jakob, in Irrland zu unternehmen. Dem Buquoy war es nur um Abentheuer zu thun, sie mochten übrigens seyn, von welcher Art sie wollten. Das gegenwärtige schien seiner nicht unwürdig, und er gab sich Mühe, unter die Truppen, die dazu bestimmt waren, aufgenommen zu werden. Allein seine in la Trappe geschwächte Gesundheit, welche durch seine Anstrengung zu Rouen noch mehr gelitten hatte, spielte ihm hier wieder einen tückischen Streich. Sie ward so hinfällig, daß er auch seine Absicht auf das Seminarium der Fremden aufgeben mußte, und seine Brust ward so schwach,

daß er auch nicht mehr reden konnte, welches für ihn das gröste Leiden war. Nachdem er auf diese Art vier ganzer Jahre auf seinem Zimmer zugebracht hatte, und keine Arzeney etwas verfangen wollte, beschloß er, die Luft zu verändern, und zog daher in die Vorstadt St. Antoine. Hier erhohlte sich seine Gesundheit wieder; allein, da er nicht lange müßig seyn konnte, so beschloß er, eine Gesellschaft von Priestern zu errichten, welche aus der Vertheidigung der christlichen Religion ihr Hauptgeschäft machen sollten. Sein Vorhaben fand Beyfall und Widerspruch, und da er alles auf das Aeusserste zu treiben gewohnt war, so erhitzte der erstere ihn so sehr, als der letztere ihn aufbrachte. Seine Gesundheit ward dadurch von neuem angegriffen, und die Ausführung seines Vorhabens verzögert. Allein dieser Umstand hatte für ihn noch eine andere und weit wichtigere Wirkung. Da er eine Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gründen wollte, so war es wenigstens billig, daß er die vornehmsten Gründe ihrer Wahrheit selbst kannte. Er fieng an zu untersuchen; allein da seine Kenntnisse sehr seicht und oben abgeschöpft waren, und er immer bey den ersten Eindrücken stehen blieb: so fieng er selbst an, Zweifel zu bekommen. Besonders fiel ihm das auf, daß er bisher noch keine Wunder habe thun können, ob er gleich keinem Heiligen in der Welt an frommen Unsinn etwas nachgegeben habe. Er fieng also damit an, daß er die Wunder der Heiligen

bezweifelte, und schloß mit dem völligen Unglauben in Ansehung aller Religion; kurz, er ward wieder ein so erklärter Freygeist, als er vor zwanzig Jahren nur immer gewesen war.

Da nun die Andächteley keine Reitze mehr für ihn haben konnte, so faßte er den Entschluß, sich wieder mit der Welt auszusöhnen, und statt der kirchlichen Abenteuer auf weltliche auszugehen. Er gab sich seinen Verwandten wieder zu erkennen, welche in langer Zeit nichts mehr von ihm gehöret hatten, und ihn, da sie ihn nun vernünftig glaubten, mit offenen Armen aufnahmen. Es fiel ihm um diese Zeit eine geistliche Pfründe zu; allein, da die Kirche ihm zum Eckel geworden war, so gieng er wieder in Kriegsdienste.

Er wohnte in denselben 1704 dem Treffen bey Hochstädt bey, und da er nach demselben Gelegenheit zu sehen glaubte, sowohl sein persönliches Glück zu machen, als auch seiner Familie wieder aufzuhelfen, welche durch die Verschwendung seines verstorbenen Vetters und durch den Haß, welchen Louvois gegen denselben gefaßt hatte, sehr in Verfall gekommen war: so beschloß er, ein eigenes Regiment anzuwerben. Seine Lebhaftigkeit, sein Witz, und die Leichtigkeit, mit welcher er über alles, und selbst über gelehrte und philosophische Gegenstände zu schwatzen wußte, und welche man in der großen Welt immer für Philosophie hält, erwarb ihm unter den Großen Gönner und Freunde, und er war-

eben im Begriffe, die Früchte davon einzuärnten, als sein seltsamer Humor und seine gewöhnliche Unbesonnenheit, alles auf einmahl wieder verderbten, und ihn in ein Labyrinth stürzten, in welchem er in seinem ganzen folgenden Leben herum irrte.

Ehe er noch sein Regiment anwarb, wollte er eine gewisse ansehnliche Familie in Bourgogne besuchen. Ludwigs 14. unsinnige Kriege nöthigten ihn, sein Volk mit ungeheuren Auflagen zu drücken, und jedermann murrete jetzt laut darüber. Besonders verursachte die schwere Auflage auf das Salz die empfindlichsten Klagen, weil sie gerade der ärmsten Klasse im Staate am lästigsten war, und verleitete viele tausend Waghälse an den Lotharingischen Gränzen, Salz mit gewaffneter Hand in Champagne und Bourgogne einzuführen, und damit bis an die Thore von Paris zu handeln. Beyde Provinzen waren damahls in einer Art von Aufruhr, weil die königlichen Truppen häufige Scharmützel mit den bewaffneten Schleichhändlern hatten, welche von den Einwohnern, wo nicht öffentlich, doch unter der Hand unterstützt wurden. Busquoy hatte sich bisher wenig um die Welt bekümmert, daher war das, was er jetzt sahe und hörte, ihm etwas Neues und Ungewöhnliches, und da der erste Eindruck bey ihm immer eine unwiderstehliche Gewalt äusserte, und er alles zu übertreiben gewohnt war, so ließ er seinem Unwillen über Tyranney und despotische Gewalt

freyen Lauf, wo sich nur eine Gelegenheit dazu anboth. Zuerst geschahe solches an der Tafel des Grafen de la Riviere, königlichen Statthalters in Bourgogne, wo er wider die unumschränkte Gewalt declamirte, und damit Aufsehen machte. Als er wieder nach Paris reisen wollte, traf er zwischen Lyon und Solieu zwey Freunde an, welche eben von ihren Gütern hatten eine neue Schätzung geben müssen, und darüber ungehalten waren. Das war für ihn eine neue Aufforderung, seine Lunge auf Kosten der königlichen Gewalt in Bewegung zu setzen, und einen Entwurf einer Staatsverfassung auszukramen, bey welcher jedermann glücklich seyn könnte. Der Wirth und einige Fremde, welche mit bey Tische waren, hörten ihm mit Erstaunen zu; doch hatte es diesmahl keine weitere Folgen. Er kam von hier nach Marchandgi, einem Dorfe zwey Meilen von Sens, stieg vor dem Wirthshause ab, und forderte eine Suppe. Die Wirthinn brachte sie ihm, allein da sie ihm zu gesalzen schmeckte, so sagte er im Scherze, man sehe wohl, daß das Salz an diesem Orte wohlfeil sey, und daß die Schleichhändler es häufig dahin brächten. Die Wirthinn wollte dieses nicht an sich kommen lassen, sondern erzählte vielmehr, daß sie eben eine große Niederlage erlitten hätten, und daß die meisten von ihnen nach einer heftigen Gegenwehre wären niedergehauen worden. „Die „armen Teufel, sagte der Graf, dauern mich; „hätten sie einen Mann, wie ich bin, zum An-

führer gehabt, so hätte es anders gehen sollen;" und nunmehr folgte eine neue Declamation wider ungerechte Auflagen und Mißbrauch der Gewalt, und ein neuer Entwurf zu einer bessern Regierungsform. Zum Unglücke saß der Schulze des Dorfes nicht weit davon, fand die Reden verfänglich, und fragte den unbesonnenen Schwätzer, wer er sey. Dieser antwortete trotzig und mit Drohen, welches den Schulzen bewog, in der Stille fortzugehen, und ein paar Straßenbereiter zu hohlen, welche den Grafen in Verhaft nahmen, der sich zwar anfänglich mit seinen Pistolen wehren wollte, aber sehr bald überwannet, und obendrein übel behandelt wurde. Da die Gewalt nichts helfen wollte, suchte er seine Loslassung durch Geld zu bewirken; allein der Schulze war seiner Pflicht zu sehr eingedenk, als daß er sich hätte sollen bestechen lassen. Man brachte ihn also nach Sens, und nachdem der Stadtrichter ihn verhöret hatte, ließ er ihn als einen Aufwiegler und Anführer der Schleichhändler in das Gefängniß setzen, bis er die Sache würde nach Hofe berichtet haben.

Einem so ungestümen Menschen mußte das sehr ungelegen seyn; allein, da er der Gewalt nicht widerstehen konnte, so suchte er seine Gefangenschaft wenigstens geheim zu halten. Er hatte sich mit dem Erzbischof von Sens überworfen, welcher seinen abenteuerlichen und unruhigen Charakter zur Genüge kannte, indem er seit einigen Jahren mit ihm in einen unnöthigen

Prozeß verwickelt war; daher er nicht ohne Grund befürchtete, dieser möchte das Vergeltungsrecht ausüben, und ihm bey dieser Gelegenheit eben nicht die besten Dienste leisten. Allein die Emsigkeit seiner Freunde vereitelte diese Vorsicht, indem sie von seinem Verhafte dieses Aufhebens machten, daher derselbe dem Erzbischofe sehr bald zu Ohren kam. Indessen wurde ein Gericht zu Sens niedergesetzt, wozu der Richter von Melun mit abgeordnet war, den gefangenen Schleichhändlern den Prozeß zu machen, und nun fand man zwar, daß der Graf mit diesen nichts zu thun hatte, allein seine unbesonnenen Reden machten doch, daß man sein bisheriges Betragen genauer untersuchte, daher der Richter von Melun den ganzen Weg, welchen Buquoy genommen hatte, zurück gehen, und überall Erkundigung einziehen mußte, da denn die obigen und vielleicht noch andere Umstände mehr an den Tag kamen. Es kam dazu, daß man verschiedene verdächtige Sachen, z. B. eine Larve, allerley mit verborgenen Zeichen geschriebene Papiere und Briefe u. s. f. bey ihm gefunden hatte, ingleichen, daß der Erzbischof zu Sens ihn als einen unruhigen und gefährlichen Menschen schilderte, der seine Freyheit nicht zu gebrauchen wüßte. Der Graf hatte bisher einen leidlichen Verhaft gehabt, und konnte in dem Hofe vor dem Gefängnisse herum gehen; allein, als er sahe, daß die eingezogenen Nachrichten seine Sache nur schlimmer, wenigstens weitläufiger machten, so

häufte er seine bisherigen Unbesonnenheiten mit einer neuen, indem er seine Mitgefangenen und besonders die Schleichhändler aufzuwiegeln suchte, daß sie sich nebst ihm mit Gewalt in Freyheit setzen sollten. Allein die Sache ward verrathen, und man brachte ihn nunmehr in eine engere Verwahrung, indem man ihn dem geistlichen Gerichte des Erzbischofs übergab. Buquoy suchte auch hier der Gerechtigkeit trotz zu bieten, und verleitete die Tochter des Gefangenwärters, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn. Allein auch dieses Vorhaben ward entdeckt, daher man ihn auf Befehl des Hofes, an Händen und Füßen geschlossen, und unter einer guten Wache von zwölf Mann nach Paris brachte. Seine Begleitung kehrete in dem Dorfe Montreau ein, daselbst zu Mittage zu speisen, und der Gefangene ließ sich dem Scheine nach nichts anfechten, sondern speisete mit dem besten Appetite von der Welt, fand aber doch Mittel sich einiger Schriften, welche ihm hätten gefährlich werden können, zu entledigen; woraus zu erhellen scheinet, daß er wirklich mit einem ernsthaften Plane umgegangen, und daß sein Vergehen nicht bloß in zufälligen unbesonnenen Ausdrücken bestanden habe. Den Abend kam man in Melun an, daselbst Nachtlager zu halten, und Buquoy machte hier einen neuen Versuch, sich in Freyheit zu setzen. Er stellte sich krank, damit die Wache sich nicht neben ihm niederlegen möchte, und warf daher nur mit einem Fuße an die Bettpfoste ge-

schossen. Als er glaubte, daß alles eingeschlafen sey, hob er den Himmel des Bettes ab, zog die Kette über die Pfoste, befestigte sie an seinem Gürtel, und suchte das Fenster zu erreichen. Weil es aber finster war, so stieß er an einen Wächter, welcher darüber erwachte und Lärm machte. Der Graf ward nunmehr noch fester geschlossen, und nach seiner Ankunft zu Paris in das Fort l'Evesque gebracht.

Hier hatte er die ersten Tage Freyheit in dem Hofe spatzieren zu gehen; allein da sich nach dem ersten Verhöre so viele nachtheilige Umstände wider ihn erhoben, so ward er enger eingesperrt, und jedermann der Zutritt zu ihm verboten. Da er voraus sehen konnte, daß sein Verhaft sehr lange dauern würde, so ging er vom Anfange an, mit den Gedanken um, ihn selbst abzukürzen. Allein das war so leicht nicht, wenigstens mußte er das Terrain vorher genau kennen lernen. Das Fenster seines engen Behältnisses war so hoch und so vermacht, daß er kaum den Himmel dadurch sehen konnte; allein vor seiner Zelle befand sich ein Boden, auf welchem allerley Geräth verwahrt ward, und in welchem sich ein unvermachtes Fenster befand. Um sich dessen zu bedienen, stellte er sich an einem Tage, als man ihn aus dem Verhöre brachte, und er an das Dachfenster kam, unpäß, und bath den Stockmeister, ihm zu erlauben, daß er frische Luft schöpfen dürfte. Dieser fand darin keine

Bedenken, und Buquoy nahm nunmehr die Gegend in Augenschein. Er sahe, daß das Fenster auf die Mauer des Walles de Misere ging, aber er sahe zugleich, daß er sich in einer fürchterlichen Höhe von sechs Stock befand, und entdeckte eine Menge spitziger eiserner Stangen, welche von den untern Fenstergittern in die Höhe gingen, und von oben einen Wall von Stacheln vorstellten. Der Anblick verursachte ihm Entsetzen, schreckte ihn aber doch seine Verwegenheit nicht ab.

Nachdem er wieder in seine wohlverwahrte Zelle gekommen war, dachte er nur auf Mittel, sein Vorhaben auszuführen. Es kam nur darauf an, wie er aus seinem Gefängnisse auf den Boden gelangen könnte. Die Thüre zu erbrechen war bey ihrer Festigkeit und dem Mangel aller Werkzeuge nicht möglich: überdieß hätte es auch zu vieles Geräusch gemacht. Nach vielen Ueberlegungen fand er, daß kein besseres Mittel sey, als sie durchzubrennen. Er bath daher den andern Tag den Stockmeister um Erlaubniß, daß er sich sein Essen selbst bereiten möchte, und forderte weiter nichts als Eyer und Kohlen. Da er seine Bitte mit einem guten Trinkgelde begleitete, so erhielt er das verlangte, und fieng sogleich die Nacht seine Operation an. Er legte die Kohlen unten an die Thür, blies sie an, und brannte auf diese Art ein so großes Loch, daß er durchkriechen konnte, worauf er das Feuer mit

löschte. Nachdem er auf den Boden gekommen war, machte er sich die vielen Betten, welche daselbst lagen, zu Nutze, zerschnitt die Ueberzüge und machte sich daraus ein Seil, vermittelst dessen er glücklich über die Stacheln der Fenstergitter wegkam, nur daß seine Kleidungsstücke hier und da daran hängen blieben und zerrissen. Er hatte sich bey dieser Arbeit ein wenig verspätet, so daß der Tag bereits angebrochen war, sich auch schon Menschen auf den Gassen befanden, als er seine Reise antrat; allein einmahl mußte es gewagt seyn, und er langte glücklich auf der Mauer des Vallee de Misere an. Nur eine Schaar Knaben hätte ihn beynahe verrathen, indem sie hinter ihm herliefen und ihm nachschrien; allein es fiel zum Glück ein Platzregen, der sie zerstreuete. Er streifte nunmehr eine Zeitlang in Paris herum, und begab sich endlich zu einer Verwandten seines Bedienten, bey welcher er vorgab, daß er unter Wegs von Straßenräubern sey geplündert worden. Weil er sich aber auch hier nicht sicher glaubte, so verließ er sie noch vor Nachts und verbarg sich an einem sichereren Orte.

Hätte der Unhold nur ein wenig gesunden Verstand gehabt, so hätte er jetzt, da er einmahl wieder in Freyheit war, sich aus dem Königreiche gemacht. Allein er bildete sich ein, daß er ausser Frankreich nicht leben könnte, und streifte daher drey Viertel Jahre in und um Paris herum, und hatte dabey noch die Verwegenheit,

dem Könige eine Bittschrift nach der andern übergeben zu lassen, worin er sich zu rechtfertigen suchte, und um ein unpartheyisches Verhör bath. Als er endlich sahe, daß er nach neun Monathen keinen Schritt weiter gekommen war, als an dem ersten Tage, so beschloß er endlich aus dem Lande zu gehen. Allein er hatte nunmehr die beste Zeit versäumt, denn da eine streifende Partie der alliirten Truppen kurz vorher den Hrn. le Premier auf Französischem Gebiethe aufgehoben hatte, so wurden die Gränzen ungewöhnlich strenge bewacht.

Buquoy hatte überdieß keinen Paß, daher sahe man ihn zu Fere für einen entflohenen Reformirten an, und nahm ihn in Verhaft, bis man sich näher nach ihm würde erkundigt haben. Er gab sich für einen fremden Kaufmann aus, und nannte verschiedene Kaufleute in Paris, welche seine Correspondenten wären. Man schrieb dahin; allein er fand nicht rathsam, die Antwort abzuwarten, sondern suchte durch die Flucht zu entkommen, würde auch seine Absicht erreicht haben, wenn nicht die Frau von dem Hause, in welchem er bewacht wurde, den Lärm gehöret, und ihn verrathen hätte. Dieß machte ihn natürlich noch verdächtiger und man sahe ihn nunmehr für einen flüchtigen Verbrecher an, und sperrete ihn in ein finsteres Gefängniß ein. Er suchte zwar nochmals zu entkommen, war auch bereits durch den an den Gefängnißhof stossenden

Stadtgraben geschwommen; allein die ihm unglückliche Wirthin ward solches noch zu rechter Zeit gewahr, so daß man ihm nachsetzte, und ihn mit Koth bedeckt, wieder in sein Gefängniß führte. Weil man einen so verwegenen Menschen zu Fere nicht hinlänglich verwahren konnte, so brachte man ihn bald darauf nach Soissons, wo seinetwegen Bericht nach Hofe erstattet wurde, da denn der Befehl ankam, ihn in die Bastille zu führen, welches auch 1707 geschah.

Unser Unhold befand sich nunmehr an einem Orte, aus welchem, allem Ansehen nach, alle Flucht und Errettung unmöglich war; allein seiner Verwegenheit schien nichts unmöglich, und da er des Verhaftes und der Gefängnisse jetzt bereits gewohnt war, so sahe er sich schon bey dem ersten Eintritte in den Hof dieses fürchterlichen Gefängnisses auf allen Seiten um, sich mit der Lage des Ortes bekannt zu machen, und seiner Erfindungskraft Stoff zu neuen Planen und Entwürfen zu geben, und von dem ersten Augenblicke an schien es ihm nicht ganz unmöglich, auch hier der Festigkeit der Mauern und der Gewalt der Könige zu trotzen. Allein sein Vorhaben wird immer dadurch vereitelt, daß man ihn aus mancherley Ursachen immer aus einem von den acht Thürmen, in den andern, und aus einem Zimmer in das andere brachte, und ihm immer andere Gesellschafter gab, daher er seine Arbeiten immer von neuem anfangen mußte. Die Geschichte seiner mannigfaltigen Versuche ist weit

läufig und vielleicht ein wenig verschönert, be-
her ich sie in das Kurze fassen will. Nachdem
er eine Zeitlang aus einem Thurme in den an-
dern gewandert war, so setzte man ihn zu einem
Irländer und zu einem Deutschen Baron aus
Peken, welcher um deswillen war in die Ver-
stille gesetzet worden, weil er gesagt hatte, der
König könnte nicht anders als durch der Mar-
tenon Brillen sehen. Der Irländer war un-
leidlich, und weil es auch zu des Duquay Ab-
sicht nicht bequem schien, so verhetzte er ihn mit
dem Deutschen, so daß sie sich mit den Köpfen
einer zerbrochenen Scheere spalirten, worauf der
Irländer, welcher Unrecht haben mußte, von
ihnen gebracht ward; zumahl, da er schon ange-
fangen hatte, den Deutschen zu der katholischen
Religion zu bekehren, daher der Canevas
beyde gern beysammen ließ. Sobald sie allein
waren, suchten sie ein vermauertes Fenster zu durch-
brechen. Allein ehe sie damit fertig waren, ver-
den sie beyde in einen andern Thurm verlegt, und
fingen nunmehr an, die Gitter ihres Fensters
mit einigen Feilen, welche Duquay heimlich bey
sich trug, zu durchfeilen. Als sie noch damit
beschäftigt waren, brach der Fußboden ihres Zim-
mers durch, und sie fielen in die Zelle eines ver-
rückten Polaken, der vor Schrecken mehr als
sinnlos wurde, und also war Möglich, daß sie mit
der in ein anderes Zimmer gebracht wurden.
Der Deutsche Baron [illegible]

zur katholischen Religion, in Hoffnung seine Freyheit zu erhalten, erhielt sie aber lange darnach, nachdem die Verzweiflung ihn zu dem Versuche eines Selbstmordes verleitet hatte. Da Buquoy so gut bekehren konnte, so brachte man ihn hierauf zu einem Reformirten, Nahmens Grandville, und da dessen Gemüthsart der Absicht des Grafen gemäß war, so beschäftigten sich beyde mehr mit den Mitteln zu ihrer Flucht, als mit der Religion. Ihre Gesellschaft ward bald darauf durch den Ritter von Goulanac und noch einen andern verstärkt, welche ihr Vorhaben billigten, und zugleich mit Hand anlegten. Die Absicht war, das Gitter des Fenstens abzufeilen, und sich mit Stricken, die sie aus ihren zerschnittenen Betten machen wollten, in den Graben herab lassen wollten. Die Sache ging nach Wunsch, und der Graf war der erste, welcher sich den 4ten May 1709 in der Nacht nieder ließ und glücklich in den Graben kam. Es waren zwey Stunden, ehe die drey übrigen erscheinen wollten; endlich kamen deren zwey an, denn Grandville konnte wegen seines starken Körpers nicht durch das Fenster, und mußte folglich zurück bleiben. Die drey Entkommenen konnten nicht einig werden, welchen Weg sie aus dem Graben nehmen wollten; endlich trennte sich Buquoy von ihnen, kletterte vermittelst eines Stricks selber auf die Contrescarpe und entkam über einige zu durchstossende Dächer glücklich. Wäre auch der Mond gekommen war, hätte er an dem Orte, wo

er seine Gesellschaft gelassen hatte, ein Geschrey und sahe gleich darauf Feuer geben, und da er hernach nie wieder etwas von ihnen hörete, so glaubte er, daß die Wache sie entdeckt und niedergeschossen habe. Duquoy war glücklicher, streifte die Nacht über in der Stadt herum, und verbarg sich gegen Morgen bey einigen Freunden, welche ihm zugleich Mittel an die Hand gaben, das Königreich zu verlassen.

Diese Flucht, welche ihrer Seltenheit wegen, für etwas ausserordentliches gehalten wurde, machte in Paris so viel Aufsehen, als sie Zerrüttung in der Bastille verursachte. Renneville, welcher nachmals die Geschichte dieses berüchtigten Gefängnisses beschrieb, befand sich mit dem Duquoy zu einer Zeit in demselben, und bewohnte nebst einigen andern das Zimmer gerade unter ihm. Er versichert, der Gouverneur habe gleich darauf alle grosse Bäume in dem Garten umhauen, alle Winkel in der Contrescarpe ausfüllen, und alle Zierrathen abreissen lassen, an welche man nur einen Strick befestigen können. Man habe alle Gefangenen auf das genaueste durchsucht, und ihnen nicht allein alles Eisenwerk bis auf die geringsten Kleinigkeiten, sondern auch die Decken wegnehmen lassen. Die Zimmer wurden von dieser Zeit an alle Woche gesammt besichtiget, und die Gitter und Mauern mit eisernen Hämmern untersucht. Renneville, welchem den Duquoy an seinen Gittern hatte feilen hören, ward für dessen Mitschuldigen gehalten, und kam

in ein elendes unterirdisches Gefängniß, in welchem er in kurzer Zeit seine Gesundheit verlohr. Wie es dem zurückgebliebenen Grandville ergangen ist, weiß weder Renneville noch Buquoy.

Der letztere war nun zwar in so fern klüger, als nach seiner Flucht aus dem Fort l'Evêque, daß er sich in Frankreich nicht länger aufhielt, als zu seiner heimlichen Durchreise nothwendig war; allein im Ganzen hatte sich der Verstand noch nicht bey ihm eingestellet, ob er gleich nunmehr wohl die Jahre dazu hatte. Schon der erste Schritt verräth es, indem er sich durch Bourgogne nach der Schweitz begab; und durch die Vermittelung des Französischen Gesandten, Grafen du Luc, mit dem Hofe wieder ausgesöhnet zu werden suchte, ob er gleich hätte wissen können, daß man in Frankreich dergleichen Vergehen, wie die seinigen waren, niemahls zu vergeben pflege. In den Briefen der Madame du Noyer befindet sich eine den 22sten Jul. 1709 unterzeichnete Bittschrift, welche eine seiner Verwandtinnen dem Könige übergeben haben soll. Ist sie ächt, so muß der Aberwitz in seiner Familie erblich gewesen seyn, so seltsam ist sie abgefaßt. Die Bäse vertheidigt nicht nur ihren Neffen in allen Stücken, sondern rühmt auch seine persönlichen Vorzüge und seine Verdienste sowohl um die Kirche als um den Staat. Seinen unternehmenden und unruhigen Charakter rechtfertigt sie mit dem Beyspiele der größten Heiligen, welche eben so unruhig und keck gewesen; und von

seinen Unbesonnenheiten in Bourgogne sagte sie: „Er sey des Königes treuester Unterthan, aber „nur wenn der König seinen Ruhm und seine „Ehre bloß in der Tugend suche.“ Doch es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Bittschrift von dem Grafen selbst geschmiedet worden; denn hätte die Base sie würklich so überreicht gehabt, so würde sie gewiß seine Stelle in der Bastille haben einnehmen müssen.

Da die Antworten, welche der Graf de Lur von seinem Hofe bekam, auf Schrauben gestellet waren, so sahe Buquoy wohl, daß er von seinem Vaterlande nichts mehr zu hoffen habe, dahin er sich an demselben zu rächen suchte. Allein er machte dabey den unsinnigsten Entwurf, den je in den Kopf eines Privatmannes gekommen ist, und mit welchem er, wie aus einigen Spuren nicht undeutlich erhellet, schon vor seinem Verhafte in dem Fort l'Evegue schwanger gegangen seyn muß. Dieser Entwurf bestand in nichts geringerm, als einen allgemeinen Aufruhr in allen Provinzen Frankreichs anzuzettlen, das Königreich zu theilen, oder wenigstens eine seinem Wähnen nach vernünftigere Regierungsform einzuführen, als die gegenwärtige despotische und tyrannische sey. Mit diesem abenteuerlichen Entwurfe besuchte er einige Deutsche Höfe, welche damahls Frankreich nicht wohl wollten, und begab sich nach Holland, wo er von seinem Vorhaben ein lautes Geschrey machte, und alle Minister der damahls mit Frankreich im Kriege be-

fangenen Mächte mit in seinen Plan zu verwickeln suchte. Vermuthlich merkten sie, wo es dem Fantasten fehlte, allein im Kriege höret man alles an, was den Gegentheil beunruhigen kann, und daher scheinet es, daß einige Minister, besonders Holländische, ihm Beyfall und Aufmunterung gegeben. Allein es ward 1717 Friede, und nunmehr hörete man dergleichen Projektmacher nicht weiter an.

Buquoy ward indessen mit dem Generalfeldmarschall von Schulemburg bekannt, der ihn an einigen Deutschen Höfen bekannt machte, wo man sich seine Gabe zu schwatzen eine Zeitlang gefallen ließ, und ihn dann mit einem Zehrpfennige weiter schickte. So hielt er sich eine Zeitlang zu Dresden und Braunschweig auf. Vorzüglich glückte es ihm 1714 zu Hannover, wo der nachmahlige König George 1. von Großbritannien vielen Geschmack an seinem Witze fand, und ihn nicht nur mehrmals an seine Tafel zog, sondern ihm auch ein Jahrgeld gab, daher er sich von dieser Zeit an größtentheils zu Hannover aufhielt.

1721 lernte von Loen ihn zu Frankfurt kennen, und damahls war er Willens, nach Antwerpen in ein Kloster zu gehen, und die Welt völlig zu verlassen, welches Vorsatz ihn doch bald wieder muß gereuet haben; wenigstens hat er ihn nie vollzogen. Er hatte sowohl in seinem Aeußern als in seinem Ausdrucke eben soviel Sonderbares und Seltsames, als in seiner Gemüths-

art. Er marterte sich, witzig zu seyn, hatte aber dazu keine Fähigkeit. Was er für Philosophie ausgab, war beleidigende Bitterkeit, nur zu oft mit dem Niedrigen gewürzt. Ueberall eiferte er wider Despotismus und Tyranney; als lein aus allen Umständen erhellet, daß er alle Unterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft für tyrannische Gewalt gehalten. Es fand sich daher auch niemand leicht von seinen Ungezogenheiten beleidiget. „Es ist ein Narr, hieß es, er „kann sagen, was er will." Aber daß seine Declamationen wider die unumschränkte Gewalt mehr eine Wirkung seiner Rache gegen Frankreich, als eines guten Herzens waren, erhellet unter andern aus einem Briefe, welchen er den 2ten April 1717 von Hannover aus an die Herzoginn von Orleans, gebohrne Pfalzgräfin vom Rhein, schrieb, und durch ihre Vermittelung wieder nach Frankreich zu kommen suchte. Er schränkte darin alles, was er wider die despotische Gewalt des Französischen Hofes gesagt und geschrieben, auf die Regierung Ludwigs 14. ein, und machte der dermahligen Regierung die größten Lobeserhebungen, ungeachtet sie gewiß eben so despotisch war als die vorige.

Als der Lord Scarborough sein Leben selbst zu verkürzen gut fand, ließ er eine Aufgabe über den Selbstmord in lateinischen Versen in die Zeitungen setzen, mit dem Versprechen, daß er demjenigen 100 thlr. bezahlen wollte, der seine Zweifel widerlegen würde. Allein man hat nicht ge-

höret, daß sich jemand Mühe gegeben hätte, diese Prämie zu verdienen, vermuthlich weil er selbst Richter seyn wollte, und man sich leicht vorstellen kannte, daß er seine Zweifel immer für unauflöslich halten würde.

Wegen seiner boshaften Zunge und seiner schmutzigen Kargheit, welche so weit ging, daß er sich zuletzt auch den Bart wachsen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehasset und verachtet, und in diesen Umständen starb er plötzlich den 14ten Nov. 1740. in einem Alter von fast 90 Jahren, und die dasige katholische Kirche erhielte seine Verlassenschaft, die sich auf etwa 1000 Thaler belief. Man hat ihm ein Verdienst daraus gemacht, daß er bis an sein Ende in der katholischen Religion geblieben; allein da er eigentlich gar keine Religion hatte, so wußte ich nicht, was ihn hätte bewegen können, sich äußerlich zu einer andern Kirche zu bekennen.

Er hat sehr viele Kleinigkeiten geschrieben und drucken lassen, so wohl über die Moral, als Politik und Religion, und darunter auch Verse. Allein da jedes Schriftchen nur einen oder wenige Bogen stark ist, so sind sie wenig bekannt geworden, und haben sich bald vergriffen. Ich kann nur folgende nennen:

La Force d' Esprit, ou la belle mort. Recit de ce qui s'est passé au decez d' Antoine Ulric, Duc de Brunsuic. Lüneburg. 1741, 8.

Lettre sur l'autorité.

Pensées sur l'existence de Dieu.

Le véritable esprit de la belle gloire. Auch in das Deutsche übersetzt.

Die schon oben gedachten Evênemens les plus rares, welche er 1719 mit einer Zuschrift au Prince le plus généreux & du coeur le mieux bati de la part de la Franchise même heraus gab, in welcher er sich unterschreibet: le plus poli & cependant le plus sincere Mr. de Buquoi, doch mit dem Beysatze, avec mesure; welches zugleich ein Pröbchen seines Witzes und seines Geschmackes ist. Es befinden sich darin zugleich einige seiner Gedichte und prosaischen Aufsätze.

Préparativ à l' Antidote à l' effroi de la mort, welche Schrift ein M. J. F. S. 1734, in 4. mit der Deutschen Uebersetzung herausgab.

Essai de méditation sur la mort & sur la Gloire. 1736.

---

29. Johann Elias Cornäus,

ein Teufelsbanner.

Beschwörungsgeschichten, wie die folgende, sind in der Römischen Kirche nichts seltenes, und da, wo ihr Aberglaube durch keinen Straht der Vernunft entkräftet wird, vergehet nicht leicht ein Jahr, wo man nicht wenigstens eine Komödie dieser Art aufführen sollte. Die

folgende ist indessen aus mehr als einer Ursache merkwürdig. Sie ist sehr umständlich, und hat daher den Vortheil, daß der dabey gespielte Betrug auf mehr als einer Seite durchblicket. Sie ist mitten in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes an einem Orte aufgeführet worden, der seit der Mitte des vorigen Jahrhundertes so manchen wackern und aufgeklärten Mann in seinem Schoße hegte, so daß man glauben sollte, man würde wenigstens in Ansehung der Publicität einige Behutsamkeit angewandt haben. Ueberdieß haben so viele vornehme Geistliche von dem ersten Range daran Theil, daß man beynahe begreift, wie diese Herren entweder ihren Verstand, oder auch ihren guten Willen durch eine Geschichte, wo der plumpe Betrug so unverkennbar durchleuchtet, haben brandmarken können. Ich entlehne sie aus einem auf ausdrücklichen Befehl des damahligen Churfürsten zu Mainz, Lotharii Francisci, bekannt gemachten Tagebuche *), nur daß ich die große Weitschweifigkeit abkürze, und die unaufhörlichen Wiederhohlungen vermeide. Der Prozeß dauerte vom April 1725 bis zum 19ten Febr. 1726 und da

*) Wahrhafter Bericht und Relation, wie und was gestalten Anna Elisabetha Ulrichin — von dem bösen Feind, Oloff genannt, — besessen — und liberiret worden. Mainz, 1726, 4. welcher auch in eines gewissen J. Aesopus epulans s. Discursus mensales inter confratres Petrinos curatos, Frankfurt und Leipzig, (eigentlich Wien,) 1773, S. 301 f. wieder abgedruckt worden.

kann man sich leicht vorstellen, daß einerley Auftritt sehr oft wieder vorkommen mußte.

Wer der Cornäus war, der in dieser Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, kann ich nicht sagen. Er heißt in dem unten angeführten Berichte Doktor der Theologie und Licentiat beyder Rechte, Priester, kaiserlicher Capellan und Präbendat an dem Domstifte zu Mainz. Beyläufig erfähret man, daß er sich vorher als kaiserlicher Capellan zu Wien befunden, und sich daselbst schon durch mehrere Teufeleyen dieser Art berühmt gemacht hatte. Also nur zur Geschichte selbst.

Ulrich, ein gemeiner Soldat, lutherischer Religion, bey dem Solmsischen Contingente in dem Städtchen Lich, hatte eine Tochter, Maria Anna Elisabeth. Als diese den 20sten Dec. 1724 in das eilfte Jahr trat, bekam sie auf einmahl Verzuckungen, betrug sich auf eine ungewöhnliche Art, und lästerte zugleich Gott und die Heiligen. Die Eltern wandten sich anfänglich an den Arzt zu Laubach, der verschiedene Mittel versuchte, allein, da die Verzuckungen und die Beängstigung des Leibes immer heftiger wurden, so rieth der unwissende Mann auf Hexerey, und empfahl geistliche Mittel. Die Eltern wandten sich nunmehr an die lutherischen Geistlichen zu Lich, die eben so abergläubig waren, und sich 12 bis 16 Wochen mit dem Mädchen zu thun machten, ohne etwas auszurichten. Sie ward vielmehr immer unbändiger, entblößte sich

unverschämter Weise, und konnte dabey verborgene Sachen, die niemanden als dem Decano bekannt waren, daher dieser sie auch wirklich für besessen hielt. Einer der Geistlichen war vernünftiger, und glaubte, das Mädchen habe die Milzkrankheit, daher er ihr auch Arzeney eingab, welche aber keine andere Würkung hatte, als daß ihr das Blut häufig aus den Ohren, der Nase und dem Nabel floß, daher auch andere dem Vater riethen, keine solche Mittel mehr zu gebrauchen, weil das Mädchen sich sonst zu Tode bluten würde. Ich kann diese und alle folgende Umstände freylich nicht anders als nach Maßgebung des obigen Berichtes erzählen, der sie unstreitig sehr zum Vortheil der geistlichen Arzeney gemodelt hat; allein ist der Umstand mit dem vergossenen Blute wahr, so ist er sicher der erste Beweis eines gespielten Betruges, der bey einer nähern Untersuchung sich schon weiter würde entdeckt haben.

Allein, mit einer solchen Untersuchung war dem Vater nicht gedient, welcher bey der Gaukeley ohne Zweifel ganz andere Absichten hatte. Da die lutherischen Geistlichen den Teufel nicht bändigen konnten, so wandte er sich an die katholischen, und zwar zuerst an die Cisterciensер zu Arnsburg bey Mainz, welche dem Vater vorläufig einige Mittel gaben, womit er untersuchen könnte, ob das Mädchen wirklich besessen sey. Sobald er damit zu Hause kam, wußte diese

schon

schon, wo er gewesen, und was er bey sich habe, und wie der Vater die Mittel an ihr versuchte, so stellten sich ganz natürlich alle Zeichen der leiblichen Besitzung ein. Sie schrie bald wie eine Katze, bald wie ein Hund, bald wie ein Fuchs, und wollte dabey die Wand hinauf klettern. Die Cistercienser zweifelten nunmehr nicht weiter an der Anwesenheit des Teufels, mochten sich aber doch nicht weiter mit der Sache bemengen, sondern wiesen den Vater an die Franciskaner zu Wetzlar, wohin sich denn derselbe auch begab. Allein diese gaben vor, sie könnten nicht eher Herr über den Teufel werden, als bis sich das Kind und dessen Eltern zur katholischen Kirche bekannt hätten, wozu denn auch alles sogleich willig war.

Ich glaube, das gibt den Schlüssel zu dem ganzen von dem Vater gespielten und von den Geistlichen unterstützten Betruge. Der erstere war, allem Anscheine nach, ein liederlicher Kerl, welcher ohne Mühe etwas gewinnen wollte, und sich dabey dieses Mittels bediente, den Aberglauben der Römischen Kirche mit ihrem guten Willen zu brandschatzen. Sonderbar ist dabey, daß die Franciskaner zu Wetzlar keine Gewalt über den lutherischen Teufel zu haben vorgaben, daher sich dieser mit dem Mädchen erst zur katholischen Kirche bekennen mußte. Ob er sich dazu so freywillig verstanden, oder wie er sich dabey geberdete, wird nicht gemeldet; genug die Sache

war nunmehr zur förmlichen Komödie vorbereitet, und wir werden den Vorhang sogleich aufziehen sehen.

Auf Vermittelung des Kammergerichts-Präsidenten, Freyherren von Ingelheim, erhielt der Vater seinen Abschied von dem Solmsischen Regimente, und ward indessen von freywilligen Almosen reichlich unterhalten. Nachdem er mit seinem Kinde öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war, dieses auch communiciret hatte, gieng die Teufelsbannerey an, wobey fünf bis sechs Wochen lang alle Tage in der Kirche, wie das Kunstwort lautet, gearbeitet wurde. Es ergaben sich dabey alle Kennzeichen der wahren Besitzung, welche in folgenden bestanden haben sollen. 1. Das Mädchen warf während der Beschwörung den Umstehenden heimliche Sachen und Verbrechen vor, welche insgesammt wahr waren. 2. Sie lästerte Gott und alle Heiligen; (von einem eben zur rechtgläubigen Kirche übergetretenen Teufel freylich ein wenig sonderbar) 3. Der Teufel führte sie über sieben Stufen der Treppe in der Luft. 4. Er warf die Besessene bald in das Wasser, bald in das Feuer, ohne daß es ihr geschadet hätte. (Wo solches geschehen, oder unter was für Umständen, wird weislich verschwiegen.) 5. Sie offenbarte Dinge, welche an entlegenen Orten geschehen waren, und die sie natürlicher Weise nicht wissen konnte. 6. Sie erhob ein schreckliches Geheul, und machte Thierstimmen nach. 7. Wenn die Teufels-

banner ihre geweihete priesterliche Hände auf ihren Kopf legten, so fieng sie an ganzem Leibe an zu zittern. 8. Sie hatte weder Tag noch Nacht Schlaf, sondern ward mit den grausamsten Erscheinungen geplagt. 9. Wenn die geweihete Hostie auf den Altar ausgesetzet ward, so machte sie die fürchterlichsten Bewegungen, und zuweilen sagte der Teufel durch sie, daß er sich so lange an dem Orte verbergen wollte, durch welchen er müßte ausgetrieben werden. Hoffentlich wird jedermann einsehen, daß in allen diesen vorgegebenen Kennzeichen der wahren Besitzung nichts ist, was die Fähigkeiten selbst des unwissendsten und dümmsten Menschen übersteiget.

Es ist dem Interesse des Aberglaubens gemäß, eine so wichtige Sache, als die Austreibung eines Teufels ist, so feyerlich als möglich zu machen, und sie durch einen so großen Raum zu verbreiten, als man kann. Nachdem nun die Franciskaner zu Wetzlar den Teufel, um mich eines Jägerausdruckes zu bedienen, bekreiset und bestätiget hatten, so gaben sie vor, daß das Kapucinerkloster Nothgottes im Rheingau der wahre Gnadenort sey, wo der Teufel müsse ausgetrieben werden. Der Vater begab sich nunmehr mit einer Empfehlung von den Franciskanern dahin, und schickte bey seiner Ankunft dem P. Guardian den Brief hinein. Dieser kam sogleich heraus und fand das Kind auf der Erde mit dem Gesicht unter sich liegend. Damit nun auch

er von seiner Seite den Teufel bestätigen möchte, so machte er das Kreutz heimlich unter seiner Kutte, und fügte demselben eine stille Beschwörung im Namen Gottes bey; worauf das Kind sich sogleich aufrichtete, und zu dem Guardian sagte: Du hast das Kreutz unter dem Mantel gemacht. Nunmehr war die Anwesenheit des Teufels ausser Zweifel; allein da der P. General seinem Orden alle Teufelsbeschörungen verbothen hatte, so schickte er den Vater mit einem guten Almosen wieder fort. Dieser wanderte mit seinem Wunderthiere eine Zeitlang in der Gegend herum, ließ ihm seine Künste für Geld machen, und kam darauf wieder nach Wetzlar. Da sich der Kammer-Präsident einmahl in die Sache eingelassen hatte, so schickte er den Vater mit einer doppelten Empfehlung an den General von Fechenbach, und an den Domdechant zu S. Johannis, D Anz, nach Wien, da denn ersterer ihn sogleich unter sein Regiment aufnahm, damit er Unterhalt haben sollte, letzterer aber zu Austreibung des Teufels Anstalt machte.

Er kam den 12ten April 1725 zu Mainz an, und ward von dem Weihbischof, Freyherrn von Honeck an die Jesuiten Bayer und Hartung gewiesen, welche sogleich Jagd auf den Teufel machten, aber nach einer Arbeit von vier Wochen auch nicht weiter kamen, als daß sie sich von dessen Anwesenheit versicherten. Da sie zugleich sahen, daß der anwesende Teufel von hartnäckiger Art sey, ihre Geschäfte aber ihnen zur

völligen Austreibung nicht Zeit ließen, so schickten sie ihn zu den Franciskanern, welche ihn gleichfalls vier Wochen herumtummelten, ohne seiner habhaft werden zu können.

Endlich aber fand er doch seinen Mann, denn der Weihbischof übergab nunmehr die Besessene dem Doktor Johann Elias Cornäus, der bereits mehrere Teufel in Wien ausgetrieben hatte, und also von dieser Seite schon in einem guten Rufe war. Als ein Kunstverständiger kehrte dieser nunmehr alle Anstalten vor, die Sache so feyerlich und geräuschvoll zu machen, als nur möglich seyn wollte. Er bath sich zwey Franciskaner und sechs Weltpriester aus, welche den Beschwörungen jederzeit beywohnen, und alles was dabey vorgieng, niederschreiben mußten. Zugleich ließ er das Mädchen von den Eltern nehmen, und es in das Hospital zum heil. Geist bringen, und es daselbst zwey Franciskaner-Nonnen übergeben, welche die Besessene in seiner Abwesenheit nach seiner Vorschrift behandeln und regieren sollten. Endlich nahm die Jagd den 15ten Okt. ihren Anfang, und dauerte alle Tage fünf Stunden, nämlich $2\frac{1}{2}$ Vormittags und eben soviel Nachmittags. Ich erinnere ein für allemahl, daß jeder Auftritt mit einer Messe angefangen ward, und allemahl geweihte Kerzen angebrannt wurden, auch war an geweihtem Rauchwerke und Wasser kein Mangel. Das Rauchwerk ward aus allerley Dingen zusammen gesetzt, welche dem Teufel von Natur zuwider

sind. Aber das Weihwasser konnte er eben so wenig leiden, weil er dabey allemahl die lustigsten Grimassen schnitte. Zuweilen mußte die Besessene auch geweihetes Baumöhl einnehmen; vermuthlich die Wege zur bequemen Abfahrt fein schlüpfrig zu machen.

Die ersten neun Tage vom 15ten Oct. bis zum 24sten gieng nichts besonders vor, als daß das Mädchen von ihrem Teufel fürchterlich gepeiniget ward, und manchen von den Umstehenden heimliche Gebrechen und Sünden vorwarf, welches sich denn diese nicht anders erklären konnten, als der Teufel müsse aus dem Mädchen reden. Da D. Cornäus Autumnarius des Stiftes war, so mußte er den 24sten Oktober nach Hochheim in die Weinlese, da er denn seinen Teufel inzwischen einigen Weltpriestern zur Aufsicht übergab.

Nach seiner Rückkunft ging die Teufeley den 13ten Nov. wieder an, und da den 19ten das Fest der heil. Elisabeth einfiel, die Besessene aber Elisabeth hieß, so mußte sie an diesem Tage communiciren, worauf die erste Hauptjagd angestellet wurde. Der Teufelsbanner beschwor zuförderst den Teufel, niemanden von den Anwesenden zu schaden, über alles, was er ihn im Namen Gottes fragen würde, die reine Wahrheit zu sagen, auch nicht mehr zu sagen, als ihm Gott zulassen würde. Ich bemerke noch, daß der ganze Kram von Anfang bis Ende allemahl in lateinischer Sprache geschahe, weil das

durch den einfältigen Anwesenden desto leichter Staub in die Augen gestreuet werden konnte, wenn gleich das Mädchen die erlernte Rolle ein wenig plump spielen sollte. Nachdem diese vorläufige Beschwörung dritthalb Stunden gedauert hatte, ward der Teufel gefragt, in welchem Jahre, Monathe, Tage und Stunde er in das Mädchen eingefahren sey, in welchem Gliede des Leibes er seinen Sitz habe, wie er heisse, aus welchem Chore der Engel er gefallen sey, da er das Geschrey der Thiere nachahme, was für eine Thierrolle er spiele, ob er auch Hexerey bey sich habe, und sie im Leibe der Besessenen mache? u. s. f. Der Teufel, der nun schon so ziemlich kirre geworden war, beantwortete alles sehr pünktlich. Ich bin, sagte er, 1724 den 20sten Dec. Vormittags um eilf Uhr zu Lich in Lieschen eingefahren, und zwar durch Hülfe einer alten Frau, Nahmens Anna Margaretha, welche mich in weisses Wasser setzte, worin sie Butter gewaschen hatte, und dieses Wasser dem Kinde zu trinken gab, da es kaum eilf Jahr alt war, und von dieser Zeit an gehöret ihr Leib und ihre Seele mir. Ich habe meinen Sitz in ihren Schamtheilen, (er nannte hier das pöbelhafte Wort,) und heisse Oloff. Ich bin aus dem ersten Chor der Engel gefallen, bin ein Fürst der Teufel, und besonders ein Geist der Unzucht, daher bin ich auch ein Fuchs. Ich habe zuweilen noch vier bey mir, habe aber in dem Mädchen keine Hexerey gemacht, sondern es ist alles

bloße Teufeley. Du hast, fuhr er zu dem Exorcisten fort, zwar in Wien Teufel ausgetrieben, aber ich bin ein ganz anderer Kerl; einen Fuchs hast du noch nicht ausgetrieben. — Nachdem dieser erste Aufzug vorbey war, fragte der Teufelsbanner das Mädchen, ob sie auch verstanden, was der Teufel aus ihr geredet habe, die aber von nichts wissen wollte. Sie wiederhohlte, daß der Teufel ihr an dem heimlichen Orte sitze, und daß es ihr so sey, als wenn ein Katzenkopf voller Nadeln, Disteln und Dörner daselbst stecke, daher sie denn auch große Schmerzen empfinde.

Auf diese Art dauerte die Komödie vier ganzer Monathe ununterbrochen fort. So oft das Mädchen von den Nonnen in die Kirche geführet wurde, erhob sie bey dem Eintritte ein dreyfaches gräßliches Fuchsgeschrey, und verübte andern Unfug mehr, der aber dem Teufel nicht ungerochen ausging, denn er mußte zur Strafe allemahl niederknien, die Erde küssen, und vor der geweihten Hostie einen tiefen Referenz machen, welches denn selten ohne mancherley Bocksprünge abging. Zuletzt ward der Teufel so boshaft, daß, wenn er seinen Reverenz mit dem Kopfe auf die Erde machen sollte, er den Kopf des Mädchens so auf die Steine stieß, daß man es deutlich hörte.

Den 20sten Nov. versuchte D. Cornäus ein anderes Recept, aus dem P. Mengo Vitalienst, mit den größern Litaneyen, wobey der Teufel wieder seinen Nahmen sagen, und aller

Grimassen ungeachtet, das Evangelium küssen mußte. Den 21sten mußte er nach dem gewöhnlichen Vorspiele die Zeit und Stunde seines Ausganges sagen, worauf er antwortete, er sey den 20sten Dec. 1724 eingefahren, und müsse den 20sten Dec. 1725 wieder ausfahren. Allein der Erfolg zeigte, daß er den Doktor damit nur zum Besten hatte. Die folgenden Tage wurden mit dem gewöhnlichen Possenspiele zugebracht; aber den 25sten führte sich der Teufel so ungezogen auf, daß er auch dem Meßner das Rauchfaß mit dem Rauchwerk aus der Hand schlug, welcher Muthwillen ihm aber sehr übel bekam, indem er die zerstreuten glühenden Kohlen wieder aufleſen, und in das Rauchfaß legen mußte. Den 26sten ward er unter den Umstehenden einen lutherischen Barbier-Gesellen gewahr, dem er sogleich zurief: Du Luther, du Luther, was machst du da? du bist mein. Den 27sten sollte der Teufel sagen, durch wessen Fürbitte bey Gott er am meisten zum Abzuge gezwungen werde, und wer am meisten zur Befreyung des Mädchens beytragen könnte, worauf er antwortete: die Dreckjau. Da der Exorcist nicht wußte, wer damit gemeinet sey, so ward er durch eine Menge Beschwörungen gezwungen, sich näher zu erklären, da er denn die Jungfrau Mariam nannte. Zur Strafe für diese Läſterung mußte er das Benedicta sit sancta Dei Genitrix sprechen, welches denn endlich nach allerley Kapriolen geschahe. Man bemerke, daß der Teufel sich jederzeit so dumm,

plump und pöbelhaft ausdrückte, als es von einem eilfjährigen Soldatenmädchen nur immer geschehen konnte.

Den 28sten wohnte ein reformirter Barbiergesell der Operation bey, dem es aber nicht besser ging, als dem Lutherischen. Den 30sten Nov. und 1sten Dec. mußte der Teufel eine der vorigen Lektionen wiederholen. Den 2ten und 3ten Dec. wurden dem Mädchen allerley Reliquien auf den Kopf gelegt, die denn der Teufel sogleich zu nennen wußte. Den 4ten übte er wieder einen Muthwillen aus, denn als der Exorcist bey Ablesung des Evangelii Johannis an die Worte kam, et verbum caro factum est, so wiederhohlte der Teufel: et verbum caro factum est nit, zum Beweise, daß er schlecht im Latein bewandert gewesen seyn muß. Den 5ten ward ihm vornämlich mit Weihwasser und Rauchwerk zugesetzt, und ob er gleich das Rauchfaß mehrmahls umkehrte, so mußte er doch allemahl die Kohlen wieder aufsammeln, und an ihren Ort legen.

Den 8ten Dec. als am Tage der Empfängniß Mariä, ward der Teufel mit verdoppelter Kraft bestürmet. Das Mädchen mußte communiciren, und der Exorcist nahm den Exorcismum de B. V. Maria aus dem Gelasio von Cylli vor. Der Teufel war dabey sehr ungeberdig, zerbrach ein Glas, welches das Mädchen in der Hand hielt, und zwang dasselbe die Stücken zu verschlingen; aber D. Cornäus war mächtiger als

er, und zwang ihn, die Stücken ohne Schaden des Mädchens wieder von sich zu geben. Den 9ten blies er während der Beschwörung das Mädchen auf, wie einen Frosch; doch ein Paar Beschwörungen brachten alles wieder in Ordnung. Den 10ten mußte er der geweiheten Hostie wieder ein Compliment machen, und da er bey den Worten benedictus sit Deus immer sein nit anflickte, so ward er so lange geängstiget, bis er dasselbe wegließ. Den 11ten als die Besessene ihre Nothdurft zu verrichten, aus der Kirche geführet ward, wälzte der Teufel sie in dem Schnee herum. Nachdem das Mädchen wieder in die Kirche gekommen war, gestand sie, daß ihr nichts nöthig gewesen sey, sondern daß der Teufel sie gezwungen habe, hinaus zu gehen, damit er einmahl frische Luft schöpfen könne. Allein der Doctor beschwor ihn, dergleichen Winkelzüge nie wieder zu gebrauchen, sondern allemahl so lange auszuhalten, bis der Exorcismus vorbey sey, welchem er denn auch in der Folge pünktlich nachkam. Den 12ten Dec. ward er unter andern mit geweihetem stinkenden Rauchwerke bewirthet, wobey er sich denn, ungeachtet er des Gestankes gewohnt seyn soll, sehr ungebärdig anstellete, und das Mädchen aufblies, daß man glaubte, sie würde bersten. Allein das Zeichen des heil. Kreuzes wußte ihn bald zu bändigen. Den 13ten mußte er die Geschichte seiner Einfahrt wiederhohlen, wobey er denn hinzusetzte, daß die alte Frau Anna Margaretha ihn in ei

nen Roß eingewickelt gehabt, als sie ihn in das Butterwasser gesetzt. Den 14ten zwang er das Mädchen eine Stecknadel hinunter zu schlucken, die sie aber wieder ausspeyen mußte. Den 15ten mußte er den lateinischen Spruch: hic deposuit potentes de sede et exaltavit humiles, exponiren. Da er dabey dem Mädchen das Gesicht verzerrete, so befahl der Exorcist ihm, sein teufelisches Gesicht der ganzen Versammlung zu zeigen. Der Teufel antwortete, wenn du mein wahres teuflisches Gesicht sehen solltest, so würdest du des Todes sterben, und der Beschwörer war so gescheid, es dabey bewenden zu lassen. Den 17ten ward ein neues Recept aus dem P. Valerio Volidario versucht, und da der Teufel sich dabey ungewöhnlich sperrete, so mußte das Mädchen sich auf die Erde legen, und unser Held hatte den Muth, ihr auf den Kopf zu treten, und dabey die Worte zu sprechen: du vermaledeyeter Geist, das geschiehet nicht der Creatur, sondern dir. Der Teufel war dabey so zahm, als ein Lamm; aber als man das Mädchen aus der Kirche wieder die Treppe hinauf bringen wollte, führte der Teufel sie zwischen den Nonnen weg, und in der größten Geschwindigkeit die Treppe hinauf, so daß sie schon oben stand, als die beyden Nonnen hinauf kamen. Sie sagte hernach, es sey ein schwarzer Hund vor ihr hergelaufen, und habe gerufen: Victoria, heute ist nichts daraus geworden!

Da der Teufel den 20sten Dec. ausfahren wollte, so verdoppelte der Charlatan seine Arbeit den 18ten und 19ten und suchte allen geistlichen Hocus-Pocus aus allen Teufelsbannern seiner Kirche zusammen. Er gab dem Mädchen eine brennende Loretto Kerze in die Hand, welche der Teufel gern ausgelöschet hätte, sie aber doch mit großem Zittern und Scheuel halten mußte. Den 20sten nahm der Dokter den Teufel vier Stunden hinter einander in die Arbeit, aber wer nicht ausfuhr, das war er; denn er gab jetzt vor, seine Zeit sey noch nicht gekommen, und der Oberste (Gott) wolle es nicht haben, wofür er sich von dem Geistlichen weidlich mußte aushunzen lassen. Genug, das Spiel gefiel allen Theilen, daher sie dasselbe noch ein paar Monathe fortsetzten.

Die Beschwörungen hatten nunmehr alle Tage drey bis vier Stunden lang ihren Fortgang, daher ich das ewige Einerley nicht wiederhohlen mag, sondern nur solche Umstände, welche sich vor andern auszeichnen, anführen werde. Um den Zuschauern, die, wie man sich vorstellen kann, sehr zahlreich waren, einen Zeitvertreib zu machen, mußte der Teufel mit unter allerley Künste machen, z. B. Münzen, Reliquien u. s. f. welche man dem Mädchen auf den Kopf legte, errathen, u. s. f. welches er denn meisterlich that. Den 21sten sollte er sagen, wenn er ausfahren würde, worauf er zur Antwort gab: „wenn „man Hoja Popaja singt, wenn man das H...

„wiegt"; für welche Lästerung er wieder einen Reverenz auf die Erde machen mußte, welchen er aber mit dem ihm eigenen Fuchsgeschreye begleitete.

An eben diesem Tage nahmen auch die heiligen Bäder ihren Anfang, die von funfzehnerley wohlriechenden geweiheten Kräutern bereitet wurden, welche fünf Stunden lang in geweihtem Wasser gekocht werden mußten, um alle durch die Weihe hineingebrachte Kraft herauszuziehen. In diesem Bade mußte das Mädchen 3½ Stunden zubringen, so sehr auch der Teufel aus ihr schrie, daß es ihn brenne. Den 28sten ward er wieder gefragt, wenn es ihn auszufahren beliebe, und da war denn die Antwort bald im schwere Nothsmonath, bald im Pestilenzmonath, bald wenn man das Kind wiegt. Das an diesem Tage wiederhohlte Bad brachte ihn zu dem wichtigem Geständnisse, daß er alle Tage zweymahl spatziren gehe, und eben von der See komme, wo er einen heftigen Sturm erreget habe. Den 24sten führte er das Mädchen in den Ofen ihres Zimmers, ohne daß sie von dem Feuer wäre verletzet worden; vermuthlich, weil keines mehr darin war. Den 25sten konnte er gar ein paar Griechische Worte nachbethen, die man ihn ohne Zweifel vorher gelehret hatte; aber ob man gleich an diesem Tage, seinem Ausdrucke nach, Hoja Popaja sang, und ihm auch mit verdoppelten Kräften zugesetzet wurde, so hatte er noch immer keine rechte Lust auszufahren; doch fieng

er schon an zu accordiren. Erst forderte er die Kanzel zu Lich, und auf Befragen, was er damit machen wolle, war die Antwort: weil die Prädicanten wenig darauf predigten, so wolle er hinauf steigen und ihnen predigen. Da ihm das versagt ward, so versetzte er: „ich muß einen „Raub mit in die Hölle bringen, sonst komme „ich bey dem Lucifer in Ungnade und kriege „Schläge." Einen tümmern einfältigern Teufel muß man nicht leicht erlebt haben; er war dabey so treuherzig, daß er den 26sten sogar die Ursache sagte, warum er nicht ausfahren könne, welche dann keine andere war, als daß es so viele Ungläubige in Mainz gebe, die sich nicht überreden wollten, daß er das Mädchen wirklich besitze.

Den 27sten Dec. ward sie mit geweiheten stinkenden Rauchwerke auf einem Nachtstuhle sitzend, geräuchert, wobey denn wieder allerley Bocksprünge vorfielen. Den 28sten gab der Teufel es näher und forderte nur ein Fach aus dem Kirchfenster, welches ihm aber auch abgeschlagen ward. Indessen ward ihm an diesem Tage mit dem stinkenden Rauchwerke so zugesetzet, daß er auch seinen Lieblingsort (die Schaamtheile) verlassen mußte, und sich in den Nabel hinauf zog. Den 29sten nachdem er das Mädchen wieder wie einen Frosch aufgeblasen hatte, ward er mit der Monstranz aus einem Orte des Leibes in den andern gejagt. Da er nunmehr schon wackelnd geworden war, so schöpfte der Teufels,

banner guten Muth, und verdoppelte die folgenden Tage seine Künste. Als den 30sten das geweihete Bad wieder versucht ward, lernte der Teufel gar Hebräisch reden, denn er schrie, Ah Ahum, Ah Achum, und dieses mußte soviel heissen, als: „soll ich bekennen meine Sünden?" Da es nun schon mit ihm auf die Neige zu kommen schien, so verschrieb er sich Sukkurs aus der Hölle, denn das Mädchen sahe den Abend nach dem Bade eine Menge anderer Teufel in der Stube, die aber bald wieder in ihre alten Schlupfwinkel zurück gebannet wurden.

Den 1sten Jan. 1726 ward dem Teufel während der Beschwörung zugleich ein Collegium über die Menschwerdung und Beschneidung Christi gelesen, welches er denn sehr andächtig mit anhörete, und auf Befragen, warum er noch nicht weiche, zur Antwort gab: er werde weichen, wenn man ein allgemeines Gebeth anstelle, und die Kirche voller Leute wäre, die das Weisse (die Hostie) empfingen. Da dieß dem Weihbischof hinterbracht wurde, so ließ er in allen Kirchen und Klöstern öffentliche Gebethe zur Befreyung des Mädchens anstellen. Der Teufel ward nunmehr so andächtig, wie Klopstocks Abbadonna, so daß er auch den 2ten Jan. gestand, daß, wenn er in den Himmel kommen und selig werden könnte, er gern eine mit lauter Scheermessern besetzte Säule, welche von der Erde bis zum Himmel reichte, bis an den jüngsten Tag auf-

auf- und absteigen wollte; allein es sey alles umsonst. An eben dem Tage kam der Dom-Scholaster und Statthalter zu Mainz, Graf Waldborh von Bassenheim zu der Besessenen, da denn der Teufel auf Befehl seines Beschwörers wieder mancherley Künste machen mußte, aber dabey zugleich so muthwillig ward, daß er fast einem jeden der Anwesenden eines anhing. Zum Beweise wie wenig Feinheit D. Cornäus bey seiner Gaukeley bewieß, diene folgendes. Teufel Olof verdrehte dem Mädchen in Gegenwart des Dom-Scholasters die Hand, die dabey so hart und fest war, daß keine Gewalt sie aufbrechen konnte. Der Teufelsbanner überreichte diese Hand dem Domherrn, der sie nicht aufbrechen konnte, worauf er zu ihm sagte, er sollte nur sprechen: im Nahmen Jesu Christi weiche du verfluchter Geister; so werde die Hand sogleich wieder weich werden. Der Domherr überließ das Experiment dem Doktor, und kaum hatte dieser die gedachten Worte gesprochen, so war der Teufel fort, und die Hand war wieder weich. Den 3ten Jan. mußte das Mädchen geweihtes Oehl und ein Stückchen von einem Agnus Dei in geweihtem Wasser einnehmen, welches denn den Meister Olof weidlich krümmete. Den 4ten schnitte er durch die Hand des Mädchens im Dunkeln in der Geschwindigkeit vier Drachen in Papier aus, worunter der eine mit acht Flügeln ihm teufelhaftig glich. Den 6ten ward das

Schweißtuch Christi mit großem Pompe aus der Domkirche gehohlt und dem Mädchen auf den Kopf gelegt, da denn der Teufel so wüthete, daß vier Priester kaum das Mädchen halten konnten. Er verstummete zugleich so, daß man seiner Abfahrt alle Augenblicke entgegen sahe. Allein es beliebte ihm noch nicht, und da man das gewöhnliche Bad des Abends mit geweihetem Oehle und Agnus dei verstärkte, so schrie er wieder gräßlich über Hitze, gegen welche das Feuer der Hölle nichts sey.

Den 7ten und die folgenden Tage ward der Teufel wieder sehr ungezogen, indem er den Rosenkranz, den das Mädchen bethen sollte, dem D. Cornäus an den Kopf warf, und ein paar Priester, die ihm zu Beyständen dienten, mit Ohrfeigen regalirte. Den 12ten hielt der Geistliche dem Teufel wieder eine scharfe Bußpredigt, wobey er denn sehr gerührt war, und gestand, daß die Verzögerung seiner Ausfahrt blos daher rühre, weil Gott seine (des Geistlichen) Beständigkeit prüfen wolle, und weil noch nicht genug gebethet werde. Zugleich fing er wieder an zu capituliren, und forderte ein Fach von dem Kirchenfenster, welches ihm aber abgeschlagen ward. Den 14ten lief er dem Mädchen wieder in dem ganzen Leibe herum, und quakte dabey bald wie ein Frosch, bald grunzte er wie eine Sau; aber der Teufelsbanner wußte ihn bald wieder zu Ruhe zu bringen. Den 16ten ward der Exorcist böse, und befahl dem Teufel,

im Nahmen Gottes und aller Heiligen, den Augenblick auszufahren, widrigenfalls seine Pein in der Hölle ihm zehnhunderttausendfältig verstärkt werden sollte. Aber der Teufel blieb hartnäckig, doch gestand er, daß er am Kertzelestage (am Fest der Reinigung Mariä ausfahren müsse. Die folgenden Tage stellte er sich wieder sehr ungeberdig, weil, wie er sagte, so viele Ungläubige zugegen wären, die ihn für keinen rechtschaffenen Teufel halten wollten. Dieß sey auch die wahre Ursache, warum er nicht ausfahren könne; für einen Teufel gewiß eine sehr erbauliche Ursache. Der Verfasser des Aufsatzes, welchen ich vor mir habe, macht dabey eine weitläufige Anmerkung, worin er sehr ernsthaft die Parthie des Teufels nimmt, und aus Marc. 6 und Matth. 7 beweiset, daß der Unglaube der Umstehenden dem Exorcisten die Sache allerdings schwer mache, besonders bey den unreinen Geistern, deren dieser einer war.

Je näher indessen der Kertzelestag kam, jemehr häufte Doktor Cornäus in seinen täglichen Beschwörungen seine Gaukeleyen, und das Mädchen fieng nunmehr auch selbst an, sich zu geisseln, und allerley Bußwerke zu verrichten, wodurch denn dem Teufel von allen Orten und Enden zugesetzt wurde. Den 2ten Febr. als am Tage der Reinigung Mariä geschahe endlich der Hauptsturm. Das Mädchen mußte communiciren, und während des Exorcismi eine große

geweihete brennende Kerze aus dem Dom in der Hand halten, welches anfänglich mit vielem Zittern geschahe. Am Ende des langen verstärkten Exorcismi ward ihr die Monstranz auf den Kopf gesetzt, wogegen sich der Teufel nur schwach sperrete. Endlich höreten alle bisher gewöhnliche Bewegungen auf, und der Teufel gab auf die Fragen des Exorcisten schon keine Antwort mehr. Dieser schloß daraus, daß sein Abschied nicht mehr weit sey, und beschwor ihn, seinen Nahmen zu sagen, da er denn mit schwacher kranker Stimme antwortete, Oloff heisse ich. Der Exorcist befahl ihm hierauf sein Fuchsgeschrey zu machen, welches aber eben so lahm und kraftlos ausfiel; womit denn die Arbeit dieses Tages beschlossen ward. Indessen mußte er sich wieder ein wenig erhohlet haben, denn den folgenden Tag fing er nach einer Beschwörung, welche drittehalb Stunden gedauert hatte, wieder an zu kapituliren, und verlangte die Kanzel zu Lich, die ihm aber abgeschlagen ward, worauf er sich denn zufrieden gab. Den 4ten befand der Geistliche für gut, um den Teufel recht zu kränken, nach dem gewöhnlichen Exorcismus, die von ihm aus Papier geschnittenen Figuren zu bespeyen, mit Füßen zu treten, und darauf auf geweihetem Feuer mit geweihetem Schwefel und stinkenden Rauchwerke zu verbrennen, mit dem christlichen Fluche, daß dieses Feuer seine teuflische Substanz ewig peinigen und brennen solle; worauf dieser mit einem matten Fuchsgeschrey antwor-

tete. Den 5ten war er den ganzen Exorcismus über ruhig, daher der Geistliche ihn beschwor, ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben, worauf er stöhnte, als einer der in den letzten Zügen liegt. Damit nun dem todtkranken Teufel niemand aus der Hölle zu Hülfe kommen möchte, so wurde allen Teufeln der Weg durch eine neue Beschwörung verrennet. Auch im Bade verhielt er sich ruhig, und gestand auf Befragen, daß er zwar noch zwischen den Rippen des Mädchens sitze, aber keine Gewalt mehr habe, sie zu plagen. Die folgenden Tage gingen eben so ruhig vorüber, indem der Teufel, wenn er ein Zeichen seiner Gegenwart geben sollte, nur noch wie ein krankes Schwein grunzete. Aber den 9ten war er wieder so ungezogen, daß er einen Priester, der mit dem Mädchen den Rosenkranz bethen wollte, weidlich bey den Haaren rupfte; doch hatte er keine weitere Gewalt über ihn. Die folgenden Tage wurden die Zeichen seiner Gegenwart immer schwächer, ein gelindes Zittern, ein ohnmächtiges Fuchsgeschrey, und ein leises Grunzen war alles was man aus ihm heraus bringen konnte. Den 19ten ward er daher nach dem gewöhnlichen Exorcismus durch die Kraft des heil. Sacramentes im höchsten Grade beschworen, den Augenblick aus dem Mädchen zu weichen, worauf diese in einen tiefen Schlaf fiel, während dessen der Exorcist seine Beschwörung tapfer fortsetzte. Endlich that die Besessene zwey bis drey Stösse mit dem Leibe gegen das Venerabile,

man merkte auch, als wenn ihre Schürze zerrissen würde, und endlich hörte man ein Krachen gegen dem Fenster zu, warum der Olyff mehrmahls gehandelt hatte, und — weg war der Teufel. Das Mädchen wachte sogleich auf, und sagte selbst, daß er fort sey. Der Exorcist, der dem Teufel nicht trauete, setzte seine Arbeit noch bis zum 24sten fort, um zu sehen, ob nicht noch ein Stückchen von ihm zurück sey; allein er war mit Sack und Back ausgezogen, und war dabey so matt, daß er auch nicht Kräfte genug hatte, den ihm sonst gewöhnlichen Gestank zu hinterlassen. Das Nachspiel dauerte indessen noch bis zum 12ten März, während dessen täglich allerley Gebethe und Segen über das Mädchen gesprochen, mit unter auch noch allerley kleine Exorcismi angebracht wurden; worauf endlich mit einem feyerlichen Te Deum geschlossen wurde.

Wenn diese Geschichte nicht von sechs Priestern als Zeugen unterschrieben wäre, so könnte man zweifeln, ob es unsere Nachkommen glauben werden, daß man noch im Jahr 1726 mitten in einer großen Universitätsstadt, vor den Augen so vieler angesehenen und zum Theil aufgeklärten Männer, ein solches plumpes und armseliges Possenspiel aufführen können, und daß ein Doktor der Theologie und kaiserlicher Hofprediger die unbegreifliche Geduld gehabt, eine solche ärgerliche Fratze sechsthalb Monathe hin-

durch alle Tage drey bis vier Stunden zu unterhalten.

---

30. Elie Marion,

ein Inspirirter *).

In Nieder-Languedoc liegt ein hohes mit tiefen Thälern durchschnittenes Gebirge, welches die Sevennes genannt wird, und in welches sich zur Zeit als die Reformirten in Frankreich so heftig verfolget wurden, einige Gemeinden flüchteten, um in diesen unzugänglichen Gegenden Sicherheit zu finden, die sie auch eine Zeitlang wirklich fanden, und vermuthlich noch länger würden genossen haben, wenn sie nicht durch ihren schwärmerischen Unfug den Hof auf sich aufmerksam gemacht, und zu neuen Verfolgungen gereitzet hätten. Da sie keine ordentlichen Pre-

*) Ich entlehne die Geschichte dieses Fantasten, welcher zu seiner Zeit Aufsehen genug in der Welt gemacht hat, aus dem seltenen Theatre Sacré des Sevennes ou recit de diverses Merveilles opérées dans cette partie de la Province de Languedoc. Prémiere Partie. London, 1707, 8; von welcher schwärmerischen Schrift der leichtgläubige und aus seiner Reisebeschreibung hinlänglich bekannte Misson Herausgeber ist, in welcher Gestalt er auch die Vorrede unterschrieben hat. Der Aufsatz rühret von dem Marion selbst her, daher Misson ihn auch in der ersten Person reden läßt. Da diese Geschichte aber nur bis 1707 gehet, so werde ich den Ueberrest aus andern Quellen entlehnen, welche ich gehörig anzeigen werde.

diger hatten, so fingen sie sehr bald an zu verwildern, zumahl nachdem um 1685 einige aus ihrer Mitte, die eben so roh und ungebildet waren, als die meisten übrigen, anfingen, den übrigen zu predigen, und damit Beyfall fanden. Es kann seyn, daß die wilde romantische Gegend Einfluß auf ihre Einbildungskraft hatte genug, es riß auf einmahl die plumpeste Schwärmerey unter diesen verwilderten Haufen ein, und es fanden sich viele, welche unmittelbare Eingebungen und Offenbahrungen haben wollten, weissagten, Wunder thaten, und die ohnehin schwachen Köpfe völlig verrückten. Das Gerücht davon breitete sich sehr bald in die umliegende Gegend aus und kam endlich bis nach Paris, wo man jetzt erst ihr Daseyn erfuhr, und sie mit Gewalt zur Römischen Kirche zurück zu führen beschloß. Der Graf von Broglio schickte als Intendant der Provinz zuerst einige Truppen wider sie aus; allein die Sevenner stellten sich wider die Gewohnheit solcher Schwärmer zur Wehre, und da sie alle Vortheile des unzugänglichen Bodens für sich haben, so wurden die Truppen geschlagen. Der Hof verdoppelte seinen Ernst, und schickte den Marechal de Montreuil mit 2000 Mann dahin, welcher den Sevennern, oder wie man sie auch nannte, Camisards, anfänglich einen Frieden anboth, aber da sie denselben verwarfen, und ein Manifest herausgaben, worin sie behaupteten, daß sie ihre Gewissensfreyheit mit Gewalt vertheidigen müßten, eine blutige Verfolgung

wider sie eröffnete, indem er alle diejenigen, welche ihm in die Hände fielen, peinlich behandeln, und eine große Anzahl derselben hinrichten ließ. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß jede Art der Schwärmerey unter der Verfolgung nur neue Kräfte gewinnet, und diese Erscheinung ist nicht schwer zu erklären. Die Schwärmerey ist die Frucht einer ausschweifenden und überspannten Einbildungskraft; gesellen sich empörte Leidenschaften dazu, so gehet sie in Fanatismus und Wuth über. Durch die Verfolgung werden sowohl die Einbildungskraft als die Empfindungen noch mehr erhitzt, was Wunder, daß sich auch die darauf gegründeten Vorurtheile ausbreiten und verstärken.

Kurz, die Verfolgung machte die Sevenner nur noch hitziger; sie wählten einen aus ihrer Mitte, Nahmens Roulaud, zu ihrem Anführer, und thaten eine so verzweifelte Gegenwehr, daß die königlichen Truppen, ihrer Ueberlegenheit ungeachtet, in mehrern Gefechten den Kürzern zogen. Da sie dadurch neuen Muth bekamen, so spannten sie auch ihre Entwürfe höher, und erklärten in einem öffentlichen Manifeste, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis das aufgehobene Edikt von Nantes wieder hergestellet würde.

Es ist natürlich, daß die Verbitterung ihrer Feinde dadurch zunahm, und man that den Camisards, welche ihnen in die Hände fielen, alle nur erfinnliche Marter an. Diese rächeten

sich hingegen, wenn sie konnten, verbrannten die katholischen Kirchen, und vergalten denjenigen von den königlichen Truppen, welche ihnen in die Hände fielen, ihre Grausamkeit mit Wucher. Zugleich waren sie gegen die königlichen Truppen von Zeit zu Zeit glücklich, so daß sich Montreuil vor ihnen sogar auf das Schloß Carignon zurückziehen mußte.

Der Hof gab nunmehr alle Hofnung, diese Leute mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, beynahe auf, daher Montreuil auf Befehl des Hofes den 21sten Jul. 1703 auf das neue mit ihnen in Unterhandlung treten mußte. Er versprach ihnen, daß sie Freyheit haben sollten, ungehindert aus dem Lande zu ziehen, wobey man ihnen nicht allein Lebensmittel und Fuhrwerk geben, sondern auch einem jeden von ihnen einen Louisd'or auf der Gränze reichen wollte. Sie schlugen auch dieses Anerbiethen unter dem Vorwande aus, daß sie schon mehrmals hintergangen worden, daher sie den Worten des Hofes nicht trauen könnten; zugleich verlangten sie, man sollte ihnen die freye Uebung ihrer Religion lassen, so wollten sie sich als getreue Unterthanen ruhig verhalten.

Allein das war es eben, was man ihnen nicht bewilligen wollte, daher der Krieg seinen Fortgang hatte. Montreuil ließ keine Grausamkeit unversucht, sie in Schrecken zu setzen, und kein Mittel, sie zu unterdrücken. Allein alle seine Bemühungen waren eine geraume Zeit

vergebens, indem sich einer Nahmens Johann Cavalier zu ihrem Anführer aufwarf, dem es, eine reichliche Dosin Schwärmerey mit eingerechnet, nicht an Muth und Geschicklichkeit fehlte, seine schwärmerischen Brüder zu vertheidigen, daher auf beyden Seiten viel Blut vergossen, und manche Grausamkeit ausgeübet ward.

Der Hof ward über diesen schlechten Erfolg ungehalten, und da er glaubte, die Schuld liege an der Ungeschicklichkeit des Marechals de Montreuil, so ward dieser zurück berufen, und den 12ten April 1704 dem Marechal de Villars das Commando übergeben. Um die Sevenner zugleich einzuschläfern, gab man öffentlich vor, Montreuil werde bloß darum zurückberufen, weil der Hof dessen übertriebene Strenge mißbillige. Villars machte den Anfang gleichfalls mit der Güte, trat mit den Häuptern der Sevenner, Cavalier, Rouland, Ravanel und Calinat in Unterhandlung, und versprach ihnen alles, was er wollte oder konnte, wenn sie die Waffen niederlegen oder aus dem Lande gehen wollten. Cavalier capitulierte und erhielt freyen Abzug, allein die übrigen wollten noch immer die Wiederherstellung des Ediktes von Nantes erzwingen, daher der Krieg und mit ihm auch die Grausamkeiten ihren Fortgang hatten. Endlich wurden die Mißvergnügten durch die unaufhörlichen Gefechte geschwächt, ihre besten Anführer blieben entweder, oder capitulierten und bekamen freyen Abzug, daher denn auch 1706 die übrigen sich

nach und nach verliefen, und sich theils in die Schweiz, theils in Deutschland und Holland, theils aber auch in England zerstreueten.

Es war nothwendig, dieß von der Geschichte der Sevenner überhaupt voraus zu schicken, weil sonst die folgende Geschichte sehr unverständlich seyn würde. Marion war einer der vornehmsten unter ihnen, weil er von einem bessern Stande war, als die meisten übrigen, auch ein wenig studiert hatte, vornämlich aber, weil er es in der Schwärmerey am weitesten gebracht hatte, oder vielmehr, um mich in der Sprache der Kunst auszudrücken, weil der Geist Gottes zwiefach auf ihn ruhete, und ihn vorzüglicher Offenbahrungen würdigte.

Er war aus Barre in den obern Sevennes gebürtig, wo er um 1679 gebohren war, und ward von seinen Aeltern nach Toulouse geschickt, sich den Rechten zu widmen, hatte sich auch bereits drey Jahr bey einem Parlaments-Advokaten aufgehalten, um sich zur Praxi geschickt zu machen. Er war in der reformirten Religion erzogen worden, allein, da diese damahls sehr gedruckt wurde, so mußte er sich äusserlich katholisch stellen, in die Messe gehen und alle Gebräuche der römischen Kirche mitmachen, worin seine Eltern ihm mit ihrem Beyspiele vorleuchteten. Es stiegen ihm zugleich allerley Zweifel bald wider die eine, bald wider die andere Religion auf; allein, da er nicht im Stande war, sich selbige zu beantworten, so blieb er in einem Zustande

der Unschlüssigkeit. Indessen nahmen die Begeisterungen und Offenbahrungen in seinem Vaterlande überhand, das Gerücht davon erscholl bis nach Toulouse, und nunmehr gingen ihm auf einmal die Augen auf. Er lernte die Abgötterey der römischen Kirche auf das lebhafteste einsehen, und faßte den festen Entschluß, oder vielmehr, Gott selbst legte den festen Entschluß in sein Herz, einen so abgöttischen Ort, als Toulouse war, zu fliehen, und wieder in sein Vaterland zu gehen. Er reisete daher um den Anfang des Oktobers 1701 von da ab, und als er in Barre anlangte, so hörete er, daß der Geist der Weissagung sich der ganzen Gegend bemächtiget habe, und daß besonders junge Leute und selbst kleine Kinder häufige Entzückungen und Offenbahrungen bekämen, und in denselben ganz herrliche Sachen aussprächen. Das machte ihn stutzig, noch mehr aber, als eine Person in seiner Gegenwart in Entzückung fiel, da er denn noch nicht wußte, was er davon denken sollte. Allein nachdem er einigen Versammlungen solcher Inspirirten beygewohnet hatte, worin sie sich auf eine unaussprechlich starke und pathetische Art ausdrückten, so riß die göttliche Sprache dieser bewundernswürdigen Kinder ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt dahin, und er wünschte sich gleichfalls wieder zu werden, wie ein Kind.

Als er bald darauf einer Versammlung beywohnte, welche er selbst zusammen berufen hatte, und worin ein gewisser Castanet eine par-

treffliche Rede hielt, so empfand er eine ihm bis dahin ganz unbekannte Bewegung, und zugleich eine geheime Freude, nebst einem innern Gefühl der Gnade Gottes, so daß er so vergnügt war, als wenn er sich in dem Himmel befunden hätte. Ein gewisses Feuer bemächtigte sich seiner Brust, und verursachte ihm eine Art von Bedrückung, die ihm doch nicht beschwerlich war, die ihm aber dennoch tiefe Seufzer auspreßte. Zugleich hatte sich sein Körper ein wenig verdrehet, und er befand sich eine starke Viertelstunde in diesem Zustande, hatte aber dabey nur noch sehr wenige Verzuckungen.

Nun das war doch schon ein guter Anfang, woraus ein Kunstverständiger bald sehen konnte, was aus dem Knaben werden würde. Man sagt gemeiniglich, die Schwärmerey stecke an, wie der Schnupfen, und sagt darin sehr wahr. Sie bestehet in einer erhitzten Einbildungskraft und Empfindung, welche eben diese Wirkung ganz natürlich auch auf den Zuschauer hervorbringet, wenn er sich nicht mit sein bischen Vernunft gegen die Ueberraschung waffnet.

Doch die kleine Freude wäre ihm bald versalzen worden. Die Verfolgungen gegen den Geist Gottes, wie man es in den Sevennes nannte, hatten bereits ihren Anfang genommen, und so bald der Abt von Chaylar, und der katholische Pfarrer des Orts, Meidge, erfuhren, daß er den Versammlungen beygewohnet habe, so ließen sie ihn in Verhaft nehmen. Allein er kam

dasmahl noch so leidlich davon, weil beyde sich mit 20 Louisd'or abspeisen ließen, die sein Vater bezahlen mußte, da man ihn denn wieder in Freyheit setzte; doch mußte er versprechen, wieder nach Toulouse zu gehen, und seines Berufes abzuwarten, ein immer sehr kluger Schritt, indem hinlängliche Beschäftigung des Verstandes das sicherste Mittel wider die Schwärmerey ist.

Der Tropf reisete auch wirklich nach Toulouse ab, allein er war schon zu tief angeschossen, daher er sehr bald das andächtige Heimwehe bekam, und im Julius 1702 wieder nach Barre reisete, in der Absicht, wenn es ja nicht anders seyn könnte, lieber das Königreich zu verlassen, als länger an einem so abgöttischen Orte zu bleiben. Kaum war er zu Hause angekommen, so erfuhr er, daß der Geist der Weissagung schon seine beyden jüngern Brüder ergriffen hatte, und man kann sich vorstellen, was das für eine Freude für ihn gewesen seyn muß. Der Vater, der vermuthlich den Segen in seiner Familie eben so gern sahe, hatte ihm schreiben wollen, daß er zu Hause kommen sollte; allein einer seiner Söhne sagte in der Begeisterung, es sey nicht nöthig, daß man dem Bruder schriebe, weil er ohnehin kommen würde; und da das nach einigen Tagen glücklich eintraf, so war die Offenbahrung ausser allem Streite.

Elie hatte seinen Vater beredet, ihn mit seinen beyden Brüdern auf Reisen gehen zu las-

sen, damit sie ihren Offenbahrungen in völliger Freyheit nachhängen könnten. Allein den Abend vor ihrer Abreise hörte sein Bruder die Stimme des Geistes, welche zu ihm sprach: „Ich sage „dir, mein Kind, daß wenn ihr jetzt abreiset, „ihr euren Feinden in die Hände gerathen werdet. „Allein in kurzem sollen eure Feinde selbst euch „sicher an den Ort bringen, welchen ihr nur selbst „wollen werdet.“ Die Reisegesellschaft gehorchte, und achtzehn Monathe darauf traf die Weissagung des jüngern Bruders glücklich ein, weil Elie capitulierte, und darauf mit seiner ganzen Familie sicher nach Genf gebracht ward.

Zu Anfange des Jahres 1703 bekam der unsrige, da er sich eben in einer Versammlung befand, in welcher sein Bruder wieder eine Offenbahrung hatte, auf einmal eine große Hitze, welche sich seines ganzen Herzens bemächtigte, und sich durch seinen ganzen Leib verbreitete. Er befand sich dabey gleichfalls wieder ein wenig beängstigt, welches ihm denn heftige Seufzer auspreßte, die er, um der Gesellschaft willen, so lange zurück hielt, als er nur konnte. Einige Minuten darauf bemächtigte sich eine Macht, der er nicht widerstehen konnte, seiner so sehr, daß er auch ein lautes, mit heftigen Schluchzen unterbrochenes Geschrey ausstieß, und Ströhme von Thränen vergoß. Die Ursache dieses Paroxismus waren die unzähligen Bilder seiner Sünden, welche ihm auf einmahl in schwarzer

scheus

scheuslicher Gestalt erschienen, die ihn wie eine schwere Last so niederdrückten, daß er auch den Kopf mußte sinken lassen. Jemehr sie drückten, desto heftiger ward sein Geschrey und desto häufiger seine Thränen. Die Bilder erfülleten seinen Geist mit Abscheu, und in seiner Angst konnte er weder reden noch zu Gott beten. Bey dem allen empfand er doch so etwas gutes und seliges, daß es ihm nicht möglich war, weder zu murren, noch zu verzweifeln.

Ich glaube, der Pinsel hat in dieser ganzen Geschichte den ganz begreiflichen Fortschritt einer angestrengten und stufenweise erhitzten Einbildungskraft und Empfindung wider seinen Willen so wahr geschildert, daß man das Natürliche darin nicht wird verkennen können. Man bringe einen lebhaften vollblütigen Menschen in diesem Zustande seiner Seele in eine volle Versammlung anderer Schwärmer, die sich aus Furcht vor ihren Verfolgern in engen, abgelegenen und vielleicht dumpfigen Orten versammeln müssen, dabey alle ihre Einbildungskraft auf die Folter spannen, und folglich die Ausdünstung und Dicke der Luft dadurch noch vermehren, so mag ich für die Folgen nicht stehen.

Sein Bruder, der schon geübter war, merkte, wo es dem armen Sünder fehlte, und um ihm Luft zu machen, so bekam er eine zweyte Entzückung, in welcher er den Ausspruch that, daß seines Bruders Sünden ihm die gegenwär-

tige Angst auspreßten, und nunmehr folgte ein langes, weitläufiges Verzeichniß derselben, welches er vor jedermann laut hersagte. Elie begleitete dasselbe mit Heulen und Schluchzen, und als das schöne Register zu Ende war, so fand er sich um ein vieles leichter. Nach und nach ward er auch ruhiger, und kam in den Stand, Herz und Stimme zu Gott erheben zu können. Er brachte die Nacht sehr angenehm zu, aber bey dem Erwachen bekam er die ersten Bewegungen, welche mit häufigen Seufzern vermischt waren. Und dieses begegnete ihm nunmehr vier Wochen lang, alle Tage drey bis vier mahl; diese ganze Zeit brachte er mit Fasten und Beten zu, und am Ende derselben war der Schwärmer fertig. Es war natürlich, daß er jetzt ein ganz anderer Mensch war; was ihm vor diesem Durchbruche das angenehmste gewesen war, ward ihm nunmehr zuwider. In den gedachten vier Wochen hatte er nur stumme Entzückungen gehabt, allein nunmehr ward auch seine Zunge entbunden, und der Geist konnte sie gebrauchen, wie er wollte. Der Narr war vor Freude ausser sich, als er auf einmahl einen Strohm heiliger Worte aus seinem Munde fliessen hörte, die er nicht erfinden konnte, und welche seine Ohren entzückten. Gleich in der ersten Inspiration, deren er gewürdigt ward, sagte der Geist zu ihm: „mein „Sohn, ich habe dich von deiner Mutter Leibe „an zu meiner Ehre bestimmt;“ man kann denken, wie sich der Fantast dabey wird gebrü-

stet haben. Aber der Geist, auf dessen Einfluß er so stolz war, war gewiß nicht von der friedfertigsten Art, denn er befahl ihm zugleich zu den Waffen zu greifen, und zu seinen Brüdern zu gehen, welche bereits seit sechs Monathen tapfer für die Sache Gottes stritten. Er ging also zu Anfang des Februars aus Barre in das Gebirge, und ließ sich bey einem Haufen Camisards anwerben, welchen er nachmahls selbst anzuführen bekam.

Es kommt bey dieser Gelegenheit ein Beyspiel der seltsamen Kriegeszucht vor, welche diese Schwärmer beybachteten, und welche ganz darauf gestimmt war, blinde und verzweifelte Verfechter ihrer Vorurtheile aus ihnen zu bilden.

Um Ostern 1703 stieß der Haufe des Bruders Castanet zu dem Haufen des Abraham Mazel. Salomon Couderc, der mit Abraham commandirte, und unter andern Gaben auch vortrefflich schwatzte, und ihr bester Prediger war, bekam von dem Geiste Befehl, die beyden vereinigten Haufen zu reinigen, weil sich viele darunter befänden, welche sich noch auf gewisse weltliche Art zu vergnügen suchten, andere aber den Befehlen ungehorsam gewesen waren. Zugleich befahl der Geist ihm, diesen vereinigten Haufen, welcher aus 4 bis 500 Mann bestand, in Linien zu stellen, und diejenigen heraus zu ziehen, wel-

che ihm der Geist andeuten würde. Er gieng hierauf vom Geiste ergriffen, mit heftigen Bewegungen durch die Glieder, sahe Mann für Mann starr an, wobey der Geist ihm jedesmahl diejenigen heimlich andeutete, welche verworfen waren, die er denn aus den Gliedern zog, worauf sie an einen besondern, ihnen angewiesenen Ort treten mußten. Die armen Teufel, welche eben solche Schwärmer waren, als ihre Vorgesetzten, gehorchten mit vielen Thränen, und warfen sich an dem Orte, wohin sie gewiesen wurden, auf die Knie. Unser Marion hatte bereits ein kleines Commando, daher war er nicht verbunden, sich mit denen, welche solcher Gestalt in den Schmelztiegel geworfen wurden, in Reihe und Glieder zu stellen, welches ihn denn sehr wohl behagte, indem diese fürchterliche Execution, so bald Bruder Salomo sie bekannt machte, ihm schon Zittern und Beben verursachte. Er schlich sich daher mit noch einigen andern hinter die Fronte, wo er dem Auftritte mit Beten und Schluchzen zusahe. Der Verworfenen waren 60 bis 70. Indem diese auf dem ihnen angewiesenen Platze auf den Knieen lagen und heulten und weinten, hielt Bruder Salomo, der noch immer von dem Geiste ergriffen war, eine herrliche Rede an die übrigen, deren gutes Verhalten war belohnet worden. Gleich darauf empfieng er einen geheimen Wink von dem heiligen Geiste, worauf er den Aus-

geschiedenen Befehl gab, näher zu treten. Die ganze Versammlung zerfloß in Thränen, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die armen Sünder naheten sich mit Zittern und Schluchzen, und mußten nunmehr zuvörderst eine derbe Strafpredigt des Geistes anhören, worauf er ihnen erklärte, daß das Opfer des zerknirrschten Geistes Gott angenehm gewesen wäre, und daß sie wieder zu Gnaden wären aufgenommen worden. Nunmehr weinte alles vor Freude; die Ausgeschiedenen traten wieder in ihre Glieder, und Salomo beschloß die Execution mit einem herrlichen Gebete. Nachdem dieses zu Ende war, gerieth der Geist über unsern Marion, der indessen hinter der Fronte auf seinen Knien gelegen hatte, und der nunmehr allerley schöne Sachen sagte, und häufige Thränen der Freude vergoß. Allein es waren nicht Thränen von der gewöhnlichen Art, sondern blutrothe Thränen, welche auf seine Kleider, auf seine Flinte, und selbst auf die Erde fielen. Die Sache muß wahr seyn, denn sie geschahe, wie er hinzu setzet, zu les Vernedes am hellen Mittage.

Da diese Schwärmer keine ordentlichen Geistlichen unter sich hatten, so sahe es mit ihrem Gottesdienste sehr unordentlich aus; allein der innere Geist wußte auch hier Rath. Es befand sich unter ihnen einer Nahmens la Valette, welcher unter andern auch die Gabe des Predigens besaß, und einen gehei-

men Befehl bekam, das heil. Abendmahl auszutheilen. Allein, als er die Wichtigkeit einer solchen Handlung näher überlegte, so setzte seine Unwürdigkeit ihn in Schrecken. Allein indem er sich so mit seinen Zweifeln plagte, ergrif der Geist ihn, schüttelte ihn tüchtig, und ließ ihn dann die Worte mit lauter Stimme aussprechen: es sey der Wille Gottes, daß sein Diener seinen Befehl vollziehen, und nach den erhaltenen Befehlen sein Volk trösten sollte. Nach diesem Befehle bereitete sich alles zu gehorchen; aber da die armen Tropfen nicht einmahl wußten, wie das Abendmahl ausgetheilet werden müßte, so fragten sie erst andere darum, welche ein wenig mehr Erfahrung hatten. La Valette machte den Geistlichen, und theilte dem Volke Brod und Wein aus, Marion aber stellte den Diaconus vor, und reichte ihm den Kelch. Vorher und nachher wurden herrliche Predigten gehalten, denn der Geist zeigte sich bey dieser feyerlichen Gelegenheit vorzüglich geschäftig, und legte ihnen die erbaulichsten Dinge in den Mund.

Gegen Abend erhielt Marion eine Inspiration, in welcher der Geist ihn mit lauter Stimme sagen ließ: „Ich sage dir, mein „Sohn, und versichre dir, daß sich die Engel im Himmel über euch an diesem Tage gefreuet haben.“

Von dieser Zeit an theilten sie das Abendmahl alle drey Monathe aus, und der Bruder

Abraham verrichtete dabey auf Befehl des Geistes ein sonderbares Amt. Er stellte sich allemahl an den Altartisch, richtete die Augen auf die Versammlung, und wies alle diejenigen ab, von welchen der Geist ihm sagte, daß sie sich nicht hinlänglich vorbereitet hätten, da er sie denn ermahnete, erst hinzugehen, und zu beten, und alsdann wieder zu kommen.

Um wieder auf unsern Schwärmer zu kommen, so ward er gegen den Anfang des Maimonathes 1703 in dem Dorfe Ferrieres bey Barre an dem hellen Mittage von dem Geiste ergriffen, da er denn, nachdem er tüchtig von demselben war geschüttelt worden, folgendes Gesicht hatte. Zuvörderst mußte er folgende Worte aussprechen: „Ich sage dir, „mein Sohn, daß eben jetzt ein Mensch zu „einem deiner Feinde gegangen ist, und sich „erbiethet, dich ihm auszuliefern. Dieser „Mensch wohnet dir zur linken Hand, und er „wird morgen der erste in der Versammlung „seyn. Ich werde dir ihn zeigen.“ Sogleich zeigte der Geist ihm diesen Menschen, wie er mit dem Hrn. Campredon, Subdelegirten des Intendanten von Barre herum ging, und er sahe ihn so leibhaftig, als wenn er in eben demselben Zimmer gewesen wäre. Aber er sahe nicht nur, sondern er hörte ihn auch sehr deutlich und vernehmlich reden. Er hörte und sahe noch mehr; er sahe die Gattinn des Campredon, wie sie ab- und zuging, und sich zu

weilen in das Gespräch mischte. Campredon erkundigte sich bey dem Bauer nach dem Marion und la Valette, welcher jetzt ihr vornehmster Prediger war, und sagte, wenn man nur diese beyde bekommen könnte, so würde das das beste Mittel seyn, die Ruhe in der Gegend wieder herzustellen. Der Subdelegirte sagte ferner zu dem Bauer: Du wirst die Freunde machen, und sowohl der Intendant als auch der Marschall von Montreuil werden dich belohnen, du kannst dich darauf verlassen; ich für meinen Theil will dir zehn Thaler geben, und machen, daß du deinen Prozeß gewinnen sollst. Der versprach alles, und versicherte, daß er den folgenden Tag in die Versammlung gehen, und nach derselben den Aufenthalt der beyden gedachten Personen ausspüren wollte, damit Campredon sie daselbst könne aufheben lassen.

Nachdem diese Operation des Geistes vorüber war, erzählte Marion sein Gesicht dem la Valette und beschrieb ihm den Verräther, so wie er ihm war offenbahret worden, Haarklein. Den folgenden Tag ging er in die Versammlung, und als man eben einen Psalm sanz, ergrif der Geist ihn, und ließ ihn mit lauter Stimme ausrufen, daß der Verräther eben in die Versammlung getreten sey. Zugleich wiederholte er das ganze Gespräch, welches den Tag vorher mit dem Subdelegirten vorgefallen war. Nachdem er von seiner Ent-

zückung wieder zu sich selbst gekommen war, sahe er den falschen Bruder an, den er nach dem in der Offenbahrung von ihm gesehenen Bilde sogleich erkannte, und der blaß und zitternd da stand.

Da der Geist dem Marion in Ansehung der Bestrafung nichts verordnet hatte, so beschloß er, ihm nach der Versammlung bloß einen Verweiß zu geben; allein, als man indessen mit andern Dingen beschäftiget war, entwischte er. Marion und la Valette ließen ihn indessen durch ein paar andere Personen zur Rede stellen, und da gestand er zwar die Unterredung, behauptete aber, daß er nie Willens gewesen sey, das Verlangen des Subdelegirten zu erfüllen. Marion ließ es billig dabey bewenden, weil der Geist ihm in Ansehung dieses Punktes keinen Aufschluß gegeben hatte.

Durch solche armselige Kunstgriffe wußten ein paar Verschlagene das arme unwissende Volk in der Täuschung und dem Aberglauben zu erhalten. Allein einer seiner Brüder hatte es in dergleichen Gaukeleyen noch ein wenig weiter gebracht. Dieser bekam einmahl in seines Vaters Hause in einer ansehnlichen Gesellschaft eine Entzückung, in welcher er wider den Unglauben und besonders wider den Geiz declamirte, und damit auf eine gewisse Frau zielte, welche sich in der Gesellschaft befand. Nachdem die Predigt eine Zeitlang gedauert hatte, sagte der Geist aus ihm: „damit, mein Sohn, die Leute überzeu-

„get werden, daß ich es bin, der aus dir redet, „so sollst du dich mit Messern in die Brust stos„sen, ohne daß du sollst verwundet werden. „Fürchte dich nicht, denn du sollst dich nicht ver„letzen. Hierauf forderte der Taschenspieler Mes„ser, allein es war nur eins da, welches aber groß, scharf und spitzig war, und womit er sich mit der größten Heftigkeit auf die Brust, den Magen und den Unterleib stieß, ohne sich zu verletzen, denn das Messer prallte ab, als wenn sein Leib von Eisen gewesen wäre. Jedermann ward darüber bis zu Thränen gerührt; besonders das alte Mütterchen, welches nunmehr vermuthlich ihr Geld gerne hergab.

Da Marion einen so grossen Einfluß unter den aufrührischen Camisards hatte, so war es kein Wunder, daß man ihm vorzüglich nachstellete. Die Französischen Beamten beobachteten dabey das Haus seines Vaters zu Barre sehr sorgfältig, und der unsrige gestehet selbst, daß er und sein Anhang aus demselben mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen sey versorget worden. Allein der heilige Geist, der seine Brüder fleißig besuchte, sorgte für alles und bewachte das ganze Haus. Es lag eine Besatzung in dem Flecken, welche alle Ausgänge besetzt hielt, und jedermann, der aus dem Orte ging, genau durchsuchte, ob er auch den im Gebirge befindlichen etwas zuschleppte. Allein von der Familie des unsrigen ward niemand entdeckt, weil sie allemahl den heiligen Geist um Rath fragten, der denn

auch gleich fertig mit der Antwort war. Folgendes Beyspiel beweiset es zur Genüge.

Marions jüngerer Bruder, Nahmens Peter, griff auf Befehl des Geistes zu den Waffen und schlug sich zu den Rebellen, und nunmehr ward das Haus ihres Vaters ganz natürlich verdächtiger als jemahls, daher seine Feinde auch den Entschluß faßten, ihn ohne allen Prozeß in der Stille hinrichten zu lassen, zumahl, da sich das Gerücht verbreitete, daß der alte Marion die Besatzung, welche aus ungefähr 400 Mann bestand, den Aufrührern in die Hände liefern wollte. Ein Freund der Camisards erfuhr den Anschlag des Campredon und gab dem Alten sogleich Nachricht davon, rieth ihm auch, sich auf der Stelle aus dem Staube zu machen. Allein dieser hatte einen andern unsichtbaren Rathgeber. Er rief sogleich seinen jüngsten Sohn und befahl ihm, den Geist zu befragen. Sobald dieser ein paar Stunden gebetet hatte, fiel er in eine Entzückung, und bekam heftige Convulsionen, in welchen der Geist folgendes aus ihm sprach: „Habe guten Muth, mein Sohn, „ich sage dir, daß weder dein Vater noch irgend „jemand aus diesem Hause etwas zu fürchten „hat. Ich sage dir, daß ich einen seiner Feinde „erwecket habe, welcher selbst für ihn bitten, und „Gnade für ihn erhalten wird.“ Der Alte bekam nunmehr festen Muth und blieb zu Hause, und wirklich legte der Befehlshaber der Besatzung, Hr. Dolse, eine Vorbitte für den alten Marion

ein, und stellete vor, daß er sonst ein guter Mann sey, der vielen Menschen Gutes thue; vornehmlich aber, daß seine bey den Rebellen befindlichen Söhne den Tod des Vaters rächen und das Städtchen plündern würden. Zugleich versicherte er, daß er sich mit seiner Besatzung dieser Gefahr nicht aussetzen, sondern sich sogleich wegziehen wolle, wenn Campredon bey seinem Vorhaben bleiben sollte. Dieß machte Eindruck, und man beschloß, den Alten dießmahl bloß zu schrecken, daher man ihn in Verhaft nahm, ihn aber mit einem Verweise wieder fortschickte.

Am Osterfeste 1704 fiel Abraham Mazel in der Versammlung in eine heftige Verzückung, in welcher der Geist unter andern aus ihm sagte: „Ich sage dir, mein Sohn, daß einer „deiner vornehmsten Brüder, welcher hier gegenwärtig ist, und die Gabe des Predigens bekommen hat, von der Hand seiner Feinde sterben wird.“ Nachdem die Entzückung vorbey war, sahe er alle, die die Gabe zu predigen hatten, einen nach dem andern an, und heftete darauf seine Augen auf den Bruder Moulines, welcher einen kleinen Haufen commandirte. „Bruder, sagte er zu ihm, bereite dich, denn du „bist es, den Gott meinet.“ Dieser nahm den Befehl mit tiefer Verbeugung an, und ward den 15ten oder 16ten May wirklich erschossen.

Aber die Gabe der Prophezeihung war nicht die einzige Wundergabe, deren sich diese Fanatiker rühmten. Manche derselben waren auch

fest, so daß die Kugeln von ihnen niederfielen, oder in ihren Kleidern stecken blieben, aus welchen sie selbige nur herausholen durften. Marion erzählet davon verschiedene Beyspiele. Allein die Gabe der Prophezeihung war doch ihr größtes Palladium, denn sie vertrat ihnen die Stelle der Gesetze und der Anführer, und Marion versichert sehr ernsthaft, daß, wenn ihnen zuweilen etwas widriges begegnet sey, es daher gerührt habe, daß sie den Befehlen des Geistes nicht pünktlich gehorchet hätten, oder etwas ohne dessen Befehl unternehmen wollen. Auf Befehl dieses Geistes hätten sie den Satan (ihren rechtmäßigen König,) bekrieget, und alle Reichthümer verachtet, daher sie auch die zeitlichen Vortheile, welche ihnen von den Feinden angeboten worden, jederzeit ausgeschlagen und verschmähet, und wenn sie Städte eingenommen, nie geplündert, sondern die größten Schätze mit kaltem Blute verbrannt hatten. Auch die Anführer wurden auf Befehl des Geistes gewählet, der ihre ganze Kriegeszucht leitete. Auf dessen Befehl hielten sie allemahl das erste Feuer des Feindes auf den Knien aus, und griffen ihn dann unter lautem Singen der Psalmen an. Wenn einer von ihnen in einem Gefechte blieb oder hingerichtet wurde, so beklagte man ihn nie. Ihre Eingebungen lehrten sie bloß, über ihre Sünden und über die Zerstörung der Stadt Gottes weinen. Unter der Leitung dieses Geistes waren sie in den größten Gefahren unerschrocken und fröhlich, und

Gesen nie den Muth sinken, wenn sie gleich in den Wüsten und Höhlen der Felsen mit Hunger und Frost zu kämpfen hatten. Wenn ihnen die Last zu schwer werden wollte, so war eine einzige Entzückung im Stande, sie ihnen so leicht wie eine Feder zu machen. Eben so standhaft bewiesen sich diejenigen, welche von dem Feinde gefangen und bald gerädert, bald lebendig verbrannt wurden, indem sie niemahls zagten, sondern den Geist unter beständigen Gesängen und Lobe Gottes aufgaben. — Mit solchen Leuten läßt sich allerdings etwas machen, und die Geschichte aller Zeiten bestätiget es, daß Schwärmer allemahl die gefährlichsten Feinde sind.

Allein endlich mußte der Geist es doch überdrüssig werden, diese Schwärmer zu unterstützen, daher sie nach und nach so geschwächt wurden, daß die übrigen sich nicht länger vertheidigen konnten, daher sich 1705 die meisten von ihnen verliefen und ausser Frankreich zerstreueten. Marion war schon vorher einmahl in die Enge gekommen, und hatte capituliren müssen, da er sich denn mit dem la Valette und einigen andern nach Genf begab. Allein auf Zureden des Holländischen Residenten gingen sie wieder nach Sevennes, ihre verlassenen Brüder zu unterstützen. Marion gestehet zwar, daß das ein förmlicher Bruch seiner Capitulation gewesen, schiebt aber die ganze Schuld auf den Geist, der das Verlangen, und vielleicht auch die Dukaten des Holländischen Residenten unterstützt habe. Und

freylich ein Geist, der den Aufruhe gegen seinen rechtmäßigen Landesherrn anbefahl und unterstützte, konnte wenig Bedenklichkeiten finden auch den Bruch förmlich beschworner Traktaten zu begünstigen.

Als die Camisards darauf immer mehr in das Gedränge kamen, fand Marion, der sich zum Martyrertode noch nicht reif fand, nebst einigen andern für gut, zum zweytenmahle zu capituliren, da er denn nebst dem Abraham Mazel, Aigier la Valette, David David, Durand Fage und einigen andern gegen das Ende des Augusts 1705 wieder zu Genf ankam, von da er sich nach Lausanne begab, wo sich sein Vater bereits aufhielt. Hier hielt er sich zehn bis eilf Monath auf, da er denn endlich von Gott in verschiedenen Verzückungen Befehl erhielt, nach England zu gehen, wohin sich bereits viele seiner ehemahligen Brüder geflüchtet hatten. Da eben einige seiner Bekannten aus Lausanne diese Reise antreten wollten, so machte sich die schöne Gesellschaft den 23sten Jul. 1706 auf den Weg und langte den 16ten Sept. in London an.

Hier befand sich bereits eine Gemeinde Französischer Flüchtlinge unter dem Namen der Savoyischen Kirche. Als die Vorsteher dieser Gemeine erfuhren, daß verschiedene von den Anführern der Sevenner in London angekommen wären, so ließen sie selbige den 1sten Oct. zu sich bitten, und ließen sich von ihnen den ganzen Vorgang in Niederlanguedoc erzählen, versprachen

ihnen auch allen nöthigen Beystand von Seiten ihrer Gemeine. In einem der folgenden Besuche bey dem Hrn. J. du Bourdieu, einem der Aeltesten der Gemeine, wollte Marion seine Künste zeigen, und bekam eine Entzückung, worüber dieser erschrack, und sein Mißfallen nicht undeutlich an den Tag legte. Es wurden in der Folge noch mehrere Conferenzen zwischen der Französischen Gemeinde und den Häuptern der Camisards, worunter sich auch der berüchtigte Johann Cavalier befand, gehalten, da denn die Gemeinde immer mehr hinter die Schliche dieser Schwärmer kam, und sie nicht für ihre Glieder zu erkennen beschloß.

Diese ließen sich dadurch nicht abhalten, das gemeine Volk in London durch ihre Inspirationen und Entzückungen zum Erstaunen zu bringen, und besonders war Marion darin sehr geschäftig, und seine schwärmerischen Paroxismi wurden nunmehr weit feyerlicher, damit sie in einer so großen Stadt als London desto mehr Aufsehen machen möchten.

Er erzählet einen solchen selbst, welchen er bald nach seiner Ankunft in London vom 4ten Nov. 1706 an hatte. Er bekam eine Offenbahrung, daß er drey Tage fasten, und damit den folgenden Tag anfangen sollte. Vermuthlich wollte ihm das Fasten nicht so recht in den Kopf, denn er glaubte anfangs, daß er sich nur bey Tage der Speisen enthalten sollte, aber Abends

essen

essen könnte. Aber der Geist wußte ihm den Kopf bald zurechte zu setzen, denn er befahl ihm sehr bestimmt, sich dreymahl 24 Stunden lang alles Essens und Trinkens völlig zu enthalten. Er gehorchte, und um seine Einbildungskraft noch mehr zu erhitzen, wohnte er alle Morgen und Abend den Betstunden in den Französischen Kirchen bey, und füllte die Zwischenzeit mit Beten und Betrachtungen aus. Am Ende des dritten Tages aß er ein wenig, bekam aber sogleich Befehl noch drey Tage zu fasten, und nachdem diese vorüber waren, und er Abends ein wenig Speise genommen hatte, mußte er zum drittenmahle wieder eben solange fasten. Dabey war es denn kein Wunder, daß er alle Tage seine gewöhnlichen Inspirationen, und den letzten deren gar drey hatte, welche allemahl mit heftigen Verzuckungen verbunden waren. Am Ende dieser Zeit hatte er ganz ausserordentliche Offenbahrungen, deren Inhalt er aber nicht gut fand, bekannt zu machen.

Daß dergleichen Auftritte in London vieles Aufsehen machen mußten, kann man sich leicht vorstellen. Eben so begreiflich ist, daß die Urtheile in einer so grossen und aus Einwohnern von so verschiedenen Geisteskräften bestehenden Stadt sehr ungleich ausfallen mußten. Kluge und vernünftige Personen hielten diese vorgegebenen Offenbahrungen und Inspirationen für das was sie waren, für plumpen Betrug, und beson-

ders zeichneten sich die Vorsteher der Savoyischen Gemeinde durch ihr kluges Verhalten in dieser Sache aus. Sie wandten alle Mühe an, den Marion und dessen Landesleute durch gütliche Vorstellungen zur Vernunft zurück zu führen; allein als alle Hofnung dazu verschwand, so ließen sie den 5ten Jan. 1707 eine Erklärung an die Thüren ihrer Kirchen anschlagen, worin sie versicherten, daß sie mit diesen betrüglichen Schwärmern in keiner Verbindung ständen, und daß diese nicht zu ihrer Gemeinde gehörten.

Die ersten vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen dieser Unholden gingen dahin, die Englische Nation zur thätigen Unterstützung ihrer hinterbliebenen Brüder in den Sevennes zu bewegen. Allein als sie sahen, daß der Eindruck, welchen sie etwa bey dem Volke machen konnten, zu schwach war, diese Wirkung hervor zu bringen, die Klügern und Großen aber dergleichen Gaukeleyen verachteten, so stimmten sie den gewöhnlichen Ton aller Schwärmer an, predigten Buße, droheten den Unbußfertigen die Gerichte Gottes, versprachen den Frommen, d. i. solchen Schwärmern wie sie waren, goldene Zeiten, verkündigten den Untergang des Papstthums und eine bevorstehende herrliche Erlösung, wobey überall viele Zeichen und Wunder geschehen sollten. Zugleich gaben sie sich öffentlich für Propheten aus, welche der Geist Gottes zu seiner lieben Englischen Nation geschickt habe, ihr diese Abenteuer bekannt zu machen. Alle diese Pro-

phezeihungen und Offenbahrungen waren von den heftigsten Bewegungen und Verzuckungen des Leibes begleitet, besonders an Kopf und Brust, wobey sie oft stehend oder sitzend bald plötzlich in die Höhe fuhren, bald sich mit der größten Gewalt auf die Erde warfen, die Augen verdreheten, und wie Besessene schäumten.

Da nichts leichter und heftiger ansteckt, als die Schwärmerey, so bekamen sie in London mehrere Anhänger, welche in kurzem eben dergleichen Verzuckungen und Offenbahrungen bekamen, und zwar nicht bloß aus der Classe des niedrigen Volks, sondern selbst unter Personen, von welchen man mehr gemeinen Menschenverstand hätte erwarten sollen. Unter diesen befanden sich besonders Maxim. Misson, Verfasser einer Reise durch Italien, und Herausgeber des bereits erwähnten Théatre sacré des Sevennes; Jean Daude, Nicol. Facio, und Carl Portales. Allein die meiste Verwunderung erregte ein Irländischer Ritter Richard Bulkeley, und ein reicher Engländer, John Lacy, als sie sich zu diesen Wahnsinnigen schlugen. Der letztere war bisher eines der vornehmsten Glieder der Englischen Gesellschaft zur Beförderung der Gottseligkeit gewesen, und hatte schon in derselben gezeiget, daß er einen nicht kleinen Hang zur Mystik hatte, der aber nunmehr alle Gränzen überschritt, daher er noch in dem Jahre 1707 seine eigenen Offenbahrungen unter dem Titel Propherische

Warnungen in drey Theilen heraus gab, so wie Bulkeley zu gleicher Zeit die Wahrheit dieser Offenbahrungen schrieb.

Dieser Unfug machte nun zu London immer mehr Aufsehen, je länger er dauerte, daher auch der Bischof von London dem Consistorio der Savoyischen Gemeinde auftrug, diese Sache genau zu untersuchen. Das Consistorium hatte verschiedene Conferenzen mit den Schwärmern, hörte Zeugen ab, und that alles, der Sache auf den Grund zu kommen, welches denn bey einem so plump gespielten Betruge nicht schwer war. Nachdem dasselbe nochmahls vergebliche Versuche gethan hatte, diese Leute zur Mißbilligung ihres Unfuges zu bringen, so that es endlich den Ausspruch, daß die vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen, welche ohnehin der Weisheit des heil. Geistes unanständig wären, freywillige und ganz natürliche Bewegungen wären, und daß auch ihre vorgegebene Weissagungen ungereimte und widersprechende Dinge enthielten, welche zum Theil schon durch den Ausgang wären widerleget worden. Dieses Urtheil ward den 10ten April in den Savoyischen Kirchen abgelesen, und auch ein Exemplar davon den übrigen Französischen Kirchen zugeschickt.

Doch dieser Schritt hatte keine andere Wirkung, als daß unsere Inspirirten noch unbändiger wurden. Sie antworteten dem Savoyischen Consistorio den 24sten April durch eine Gegenerklärung, worin sie alles für die abscheulichsten

Verläumdungen erklärten, und sich auf Gott, als den Kenner der Herzen und Gesinnungen beriefen. Diese Erklärung war von Marion, Durand Fage und Johann Cavalier unterschrieben *). Ausserdem gaben Facio, Daude und Portales noch in eben diesem Jahre 1707 des Marion Weissagungen unter dem Titel Advertissements prophetiques heraus, in deren Vorrede sie sehr heftig wider die Acte des Savoyischen Consistorii eiferten, und die Wahrheit sowohl ihrer Prophezeihungen, als auch der von Gott durch sie gewürkten Wunder auf das hartnäckigste behaupteten. Unter den Wundern, welche sie anführten, befanden sich auch die, daß Kinder von drey bis sieben Jahren, ja selbst Kinder, welche noch nicht reden können, unter ihnen geprediget hätten; sie hätten ganze Armeen Engel gesehen, welche vor ihnen gestritten hätten; des Nachts wäre ihnen der Weg in dem Gebirge durch himmlische Lichter und Feuerkugeln gezeiget worden; gemeine Hirten hätten mit ihren Schleudersteinen und Psalmen ganze Regimenter Französischer Truppen in die Flucht getrieben u. s. f. In eben dieser Absicht gab auch Misson in diesem Jahre sein Theatre sacré des Sevennes heraus, worin alle diese Possen bestätiget werden.

Da diese Leute solcher Gestalt von der Savoyischen Gemeinde waren ausgeschlossen worden,

*) Sie stehet am Ende des Theatre sacré des Sevennes, S. 143. welches die Geschichte damit beschließt, daher ich das folgende aus andern Quellen entlehne.

so fingen sie an, sich unter sich selbst zu versammeln, und eine eigene Gemeinde zu errichten. Dadurch ward das Aufsehen in London noch gröſſer, zumahl da sie, gleich den ersten Quäkern, in ihren Versammlungen die heftigsten Convulsionen und Verzuckungen bekamen, welche die Neugier des groſsen Haufens reitzten, und vielen von ähnlicher Stimmung den Kopf verrückten. Das Savoyische Consistorium sahe sich nunmehr genöthiget, den weltlichen Arm zu Hülfe zu nehmen, und eine förmliche Klage wider den Elie Marion, Jean Daude und Nicolaus Facio anzustellen, worauf im December 1707 das Urtheil wider sie gefället wurde, daſs sie als überführte falsche Propheten zwey Tage an dem Pranger stehen sollten, welches auch an ihnen vollzogen ward.

Durch dergleichen Strafen lassen sich Schwärmer nicht leicht bessern, zumahl wenn Betrug mit in dem Spiele ist, wie hier augenscheinlich war. Ihre Anhänger priesen die Verurtheilten für heilige Märtyrer, und hielten sie dadurch für die empfundene Schande, für welche ein Schwärmer ohnehin kein Gefühl hat, schadlos. Indessen sahen sie doch wohl, daſs, wenn ihr Ansehen unter dem Volke nicht ganz sinken sollte, sie sich durch etwas Vorzügliches würden auszeichnen müssen, und sie waren plump genug, auszusprengen, daſs einer aus ihrer Mitte ein Wunder thun sollte, dergleichen weder Christus noch sonst ein Wunderthäter des alten und neuen Te-

stamentes je gewirket habe. Das Wunder bestand darin, daß einer ihrer verstorbenen Anhänger, Thomas Emes, ein Socinianischer Medicus, von den Todten erweckt werden sollte, wenn derselbe bereits einige Monathe würde im Grabe gelegen haben. Der Ritter Lacy war das auserwählte Rüstzeug, welches dieses Wunder thun sollte, und der 25ste May 1708 war dazu angesetzt. Man kann denken, wie hoch die Erwartung des leichtgläubigen Volkes auf diesen Tag gespannet ward. Er kam endlich, und es versammelte sich eine unzählige Menge bey dem Grabe des Emes, diese Erweckung mit anzusehen; allein es ging ihr, wie der Versammlung des Hans Nord. Lacy kam nicht, sondern entschuldigte sich damit, daß er noch keinen Befehl von dem Geiste zu diesem Wunder erhalten habe; allein im Grunde war ihm die Versammlung zu zahlreich, und zu scharfsichtig, als daß er hoffen durfte, sie durch einen Betrug von der gewöhnlichen Art zu hintergehen.

Dadurch fiel das Ansehen dieser Gaukler völlig, wenigstens bey allen, welche noch einiges vernünftigen Nachdenkens fähig waren, oder kein persönliches Interesse hatten, den Betrug fortzusetzen. Selbst die Quaker, welche bisher einen hohen Begrif von ihnen gehabt hatten, entzogen sich ihrer jetzt, und hielten sie ihrer Achtung unwürdig. Man vergaß sie, daher man auch in den beyden folgenden Jahren in London nichts von ihnen hörete.

Sie sahen nun wohl, daß London der Boden nicht war, auf welchem ihr Same keimen sollte, daher sie sich ein fruchtbareres Feld suchten. In Deutschland wurden um diese Zeit mehrere Orte von ähnlichen Schwärmern geplagt, welche der übel verstandene und übertriebene Pietismus veranlasset hatte, und sie schlossen daraus, daß sie in diesem Lande eine günstigere Aufnahme finden würden, als in England. Elie Marion, Facio, Portales und Jean Allut, auch einer dieser Fantasten, erhielten daher im Junius 1711 von dem Geiste Befehl, ihren Samen in den Chur Brandenburgischen Landen auszustreuen, welche auswärts durch den Pietismus von dieser Seite am bekanntesten geworden waren.

Sie gingen daher den 5ten Jul. 1711 von London ab, und kamen den 24sten bereits zu Berlin an. Allein ihre ersten Auftritte waren gleich so plump, und der Betrug fiel so sehr in die Augen, daß sie auf königlichen Befehl die Stadt sogleich wieder räumen mußten. Sie kamen darauf im August nach Leipzig, wo man sie aber auch nicht lange duldete, daher sie dieser Stadt alles Unglück androheten, und ihr weissagten, daß ihre Obrigkeit werde vertrieben werden. Von hier gingen sie über Coburg und Erlangen nach Nürnberg, und da ihr Weitzen auch hier nicht blühen wollte, so begaben sie sich über Regensburg nach Wien, wo sie den 11ten Oct. 1711 anfangten. Die Unholde hätten sich leicht

vorher vorstellen können, daß Wien kein Ort für protestantische Schwärmer war, sie müssen hier auch sehr übel seyn empfangen worden, weil sie in ihrem Cri d'Alarme, dessen ich sogleich gedenken werde, dem ganzen Oesterreiche den völligen Untergang androheten.

Sie hatten nunmehr in kurzer Zeit ganz Deutschland durchstrichen, und die reiche Ernte, welche der Geist ihnen versprochen hatte, war nicht erfolget. Der Hunger trieb sie also wieder nach London, wo sie den 27sten Dec. 1711 anlangten, und daselbst eine Beschreibung ihrer Reise unter dem Titel: Cri d'Alarme en Avertissement aux Nations, 1712 in 8. herausgaben *), worin zugleich alle Entzückungen und Offenbahrungen enthalten sind, welche jeder von ihnen auf dieser Reise gehabt hat, und welche oft so unsinnig und abgeschmackt sind, als man sich nur denken kann. Z. B. wenn Allut die bevorstehende Ausrottung aller Gottlosen aus der Welt vorstellen wollte, so zog er sich nackend aus, focht auf die rechte und linke Seite, und fiel endlich wie todt auf den Rücken. Durch solche Possen konnte man endlich wohl dumme Sevenner, aber, Dank sey es unserm bischen Vernunft, keine Deutsche mehr fangen.

Vermuthlich glaubten sie, daß ihre halbjährige Abwesenheit, und die davon bekannt gemachten Abenteuer ihnen wieder den Reitz der

*) S. Unschuld. Nachr. 1712, S. 81 f.

Neuheit geben sollten, welchen sie dadurch noch zu erhöhen suchten, daß sie jetzt ungewöhnlich viele und heftige Offenbahrungen hatten. Allein, es wollte dergleichen immer nichts erfolgen, daher der Geist ihnen befahl, ihr Glück in Schweden zu versuchen. Hatte er sie das erstemahl mit Deutschland getäuscht, so betrog er sie in Ansehung Schwedens noch derber, denn ihr Aufenthalt in Stockholm, wohin sie 1712 über Holland, Hamburg und Lübeck gingen, war noch kürzer. Indessen trösteten sie sich damit, daß sie dem Geiste gehorsam gewesen wären, und ihre Weissagungen in Stockholm vollbracht hätten, deren Wirkung sie ihm selbst überlassen müßten.

Da nun in Norden nichts weiter für sie zu thun war, und sie vermuthlich sich schämeten, zum zweyten Mahle getäuscht wieder nach England zu kommen, so mußte wohl ein verzweifelter Streich gewagt werden. Der Geist befahl ihnen nehmlich, nach Constantinopel und Rom zu gehen, und dort ihre Weissagungen auszustreuen. Der Unsinn brachte sie auch wirklich auf den Weg, und es scheint, daß sie durch Pohlen haben nach Constantinopel gehen wollen. Allein sie kamen dießmahl nicht weiter, als bis Dirschau in Preussen, wo man sie in dem damahligen Kriege mit Schweden für Spione ansahe, sie in Verhaft nahm, und nach Elbingen brachte, wo sie bis in das Jahr 1713 gefangen saßen, worauf man sie wieder in Freyheit setzte. Da sie auf diese Art Pohlen für sich verschlossen fanden, so nah-

men sie einen Umweg, wenn anders ein Schwärmer umgehen kann, und gingen über Danzig, Stargard, Cüstrin und Leipzig nach Halle, wo sie den 17ten May 1713 ankamen, und von einem Französischen Sprachmeister, der aber nicht genannt wird, sowohl aufgenommen wurden, daß sie bis zum 23sten Jun. 1714 daselbst blieben.

Endlich fiel es ihnen wieder ein, daß sie von dem Geiste Befehl hatten, nach Constantinopel zu gehen, und suchten nunmehr die versäumte Zeit durch ihre Geschwindigkeit einzubringen. Da sie, wie die meisten Schwärmer dieser Art, nur zu Fuße reiseten, so müssen sie in der That sehr geeilet seyn, denn sie waren bereits im August in Constantinopel, wohin sie ihren Weg über Wien und durch Ungarn nahmen. Was sie daselbst angegeben haben, ist mir nicht bekannt; allein ihr Aufenthalt war daselbst eben so kurz, als ihre Reise eilfertig gewesen war. Denn sie gingen nach ein paar Tagen gegen das Ende des Augusts nach Italien zu Schiffe, auch hier ihre Sendung zu vollbringen, und langten im October zu Livorno an.

Hier fand Marion endlich das Ende seiner unsinnigen Abenteuer. Da sie, so wie alle Ankömmlinge aus der Türkey hier die Quarantaine halten mußten, so wurden sie in das dazu bestimmte Lazareth gewiesen. Vermuthlich thaten die Beschwerden der Reise und die unaufhörliche Anstrengung seiner Einbildungskraft, nebst den

damit verbundenen gewaltsamen Anstrengungen seines Körpers, bey ihm ihre gewöhnliche Wirkung. Genug, er bekam bald nach seiner Ankunft ein hitziges Fieber, woran er starb.

Seine drey Gefährten wurden dadurch, wie es scheint, nicht weiser, denn sie begaben sich nach ausgehaltener Quarantaine den 5ten Dec. wirklich nach Rom, hielten sich aber, wie der Geist ihnen weislich befohlen hatte, nicht länger als sechs Tage daselbst auf, in welchen sie doch der Stadt weissagten, daß sie in zehn Tagen untergehen würde, vermuthlich sehr leise, ohne daß es jemand hörte, weil sie sonst schwerlich dem Holzstosse würden entgangen seyn.

Sie strichen hierauf noch einige Zeit in Italien in der Irre herum, und hatten noch Zeit, wenn anders Schwärmer und Betrüger der Scham fähig wären, sich ihrer verfehlten Weissagung über Rom zu schämen; sie gingen endlich, da ihr Unkraut nirgends wuchern wollte, über Holland wieder nach England zurück, wo Facio im Jahr 1715 eine Nachricht von dieser letzten Reise, nebst allen auf derselben vorgefallenen Offenbahrungen bekannt machte, worauf man weder von ihm, noch von seinen beyden Gefährten weiter etwas gehöret hat *).

*) Ich habe die letzten Nachrichten von dem Jahre 1708 an aus der Unparth. Kirchen-Hist. Th. 2, S. 1111. f. entlehnet, wo noch einige andere Schriften angeführet werden, welche von diesen Inspirirten Nachricht ertheilen.

Aber das ausgeſtreute Unkraut keimte doch hin und wieder, beſonders zu Halle, Halberſtadt und Berlin, wo ſich um dieſe Zeit und die folgenden Jahre mehrere, beſonders aus dem gemeinen Volke, zu Propheten und Inſpirirten aufwarfen, denen von den Sevenniſchen Fantaſten die Köpfe waren verrücket worden, deren Geſchichte aber nicht weiter hierher gehöret.

---

31. Durand Fage.

auch ein Inſpirirter *).

Das vorige Beyſpiel iſt unter andern auch um deswillen merkwürdig, weil es den natürlichen Stufengang einer ungeleiteten Einbildungskraft von den erſten ſchwächſten Ausbrüchen an, bis zur plumpeſten Schwärmerey, und von da bis zum gröbſten Betruge ſchildert, daher es zur nützlichen Lehre werden kann, dieſe Fähigkeit nie ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ſie jederzeit unter dem Zügel der Vernunft zu halten, indem ſie ſonſt ſo gefährlich werden kann, als ſie unter der gehörigen Leitung wohlthätig iſt. Die folgende Geſchichte wird dieſen Stufengang wenigſtens zum Theil beſtätigen, denn ob gleich die

*) Ich entlehne dieſe Nachricht gleichfalls aus dem im vorigen bereits angeführten Théatre Sacré des Sevennes, wo ſie S. 104 f. ſtehet.

Schwärmerey bey dem Fage nicht bis zum offenbaren Betruge ausarten konnte, weil er bey Zeiten ernsthaftere Beschäftigungen bekam, so ist doch der Fortschritt der erhitzten Einbildungskraft in seiner Geschichte nicht weniger merklich. Ueberdieß hängt sie mit der vorigen genau zusammen, denn der Held derselben war gleichfalls einer von den Anführern der Inspirirten in den Sevennen.

Durand Fage, war um 1681 zu Aubais, bey Sommieres in Nieder-Languedoc geboren. Wie seine Erziehung oder was seine Bestimmung gewesen, wird nicht gemeldet. Seine Geschichte gehet erst mit dem Jahre 1702 an, da er im 21sten Jahre seines Alters das erste mahl einer Versammlung der Inspirirten beywohnte. Es ist merkwürdig, daß seine Einbildungskraft vorzüglich von dem andern Geschlechte verschoben worden, welches freylich am geschicktesten ist, theils selbst in diesem Stücke auszuschweifen, theils auch das männliche Geschlecht dazu zu verführen. Die gedachte Versammlung wurde in der Nacht auf dem freyen Felde bey S. Laurent de Gouse gehalten; lauter Umstände, unter welchen sich mit einer lebhaften Einbildungskraft schon etwas ausrichten läßt, und welche denn auch hier ihre Wirkung thaten. Ein junges Mädchen von eilf Jahren, welches nicht lesen konnte und auch sonst sehr schüchtern war, ward plötzlich von dem Geiste ergriffen, wobey sie einige Verzuckungen, besonders an der Brust bekam, unter welchen sie

mit lauter Stimme ausrief: „Demüthige dich, „du Volk Gottes! wirf dich vor ihm nieder, und „unsere Hülfe sey im Nahmen des Herrn“! Sie that hierauf ein langes Gebeth, und hielt eine Ermahnung, welche ungefähr drey Viertel Stunden dauerte, und welche Fage sehr rührend und vortrefflich fand, und sich steif und fest einbildete, daß das Mädchen nicht im Stande sey, so etwas von sich selbst hervorzubringen. Fage bemerkt hierbey, daß diejenigen von den Inspirirten, welche die Gabe der Ermahnung hatten, nur im Anfange ihrer Rede von Heulen und Schluchzen unterbrochen wurden, und wenn dieser Anfang einmahl überstanden war, so floß alles so leicht und herrlich, daß man hätte blind seyn müssen, wenn man nicht hätte sehen wollen, daß ihr Mund bloß das Werkzeug einer höhern Macht war. Der Vater des Mädchens, welcher Dumas hieß, war, wie es scheint, noch einer der vernünftigsten Camisards, weil er mit dem Inspirations-Wesen seiner Tochter nichts zu thun haben wollte, und daher den Geist durch Einsperrung und Züchtigung auszutreiben suchte. Allein er war dem Geiste zu schwach; das Mädchen lief ihm davon und kam nach S. Laurent de Gouse, wo man sich ihrer annahm.

Nach verschiedenen andern Uebungen der Gottseligkeit, wie Fage sie nennet, welche in eben derselben Versammlung vorfielen, bekam das Mädchen noch eine Entzückung. Fage war eben hinaus gegangen, allein seine Freunde sagten ihm

den folgenden Tag, das Mädchen hätte in der Offenbahrung von ihm gesagt, daß er einmahl auch eine Gabe von Gott erhalten könnte, wenn er die heiligen Versammlungen fleissig besuchen würde. Fage war zwar schon halb angeschossen, daher wünschte er eine solche Gabe von ganzem Herzen; allein weil er bisher so verschiedene Urtheile von den Inspirirten gehöret hatte, so war er noch schüchtern. Er ging darauf wieder nach Aubays zu seinem Vater, und hatte die Kränkung, daß er unter der Miliz wider die Camisards dienen mußte, womit sechs bis sieben Monathe verstrichen.

Im Februar des folgenden Jahres hatte er Gelegenheit, nach Grand-Galargues zu gehen, und hier hatte ein Mädchen von 23 Jahren das Glück, das grosse Werk in ihm zu vollenden, welches das vorige von eilf Jahren angefangen hatte. Sie hieß Margaretha Bolle, und bekam in dem Hause, in welchem er sich befand, eine Entzückung, in welcher sie unter andern sagte, daß der Degen, welchen er trüge, dienen würde, die Feinde der Wahrheit auszurotten. Die Lockspeise war für einen jungen lebhaften Menschen zu stark, und da man gleich darauf von ihm verlangte, daß er etwas Andächtiges lesen sollte, und er die Worte aussprach: vermehre in uns den Glauben, so fühlte er plötzlich eine schwere Last auf seiner Brust, welche ihm auch das Athmen benahm. Zugleich brachen

chen Ströme von Thränen aus seinen Augen, so daß der Narr kein Wort weiter sprechen konnte. Die Anwesenden, die die Laune des Geistes schon kannten, nahmen das für bekannt an, und blieben in ihrer Gelassenheit. Nachdem der Geck anderthalb Stunden geschluchzet und Rotz und Wasser geheulet hatte, bekam das Mädchen eine neue Inspiration, in welcher sie sagte, daß er seine Sünden beweine, und Fage betheuert, daß sie wahr geredet habe.

Der Schwärmer war nun halb fertig, und es war billig, daß er davon ein Probestück ablegte, und das geschahe noch denselben Abend um sechs Uhr. Es überlief ihn zuerst ein plötzlicher Schauer, der sich über alle Theile seines Körpers erstreckte, und mit einer gewissen Erschütterung derselben verbunden war. Aber die Last auf seiner Brust und dem Magen, (ohne Zweifel waren es die Sünden) war bey weitem nicht mehr so drückend, als das erste mahl. Zugleich empfand er einen angenehmen Wind, welcher aus ihm selbst kam, und ihn in Verwunderung setzte, ob er gleich in diesem Zustande keiner Ueberlegung fähig war. Zu gleicher Zeit wurden seine Zunge und seine Lippen gezwungen, mit Heftigkeit zu sprechen, und er wunderte sich, daß er alle Worte verstand, da er doch vorher nicht darauf studiert, auch sich gar nicht vorgenommen hatte, zu reden. Was er in dieser Entzückung sprach, waren Ermahnungen zur Buße, und das Ding

dauerte ungefähr drey bis vier Minuten. Gleich darauf fiel er in eine Art Ohnmacht, welche doch nicht lange dauerte, worauf ein kurzer Schauer folgte, nach welchem er sich leicht und in seinem gewöhnlichen Zustande befand. Die folgenden vierzehn Tage hatte er häufige Erschütterungen und Neigungen zu schluchzen und zu seufzen, welche er nicht unterdrücken konnte. Sein Geist war immer auf Gott gerichtet, und die Zerstreuungen der Jugend wurden ihm unerträglich. Dabey hatte er es aber immer noch mit seinen Sünden zu thun, denn diese waren es eben, die das Schluchzen und die Erschütterungen verursachten, und welche machten, daß der Narr unaufhörlich Gnade! Gnade! Barmherzigkeit! schrie. Nachdem er es auf diese Art drey Wochen getrieben hatte, so bekam er eine neue Inspiration, welche aber weit süsser war, als die vorigen, und ihn von nun an mit Gemüthsruhe und einem sanften Vergnügen erfüllete, welches er vorher noch nie empfunden hatte; und nun war der Fantast völlig fertig. Das folgende wird es hinlänglich beweisen.

Er wollte bald darauf mit der eben gedachten Margaretha Bolle, die an seiner Erleuchtung so vielen Antheil hatte, und zwölf bis funfzehn andern Personen, in der Nacht in die Versammlung gehen; allein die Gesellschaft verlohr den Weg und gerieth in Verlegenheit. Doch Margaretha Bolle wußte bald Rath, sie fiel auf die Erde, bekam eine Entzückung und der

Geist sagte aus ihr: „Ich sage dir, mein Kind, „daß ich werde ein Licht fallen lassen, welches „euch den Ort zeigen soll, welchen ihr suchet.“ Gleich darauf fiel wirklich ein Licht von dem Himmel, welches die Gegend erleuchtete, da sie denn fanden, daß sie nur noch eine Viertelstunde von dem Versammlungsorte waren. Als sie noch fünfhundert Schritte davon waren, hörten sie schon die Psalmen singen, und geriethen darüber in Entzücken. Von solchen Abenteuern ist seine ganze Geschichte voll.

Er befand sich einmahl mit einem Haufen Camisards bey Val-Longue zwey Stunden von Nismes, und da es anfing Tag zu werden, so mußten sie sich bey einem Bauer verbergen. Kaum traten sie in das Haus, als die Bäuerin ihnen mit den Worten entgegen kam: „seyd willkommen, meine Brüder!“ Jage erstaunte und fragte sie, woher sie denn wisse, daß sie es wären? und erhielt zur Antwort, daß der Geist es ihr den Abend vorher gesagt, und ihr befohlen habe, sich darauf vorzubereiten. Das war denn nun kein Wunder, denn die Frau hatte fünf Kinder, wovon das älteste nicht über zwölf Jahre alt war, und alle hatten die Gnade empfangen. Der älteste legte gleich darauf sein Meisterstück ab, bekam den Gästen zu Ehren eine Inspiration mit Schluchzen und Verzuckungen, that in derselben ein vortreffliches Gebeth, und hielt darauf eine auserlesene Ermahnung.

welche über eine halbe Stunde dauerte. Alles das war unter den Camisards nichts ungewöhnliches, zumahl da der Bube schon zwölf Jahr hat war. Allein Fage hat ganz kleine unmündige Kinder gesehen, welche noch nicht reden konnten, aber dessen ungeachtet an der Mutter Brust Inspirationen bekamen, und die herrlichsten Reden hielten, damit erfüllet würde, was die Schrift sagt: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Loh bereitet. Gott ehre mir einen solchen Glauben!

Man weiß schon aus der vorigen Geschichte, daß alle Befehle in dem kleinen Kriege der Camisards gegen die Französischen Truppen durch Inspirationen gegeben wurden, und daß der Geist ausserdem auch die ganze Kriegeszucht über sich genommen hatte. Bruder Cavalier, ein Vetter von dem Johann Cavalier, dessen in der vorigen Geschichte gedacht worden, war der oberste Anführer der Camisards, und folglich auch vorzüglich stark in Offenbahrungen und Inspirationen: Als sich sein Hause einmahl zwischen Ners und Los-Cour-de-Crevinz befand, bekam er eine solche Entzückung, und rief in derselben aus: „Ach, mein Gott, ich habe ein Gesicht „gesehen, daß der Marechal von Montreuil, welcher sich jetzt zu Alez befindet, einen Courier „mit Briefen zu unserm Nachtheil nach Nismes „geschickt hat. Eilet ihm nach, ihr werdet „den Courier an dem Ufer des Gardon antreffen“; wobey er zugleich die Kleidung des Cou-

rirs, und die Farbe seines Pferdes beschrieb. Den Augenblick setzten sich ihrer drey zu Pferde, trafen den Courier an dem bestimmten Orte an und brachten ihn zu dem Cavalier, der ihm die Briefe abnahm, und daraus alle Anschläge ersahe, die wider sie gemacht waren. Des Couriers Pferd ward für eine gute Beute erkläret, und ihn schickte man zu Fuße wieder zurück.

So ein guter Geisterseher nun auch Cavalier seyn mochte, so war doch sein Proviantmeister, der Bruder Clary ein wahrer Wunderthäter. Im August 1703 berief General Cavalier an einem Sonntage eine Versammlung bey Serignan, in welcher Gott ein ausserordentliches Zeichen wirkte. Bruder Clary, der erst dreyßig Jahre alt war, aber ausserordentliche Gaben empfangen hatte, bekam eine Entzückung, welche mit heftigen Convulsionen begleitet war, und in welchen er unter andern sagte, daß es zwey falsche Brüder in der Versammlung gebe, die sie verrathen wollten, und wenn sie ihr Vorhaben nicht bey Zeiten bereueten, so wolle er sie im Nahmen Gottes in Verhaft nehmen. Held Cavalier gerieth darüber sogleich in einen heiligen Eifer, commandirte seinen Haufen, der aus etwa 600 Mann bestand, und ließ die ganze Versammlung umringen, damit keiner entkommen sollte. Clary blieb indessen in seiner Entzückung, ging mit verschlossenen Augen, unter beständigem Schluchzen und Kopfwackeln in der Versammlung herum, bis er an den einen Verrä-

ther kam, auf welchen er sogleich die Hand legte. Der andere erschrack darüber, gab sich selbst an, und warf sich dem General Cavalier zu Füssen, und bath um Gnade. Allein dieser ließ sie binden, und erwartete, was der Geist weiter über sie verordnen würde.

Indessen müssen doch nicht alle Camisards so tumme Teufel gewesen seyn, daß sie solche Possen für Evangelia annahmen, wenigstens nicht alle von denen, welche von dem Geiste keine Gaben bekommen hatten; wenigstens zeigte es sich hier sehr deutlich. Clary und Cavalier mochten eine Fratze dieser Art nothwendig finden, um den Haufen in der Abhängigkeit und in dem Gehorsame zu erhalten; allein sie mochten den Betrug ein wenig zu plump gespielet haben, denn es erhob sich in der Versammlung ein Murren, und man sagte ziemlich laut, daß die Sache zwischen dem Clary und den beyden vorgegebenen Verräthern verabredet worden, um die Versammlung zu täuschen. Das war freylich ein verzweifelter Streich, der leicht das ganze Spiel hätte verderben können, daher nichts geringers als ein Wunder erfordert wurde, den Fehler wieder gut zu machen. Clary blieb in seiner Entzückung, und sagte in derselben, daß es in der Versammlung Ungläubige gebe, welche ein Mißtrauen in die Macht Gottes setzten. „Um diese „zu überzeugen, fuhr der Geist aus ihm fort, „wobey sich seine Convulsionen verdoppelten, will „ich vor ihren Augen ein Wunder thun. Zünd-

„sogleich ein Feuer an, und wirf dich hinein,
„und die Flammen sollen dich nicht versehren.
„Fürchte dich nicht, mein Sohn, gehorche mei-
„nem Befehle, und ich werde mit dir seyn.“
Den Ungläubigen gingen sogleich die Augen auf, sie erhoben ein grosses Geschrey, und betheuerten, daß sie nicht den geringsten Zweifel hätten, und baten Gott, daß er sein Wort wegen der Feuerprobe zurück nehmen wolle. General Cavalier, mit dem die ganze Sache vermuthlich verabredet war, rathschlagte ein wenig, befahl aber endlich, daß das Feuer angezündet würde, und Fage war einer mit von denen, welche das Holz zusammen trugen. Der Holzstoß kam in wenig Augenblicken zu Stande, und sobald er angezündet war, ging Clary, der immer in seiner Entzückung blieb, mitten in das Feuer, und stand mit aufgehabenen Händen in demselben, sprach auch etwas, welches aber niemand hörete, weil ausser den 600 Mann Truppen, noch eben so viel von allerley Geschlecht und Alter in der Versammlung waren, welche einen groſsen Kreis um das Feuer schlossen, und ein liebliches Concert von Heulen, Schluchzen, Psalmen singen und Gnade schreyen machten. Fage betheuert, daß er bey diesem Wunder gegenwärtig gewesen, und gesehen, wie die Flamme ihn nicht allein auf allen Seiten umgeben, sondern auch weit über seinem Kopfe zusammen geschlagen habe. Er blieb in demselben, bis das Feuer ausgelöschet und alles Holz verzehret ward, da er denn her-

aus ging und unversehrt befunden ward. Ob sich noch jemand gefunden, der an diesem Wunder gezweifelt, wird nicht gesagt; aber soviel weiß ich, daß, wenn ich gegenwärtig gewesen wäre, ich mich wohl würde gehüthet haben, zu zweifeln, damit man mich nicht etwa möchte genöthiget haben, dieses Wunder nachzumachen.

Cavalier beschloß das Possenspiel, (denn weiter war es, des Fage Uebertreibung abgerechnet, doch nichts,) damit, daß er den zwey Verhafteten in eigener Person die Beicht hörete, und da sie ihr Vergehen bereueten, und es auf ihre Armuth schoben, sie mit einer guten Ermahnung fortschickte.

Um den guten Eindruck zu erhalten, welchen dieses Wunder wenigstens bey vielen gemacht haben mußte, bekam Cavalier in einer Inspiration Befehl, das Abendmahl auszutheilen, vorher aber seine Leute die Musterung passiren zu lassen, und diejenigen bis auf eine andere Zeit zu verweisen, die der Geist ihm als noch nicht genug vorbereitet anzeigen würde. Er ließ hierauf sogleich den Haufen zusammen kommen, und nachdem er sich mit demselben auf die Knie geworfen und gebetet hatte, stand er auf, und gerieth in Convulsionen, da denn von dem Haufen immer zwölfe vor ihm niederknieten, da er denn unter lauter Verzuckungen diejenigen aussonderte, die

er des Abendmahles würdig hielt, welches sie denn auch empfingen.

Die Gelindigkeit, welche Cavalier gegen die obigen zwey vorgegebenen Verräther an den Tag legte, bestätiget den Verdacht sehr, daß beyde, da sie arme Teufel waren, sich durch Geld blenden lassen, sich eines Verbrechens schuldig zu geben, von welchem sie doch nichts wußten; denn in andern Fällen ließ er Verbrecher dieser Art nicht so wohlfeil davon kommen. Im September 1703 kam er mit seinem Haufen, bey welchem sich damahls auch Fage befand, sehr in das Gedränge, so daß er schon zwey Tage lang war verfolgt worden, und sich zuletzt in einen Wald flüchten mußte. In diesen Umständen bekamen sowohl er, als verschiedene andere von seinen Leuten die einstimmige Offenbahrung, daß la Salle, einer von des Cavalier Leibwache sich habe bestechen lassen, ihn umzubringen. Da der Geist nicht lügen konnte, so nahm man ihn fest, und schlug ihm ohne Umstände den Kopf ab. Fage setzt hinzu, in andern Fällen habe man Verbrecher dieser Art durch die Flinten gejagt, d. i. so wie ich es verstehe, man schoß solange nach ihnen, bis sie fielen. Allein jetzt, da sie den Feind in der Nähe hatten, befürchteten sie, sich durch das Knallen der Gewehre zu verrathen. Es erhellet hieraus wenigstens soviel, daß es bey diesem heiligen Haufen mit Reue und Thränen nicht allemahl ausgerichtet war, sondern daß der

Geist, welcher sie trieb, auch Blut sehen konnte. Es kommt in dieser Geschichte noch ein Umstand vor, welcher es wahrscheinlich macht, daß la Salle auf einen blossen, und vielleicht ungegründeten Verdacht hingerichtet worden. Cavalier war nach der Execution mehrere Tage traurig und niedergeschlagen, und wenn man ihn nach der Ursache fragte, so gab er vor, es geschehe darum, weil er dem Geiste ungehorsam gewesen, der ihn vorher dreymahl vor der Untreue seines Bedienten gewarnet habe, indem er in einem Gesichte gesehen, daß derselbe dreymahl nach ihm schiessen wollen, daß ihm aber sein Pistol eben so oft versagt habe. Ohne Zweifel sollte diese Erdichtung dem Murren begegnen, welches vielleicht der Tod des la Salle, als eines sonst treuen und herzhaften Menschen unter seinem Haufen veranlasset hatte. Auch während der Execution selbst bekam Cavalier eine der schrecklichsten Entzückungen, in welcher der Geist ihn auf das unbarmherzigste schüttelte, und folgende Worte aus ihm sprach: „Ich sage dir, mein „Sohn, daß ich dich verstossen werde, wenn „du wider meinen Befehl murrest. Ich habe dir zu erkennen gegeben, daß der Verräther hingerichtet werden solle, du aber hast „mir widerstanden. Hüthe dich, mein Sohn, „denn ich sage dir, daß ich dich verstossen werde, wenn du meinen Befehlen nicht gehorchest, und ich werde die Anführung meiner

„Herde einem andern anvertrauen.“ Wider solche Beweise von der Schuld des la Salle war denn freylich nichts weiter einzuwenden.

Einen Monath darauf hielt Cavalier eine ähnliche Execution. Ein Sergent von den Französischen Truppen, Nahmens Languedoc, ging zu den Camisards über, und versprach, die Sache Gottes unter ihren Fahnen zu vertheidigen. Allein zwey Tage darauf erklärten mehrere Inspirationen ihn in völliger Versammlung für einen Verräther, und eine sagte so gar, daß man die Beweise davon in seinem Aermel finden würde. Man ergrif und durchsuchte ihn, und fand wirklich in seinem Rockärmel einen Brief von dem General-Lieutenant la Lande, worin er ihm verwies, daß er sein Versprechen noch nicht erfüllet habe. Da der Beschuldigte den Finger Gottes nicht verkennen konnte, so gestand er alles, ward hingerichtet, und starb, wie es heißt, sehr erbaulich.

Bey dieser Gelegenheit erzählt Fage noch verschiedene Umstände von diesem Cavalier, der verschiedene Jahre der Schrecken Frankreichs war, und von der Art, wie er seine Leute regieret, woraus denn erhellet, daß er einer der verschlagensten Köpfe dieser Art war. Er hatte nicht die geringste Kenntniß vom Kriegeswesen, und Fage setzt offenherzig hinzu, er habe auch von andern Dingen keine Kenntnisse gehabt; allein er hatte von Gott ganz

begab sich daher nach London, in der Hofnung bey einem der neuen Regimenter anzukommen, welche man damahls in England errichtete, und hier setzte er die obige Nachricht von seinem Leben unter den Camisards auf. Ich finde seiner in der Folge nicht weiter gedacht, daher es scheinet, daß ernsthaftere Beschäftigungen ihn nach und nach wieder zur Vernunft zurück geführet haben.

---

32. Johannes Cario,

ein Sterndeuter *).

Ist je ein Mann ohne, ja selbst wider sein Verdienst berühmt geworden, so ist es gewiß Cario, denn aus dem folgenden wird

*) Die erste Nachricht von ihm gab Heinr. Pantaleo, in seiner prosopographia Th. 2, S. 180, welche aber noch sehr kurz und mangelhaft ist. Ein wenig vollständiger ist die in Adami's Vit. Philolog. woraus auch Jöcher die seinige in dem Gel. Lex. entlehnet hat. Bayle hat von ihm gleichfalls einen Artikel, der aber bloß das unter seinem Nahmen bekannte Chronicon betrift. Jöcher führt unter den Schriften, die von ihm handeln sollen, zwar auch Beemanns Notitiam Universitatis Francofurt. an; allein es wird seiner darin mit keinem Worte gedacht, und aus dem folgenden wird erhellen, daß seiner auch nicht darinn gedacht werden können. Dan. Wilh. Mollers Disp. de *Io. Carione*, Altorf, 1697, 4. habe ich nicht gesehen, zweifele aber, daß sein Leben darin in ein besseres Licht gesetzt

erhellen, daß er weiter nichts als ein elender Sterndeuter gewesen, der dabey dem Trunke ergeben war, welcher auch seinen Tod beschleunigte, daher er die rühmlichen Beywörter nicht verdienet, welche ihm noch so oft beygeleget werden. Die Nachrichten von seinem Leben sind sparsam und zum Theil noch dunkel, daher ich auch keine vollständige Lebensbeschreibung von ihm versprechen kann.

Er war 1499 zu Bietigheim im Herzogthum Würtemberg gebohren, denn das ist sein wahrer Geburtsort, den auch Küster in Bibl. Brandenb. S. 422. aus Joh. Fabri alten und neuen Ministerio in dem Herzogthum Würtemberg, S. 119 so angiebt. Cario selbst pflegte sich auf seinen Schriften zwar Burticamensem, oder aus Burtikaym, zu nennen; allein, wenn anders diejenigen, welche diese Titel abgeschrieben, nicht Burtikaym für Buetikaym gelesen haben; so ist das vermuthlich einer der alten Nahmen dieses Ortes, der in Urkunden auch zuweilen Butingkon und Butnigkein genannt wird *); daher es ein Irrthum ist, wenn Jöcher und andere seinen Geburtsort Buchichheim nennen, dergleichen mir keiner in Schwaben bekannt ist;

worden, als bey andern. Andere Schriftsteller, welche seiner gelegentlich gedenken, oder nur einzelne Umstände von ihm anführen, werde ich im folgenden bemerken.

*) S. Christ. Fried. Sattlers Beschreib. des Herzogth. Würtemb. S. 130. f.

denn daß er ein ehrlicher Schwabe gewesen, sagt Melanchthon, in einem Briefe an den Camerarius ausdrücklich *). Das Geburtsjahr 1499 geben auffer dem Pantaleo alle an. In dem Europ. Staatswahrsager und im Jöcher wird noch der 22ste März als sein Geburtstag angegeben; allein ich weiß nicht, woher sie dieses haben.

Wer seine Eltern gewesen, finde ich nicht gemeldet. Pantaleo sagt nur, daß er von seiner ersten Jugend an dem Studieren gewidmet worden, und nachdem er die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernet, auf verschiedenen Deutschen Universitäten, besonders aber zu Wittenberg studieret habe. Hier ward er ohne Zweifel dem Melanchthon bekannt, welche Bekanntschaft ihm in der Folge so nützlich war; allein daß sein Studieren von keiner Bedeutung gewesen, und sich bloß auf die Astrologie erstreckt habe, wird aus dem folgenden erhellen.

Von seiner nachfolgenden Beförderung sagt Pantaleo kein Wort; Adami hingegen versichert, daß er Professor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder gewesen, und dieses haben ihm alle, die des Cario gedenken, auf Treue und Glauben nachgeschrieben. Andere setzen

*) Vir est (*Cario*,) quantum ego quidem cognovi candidus, et *Suevicae* simplicitatis plurimum referens. *Epist. ad Camer.* S. 163.

noch hinzu, daß er vorher ein Mönch zu Berlin, und dann erst Churf. Brandenb. Hofmathematikus und Professor zu Frankfurt geworden. Es ist nothwendig, diese beyden Umstände ein wenig genauer zu untersuchen.

Daß er ein Mönch zu Berlin gewesen, ist sehr unwahrscheinlich; zwar nicht aus dem Umstande, weil er zu Wittenberg studiert hatte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß er die katholische Religion nicht verlassen hat, und es studierten um diese Zeit vermuthlich mehrere zu Wittenberg, welche um deswillen nicht gleich die Reformation annahmen. Allein es giebt andere Umstände, welche diesem Vorgeben allen Glauben benehmen. Er befand sich, wie aus dem folgenden erhellen wird, bereits 1522, da er folglich nicht älter als 23 Jahr seyn konnte, als Churfürstlicher Hof-Astronom zu Berlin, folglich muß er unmittelbar von Wittenberg dahin gekommen seyn; und folglich sehe ich nicht, wenn und wo er ein Mönch werden können. In Berlin, welches damahls noch ganz katholisch war, hätte er es zwar werden können; allein seine dasige Beförderung scheinet dasselbe zu widerlegen. Es kommt dazu, daß Cario auf seinen Schriften sich zwar beständig einen Churfürstlichen Diener und Mathematiker, aber nie ein Glied eines Klosterordens nennet. Ja aus seiner Zuschrift vor seiner 1529 unterzeichneten Weissagung und Offenbarung aus himmlischer Influenz

scheinet vielmehr zu erhellen, daß er, ungeachtet seiner Beharrlichkeit in der Römischen Religion, eben kein Freund von den Klosterorden gewesen. Er eifert darin, daß man seine Prophezeihungen mit Anhang etlicher loser Fratzen, Lotharts, Brigite, Methodii ꝛc. nachgedruckt habe, und setzt hinzu, daß man nicht nöthig gehabt hätte, Münch = Nolbrüder = oder Nonnenträume in seine Praktik hinein zu schreiben. Er würde sich gewiß mit mehr Achtung ausgedrückt haben, wenn er selbst ein Mönch gewesen wäre.

Daß er Professor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder gewesen, ist wenigstens eben so unwahrscheinlich, wo nicht unstreitig ungegründet. Schon der eben angeführte Umstand, daß er sich im 23sten Jahre seines Alters bereits Churfürstl. Astronom in Berlin nennet, und von dieser Zeit an, von Jahr zu Jahre unter dieser Benennung vorkommt, macht es unwahrscheinlich. Vorher konnte er es wohl nicht geworden seyn, weil er da noch ein sehr junger Mensch war; nachher aber noch weniger, weil er seitdem bis allenfalls ein paar Jahre vor seinem Tode, nicht von Berlin weggekommen ist, sich auch nie einen Professor, sondern jederzeit nur Magister und Churfürstl. Mathematikum oder Astronom nennet. Was dieses Vorgeben noch mehr widerlegt, ist, daß in Vecmanns Notitia Univers. Francof. S. 73, wo die Professores der Mathematik von der Stiftung der Universität an, nach

der Reihe angeführet werden, kein Cario vorkommt. Ja ich finde in dem ganzen Buche seiner mit keinem Worte gedacht, so sorgfältig ich es auch durchgeblättert habe. Wenn also im Jöcher unter dem Artikel des Cario Becmanns Notitia angeführet wird, so ist es vermuthlich aus der irrigen Voraussetzung geschehen, daß er wirklich Professor daselbst gewesen, und daß alsdann daselbst von ihm müsse gehandelt werden.

Cario war also weiter nichts als Kalendermacher in Berlin und dabey des Churfürsten Joachim I. Astronom oder vielmehr Astrologe. Daß er diese Stelle bereits 1522 bekleidet, erhellet aus einer in diesem Jahre von ihm gedruckten Prognosticatio, wo er auf dem Titel ausdrücklich Churfürstlicher Astronomus heißt. Es ist dieses die älteste von seinen Prophezeihungen, die mir bekannt geworden, und von dieser Zeit an hat er deren mehrere herausgegeben, die ich am Ende anzeigen werde. Besonders gab er alle Jahre die damahls üblichen Praktiken d. i. Kalender mit astrologischen Prophezeihungen heraus, daher man nicht irret, wenn man ihn für einen eigentlichen besoldeten Kalendermacher hält. Man weiß, wie sehr die Astrologie noch im 16ten Jahrhunderte das Steckenpferd des menschlichen Verstandes war, und es gab damahls wohl nicht leicht einen regierenden Herrn, sollte sein Ländchen auch noch so klein gewesen seyn, der nicht einen oder ein paar solcher Sterndeuter gefüttert

hätte. Churfürst Joachim 1. wird von seinen Geschichtschreibern wegen seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit erhoben; gewisser ist, daß er im höchsten Grade abergläubig war, und daher nicht nur den Cario nach Berlin zog, sondern sich auch von ihm in der Astrologie unterrichten ließ. Er muß es auch darin allerdings weit gebracht haben, wenn es wahr ist, was man vorgegeben hat, daß er nehmlich seinen Nachkommen die Preussische Krone prophezeihet habe *).

Cario scheinet von seinen Prophezeihungen sehr bescheiden zu urtheilen, wenn er in der 1529 unterzeichneten Weissagung sagt, daß es dabey

*) Das Vorgeben gründet sich auf Nic. Leutingers Brandenb. Geschichte, wo er S. 22 der Küsterschen Ausgabe, von diesem Churfürsten sagt: Astrologiae vero ita se dederat, ut cum doctissimis illius artis comparetur. In his magistro utebatur *Iohanne Carione*, qui auctor est Chronicorum, quae a *Phil. Melanchthone* postea sunt locupletata. Exstant illius vaticinia et prognostica, quae partim eventum suum sortita sunt, partim in potestate Dei posita. Inter alia spondet principi Familiae Brandenburgicae regiam et summam inter Christianos dignitatem. Das illius kann freylich sowohl auf den Churfürsten, als auf den Cario gehen; allein man siehet leicht, daß es auf den letztern geben muß, von welchem noch jetzt mehrere vaticinia und prognostica übrig sind, dagegen man von dem Churfürsten keines kennet. Nun ist zwar von dem Cario keine Prophezeihung bekannt, in welcher er dem Hause Brandenburg die königliche Würde versprochen hätte; allein es kann dessen ungeachtet seyn, daß er dem ehrgeitzigen Churfürsten damit geschmeichelt, und dann hat er unter der regia et summa inter Christianos dignitate gewiß eher die kaiserliche als eine andere Würde verstanden und verstehen müssen.

auf ein Jahr auf und ab nicht ankomme, indem es schwer sey, die Begebenheiten auf ein Jahr zu berechnen. Auch könnten sich die Einflüsse innerhalb vier bis fünf Meilen sehr verändern. Allein, wenn man erwäget, wie wenig seine Prophezeihungen im Ganzen eingetroffen sind, so wird das, was anfänglich Bescheidenheit schien, unwissender Stolz. Nur ein paar Beyspiele zur Probe.

In der oben gedachten und 1522 herausgegebenen Prognostikatio weissaget er auf das Jahr 1524 eine ungeheure Wasserfluth, weil in dem Februar dieses Jahres 20 Conjunctionen der Planeten vorfallen würden, von welchen 16 in dem wässerigen Zeichen der Fische seyn würden. Aus der Ueberschwemmung sollten Mißwachs, Hunger und eine Menge ansteckender Krankheiten entstehen. Noch mehr, es sollte in dem gedachten Jahre Zwietracht und Uneinigkeit unter Geistlichen und Weltlichen, eine gänzliche Veränderung und Reformation der Kirche, mächtig Blutvergießen und Unterdrückung großer Häupter vorfallen. Von allem diesem ist nun in gedachtem Jahre und ein paar Jahre darauf nichts eingetroffen. Ungeachtet nun der Unhold nichts von dem errathen konnte, was zwey Jahr darauf erfolgen würde, so wollte er doch wissen, was in hundert und zweyhundert Jahren geschehen würde. Denn in eben dieser Prophezeihung drohet er auf das Jahr 1693 mit einer der größten Conjunctionen am Himmel, da sollte denn der

hätte. Churfürst Joachim 1. wird von seinen Geschichtschreibern wegen seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit erhoben; gewisser ist, daß er im höchsten Grade abergläubig war, und daher nicht nur den Carion nach Berlin zog, sondern sich auch von ihm in der Astrologie unterrichten ließ. Er muß es auch darin allerdings weit gebracht haben, wenn es wahr ist, was man vorgegeben hat, daß er nehmlich seinen Nachkommen die Preussische Krone prophezeihet habe *).

Carion scheinet von seinen Prophezeihungen sehr bescheiden zu urtheilen, wenn er in der 1529 unterzeichneten Weissagung sagt, daß es dabey

*) Das Vorgeben gründet sich auf Nic. Leutingers Brandenb. Geschichte, wo er S. 22 der Küsterschen Ausgabe, von diesem Churfürsten sagt: Astrologiae vero ita se dederat, ut cum doctissimis illius artis comparetur. In his magistro utebatur *Iohanne Carione*, qui auctor est Chronicorum, quae a *Phil. Melanchthone* postea sunt locupletata. Exstant illius vaticinia et prognostica, quae partim eventum suum sortita sunt, partim in potestate Dei posita. Inter alia spondet principi Familiae Brandenburgicae regiam et summam inter Christianos dignitatem. Das illius kann freylich sowohl auf den Churfürsten, als auf den Carion gehen; allein man siehet leicht, daß es auf den letztern gehen muß, von welchem noch jetzt mehrere vaticinia und prognostica übrig sind, dagegen man von dem Churfürsten keines kennet. Nun ist zwar von dem Carion keine Prophezeihung bekannt, in welcher er dem Hause Brandenburg die königliche Würde versprochen hätte; allein es kann dessen ungeachtet seyn, daß er dem ehrgeitzigen Churfürsten damit geschmeichelt, und dann hat er unter der regia et summa inter Christianos dignitate gewiß eher die kaiserliche als eine andere Würde verstanden und verstehen müssen.

auf ein Jahr auf und ab nicht ankomme, indem es schwer sey, die Begebenheiten auf ein Jahr zu berechnen. Auch könnten sich die Einflüsse innerhalb vier bis fünf Meilen sehr verändern. Allein, wenn man erwäget, wie wenig seine Prophezeihungen im Ganzen eingetroffen sind, so wird das, was anfänglich Bescheidenheit schien, unwissender Stolz. Nur ein paar Beyspiele zur Probe.

In der oben gedachten und 1522 herausgegebenen Prognostikatio weissaget er auf das Jahr 1524 eine ungeheure Wasserfluth, weil in dem Februar dieses Jahres 20 Conjunctionen der Planeten vorfallen würden, von welchen 16 in dem wässerigen Zeichen der Fische seyn würden. Aus der Ueberschwemmung sollten Mißwachs, Hunger und eine Menge ansteckender Krankheiten entstehen. Noch mehr, es sollte in dem gedachten Jahre Zwietracht und Uneinigkeit unter Geistlichen und Weltlichen, eine gänzliche Veränderung und Reformation der Kirche, mächtig Blutvergießen und Unterdrückung großer Häupter vorfallen. Von allem diesem ist nun in gedachtem Jahre und ein paar Jahre darauf nichts eingetroffen. Ungeachtet nun der Unhold nichts von dem errathen konnte, was zwey Jahr darauf erfolgen würde, so wollte er doch wissen, was in hundert und zweyhundert Jahren geschehen würde. Denn in eben dieser Prophezeihung drohet er auf das Jahr 1693 mit einer der größten Conjunctionen am Himmel, da sollte denn der

Antichrist erscheinen. Dieser sollte zu Corizon gebohren und zu Bethlehem erzogen werden, in Caphernaim aber sollte er sein Regiment errichten. Noch unbarmherziger sollte es in dem Jahre 1789 ergehen; das sollte das schrecklichste unter allen seyn, indem in demselben große und wunderbare Geschichte, Veränderungen und Zerstörungen vorfallen würden. Allein, so sehr sich der Narr in Ansehung des 1693sten Jahres betrogen hat, so sehr wird er vermuthlich auch 1789 zum Lügner werden.

In einer andern seiner jährlichen Prophezeihungen bestimmte er das Jahr und den Tag, wenn Luther würde verbrannt werden; von welcher Prophezeihung in Luthers Tischreden Kap. 37 unter der Aufschrift: Carions erstunkene Sterngückerische Weissagung von D. Martin Luther, gehandelt wird.

Eine seiner berüchtigsten Weissagungen ist diejenige, in welcher er die Schicksale des Reiches von dem Kaiser Maximilian an, bis 1550 bestimmen wollte, und worin er statt der Nahmen der regierenden Herren oder ihrer Staaten die Nahmen ihrer Wapenbilder setzte, weil das Ding auf diese Art ein räthselhafteres Ansehen bekommt, sich auch desto leichter auf alle nur mögliche Erfolge drehen und recken läßt. Er machte sie zuerst um 1525 bekannt, denn in der zweyten Ausgabe, deren Zuschrift 1529 unterzeichnet ist, sagt er, daß er sie ohngefähr vor vier Jahren gemacht habe. Sie wurde nicht nur gleich anfangs

sehr oft wieder aufgelegt und nachgedruckt, sondern sie hat sich auch bis auf die neuern Zeiten fortgepflanzet, indem sie sich unter andern auch in dem zu unsern Zeiten so oft gedruckten Europäischen Staatswahrsager befindet; obgleich nicht zu begreifen ist, was sie jetzt noch nutzen kann, indem Carlo in der Zuschrift ausdrücklich sagt, daß er sie nur bis 1550 fortgeführet *). Dieser Umstand ist um deswillen nicht aus der Acht zu lassen, weil man sonst leicht Kaiser Karln, aus dem Hause Baiern darin prophezeihet finden könnte. Da sie nicht gar zu lang ist, so will ich sie, so wie sie in der Ausgabe, Erfurt, 1567, 8. aussiehet, ganz hersetzen, und die Bedeutung der Wapenbilder sogleich in Parenthesi dazu setzen. Er gehet mit derselben um ein Beträchtliches zurück, indem er mit dem Kaiser Maximilian anfängt, vermuthlich, damit die bereits geschehenen Vorfälle, die der Narr leicht wissen konnte, denen, welche er als bevorstehend prophezeihete, desto mehr Glauben verschaffen möchten. Sie lautet so:

„Ein trauriger Adler (K. Maximilian) flohe in
„viel Mühe und Arbeit lange Zeit.

*) In der Ausgabe deren ich mich bediene, Erfurt 1567, 8. ist diese Jahrzahl mit Worten und nicht mit Ziffern ausgedruckt; daher diejenigen Schriftsteller irren, welche behaupten, er habe sie bis 1560 ausgedehnet, es müßte denn dieses in einer der spätern Ausgaben geschehen seyn, denn man hat fast in allen daran geändert und gekünstelt, um sie den inzwischen vorgefallenen Begebenheiten nur einigermaßen anzupassen.

„Setzet seiner jungen Nest (Philipp) auf einen „güldenen Thurn, (Castilien.)

„Aber seine angeborne Kleidung war mit drey„en Theilen, weiß nach der zwerch in rot, „(Oesterreich.)

„Der Adler pflücket die Lilien (Frankreich,) und „verderbet ihre Blätter, (1514.)

„Und verwüstet seine eigen Federn, die da glis„sen von schwärze, und viel Thier mit jm lit„ten schaden.

„Er biß die Schlange (Mailand,) und ward wi„derumb von jr gebissen.

„Nach vieler Mühe gab er sich zur Ruhe. „(† 1519.)

„Seine Jungen (Philipp) auf dem gülden Thurm „blieben nicht lange leben.

„Doch verließen sie andere Jungen, (Carln 5. „Ferdinand, Elisabeth und Maria.)

„Die weiblichen flohen inn Ende der Christenheit, „eins (Elisabeth) zu dem blauen Lewen in „dem gülden Stall, (König Christiern von „Dänemark.)

„Welche die Nesselblätter übel verbrannten. (Chri„stiern ward 1523 versagt.)

„Die andere (Maria) under dem Schutze des „weissen zwifachen Creutzes, (König Ludwig „von Ungarn.)

„Welche die ungezempten Hund (die Türken) „hart betrübten, (besonders 1526.)

„Die ermordeten (1526) iren liebsten Winden
„mit einem gülden Halsbande, (den König
„Ludwig.
„Und die zween jungen Adler (Carl 5. und
„Ferdinand,) werden in sanfter Ruhe er-
„zogen.
„Sie werden aber so sie zu ihren Jahren kom-
„men, ire Flügel müde machen.
„Der älteſt Adler (Carl 5.) empfähet die Kron,
„(schon 1520.)
„Wird sich legen in die Lilien und die verwüsten,
„(1525 Schlacht bey Pavia, Gefangen-
„schaft des Königes Francisci.)
„Wird mit jungen Lilien sein Haupt schmücken,
„(vielleicht die von Francisco zu Geißeln ge-
„gebene Prinzen.)
„Er wird gehen durch die güldnen Pforten, und
„da freud empfahen, (Vermählung mit der
„Portugieſiſchen Prinzeſſin Isabella,) wird
„sterken den gülden Thurn, (Caſtilien,) und
„das Creutz des schlahenden Feuereisens, (Bur-
„gund.)
„Wird auch zahm machen den gelen Lewen im
„blauen Feld, (Geldern.)
„Er wird der Schlangen (Mailand) ihre Zän
„ausbrechen, daß sie nicht beiſſen wird.
„Und dem Haupt aller Städte (Rom) ire Au-
„gen ausstechen, und die zum raub seinen
„Thieren geben, (Eroberung Roms 1527.)
„Aber der Adler wird weich Federn haben,
„tugendhaft und mild, und von andern

„leicht bewegt, gern folgen, doch letzlich auch
„betrogen.
„Wird sich unterstehen, den Christen zu helfen,
„aber er wird wendig gemacht.
„Er wird haben einen treuen Vogel unter jm,
„einen roten Adler mit einem weissen Rad,
„(Erzbischof Albert von Mainz,) der jm nichts
„arges rathen wird.
„Ihm wird ab- und zufallen der gülden Lewe im
„roten stall, und ein wancklich leben mit
„ihm haben, aber nicht groß unrecht wird
„der gülden Lewe haben.
„Ein roter Lewe neben dem gülden Schild und
„roten Lilien (Schottland) werden dem Adler
„auf dem gülden Thurn anfeinden, aber der
„Adler ist ihm zu hoch gesessen.
„Der Adler wird ein Nest in des Jägers (Wür-
„tembergs,) Haus machen, und den from-
„men Weidman (Herzog Ulrich von Wür-
„temberg) mit vielen Thieren verfolgen.
„Der Weidman wird wohnen bey den dreyen
„fliegenden weissen Adlern (Lotharingen)
„und bey dem gülden und bundten Lewen,
„(Hessen.)
„Aber dem Jäger ist blau und weiß (Baiern)
„entgegen; er wird sich aber darein kleiden,
„und die Farb wird ihm wohl stehen, und
„wird mit jm seyn.
„Die Hunde (die Türken,) werden dem zwiefa-
„chen Kreutz (Ungarn) Schaden thun, sie
„werden dem Adler seine angeborne Kleidung

„mit dreyen teilen, weiß (Oesterreich) nach
„der zwerch zerreissen.
„Die Hunde wollten gern beissen den weissen Le-
„wen mit dem duppelten schwantz (Böhmen)
„aber es wird inen nicht gestattet.
„Böse Tücke werden die Thier, so dem weissen Ad-
„ler im rothen Vogelhause (Pohlen) under-
„worfen, beweisen, sie werden des weissen
„Adlers verläugnen, und wollen Hund und
„andere Thier an seine Statt setzen. Aber
„das geschlecht der Adler verlesset einander nicht,
„sondern ein rother Adler (Markgraf von
„Brandenburg) erhielte den jungen weissen
„Adler in seinem Neste.

Bis hierher wenigstens werden lauter Be-gebenheiten angeführet, welche 1529 bereits ver-gangen waren, sich also leicht prophezeihen lies-sen. Was folgt, sollte von 1530 bis 1550 geschehen; und wer die Begebenheiten in der Ge-schichte wird aufsuchen wollen, wird sich hoffent-lich vergebliche Mühe machen; ausser daß einige der folgenden Begebenheiten damahls schon ange-fangen hatten, deren Ausgang denn eben auch nicht schwer vorher zu sehen war.

„Nach diesem allen wird sich nahen das End,
„werden schwere Krieg und grosse Verenderung
„der Welt.
„Der schwartze Adler wird Ungemach leiden mit
„schwerer Leibskrankheit und abgehen, derer

„die jm lieb seyn, wird auch des jungen Ad-
„ler, der doch nicht Adler ist, schaden sehen.
„Dann wird ihm das zwiefache Kreutz (Un-
„garn) entfallen, und dann wird das Volk
„on Haupt einen Herrn wehlen.

„Und der gülden Stierkopf mit den zweyen sil-
„bern Hörnern, inn dem roten Feld, (die
„Wallachey) wird einen grossen Nahmen
„haben.

„Und wird sich das gülden Feld mit der roten
„Strassen (Baden) über ort müssen gebrau-
„chen lassen. Aber es wird im vergolten
„vielfach.

„Und dann wird der schwarz Lewe im gülden Feld
„(Cleve) und die güldene Scepter von ein-
„ander getrennt, und zwo Herrschaften ge-
„heissen.

„Das Haus mit den fünf schwarzen Balken inn
„dem güldenen Feld (Sachsen) wird beschedi-
„get an seinen eigenen Säulen, und niemand
„wird im schaden, denn sein eigen Tach.

„Und wird sich allda das klare Wort erhören las-
„sen. Aber es wird wieder von inen genom-
„men, dann sie vergreiffen sich unwissend in
„der Ordnung irer Kirchen Knecht. So das
„recht wird geordnet, wer es Gott ein Ehr,
„und der Welt ein Nutz. Ich mein es gut,
„verstehe mich recht.

„Der rot Adler (ein Markgraf zu Branden-
„burg) wird steigen inn Ehren, und wird
„mit Hülf zweyer gülden Lewen (Braun-

„schweig) Ehr erlangen, und ein schwarzer „Püffelskopf (Mecklenburg) und ein roter „Greiff in einem weissen Feld (Pommern) „werden im anhangen.

„Ein roter und schwarzer Adler wird in anfechten, „mit samt halb weiß und roten Kleidern, wer„den aber nichts an jm vermögen.

„Dann der schwarz Adler, mit dem weissen Mann „in dem gülden Feld will sein Hülf nicht dar„geben.

„Es wird der blaue Lewe in den roten Rosen„blettern schwach werden, und seine kleine „Thier werden von jm essen.

„In diesen Zeiten wird der schwarz Adler sein „Scepter und Kron niederlegen, und einer „im blauen und weissen wirds aufnehmen.

„Soll sie aber sein bleiben, hat er Glück. Denn „der rot Adler und zween gülden Lewen, und „die fünf schwarzen Balcken werden darum „kriegen. Darum ist geschrieben: viel wer„den ein Königreich regieren.

„Das Rautenkräntzlin, das vor langest verdun„kelt ist gewesen, wird auf das neue gewun„den; aber mit Nesseln vermengt. Doch „wird die Nessel dorren, und bleibt die Raut „über Winter grün.

„Ein gülden Lew in einem blauen Stall wird „das weiß Rad aufheben.

„Und dann wird Unfried, und wird das rot „Creutz einem Menschen verliehen, der eines „argen Lebens ist, und wird wenig Trew hal-

„ken. Darumb wird er von dem Ampt des „schwarzen Adlers mit dem Apfel gezüchtiget.

„Dann wird der weiß und rot bundte Lewe et„was aus dem seinen verlieren.

„Und dann ist der schwarz Adler mit bekleidet mit „dreyen Strichen, weiß und rot.

„Der weiß Lew mit duppelten Schwantz wird „auch gedachte Kleidung nicht mehr führen.

Unbegreiflich ist, was den Narren bewogen haben mag, den größten Theil dieser sogenannten Prophezeihung mit vergangenen Begebenheiten anzufüllen, wenn es nicht in der schon gedachten Absicht geschehen, dadurch den Leser zu täuschen, und ihn zu verleiten, das Vergangene und Zukünftige mit einerley Augen anzusehen. Da er in dieser Prophezeihung dem Hause Oesterreich manches Unangenehme verkündiget hatte, so gab solches dem Andreas Perlach, Professor der Astronomie zu Wien Gelegenheit, wider den Carion zu schreiben, und ihn nicht allein der Beleidigung kaiserlicher Majestät, sondern auch der Zauberey und anderer verbothenen Künste zu beschuldigen, worüber er sich in der Vorrede zur gedachten Weissagung bitterlich beschweret.

Aber wenn nun Carion ein schlechter Astronom und ein noch schlechterer Prophet war, so könnte er denn doch wohl ein guter Geschichtschreiber gewesen seyn, und wenn er das war, so würde er von dieser Seite Achtung verdienen, und

man würde ihm seine astrologischen Thorheiten als Schwachheiten übersehen müssen. Dem gemeinen Rufe zu folgen, würde man ihm den Nahmen eines wo nicht grossen, doch wenigstens nützlichen Geschichtschreibers nicht versagen können, denn wer kennet nicht das unter seinem Nahmen bekannte Chronicon, welches beynahe zweyhundert Jahr lang, wo nicht das einzige, doch das vornehmste Handbuch der Universal-Geschichte war, und noch jetzt nicht ohne Werth ist, ob es gleich in den neuern Zeiten durch andere mehr zweckmäßige Bücher dieser Art überflüßig gemacht worden. Allein bey einer genauern Untersuchung wird sich zeigen, daß er auch hier ohne alles Verdienst ist, indem seine Kenntniß der Geschichte eben so seicht und unbedeutend war, als seine mathematische Gelehrsamkeit und seine Wissenschaft künftiger Dinge. Sein ganzes Verdienst um dieses Buch bestehet darin, daß er durch seine Sudelarbeit die erste Veranlassung zu einer unendlich bessern Arbeit war, welche ein unendlich besserer Kopf als er, ausführte, ihm aber aus einer beynahe Beyspiellosen Bescheidenheit und Nachsicht den Nahmen des ersten Stümpers erhielt.

Was einen solchen Skribler zu seinem Geschreibe veranlasset, könnte auf alle Fälle sehr gleichgültig seyn, allein da die vorgegebene Veranlassung zu einer Mißdeutung Gelegenheit gegeben, so muß ich sie anführen. Adami sagt in seinem Leben des Carlo, Churfürst Philipp

von der Pfalz habe schon eine solche Universal-Geschichte gewünscht, und daher die beyden gelehrten Männer, den Bischof von Worms, Johann Dalburg, und den Rudolph Agricola dazu aufgemuntert, welche sich derselben auch wirklich unterzogen, wie denn auch ihre Arbeit noch handschriftlich in der Churpfälzischen Bibliothek befindlich sey. Das habe denn vermuthlich den Cario bewogen, ein gleiches zu unternehmen. Er sagt zwar nicht, woher er diese Nachricht habe; allein sie ist ohne Zweifel aus Melanchthons Zuschrift der Ausgabe des Chronici Carionis vom Jahre 1558 entlehnet, wo er sie weitläufig anführet, doch nur um unter andern damit den Werth und die Wichtigkeit einer Universal-Geschichte zu beweisen. Er setzet hinzu, daß er diesen Umstand von dem Capnio habe: Saepe audivi narrare *Capnionem* &c. Caspar Sagittarius führet in seiner Introductione in Historiam ecclesiasticam Th. 1, S. 99. f. diese ganze Stelle an; allein aus der Verbindung, in welcher er sie anführet, ist zu vermuthen, daß er aus einer Uebereilung den Capnio mit dem Cario verwechselt, und daraus beweisen wollen, daß Melanchthon eine vorzügliche Freundschaft mit dem Cario unterhalten habe, weil er öftere Unterredungen mit ihm gepflogen; denn ob er gleich im Texte richtig Capnio setzet, so lautet doch das Marginale so: Amicitia *Philippi* cum *Carione*. Hätte er bey der ganzen Stelle den Cario nicht

in

in Gedanken gehabt, so hatte er, dem ganzen Zusammenhange nach, keine begreifliche Ursache, gerade hier der Freundschaft des Melanchthon mit dem Capnio zu erwähnen, da er es bloß mit dem Chronico des Cario zu thun hatte.

Seine Veranlassung mochte nun gewesen seyn, welche sie wollte, so schrieb er ein solches Ding von einer Chronik zusammen, hatte aber doch noch so viel Verstand, daß er sie nicht gleich so drucken ließ, sondern seine Arbeit in der Handschrift um das Jahr 1530 an den Melanchthon, dem damahligen Orakel in allen Wissenschaften, schickte, mit Bitte, sie ein wenig durchzusehen und sie zu Wittenberg drucken zu lassen. Bey der grossen Armuth der damahligen Zeiten an vernünftigen Geschichtsbüchern, besonders an solchen, welche den um diese Zeit dringend gewordenen Bedürfnissen der ungelehrten Stände angemessen waren, hielt Melanchthon ein solches Buch allerdings für nothwendig und nützlich; weil er aber sehr bald fand, daß Cario's Arbeit sehr nachlässig und fehlerhaft war, so verbesserte er sie, so gut es seine damahligen Geschäfte erlaubten, und gab sie zu Wittenberg 1532 in 4. heraus *). Da das Buch Beyfall fand,

*) Es erhellet dieses aus einem Briefe Melanchthons an den Camerarius, welcher Die solstitiali, 1531 geschrieben ist, und wo es heißt: Accepi tuam disputationem de praedictionibus *Carionis*. Quamquam autem iste vehementer affir-

weil es den Bedürfnissen der Zeit angemessen war, so übersetzte Hermann Boneus, ein Geistlicher zu Lübeck, dasselbe 1538 in das Lateinische, wodurch es denn auch den Ausländern bekannt ward, und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Al-

mat, se nihil praeter siderum positum in consilium adhibere, tamen multis non satis persuadet hoc. Et ars meo quoque judicio non potest tam diserte de singularibus eventibus pronunciare; sed vir est, quantum ego quidem cognovi, candidus et Sueuicae simplicitatis plurimum referens. Misit huc *Chronica* excudenda, sed ea lege, ut ego emendarem. Sunt multa scripta negligentius. Itaque ego totum opus retexo, et quidem Germanice, et constitui complecti praecipuas mutationes maximorum Imperiorum. Eben das sagt Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, in der Zuschrift seiner Ausgabe vom Jahr 1572: Nomen Chronici *Carionis* retinui, quod mutare illud autor primus sanctae beataeque memoriae *Philippus Melanchthon* socer meus noluit. Occasio nominis hujus inde extitit, quod cum *Iohannes Carion* mathematicus ante annos XL. coepisset contexere Chronicum, et recognoscendum illud atque emendandum, priusquam praelo subjiceretur, misisset ad *Phil. Melanchthonem*, hic, quod parum probaretur, totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen *Carionis* nomen praefixit; sed et hoc cum retexisset, amici nomen et memoriam, a cujus primordiis ἀφορμὴ prima Chronici contexendi nata atque profecta esset, titulo posteritati commendare voluit. Aus Melanchthons Briefe erhellet zugleich, was er von des Fantasten Prophezeihungen gehalten. Die, auf welche er anspielt, war ohne Zweifel die oben mitgetheilte allegorische. Melanchthon war, wie bekannt ist, für seine Person ein grosser Verehrer der Astrologie, glaubte aber nicht, daß man aus dem Stande und den Einflüssen der Gestirne so individuelle und einzelne Begebenheiten vorher sagen könnte, als der Träumer daraus verkündigen wollte.

lein da des Cario Arbeit so viele und grosse Fehler hatte, und dessen ungeachtet so wohl aufgenommen wurde, so reitzte das den Melanchthon noch in seinem hohen Alter ein neues Werk dieser Art zu schreiben, welches 1558 erschien, und 1560 mit einem zweyten Theile vermehrt, wieder aufgelegt wurde, aber die Geschichte nur bis auf Carln den Grossen fortführte. Da Melanchthon durch seinen Tod an der weitern Fortsetzung gehindert wurde, so unternahm sein Schwiegersohn, Caspar Peucer diese Arbeit, und setzte die Geschichte in mehrern Ausgaben bis auf die neuern Zeiten fort, worauf sie denn wieder in das Deutsche übersetzt wurde.

So wahr und gewiß das alles ist, so finden sich doch noch verschiedene Schwierigkeiten in Ansehung der eigentlichen Arbeit des Cario, welche von den vielen gelehrten Männern, welche die Geschichte dieses Buches geschrieben haben, soviel ich weiß, noch nicht sind gehoben worden *).

*) Baile war, so viel mir bekannt ist, der erste, der diese Schwierigkeiten in seinem Dictionn. v. *Carion* entdeckte oder vielmehr erfand, sie aber nicht mit Gewißheit heben konnte, sondern sie nur noch vermehrte. Im Jahr 1731 hatte Eberh. Dav. Hauber Dissertat. litter. de *Io. Carionis* Chronico ejusque auctoribus atque editionibus diversis, zum Drucke fertig, welche aber, allem Ansehen nach, nie gedruckt worden. Dagegen gab Joh. Christo. Dommerich Epistolam ad *E. D. Hauberum* de *Carionis* Chronico, Wolfenbüttel, 1750, 4. heraus. Bald darauf erschien Erh. Ernst Hochs, Predigers zu Willershausen,

Sie bestehen darin. Cario hatte die Geschichte bis 1521 oder nach andern bis 1532, Melanchthon aber, wie Baile versichert, nur bis auf Carln den Großen fortgeführet. Nun finden sich gedruckte Ausgaben von Cario's Chronik, welche wirklich bis auf die neuern Zeiten gehen, daher denn die Frage entstehet, ob es wirklich zwey verschiedene deutsche Ausgaben von dem Jahre 1532 giebt, deren eine Cario's ungeänderte, die andere aber, die von Melanchthon verbesserte Arbeit enthält? Und ist dieses, woher rühret diese Verschiedenheit? War etwa Cario mit der Umarbeitung des Melanchthon nicht zufrieden, welches sich bey seinem eichten Kopfe sehr leicht denken läßt, und gab daher seine eigene Arbeit selbst heraus? Es ist noch ein dritter Fall möglich. Melanchthon konnte mit seiner Verbesserung bloß bis auf Carln den Grossen gekommen und hier stehen geblieben seyn, entweder weil er des Umpflügens überdrüssig war, und es ihm an Zeit fehlte, oder weil er damahls in der mittlern Geschichte selbst noch nicht sehr

Disquisitio de Chronici, quod extat sub nomine *Io. Carionis* vera et genuina origine, Wolfenbüttel 1755, 4; worin er läugnen wollte, daß Melanchthon einigen Theil an der ersten Ausgabe der Chronik des Cario von 1532 gehabt hätte, aber nachmals in den Göttingischen gel. Anzeigen von 1758, S. 1375 seine Meinung wieder zurück nahm. Man sehe auch des jetzigen Hrn. Prof. Titius in Wittenberg Abhandlung davon in den Erweiterungen St. 69, S. 195, wo die obige gewöhnliche Meinung vorgetragen und bestätiget wird.

bewandert war. Er konnte also die Handschrift wieder an den Cario zurück geschickt haben, der sie denn mit seiner ungeänderten Fortsetzung drucken ließ. Wäre nun dieses, so hätten wir nur eine einzige Ausgabe von Cario's und Melanchthons vereinigten deutschen Arbeit. Baile trägt alle diese Muthmassungen vor, ohne sich merklich für eine derselben zu entscheiden.

Daß es alte Ausgaben von 1532 an giebt, welche bis auf die neuern Zeiten gehen, ist unstreitig. Als Cario's Chronik das erste mahl erschien, machte sie in der Schweiz vieles Aufsehen, weil nach Gesnern in Bibl. S. 399 viele Unrichtigkeiten in Ansehung dieses Landes darin vorkamen, daher auch Bullinger in Respons. ad *Io. Cochlaei* libellum de Scripturae et Ecclesiae autoritate, der darin befindlichen Nachricht von der Niederlage der Schweitzer bey Zürch im Jahr 1531 widersprach. Sagittarius versichert in seiner Introd. in Hist. eccles. S. 99, daß er zwey deutsche Ausgaben besitze, deren eine in 8. bis den 16ten April 1521 gehe. Der Titel fehle zwar bey seinem Exemplare, doch sey Cario's Zuschrift 1531 unterzeichnet. Die zweyte Ausgabe sey in 4; allein weil er sie unter seinen Büchern nicht finden können, so sey er auch nicht im Stande mehrere Nachricht davon zu geben. In Gottscheds Beyträgen zur krit. Hist. der deutschen Sprache wird B. 8, S. 282 f. eine deutsche Ausgabe von 1532 umständlich beschrieben, aber aus einer sonderbaren

Nachlässigkeit das Format nicht bemerkt, welches doch aus andern Umständen zu urtheilen Quart war. Der Titel heißt: Chronica durch Magistrum Johann Carion vleissig zusamen gezogen, meniglich nützlich zu lesen. Sie ist zu Wittenberg durch Georgen Rhaw 1532 gedruckt, und gehet in der Geschichte bis auf das jetzt gedachte Jahr. Cario's Zuschrift an den Markgrafen Joachim von Brandenburg ist Berlin 1531 unterzeichnet. Auf diese folgt eine Abhandlung wozu Historien zu lesen nützlich ist, und dann die Geschichte selbst, welche in drey Bücher getheilet ist. Zuletzt folgt noch eine Tabula Annorum Mundi aus der Bibel und den bewerten Historien, welche gleichfalls bis auf das Jahr 1532 geht.

Das wäre also zuverlässig eine Ausgabe von Cario's eigenen Arbeit, woran Melanchthon keinen Theil hatte, und dafür wird sie von dem ungenannten Verfasser des gedachten Aufsatzes auch gehalten; zumahl da sie unläugbar bis auf das Jahr 1532 gehet, dagegen Melanchthons Ausgabe sich nicht über Carls des Großen Zeit erstrecken soll. Allein ich getraue mir beweisen zu können, daß dieß wirklich Melanchthons Ausgabe und nicht Cario's ungeänderte Arbeit ist. Jener sagt in einem Briefe an den Ant. Corvinus, den ich so gleich vollständiger anführen werde, ausdrücklich, daß er, Melanchthon, die dem Werke beygefügte Tabulam annorum mundi verfertiget habe: Mitto tibi Chronicon. — In fine ad-

jeci tabellam annorum mundi utilem et veram, quam spero tibi et aliis doctis placituram esse. Hatte nun Cario bey seiner Handschrift keine solche Tabulam, sondern ward diese erst von dem Melanchthon hinzu gesetzt, so ist ja wohl unläugbar, daß diese Ausgabe eben dieselbe ist, an welcher dieser berühmte Gelehrte die Hand mit im Spiele hatte. Wenn aber das ist, so wird ja die Sache wohl noch verworrener, als sie vorher war? — Ich glaube nicht, sondern finde vielmehr, daß dieser Umstand die ganze Ungewißheit hebt, und die bisher so streitige Sache ihrem wahren Aufschlusse ein paar Schritte näher bringt. Doch ehe ich dahin komme, noch ein paar Fragen.

1. Ist es denn wahr, daß die von Melanchthon besorgte Ausgabe nur bis auf Carln den Grossen gehet? Baile behauptet es freylich, und eben dieser Umstand ist es, der ihn zu den obigen Schwierigkeiten und Zweifeln Gelegenheit gegeben hat. Allein ich sehe nicht, aus was für einem Grunde er so etwas behaupten konnte, wenigstens führet er nichts an, was einem Grunde ähnlich sehe. In Melanchthons Briefen und Zuschriften kommt auch nichts vor, woraus es sich schliessen ließe. Ueberdieß kenne ich keinen einzigen Schriftsteller, welcher ein Exemplar von Cario's Chronik beschrieben oder nur gesehen hätte, welches nur bis auf die jetzt gedachte Zeit ginge; alle bekannte Exemplare gehen vielmehr bis auf die Zeit der Herausgabe. Da sich

nun keine Spur eines Beweises für jenen Umstand auffinden läßt, so ist mehr als wahrscheinlich, das Baile durch Melanchthons nachmahlige lateinische Ausgabe irre geführet worden, als welche er in der That nur bis auf Carln den Grossen zu Stande gebracht hat, indem er durch den Tod an der weitern Fortsetzung gehindert wurde. Baile verwechselte in Gedanken diese spätere lateinische Arbeit mit der erstern deutschen, und glaubte, daß auch diese nicht weiter gehen könnte, und daraus entstanden denn alle seine Zweifel und Bedenklichkeiten, die aber nunmehr von selbst wegfallen. Aehnliche Nachlässigkeiten und Uebereilungen sind bey diesem sonst gelehrten und scharfsichtigen Manne nicht selten.

2. Ist es denn auch wahr, daß Melanchthon des Carlo Arbeit ganz verworfen, und statt derselben ganz etwas Neues gemacht hat? Diese Frage scheinet schwerer zu verneinen, weil nicht nur Peucer in der oben angeführten Stelle sie ausdrücklich bejahet, sondern auch Melanchthon selbst in der oben angeführten Stelle eines Briefes an den Camerarius so etwas zu behaupten scheinet. Allein ich will zuvörderst dem Melanchthon den Vorgenannten selbst entgegen setzen. Dieser druckt sich in einem Briefe an den Anton Corvin von 1532, mit welchem er ihm zugleich ein Exemplar von des Carlo Arbeit überschickt, in Sauberti Epistolis Melanchth. B. 5, S. 502, folgender Gestalt aus: Mitto tibi Chronicon, in quo etsi sunt mei quidam loci,

tamen ipsa operis sylva non est mea. Misit enim *Carion* ad me farraginem quandam negligentius coacervatam, quae a me disposita est, quandoquidem in compendio fieri potuit. In fine adjeci tabellam annorum mundi, utilem et veram, quam spero tibi et aliis doctis placituram esse. Et si recudent opus nostri χαλκογραφοι addam ex Ptolemaeo testimonia. Ich glaube die Stelle ist deutlich und bestimmt genug und daraus muß auch das retexere in dem obigen Briefe an den Camerarius erkläret werden. Ueberdieß redet er in dem letztern im Präsenti, weil er wirklich noch über der Arbeit begriffen war, und vielleicht damahls Willens seyn mochte, mehr daran zu thun, als er wirklich that. Peucer druckt sich freylich über seines Schwiegervaters Arbeit weit stärker aus, wenn er sagt: totum abolevit una litura, alio conscripto; allein wer siehet nicht, daß er Melanchthons eigenes Zeugniß nicht überwiegen kann. Vielleicht vergrössert er aus Achtung für seinen Schwiegervater dessen Antheil ein wenig; vielleicht war ihm auch die Sache selbst nicht recht bekannt, da er 40 Jahr hernach schrieb, und Melanchthons Antheil an dem Buche nur von Hörensagen haben konnte, indem er erst 1540 nach Wittenberg kam.

Aus allem ergiebt sich nun wohl, daß die von Baile gefundenen Schwierigkeiten nichts auf sich haben, und bloße Kinder seiner Uebereilung sind. Man muß sich folglich die Sache so vor-

stellen: Cario schickte seine Arbeit, welche bis auf die damahlige Zeit ging, an den Melanchthon zur Ausbesserung. Dieser hielt ein solches Buch für sehr nützlich, fand aber an des Cario Arbeit sehr viel auszusetzen, indessen that er daran, was er damahls konnte; er brachte den Wust des Compilators in eine bessere Ordnung, schnitt die gröbsten Auswüchse weg, und setzte manches hinzu, und ließ das Werk unter des Cario Nahmen drucken. Zugleich nahm er sich vor, einmahl bey mehrerer Muße selbst etwas besseres zu schreiben, welches er denn auch kurz vor seinem Ende in lateinischer Sprache bewerkstelligte, aber nur bis an Carln den Grossen damit kam. Er ließ auch dieser Arbeit den Nahmen des Cario, theils weil derselbe die erste Veranlassung dazu gegeben, und die ersten Materialien dazu gesammelt hatte, theils aber auch, weil die ähnliche ältere Arbeit schon unter dessen Nahmen bekannt und beliebt war. Und so fiele denn das Vorgeben von zwey verschiedenen deutschen Ausgaben der ersten Arbeit von selbst hin.

Was das Jahr der ersten Ausgabe betrift, so wird von vielen das Jahr 1531 dafür angegeben; allein allem Ansehen nach haben sie das Jahr der Zuschrift mit dem Jahre des Druckes verwechselt. Das Druckjahr ward, der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, vermuthlich nicht auf dem Titel, sondern hinten am Ende angegeben. Diejenigen, denen ein solches Exemplar in die Hände fiel, vergassen, nach

dem Beschlusse zu sehen, und ließen sich durch das Datum der Zuschrift täuschen. Melanchthon war zur Zeit der Sonnenwende (er sagt freylich nicht welcher,) 1531 noch mit der Ausbesserung beschäftiget, daher das Buch wohl nicht eher als 1532 erscheinen konnte. Das oben beschriebene Exemplar hat diese Jahrzahl ausdrücklich. In Pantaleo's Prosopogr. wird 1538 als das Jahr der ersten Ausgabe angegeben; allein das ist ein unstreitiger Druck- oder Gedächtnißfehler.

Uebrigens ist das Buch, Melanchthons Feile ungeachtet, noch immer eine sehr dürftige und verstandlose Compilation, wo der prophetische und astrologische Sauerteig des Sammlers überall vorschmeckt. Nur eine Stelle zur Probe. Von Hesiodo heißt es: „Hesiodus ist „hundert jar nach Homero gewesen, wie Por„phyrius schreibt, vnd ist ein Pfarrherr gewe„sen, am Berg Helikon, da ein grosser be„rümpter Tempel gewesen ist, und sein schrift „laut zum Teil wie ein predigt Buch von gu„ten sitten, denn es sind rechte schone sprüch, „von allerley tugenden, doch ist nichts da von „Christo vnd Glauben. Denn diese hohe lar „ist bey den Heyden verloschen gewesen, zum „Teil ist Hesiodi Schrift ein rechter wolgestel„ter ewiger Calender, gericht auff der sonnen „kauff vnd erscheinung etlicher Sternen, die „den vnterschied der Teil im jar anzeigen, vnd

„ist warlich ein fein lieblich kinderbuch“ u. s. f.

In Nicol. Leutingers Zuschrift des 8ten Theiles seiner Brandenburgischen Geschichte *) befindet sich eine Stelle, aus welcher zu erhellen scheinet, daß Cario noch an einer andern historischen Arbeit Theil gehabt. Er sagt nehmlich, Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen habe sich sehr angelegen seyn lassen, eine Chronik von Sachsen zu Stande zu bringen, und habe daher mit den benachbarten Fürsten darüber gerathschlaget, und sie gebeten, seine Absicht von ihrer Seite zu unterstützen, da denn der Herzog Boguslav von Pommern die Sache dem Johann Bugenhagen, Churfürst Joachim von Brandenburg dem Johann Cario, Herzog Fridrich von Sachsen dem Georg Spalatin, andere Fürsten aber andern Gelehrten aufgetragen hätten; worauf er so fortfähret: Inter hos Brandenburgicis Principibus merito est acceptum referendum, quicquid sibi in eo opere utilitas publica vendicat, quorum beneficio *Carion* usus est. Hieraus könnte man schliessen, daß Cario wirklich eine Sächsische Chronik geschrieben habe, welche das Publicum folglich den Churfürsten von Brandenburg zu verdanken hätte. Allein ich finde von einer solchen Sächsischen Geschichte, welche diesen Sterndeuter zum Verfasser hätte, nichts, daher Leutinger die obige Chronik gemeinet ha-

*) In Küsters Ausgabe Th. 2, S. 1363.

ben muß, woraus sich denn ergeben würde, daß Cario von seinem Churfürsten selbst dazu aufgefordert worden. Vielleicht trug ihm dieser nur die Sächsische Geschichte auf; allein da der Compilator einmahl in das Ausschreiben kam, so ward daraus eine allgemeine Chronik.

Wie lange der Unhold seinen astrologischen Unfug getrieben, ist so gar gewiß auch noch nicht bekannt. Adami sagt, er sey 1538 zu Berlin in seinen besten Jahren gestorben, und ihm sind darin alle spätern Schriftsteller gefolget. Dagegen führet Reimmann in Hist. litter. der Deutschen, Th. 5, S. 126 eine Anekdote an, aus welcher erhellen würde, daß er ein Jahr früher zu Magdeburg gestorben sey. Christoph Singelius, Superintendent zu Ronneburg, der um diese Zeit lebte, hatte nehmlich in einem Exemplare von Luthers Tischreden, zu der Stelle, wo Cario ihm den Scheiterhaufen prophezeihet hatte, die Worte hinzugeschrieben: Dieser soff sich zu Tode in Magdeburg, Ann. 1537. Eine solche Nachricht ist freylich von keinem grossen Gewichte, wenn sie zuverlässigern widerspricht, weil sie sich auf blosses Hörensagen gründen kann; allein man weiß, daß Adami's Nachrichten oft auch keine bessere Quelle haben, folglich werden sie einander in der Glaubwürdigkeit nicht viel nachgeben. Nur konnte man fragen, wie Cario nach Magdeburg gekommen, da er doch Chur-

fürstlicher Mathematicus zu Berlin war. Ich habe diesen Umstand freylich bey sonst keinem einzigen Schriftsteller gefunden; allein, wenn er gegründet ist, so läßt er sich leicht erklären. Churfürst Joachim, der den Cario ernährte und schützte, starb als ein eifriger Katholik den 11ten Jul. 1535. Sein Sohn und Nachfolger Joachim 2. war der Reformation günstig, und fing sogleich an zu reformiren. Da nun Cario, wie es scheint, ein guter Katholik war, so ist es wahrscheinlich, daß er seinen Abschied bekommen hat, und da kann er denn nach Magdeburg gegangen seyn, und sich seinem alten Hange zum Trunke aus Mangel an Beschäftigung ganz überlassen haben. Wer weiß auch, ob er, da er der Günstling des Churfürsten war, nicht einigen Theil an dessen Haß gegen seine Gemahlinn hatte, daher er denn nach dessen Tode in Berlin freylich nicht mehr gelitten seyn konnte.

Daß aber Cario, ob er gleich zu Wittenberg studiert hatte, und wegen seiner Chronik in einiger Verbindung mit Melanchthon stand, dennoch ein guter Katholik geblieben, läßt sich aus verschiedenen Umständen muthmaßen. Seiner Prophezeihung, worin er Luthern den Scheiterhaufen verkündigte, habe ich schon oben gedacht. Ueberdieß war Churfürst Joachim sein Gönner, ein sehr eifriger Katholik, der nicht leicht einen Lutheraner in seinen Diensten duldete; daher er wohl den Ca-

rio nicht seiner Gnade und seines Vertrauens würde gewürdiget haben, wenn nicht derselbe eines Glaubens mit ihm gewesen wäre. Indessen druckt dieser sich sowohl in seinen Prophezeihungen, als auch in seiner Chronik in Ansehung der damahligen kirchlichen Angelegenheiten sehr behutsam aus, so daß man eben nicht siehet, zu welcher Religion er sich bekennet. Daß er in seiner Chronik diese Vorsicht gebraucht, würde allenfalls mehr dem Herausgeber, als ihm müssen zugeschrieben werden; allein ich habe solches auch in seinen Prophezeihungen bemerkt, wenigstens in denen, die mir bekannt geworden sind. Zwar prophezeihet er in der obigen Weissagung, daß zwischen 1530 und 1550 sich in Sachsen das klare Wort würde erhören lassen, welches man allenfalls auf die Reformation deuten könnte. Allein, da diese in Sachsen schon lange vorher eingeführet war, so ist glaublich, daß er etwas anders, und vielleicht wohl gar den römischen Lehrbegriff darunter verstanden. Indessen kann es seyn, daß er in der Folge in Ansehung der Religion wenigstens gleichgültig geworden.

Was die ihm in der obigen Anekdote schuld gegebene Neigung zum Trunke betrifft, so ist dieselbe auch aus einem andern Zeugnisse erweislich. In dem oben erwähnten und in Gottscheds krit. Beytr. von einem Ungenannten beschriebenen Exemplare von Carlo's Chro-

nik hatte eine ungenannte Hand aus dem 16ten Jahrhunderte folgendes geschrieben:

Rythmi de obitu Carionis.

Iohannes Carion Doctor
Ingentium Craterum Decoctor
Influxuum Coelestium Divinator
Injuriarum Constans Dissimulator
Insigniter Charus Dominantibus
Infensus Contentiose Discordantibus
Integer Carens Deceptione
Invidia, Calumnia, Delatione,
Inter Compotores Deducitur
Invitus Certando Dejicitur
Illico Corpore Delassatur
Inque Convivio Decimatus
In Certamine Debellatus
Immiti Charonti Devovetur
Indulge Christe Decantetur
Ignosce Christe Derepente
Inter Calices Demorienti.

Epitaphium.

Mortuus est Charion dulci cogente Lyaeo,
Cujus in hoc tumulo membra soluta jacent.

Aliud.

Aeterna Doctor Charion in pace quiescat,
Qui vivens fido corde sodalis erat.

Wos

Wodurch denn nicht allein seine Völlerey, sondern auch der obige Umstand von seinem durch dieselbe beschleunigten Tode bestätiget wird, indem er wenigstens nicht über 40 Jahr alt geworden seyn kann. In seines Zeitgenossen, des Georg Sabinus, lateinischen Gedichten wird seiner mehrmahls gedacht. Wenn es z. B. in der 6ten Elegie des dritten Buches, wo Sabin den Christoph Carlwitz und andere zur Hochzeit einladet, von dem Cario heißt:

Dulce nec hinc aberit Charitum decus atque leporum,
Grande saginati Cario ventris onus;

so wird dadurch nicht allein der oben ihm beygelegte Charakter eines guten Gesellschafters bestätiget, sondern man siehet auch daraus, daß er sich durch einen fetten und grossen Wanst vor andern ausgezeichnet, welches denn eben nicht zu verwundern ist, da seine gelehrten Arbeiten ihm eben nicht viel Kopfbrechens verursachen können.

Es ist nur noch übrig, daß ich seine Schriften, soviel deren mir bekannt geworden sind, hier kürzlich wiederhohle. Es sind folgende:

Die jährlichen damahls üblichen astrologischen Kalender, unter den Titeln Practica, dergleichen noch hin und wieder vorkommen, z. B. von den Jahren 1531, 1533, 1534 u. s. f.

Prognosticatio und Erklerung der großen Wesserung, auch anderer erschrockenlichen Würkungen, so sich begeben 1524. Leipzig, 1522.

S. davon (Joh. Gottfr. Wellers) Altes aus allen Theilen der Gesch. B. 1, S. 256.

Weissagung und Offenbarung, aus himmlischer Influenz, von vergangenen und itzigen leufften, 1525, 8; worauf sie sehr oft wieder aufgelegt, und mit andern ähnlichen Thorheiten zusammen gedruckt worden. Es ist die oben von mir ganz mitgetheilte allegorische Weissagung, vor welcher hier nur noch theils eine weitläufige Zuschrift an den Churfürsten Joachim, theils eine Ermahnung an die Deutschen Fürsten vorher gehet, worin er sie zur Eintracht ermahnet, weil ihn eines greulichen Wetters ahnet, welchs Uebergang sie alle netzen wird. Carion selbst hat diese Weissagung mehrmahls heraus gegeben, worauf sie so wohl bey seinem Leben, als auch nach seinem Tode häufig nachgedruckt worden. Eine Ausgabe von 1540 in 4, wird in Wellers Altes l. c. S. 254 beschrieben. Ich habe eine jüngere vor mir, Erfurt, 1567, 8.

Bedeutnis und Offenbarung warer hymlischer Influxion — von jare zu jare werende, bis man schreibt 1540 Jare. Wittenberg, 4. Sie fängt von 1528 an. S. Wellers Altes l. c. S. 253.

Deutsch himlischer Influenz nach Christi Geburt 1529 Jahr. Frankfurt, 1 Bog. in 4. Diese führt Küster in Bibl. Brandeb. S. 422 an.

Jöcher und Weidler legen ihm in der Hist. Astron. S. 357 Ephemerides astronomi-

cas ab a. 1536 ad a. 1550 bey; allein sie thun dem Fantasten zu viel Ehre an, denn diese Ephemerides sind entweder seine jährlichen astrologischen Kalender, die doch nicht bis 1550 gehen können, oder die obige alberne Weissagung, welche freylich bis 1550 gehet, aber sich weit früher als 1536 anfängt.

Das oben weitläufig beschriebene Chronicon, welches zuerst zu Wittenberg 1532 in 4. heraus kam, worauf es in der deutschen Original-Sprache vermuthlich noch einige Mahle aufgeleget worden. Herm. Bonni lateinische Uebersetzung erschien zu Wittenberg 1538, 8; zu Halle in Schwaben 1539, 8; zu Lyon 1543, 8; zu Frankfurt in eben demselben Jahre, in 8, und 1554 12; ja noch Paris 1563, 16; nachdem Melanchthons eigene bessere Arbeit schon 1558 erschienen war. Die letzte Ausgabe besaß Baile. Man hat auch eine Französische Uebersetzung von Johann le Blond, Paris 1556, 16, deren Baile gleichfalls gedenkt. Von Melanchthons und Peucers bessern Arbeiten sage ich hier nichts, weil sie den Cario weiter nichts angehen, obgleich aus den oben bereits angeführten Ursachen sein Nahme auf dem Titel beybehalten worden.

---

33. Favorinus,

ein Zweifeler *).

Wie ein vernünftiger Mensch mit unverdorbenen Sinnen an der Wirklichkeit dessen, was er siehet, höret und fühlet, zweifeln kann, ist schwer zu begreifen, aber wie es eine ganze philosophische Secte von sonst gelehrten und scharfsinnigen Männern geben können, welche nicht allein alle ihre Empfindungen, sondern auch alle ihre Ideen und Vorstellungen bezweifeln können, bleibt ein völliges Räthsel, wenn man nicht in die Geschichte der Philosophie zurück gehet, und den Gang übersiehet, welchen sie von den ältesten Zeiten an genommen hat.

Das älteste philosophische System ist das in den vorigen Theilen mehrmals erwähnte System der Emanation, nach welcher die Materie von Ewigkeit her mit dem göttlichen Wesen nothwendig und wesentlich vereiniget war,

*) S. sein Leben in Philostrati Vitis Sophistarum, im Suidas v. Φαβωρινος, im Bruckers Hist. Philos. Th. 2, S. 166, in der Histoire Litter. de France, Th. 1, Abth. 1, S. 265 - 276, und in Chaufepie's Dictionn. v. *Favorin.* Man hat auch des Conrectors zu Lauban, Imman. Fridr. Gregorii Progr. I, II, de *Favorino*, Arelatensi Philosopho, Graecae Romanaeque dictionis exemplari nitidissimo, Lauban 1756, 4, welche ich aber nicht gesehen habe.

und vermöge dieser Vereinigung, alle sowohl geistige als körperliche Dinge aus sich selbst hervor gebracht hatte. Bey ein wenig Nachdenken und Abstraction kam man sehr bald darauf, daß dieses göttliche Wesen nicht anders als ewig, unveränderlich und folglich auch unbeweglich seyn müsse. Diese Eigenschaften mußten folglich auch alle von demselben ausgeflossene Dinge in der Welt haben, weil sie Theile dieses göttlichen Wesens waren, welches sich folglich in denselben völlig gleich seyn mußte. Aber dagegen zeigte die sichtbare Körperwelt nichts als unaufhörliche Bewegung und Succession, Entstehen und Aufhören, Veränderung und Modifikation. Diese Erfahrung, welche kein gesunder Verstand läugnen konnte, hätte die Philosophen veranlassen sollen, jenen Satz von der wesentlichen Verbindung des göttlichen Wesens mit der Materie in Zweifel zu ziehen; allein er war zu tief in die ganze Volks-Religion und alle damahls bekannte Kenntnisse gegründet, als daß man nur an dessen Wahrheit hätte zweifeln können, daher man andere Auswege suchte.

Eine Zeitlang behalf man sich damit, daß man die obige Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit auf die erste feine Urmaterie einschränkte, alle Veränderung und Succession aber der gröbern körperlichen Materie beylegte. Allein diese Ausflucht konnte nicht lange Stich halten. Was war diese grobe körperliche Ma-

terie, und woher war sie? War alles, was ist, ein Ausfluß des göttlichen Wesens, so mußte es die grobe Materie auch seyn, und war sie das, so mußte sie eben so sehr als die feinere Urmaterie von dem Wesen Gottes beseelet seyn, und an dessen sämmtlichen Eigenschaften Theil nehmen. Da nun dieser Ausweg nicht lange brauchbar war, so kam man nach und nach darauf, daß man die Empfindung durch die Sinne bezweifelte, und ihnen endlich alle Zuverlässigkeit absprach, und alle Wahrheit und Gewißheit auf die Abstraction und Vernunftschlüsse einschränkte.

Dieser letzte, dem ersten Anscheine nach, eben so aberwitzige Satz hatte seinen Grund gleichfalls in dem Lehrgebäude der Emanation. Nach demselben war die menschliche Seele ein unmittelbarer Theil des göttlichen Wesens, und hatte als ein solcher schon vorher alle allgemeine und abstracte Begriffe, die sie nachher nur wieder erwecken, oder vielmehr sich derselben nur wieder erinnerlich machen durfte. Daher rührte denn der hohe Werth, welchen man auf die abstrakten Vorstellungen legte, welche unmittelbaren göttlichen Ursprunges waren, denen folglich alles, was ihnen zu widersprechen schien, und daher auch die Empfindung durch die Sinne aufgeopfert werden mußte. Einige schmückten diesen Satz noch dadurch aus, daß sie auch die sinnlichen Empfindungen für Ideen und Bilder hielten, welche die Seele

mit aus der Ideen-Fülle des göttlichen Wesens gebracht habe, daher z. B. das gesehene Bild nicht eine Wirkung eines ausser uns befindlichen Gegenstandes auf das Auge, sondern ein Ausfluß aus der Seele durch das Auge sey.

Zwar stürzten die jüngern Eleaten das System der Emanation, sonderten das göttliche Wesen völlig von der Körperwelt ab, und läugneten allen Antheil desselben an der Hervorbringung und Erhaltung derselben. Dadurch bekam nun freylich die ganze Philosophie eine andere Gestalt; allein die einmahl herab gewürdigte Erkenntniß durch die Sinne gewann dabey nichts, denn da die Eleatische Philosophie alles in der Welt aus dem ewigen Flusse der Atomen herleitete, der nicht nur nicht vermittelst der Sinne erkannt werden konnte, sondern der geraden und unverdorbenen Erkenntniß durch die Sinne vielmehr widersprach: so war auch ihnen daran gelegen, dieselbe verdächtig zu machen, bloß um eine Hypothese bey ihnen zu erhalten, welche man nun einmahl zum Grundstein der ganzen Philosophie machen wollte. Man siehet hieraus zugleich, wie fruchtbar ein Irrthum ist, hundert andere zu erzeugen, wenn man ihm einmal ohne Mißtrauen nachhängt.

So weit war man, als es einigen einfiel, in die von beyden philosophischen Schulen, der emanistischen sowohl als eleatischen, so hoch erhor-

benen abstracten Erkenntniß ein Mißtrauen zu setzen, und ihre Gründe in Zweifel zu ziehen, welches nunmehr desto leichter geschehen konnte, da nach dem Eleatischen Lehrbegriff die menschliche Seele kein Theil mehr des göttlichen Wesens war, folglich die ganze Lehre von den mitgebrachten oder angebohrnen Begriffen von selbst wegfiel. Das war allerdings sehr vernünftig, besonders in Rücksicht auf die theoretische Philosophie der damahligen Zeit; nur hätte man dabey wieder die gehörige Mittelstrasse beobachten, und zugleich der sinnlichen Erkenntniß, die doch nun einmahl der Grund und die Quelle aller allgemeinen und abstracten ist, ihr Recht wiederfahren lassen sollen. Allein so bezweifelte man alles, nicht allein die ersten Grundwahrheiten, und die unmittelbar daraus hergeleiteten Schlüsse, sondern auch alles, was man sahe, fühlte und hörte, und man bezweifelte es nicht aus der allenfalls löblichen Absicht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, und dadurch der Wahrheit näher zu kommen, sondern bloß um zu bezweifeln, sich durch spitzfindige Einwürfe und Ausflüchte ein Ansehen zu verschaffen, und seine Gegner durch die philosophische Chicane zum Stillschweigen zu bringen.

Es geschahe dieses zwar schon in der mittlern Platonischen Schule, aber am weitesten trieb diesen Unfug Pyrrho, (um 300 vor Chr.) welcher der Stifter einer eigenen philosophischen Secte ward, welche nach ihm die Pyrrhonische,

sonst aber auch von ihrer unbegränzten Zweifelsucht die skeptische genannt wird.

Von dieser thörichten Sekte war nun auch Favorinus, dessen Nahme zuweilen auch wohl obgleich irrig, Phavorinus geschrieben wird, weil er von dem lateinischen Worte Favor abstammet, wie Censorinus von Censor. Er war aus Arles in dem damahligen Gallien gebürtig, und war in der letzten Hälfte des ersten Jahrhundertes geboren, fing unter dem Trajan an einen Nahmen zu bekommen, und schimmerte unter der ganzen Regierung Hadrians und zum Theil noch unter dem Antonin; ich sage, er schimmerte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß man von der grossen Gelehrsamkeit, welche einige alte Schriftsteller ihm beylegen, vieles abrechnen muß, denn sein vornehmstes Verdienst bestand in einer geläufigen Zunge, und in der Gabe über alles und von allem auf eine angenehme Art zu schwatzen, welche denn bey vielen nur zu oft die Stelle der gründlichen Gelehrsamkeit vertreten muß.

Er kam als ein Hermaphrodit, oder vielmehr als ein Castrat auf die Welt, daher er auch niemahls einen Bart bekam, und eine sehr klare weibische Stimme hatte, so daß die Natur selbst ihn zu der schwatzhaften Rolle verurtheilt zu haben scheint, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte. Bey dem allen war er doch von Ausschweifungen nicht frey, welche eigentlich nur Männer begehen können; allein man weiß schon,

daß dergleichen mit dem Zustande eines Castraten eben in keinem Widerspruche stehen.

Daß es dem Favorin an Fähigkeiten nicht gefehlet haben müsse, erhellet daraus, daß er das Griechische und Lateinische sehr fertig lernte, die Geschichte, die Beredsamkeit und die Geometrie begrif, und auch in der Philosophie nicht gemeine Fortschritte machte. Allein die Absicht, um welcher Willen er sich diese Kenntnisse erwarb, und der Gebrauch, welchen er davon machte, zeiget zur Genüge, daß es ihm nicht um eine gründliche Gelehrsamkeit, sondern nur um den Schein und Schimmer zu thun war, daher hielt er sich nicht nur in der Philosophie zu den Skeptikern, sondern widmete sich auch der betrieglichen Kunst der Sophisten, oder derjenigen seichten Schwätzer, welche ein täuschendes Wortgepränge für Beredsamkeit hielten. Dazu war denn die skeptische Philosophie freylich am bequemsten, weil es leichter war, die Behauptungen anderer durch Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse zu bestreiten, als nützliche Wahrheiten mit Gründlichkeit zu behaupten. Er ging darin so weit, daß er nicht allein die Unbegreiflichkeit aller Dinge lehrete, sondern auch läugnete, daß man selbst von dem Stande und dem Lichte der Sonne am Himmel überzeugt seyn könne.

Daher war es denn kein Wunder, daß er unter den Sophisten seiner Zeit hervorragte, weil es ihm nicht schwer fiel, ohne alle Vorbereitung aufzutreten, und worüber man nur wollte, zu

schwatzen, und zu disputiren. Wie so viele alte und neue Schriftsteller das Beredsamkeit und Gelehrsamkeit nennen können, sehe ich nicht ein, zumahl da es schon zu des Favorin Zeiten Männer gab, welche die Schwäche des Plauderers ahndeten, und sagten, die Natur habe ihn nicht vergebens zu einem alten Weibe gebildet. Auch tadelte man die Nachlässigkeit seines Ausdruckes und den Mangel der Würde, sowohl in seinem Style, als in seinem ganzen Aeussern.

Nachdem sich Favorin auf diese Art mit den vornehmsten Kenntnissen auf eine seichte und oberflächliche Art ausgerüstet hatte, so fing er an zu reisen; allein, wie es scheint, nicht so wohl sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, als vielmehr mit den bereits erlangten zu glänzen, oder höchstens, seine Fertigkeit zu schwatzen und zu bezweifeln in der Fremde zu erhöhen. Er besuchte alle diejenigen Länder, welche zu dieser Zeit der Wissenschaften wegen berühmt waren, oder vielmehr, auf welchen noch etwas von dem Ruhme ehemahliger Gelehrsamkeit ruhete. So besuchte er Asien, wo ich doch nicht wüßte, was er da hätte lernen wollen, besonders aber Griechenland, wo doch die gründliche Gelehrsamkeit auch schon zu den Sophisten hinab gesunken war. Unter den griechischen Städten fesselten ihn besonders Athen und Ephesus, worauf er sich nach Rom begab, wo die alte attische Gelehrsamkeit mit verjüngtem Glanze blühete. Er machte sich auf dieser Reise mit den berühmtesten Männern

seiner Zeit bekannt, hörete auch den Dio Chrysostomus, und, wie es scheint, auch den Epiktet; allein man kann leicht denken, daß die Beredsamkeit und Philosophie dieser Männer nicht nach seinem Geschmacke war, daher auch Philostrat gestehet, daß er so viel wie nichts von ihnen gelernet habe. Dagegen stimmte er mehr mit dem ältern Herodes Atticus, einem berühmten Sophisten zu Athen, den er auch für seinen Lehrer und Vater erkannte, und dessen Sohn gleiches Nahmens er nachmahls nicht nur unterrichtete, sondern auch zu seinem Erben einsetzte.

Allein mit dem Polemo, einem andern berühmten Sophisten, welchen er zu Ephesus kennen lernte, war er nicht so glücklich, indem die Eifersucht sie beyde sehr bald uneins machte, welcher Streit sich auch auf ihre Anhänger verbreitete, indem die Ikonier es mit dem Favorin, die Smyrner aber mit dem Polemo hielten. Beyde geriethen dabey in die größte Heftigkeit, welche bey dem Favorin desto unphilosophischer war, weil die skeptische Philosophie alle Leidenschaften verdammte, und Pyrrho seine erklärte Zweifelsucht für das wirksamste Mittel hielt, die Begierden zu beherrschen. Polemo zog zwar zu Ephesus den Kürzern und mußte seinem Gegner Abbitte thun; allein zu Rom geriethen sie nachmahls auf das neue an einander und verfolgten und schmäheten sich in ihrem Alter auf die anstößigste und ärgerlichste Art.

Wenn Fürsten Gelehrte vorstellen wollen, so ist es schon ihrem Stande und ihrer Lage angemessen, daß ihre Gelehrsamkeit nicht anders als seicht und oberflächlich seyn kann, und eben so natürlich ist es dann auch, daß diejenigen, welche sie als Gelehrte unter ihre Flügel nehmen, von eben dieser Art sind, theils weil beyder schimmernde Kenntnisse am besten zu einander stimmen, theils aber auch, weil nur solche glänzende Schwätzer diejenige Biegsamkeit besitzen, welche Fürsten gemeiniglich verlangen, und zu welcher sich ein wahrer Gelehrter von Verdiensten nicht leicht herab lässet. Es war daher kein Wunder, daß der Kaiser Hadrian, der unter andern Schwachheiten auch diese besaß, daß er für einen Gelehrten wollte gehalten seyn, den Favorin an seinen Hof nahm, und ihn geraume Zeit mit seiner Gunst beehrte, und dafür in dem Schwätzer den gefälligsten Hofmann fand, den er wünschen konnte. Hadrian, der sich für den gelehrtesten Mann in seinem Reiche hielt, tadelte einmahl einen Ausdruck an seinem Günstlinge als unrein, und obgleich dieser Recht hatte, so gab er doch dem Kaiser nach, und gestand sein Versehen ein. Als seine Freunde ihm diese niedrige Schmeicheley verwiesen, gab er zur Antwort: „Warum „sollte ich denn nicht glauben, daß ein Fürst der „dreyßig Legionen zu seinem Befehle hat, der geschickteste Mann in der Welt ist.“

Allein die Gunst des Kaisers war von keiner langen Dauer. Hadrian ward gewahr,

daß Favorin ein besserer Schwätzer war, als er, daher verwandelte die Eifersucht seine Gunst erst in Gleichgültigkeit und hernach in Haß. Er suchte ihn auf alle Weise zu demüthigen, und unter andern auch dadurch, daß er ihm Personen vorzog, welche nicht das geringste, auch nicht schimmernde Verdienst hatten. Was seine Kränkung noch vermehrte, war dieses, daß, sobald seine Ungnade bekannt ward, die Stadt Athen die eherne Bildsäule, welche sie ihm aus niedriger Schmeicheley gegen ihn und den Kaiser errichtet hatte, wieder niederriß. Man müßte Leute seiner Art nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß er dabey im Herzen so gleichgültig gewesen, als er sich von aussen stellte.

Indessen hatte er von Glück zu sagen, daß er bey dem Kaiser mit der blossen Ungnade davon kam, weil dieser bey seinem Hange zur Grausamkeit es diejenigen sehr empfindlich fühlen ließ, welche mehr wissen wollten, als er. Man hat uns bey dieser Gelegenheit einen Ausspruch des Favorin sehr sorgfältig aufbehalten, welcher weder seinen Witz, noch seinen Scharfsinn in ein vortheilhaftes Licht stellte. Er pflegte nehmlich zu sagen, es fänden sich in seinem Leben drey Umstände, welche einem Wunder nahe kämen; „1) daß er ein Gallier sey, und doch Griechisch „rede; 2) daß er ein Castrat sey, und dennoch „des Ehebruches sey beschuldiget worden, und „3) daß er sich mit einem solchen Kaiser, als „Hadrian, gestritten habe, und doch noch lebe.“

Man müßte in der That sehr wenig gemeine Erfahrung haben, wenn man wenigstens die beyden Umstände so wunderbar finden wollte, als Favorin.

Seine Beschäftigung zu Rom war, daß er die Rhetorik lehrte, welche denn in ihrem damahligen Zustande seinen Fähigkeiten und Kenntnissen am angemessensten war. Er hielt seine Vorträge in der griechischen Sprache, und man sagt, seine Fertigkeit habe jedermann eine solche Liebe zu den Wissenschaften eingeflößet, daß seine Vorlesungen und Declamationen auch von solchen besucht worden, welche kein Wort griechisch verstanden, und welche bloß durch seine harmonische Stimme und das Spiel seiner Augen dahin gelocket worden. Das will denn im Grunde doch wohl weiter nichts sagen, als daß er ein geschickter Marktschreyer war.

Da die Beredsamkeit oder vielmehr nur die Gabe zu schwatzen, zu seiner Zeit zu Rom sehr nothwendig war, so fehlte es ihm nicht an Zuhörern. Einer der bekanntesten darunter war Aulus Gellius, welcher sich gemeiniglich bey dem Favorin Raths erhohlete, wenn er sich in einem schweren Handel vor Gerichte nicht zu helfen wußte. Man hat uns einen solchen Fall als einen seltenen Beweis von dem Scharfsinne dieses Mannes aufbehalten, welchen ich Wunders halber gleichfalls hersetzen will. Es verklagte jemand einen andern, und forderte die Rückgabe einer Summe Geldes, die er ihm wollte gelie-

hen haben. Die Beweise des Klägers waren überaus schwach, indem er weder Handschrift noch Zeugen hatte; allein er war ein rechtschaffener Mann von bekannter Redlichkeit und unbescholtenem Wandel. Der Beklagte, der die Schuld läugnete, war hingegen als ein niedriger Geizhalz bekannt, der schon mehrmals der Lügen, des Betruges und der Treulosigkeit war überführet worden. Gellius sollte in der Sache das Urtheil fällen, und weil er sie für sehr schwer hielt, so kam er zu dem Favorin. Dieser zeigte ihm, daß Cato schon in einem ähnlichen Falle den Ausspruch gethan habe, daß wenn zwey Personen gegen einander klagten, und es beyden Theilen an Beweisen fehle, man für den rechtschaffensten unter ihnen zu sprechen pflege, wenn sie aber von gleicher Rechtschaffenheit wären, für den Beklagten. Da nun beyde Personen hier so sehr verschieden wären, so könne er nicht anders, als für den Kläger sprechen. Ich glaube, es bringt dem Gellius so wenig Ehre, daß er, als Richter ein solches wichtiges Gesetz nicht gewußt, als es dem Favorin zum Verdienst gereichen kann, daß er es gewußt, und ich glaube schwerlich, daß zu unsern Zeiten ein Dorfrichter einen solchen Fall für so schwer halten würde, als Gellius, wenn er gleich denselben nach unsern Gesetzen ein wenig anders entscheiden würde. Und doch soll dieses Beyspiel ein Beweis von dem seltenen philosophischen Scharfsinne Favorin seyn; wenigstens

wüßte

wüßte ich nicht, warum man einen so alltäglichen und gemeinen Fall so sorgfältig sollte aufbehalten, und in den neuern Zeiten so oft wieder abgeschrieben haben. Aber es gibt in der alten Geschichte mehr dergleichen Anekdoten und Aussprüche von berühmten Männern, welche man zu unsern Zeiten unzählige Mahl auf das geflissentlichste wiederhohlet, ungeachtet man sie von einem jetzt lebenden kaum des Nacherzählens würdig finden würde. Man glaubt dadurch das Verdienst solcher Personen aus dem Alterthume zu erhöhen, erweiset ihnen aber in der That eine schlechte Ehre, wenn man es schon für sehr merkwürdig hält, daß sie gemeinen Menschenverstand besessen haben.

Unter den übrigen Schülern dieses Sophisten nennet man besonders den jüngern Herodes Atticus, den Alexander von Seleucia, mit dem Zunahmen Peloplato, der nachmahls Secretär des Kaisers Marc-Aurel ward, und den Demetrius von Alexandrien, der so gut einschlug, daß er auch so wie sein Meister alle Tage, über jede Materie, worüber man nur wollte, aus dem Stegereife disputirte.

Favorin starb allem Anscheine nach zu Rom. Die Zeit, wenn er aus dieser Welt gegangen, wird nicht genau angegeben, indessen scheinet es, daß er bis nach dem Consulate des Cornelius Fronto, d. i. ziemlich weit in die Regierung des Antonin gelebt hat. Da er keine Kinder hatte, so setzte

er den jüngern Herodes Atticus zum Erben seines Hauses und seiner Bücher ein.

So schwatzhaft er war, so schreibselig war er auch. Da indessen keine seiner vielen Schriften sich bis auf uns erhalten hat, so müssen sie eben von keinem höhern Werthe gewesen seyn, als seine Declamationen. Sie waren alle in griechischer Sprache abgefaßt, und von folgenden haben uns die Schriftsteller nach ihm wenigstens die Titel aufbehalten.

1) παντοδαπη ἱστορια, eine Sammlung von Geschichten aller Art; war also nur eine bloße Compilation und soll doch sein vornehmstes Werk gewesen seyn. So wenig auch dergleichen Sammlungen für ihre Verfasser verdienstlich sind, so können sie doch zufälliger Weise einen Werth haben, wenn darin Stellen und Nachrichten aus andern verlohrnen Schriften aufbehalten werden. In so fern wäre es allerdings zu wünschen, daß die gegenwärtige wäre erhalten worden; indessen haben wir davon weiter nichts, als was Diogenes Laertius und Stephanus von Byzanz daraus aufbehalten haben. Besonders hatte er darin viele Nachrichten von den ältern Philosophen gesammelt, welche Diogenes sehr gut genutzet hat.

2) Απομνημονευματα oder Commentarien, ein ähnliches ziemlich weitläufiges Werk, welches aber doch von dem vorigen noch unterschieden wird. Er hatte darin gleichfalls viele Nachrichten von den alten Philosophen gesammelt,

daher Diogenes Laertius viele Stellen aus demselben anführet. In diesem und dem vorigen erzählte er auch das Mährchen von der hölzernen Taube des Archytas von Tarent, bey welchem er, so wie bey andern ähnlichen Nachrichten, seine Zweifelsucht mit mehrerm Rechte hätte anbringen können, als bey den Vernunftwahrheiten und der Erkenntniß durch die Sinne. Allein da er in historischen Wahrheiten so leichtgläubig war, so scheinet es, daß sein ganzer Scepticismus weiter nichts als ein sophistisches Fechterstückchen gewesen.

3) Stephanus von Byzanz führet unter seinem Nahmen eine kurze Geschichte von Pamphylien an, welche doch nur den vierten Theil eines andern Werkes ausgemacht habe.

4) Eben derselbe führet auch seine Geschichte von Cyrene an. In einer seiner historischen Schriften behauptete er, daß man in der macedonischen Provinz Bisaltie Hasen mit zwey Lebern fange; ein neuer Beweis seiner historischen Leichtgläubigkeit.

5) περι της Ακαδημικης διαθεσεως, von der Stiftung der Akademischen Secte; wird für eine Widerlegung des Plutarch gehalten, welcher behauptet hatte, daß Plato nicht der Stifter dieser Secte sey.

8) πυρρωνειων τροπων, zehn Bücher über die Grundsätze des Pyrrho, in zehn Büchern, von welchen Philostratus viel Aufhebens

macht, vermuthlich nur weil sie mit vieler Spitzfindigkeit geschrieben waren, wovon Philostrat überhaupt ein grosser Bewunderer ist.

7) Drey Bücher gleichfalls über den Pyrrhonismus, welche dem Titel nach zwar beweisen sollten, daß die Einbildungskraft das Vermögen habe, Dinge zu begreifen, worin er aber im Grunde die Unbegreiflichkeit aller Dinge zu behaupten suchte. Die akademischen Philosophen (vermuthlich nur die von den neuern Schulen,) welche nur lauter Problemen aufwarfen, ohne etwas zu bejahen und zu verneinen, und immer läugneten, daß auch die handgreiflichsten Sachen begriffen werden könnten, waren darin seine Helden, deren Art des Unterrichts er für die beste ausgiebt. Von diesen drey Büchern war eines dem Hadrian, das zweyte dem Dyson oder Dryson und das dritte dem Aristarch zugeschrieben.

8) Eine ähnliche Schrift an den Alcibiades, worin er gleichfalls zu beweisen suchte, daß man in keiner Sache zur Gewißheit kommen könne.

9) Noch eine Schrift, worin er behauptete, daß man auch nicht einmahl begreifen könne, daß es eine Sonne gebe, von welcher die Erde ihr Licht empfange. Wie Schade, daß es nicht zu allen Zeiten ein philosophisches Siechenhaus gegeben hat. Favorin würde nebst andern ähnlichen Narren, auf die vornehmste Stelle darin Anspruch gemacht haben. Gegen diese und an-

dere Ungereimtheiten unsers Fantasten schrieb Galen, ein unendlich besserer Kopf, sein Werk von der besten Art des Unterrichts, welches noch vorhanden ist. Favorin hatte sich, wie nicht fehlen konnte, in seinen Schriften verschiedener Widersprüche schuldig gemacht, und theils gewisse Kenntnisse zugegeben, theils auch die Akademiker gelobt, daß sie ihren Schülern die Wahl ließen, unter entgegen gesetzten Meinungen sich für die wahreste zu erklären. Selbst seine für gewiß ausgegebene Behauptung, daß man nichts gewiß wissen könne, war ein Widerspruch gegen sich selbst. Alle diese Brocken hob Galen auf, und widerlegte die Thorheiten des Sophisten zwar kurz, aber sehr bündig.

10) Ein Gespräch wider den Epiktet, worin er den Onesimus, einen Leibeigenen des Plutarch mit dem Philosophen disputiren lässet. Galen schrieb auch hier wider den Favorin, und vertheidigte den Epiktet; allein seine Schrift ist nicht bis auf uns gekommen.

11) Eine Schrift über den Sokrates und dessen Kunst zu lieben. Da die Pyrrhonisten auf alle übrige philosophischen Schulen Jagd machten, die neuern Platonischen ausgenommen, welche aber eben so grosse Skeptiker waren, und von welchen Pyrrho eigentlich ausgegangen war: so konnte Sokrates freylich nicht nach ihrem Geschmacke seyn. Galen übernahm zwar auch dessen Vertheidigung; allein seine Schrift ist uns

eben so wenig aufbehalten worden, als das Geschreibe seines Gegners.

12) Eine Sammlung von Sentenzen und witzigen Weidesprüchen; vermuthlich zum Gebrauch seiner Declamationen. Gellius und Johann Stobäus haben uns viele derselben aufbehalten, obgleich die wenigsten es verdienen, denn sie sind zum Theil sehr weitschweifig und ohne Witz und Salz. Eine der erträglichsten ist noch, daß reichen Leuten immer desto mehr mangelt, je mehr sie besitzen; welche indessen doch des Aufschreibens nicht werth war.

13 — 15) Drey Schriften über die Philosophie des Homer, über den Plato, und über die Lebensart der Philosophen, deren Titel Suidas anführet, ohne weiter etwas davon zu sagen.

16. 17) περι ἰδεων, von den Ideen und περι ἐυχης, von dem Verlangen. Beyde Schriften werden ihm von dem Phrynicus Arabius beygelegt.

18) Philostratus versichert, daß zu seiner Zeit, d. i. unter dem Kaiser Severus, noch eine Sammlung seiner Reden vorhanden gewesen, welche er bey Gelegenheit des Demetrius von Korinth anführet. An einem andern Orte führt er seine Reden für die Fechter, für die Bäder, und über eine unzeitige Geburt an, und lobt sie wegen ihrer Zierlichkeit. Er setzt hinzu, man habe unter seinem Nahmen zwar noch eine Rede wider den Prore-

nus; allein sie könne unmöglich von dem Favorin seyn, weil nur ein Betrunkener oder ein Wüthender eine solche Rede halten können. Gellius hat noch ein Stück von einer andern Rede aufbehalten, welche er wider die Ueppigkeit und die Abendschmäuse gehalten hat. Für seine beste Rede hält man die, welche er über die weise Mäßigung (περι της σωφροσυνης) des Demades gehalten, worin er nach des Arabius Versicherung alle Griechen soll übertroffen haben.

19) Da ein Sophist und Skeptiker die Fertigkeit besitzen mußte, jede Sache von allen nur möglichen Seiten vorzustellen, das zu loben, was jedermann für ein Uebel ansahe, und Dinge herab zu würdigen, welche in den Augen der ganzen übrigen Welt Vollkommenheiten waren: so legte Favorin auch hiervon Proben ab. Dahin gehören, sein Lob der Häßlichkeit unter dem Nahmen Thersitas und das Lob des viertägigen Fiebers.

20) Adrian von Jon führet noch ein Werk von ihm unter dem Titel Horn des Ueberflusses oder Füllhorn an, wovon aber sonst niemand etwas weiß.

Das sind nur die Schriften, deren Titel jetzt noch bekannt sind; allein er hat deren weit mehrere geschrieben, und wir würden mehr davon wissen, wenn wir noch das achte Buch

von Gellii attischen Nächten hätten, worin er weitläufiger von diesem Sophisten gehandelt hatte.

---

34. Peter Aretin,

ein Lästerer *).

Schwerlich hat es sowohl in den ältern als neuern Zeiten einen Menschen gegeben, welcher alle Arten der unwürdigsten Niederträchtigkeit und der schwärzesten Bosheit so sehr in sich vereinigte, und folglich der Verachtung und des Abscheues jedes Rechtschaffenen so würdig gewesen wäre, als Aretin, dieses Brandmahl des menschlichen Geschlechtes, welcher sich dessen ungeachtet nicht entblödete sich den göttlichen zu nennen, und sogar Niederträchtige genug fand, welche ihm diesen Nahmen bey seinem Leben beylegten.

*) Die Nachrichten, welche man bisher von diesem Ungeheuer in menschlicher Gestalt gehabt hat, sind unnütz und unbrauchbar geworden, seit dem der vor einiger Zeit verstorbene Graf Mazzuchelli seine ausführliche und gründliche Vita di *Pietro Aretino*, zu Padua, 1741, in 8, herausgegeben hat, woraus sich auch ein kurzer Auszug in seinen Scrittori d'Italia, Th. 2, S. 1010 f. befindet. Einen vollständigern Auszug gab, ein Franzose, de Boispreaux unter dem Titel: La Vie de *Pierre Aretin*, im Haag 1750 in 12. in Französischer Sprache heraus.

Bey ſehr mittelmäßigen Fähigkeiten, aber deſto mehr Geitz und einer beynahe unglaublichen Bosheit, war er mit einer ſich immer gleichen Unverſchämtheit ſowohl der niederträchtigſte Schmeichler, als der unbändigſte Verläumder. Die Wahrheit war ſein geringſter Kummer, und Lügen und Widerſprüche koſteten ihm nichts, wenn er nur ſeine Habſucht befriedigen konnte, und diejenigen, welchen er alles zu danken hatte, wurden gemeiniglich am erſten von ihm gemißhandelt. Weder vernünftige Vorſtellungen, noch Beſchimpfungen und ſelbſt körperliche Züchtigungen waren im Stande, ſeiner Schmähſucht Einhalt zu thun; öffentliche Ahndungen aller Art hatten ſeine Stirn bereits an die Schande gewöhnt, und wenn ja der allgemeine Haß einigen Eindruck auf ihn machte, ſo wußte er ſich durch den Weihrauch zu tröſten, welchen er auf die unverſchämteſte Art ſich ſelbſt ſtreuete.

Er war den 20ſten April 1492 zu Arezzo, einer Stadt in dem Großherzogthum Toscana gebohren, von welchem ſeinem Geburtsorte er auch der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, den Zunahmen Aretino, Lat. Aretinus, annahm. Sein eigenes Stillſchweigen, und die Verläumdung haben ſeine Herkunft lange Zeit dunkel und ungewiß gemacht. Der im vorigen Bande beſchriebene Franco gibt ihm in ſeinen Priapejis einen Schuſter zum Vater, Doni aber, der in ihm in allem Ernſte den Antichriſt erblickte, gab ihn für die ſtrafbare Frucht eines Mönchs

und einer Nonne aus, dagegen andere ihn mit dem Petrus Bertini verwechselten, und ihn von der Familie Buonamici ableiteten. Allein Mazzuchelli beweiset theils aus seinen eigenen und seiner Freunde Briefen, theils aus des Gammurini Istor. geneal. delle Famiglie nob. di Toscana, sehr überzeugend, daß er der natürliche Sohn eines Edelmannes zu Arezzo, Nahmens Luigi Bacci war, welcher ihn mit einer verheiratheten Frau Nahmens Tita gezeuget hatte. Seine Mutter muß im Rufe wegen ihrer Schönheit gewesen seyn, weil ein Mahler den Einfall hatte, sie über dem Portale der Peterskirche zu Arezzo in Gestalt der heil. Jungfrau zu mahlen, wie sie den Besuch des Engels empfängt; ein Umstand, welchen Aretin nicht ungenutzt ließ, die Ehre seiner Mutter wieder herzustellen.

Diese erzog ihn eine Zeitlang selbst, und Crasso versichert, daß er die Rhetorik und Philosophie studieret, und grosse Fortschritte in den alten Schriftstellern gemacht habe. Allein dieses Vorgeben wird theils durch Aretins nachmahlige Unwissenheit in allen diesen Fächern, theils durch sein eigenes Geständniß widerlegt, indem er ausdrücklich versichert, daß er keine Schule anders besucht, als um Lesen zu lernen, daß er niemahls einen Lehrer gehabt, und sehr wenig Latein, und gar kein Griechisch verstehe. In diesem Falle verdient sein Genie einige Nachsicht, und er würde sie auch gefunden haben, wenn er

ſich ſeine vernachläſſigte Erziehung nur einiger Maſſen hätte zur Beſcheidenheit dienen laſſen.

Bey dem allen äuſſerte ſich ſein Muthwillen ſehr frühe, und er mußte Arezzo ſchon in ſeiner Kindheit verlaſſen, weil er ein boshaftes Sonnet auf den Ablaß gemacht hatte. Fontanini führet zwar noch einen andern Beweiß ſeiner frühen Fähigkeiten an, indem er ihm die Grabſchrift auf den berühmten Dichter Serafino von Aquila beylegt:

Qui giace Serafin; partirti or puoi:
Sol d'aver viſto il faſſo che lo ſerra
Aſſai ſei debitore agli occhj tuoi.

Allein er irret ſich; denn Toppi, auf welchem er ſich beruft, legt dieſe Grabſchrift zwar einem Aretin bey, allein er verſtehet den Bernardo Accolti, welcher nur l'unico Aretino genannt ward. Der unſrige war erſt neun Jahr alt, als Serafino ſtarb.

Da er ſeine Vaterſtadt meiden mußte, ſo wandte er ſich nach Perugia, wo er das Buchbinderhandwerk erlernte. Allein, ſeine erſte Erfahrung machte ihn nicht frömmer, denn als er in einer Kirche eine Magdalena gemahlt ſahe, welche die Hände zu Chriſto ausſtreckt, ſo ſchlich er ſich einsmahls dahin, uud mahlte ihr eine Laute zwiſchen den Armen. Daß er in dieſer Stadt ein Buchbinder geweſen, verbirgt er in ſeinen Schriften ſorgfältig; allein deſto ſorgfältiger waren ſeine Zeitgenoſſen bemühet, dieſen Umſtand aufzubehalten, und er gibt auch in der

That den Schlüssel, theils zu seinen wenigen Kenntnissen, theils zu der niedrigen Denkungsart und den schlechten Sitten, wodurch er sich sein ganzes Leben auszeichnete. Er muß sich ziemlich lange in Perugia aufgehalten haben, und es scheinet sogar, daß er daselbst mit gebundenen Büchern gehandelt habe.

Doch dem sey, wie ihm wolle, seine Beschäftigung mit Büchern, und sein Umgang mit Gelehrten machten ihm Lust zum Lesen, und da er überaus viele Lebhaftigkeit und ein gutes Gedächtniß besaß, so erlangte er sehr bald eine Menge oberflächliche Kenntnisse, ob er gleich keine andere Bücher lesen konnte, als die in seiner Muttersprache geschrieben waren. Da er vorher soviel wie nichts gewußt hatte, so erstaunte er nunmehr über seine eigene Gelehrsamkeit, glaubte, er wisse nunmehr alles, und sey eines bessern Glücks werth, daher auch sein bisheriger Stand anfing, ihm zum Ekel zu werden. Rom mußte ihm ganz natürlich zuerst einfallen, da es der gewöhnliche Sammelplatz aller Abenteurer und Glücksritter Italiens ist. Er ging 1517 zu Fuße dahin, ohne Geld, und selbst ohne die nothwendigsten Bedürfnisse, indem er keine andere Kleider hatte, als die er trug. Er begab sich in das Haus des Augustin Chisi, eines sehr reichen Kaufmannes, der auf einem grossen Fusse lebte; allein man weiß nicht, was für eine Rolle er in demselben gespielet hat. Aus dessen Hause

kam er nachmahls in das Haus des Papstes Leo 10. und seines Neffen Julii de Medici, der hernach unter dem Nahmen Clemens 7. Papst war. Was für eine Stelle er bey ihnen bekleidet, ist nicht bekannt; allein bey seiner Unwissenheit in den gelehrten Sprachen kann sie von keiner Bedeutung gewesen seyn. Man weiß nur, daß er vier Jahre in Diensten des Papstes Leo und drey bey Clemens war, und daß beyde Päpste viele Gnade für ihn hatten, und daß er beträchtliche Summen von Leo 10. erhielt. Doch diese waren für seine Habgierde nicht hinlänglich, und da sein Stolz sich mit den ersten und vornehmsten Stellen in der Kirche geschmeichelt hatte, diese aber nicht so geschwinde erfolgten, als er sich eingebildet hatte, so ward er der Langsamkeit des römischen Hofes überdrüssig. Doch ehe noch sein Ueberdruß ausbrechen konnte, beging er eine Unbesonnenheit, welche sein ganzes Glück an dem römischen Hofe vereitelte.

Julius Romanus, der größte Mahler seiner Zeit, entehrte seine Kunst so weit, daß er sechzehn im höchsten Grade wollüstige Stellungen zeichnete *), Marc Antonio Raymon-

*) Alle die dieser Sache gedenken, schreiben dem Julius Romanus die Zeichnung dieser Figuren allein zu; allein nach dem Grafen Mazzuchelli ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zeichnungen wo nicht ganz doch wenigstens zum Theil von dem Raphael herrühren, der den Julius zu seinem Erben einsetzte, wodurch denn auch diese

di, ein nicht viel geringerer Künstler in Kupfer stach. Clemens war über das Aergerniß aufgebracht, welches desto gefährlicher war, je größer beyde Männer in ihrer Kunst waren. Der Mahler kam glücklich davon, indem der Graf Balthasar von Castiglione ihn nach Mantua schickte, wo er eine Gallerie für ihn mahlen sollte. Allein der Kupferstecher ward in das Gefängniß gesetzt, und der kirchliche Eifer würde vielleicht noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Aretin bey dem Papste für ihn gebethen hätte, und da auch der Cardinal Hippolith von Medici sich seiner annahm, so ward er wieder in Freyheit gesetzt.

Aretin hatte diese Kupfer allem Ansehen nach noch nicht gesehen, allein, da er sich einmahl in die Sache gemengt hatte, so ward er begierig, sie näher kennen zu lernen, und kaum erblickte er sie, so wurde seine ohnehin heftige und ausschweifende Einbildungskraft so erhitzt, daß er sechzehn Sonnette verfertigte, welche den Zeichnungen an Schmutz und Schlüpfrigkeit nichts nachgaben. Er that noch mehr, er machte einen Brief dem Baptista Zatti, ei-

Zeichnungen in dessen Hände kamen. Lod. Dolce schreibt sie in seinem Dialogo della Pittura, welcher die Aufschrift Aretino führet, ausdrücklich dem Raphael zu; irret sich aber darin, wenn er den ganzen Vorgang in die Zeiten des Papstes Leo setzt, indem Aretin in dem oben angeführten Briefe an den Zatti ausdrücklich sagt, daß er unter dem Clemens vorgefallen sey.

nem Bürger zu Rom bekannt, worin er so wohl die Verse als die Figuren vertheidigte. Da das Aergerniß jetzt noch grösser wurde, und Aretins Sonnette allem Ansehen nach unter die Figuren gestochen wurden, so ging die Verfolgung von neuem an *). Johann Matthäus Giberti, Bischof zu Verona, geheimer Rath und Datarius des Papstes, betrieb die

*) Nach dem Vasari stellten die Figuren die Umarmungen der Götter und Göttinnen vor; allein er irret sich, wenn er die Zahl derselben auf 25 setzt, da ihrer nach dem Aretin nicht mehr als 16 waren. Allem Ansehen nach wurden die Platten damahls weggenommen und vernichtet, und die wenigen Abdrücke, welche davon mochten genommen seyn, werden gleichfalls seyn verlohren gegangen; denn noch hat kein Kunstkenner und Liebhaber ein Exemplar davon können zu sehen bekommen, so emsig auch diese Herren die Ueberbleibsel grosser Meister aufzuspüren pflegen. Selbst die in der Bibliothek des Vaticans befindlichen Figuren dieser Art sind nicht die von Marc-Antonio, denn man hat mehrere alte Künstler, welche ähnliche Stellungen mit schlüpfrigen Sonnetten, welche letztere allenfalls die des Aretin seyn könnten, heraus gegeben haben. Chevilier erzählet zwar in seinem Origine de l'Imprimerie Jollain, ein Kupferstecher und Kunsthändler zu Paris habe erfahren, daß diese Platten an einem gewissen Orte befindlich wären, und habe sie, um das Aergerniß zu vertilgen, für 100 Thl gekauft, und vernichtet; allein der ehrliche Jollain ward allem Ansehen nach angeführet, indem es sehr unwahrscheinlich ist, daß sich diese Platten bis auf unsere Zeiten sollten erhalten haben, ohne daß es jemanden eingefallen wäre, Abdrücke davon zu nehmen. Man sehe Dictionn. des Artistes, S. 357. Von seinen Sonnetten werde ich bey seinen Schriften noch etwas sagen.

Sache mit der grösten Heftigkeit, so daß auch Aretin sich genöthiget sahe, 1524 von Rom flüchtig zu werden, und dieß ist denn auch die Ursache von dem Hasse, welchen er, so lange er lebte, gegen diesen Prälaten trug.

Aretin, der nunmehr alle Hoffnung zu einer guten Beförderung verschwunden sahe, begab sich im Julius 1524 wieder in seine Vaterstadt Arezzo; allein er hielt sich nicht lange daselbst auf, indem er Gelegenheit fand, an den Hof des Johann de Medici zu kommen, welcher die Partey Carls 5. verlassen hatte, und in die Dienste Francisci 1. von Frankreich getreten war, welcher eben damahls seine Ansprüche auf Mailand auszuführen suchte. Aretin besaß allen Schimmer der Gelehrsamkeit, durch welchen sich Grosse so leicht blenden lassen, und wenn er sich von der Klugheit leiten ließ, so hatte auch sein Witz viel einnehmendes. Die in Rom erfahrne Widerwärtigkeit hatte ihn auf eine Zeitlang ein wenig behutsam gemacht, und er zeigte sich jetzt nur von seiner guten Seite, daher gewann auch Medici ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, und selbst der König Franciscus, der ihn einmahl zufälliger Weise zu sehen bekam, konnte ihm seine Achtung nicht versagen.

Ob es ihm gleich allem Ansehen nach zu Florenz wohl ging, so sehnte er sich doch wieder

der nach den Fleischtöpfen Aegyptens, und arbeitete ins geheim an seiner Aussöhnung mit dem Papste. Seine Freunde nahmen sich seiner auch so thätig an, daß der Papst ihm vergab, und er wieder nach Rom berufen wurde, wohin er sich auch ohne Anstand begab. Wie sehr Johann von Medici ihn schätzte, erhellet am besten aus einem Briefe, welchen er bald nach seiner Abreise an ihn schrieb. „Ich „vergaß, heißt es daselbst, Ihnen zu sagen, „daß der König sich gestern beschwerte, daß „Sie mich nicht begleitet haben. Ich entschul„digte mich damit, daß Sie die Ruhe des Ho„fes dem Geräusche eines Lagers vorgezogen „hätten; worauf der König mir sagte, daß „ich Sie zurück rufen sollte. Ich antwortete, „wie ich mir nicht mit der Hofnung schmei„cheln könnte, daß Sie mir gehorchen würden; „worauf der König versetzte, wie er selbst an „den Papst schreiben, und ihn bitten wollte, es „Ihnen zu befehlen. Mein Herz erlaubt mir „nicht, einen Umgang zu vergessen, der mich „so vollkommen mit Ihnen verbindet, denn es „ist nun einmahl wahr, daß ich nicht ohne „den Aretin leben kann.“ Dieser Brief that keine Wirkung, und es gehörte ein stärkerer Bewegungsgrund dazu, den Aretin von Rom wegzubringen, und diesen gab ihm seine Unbesonnenheit sehr bald selbst.

Der oben genannte Datarius Giberti, welcher den Aretin das erste mahl aus Rom vertrieben hatte, und jetzt wenigstens zum Scheine mit ihm ausgesöhnet war, hatte eine hübsche Köchinn, bey welcher dieser, vielleicht um sich an ihrem Herren zu rächen, den Liebhaber machen wollte; allein da diese bereits besetzt war, so wies sie vermuthlich den Dichter ab. Dieser, der eine solche Beschimpfung nicht ertragen konnte, rächete sich an ihr durch ein boshaftes Sonnett, welches aber sein Unglück ward. Das Pasquill gerieth dem Liebhaber der Köchinn, dem Achille della Volta, einem Edelmann aus Bologna in die Hände, welcher die Beleidigung so hoch empfand, daß er dem Aretin, als er ihn an einem Tage allein antraf, fünf Stiche mit einem Dolche in die Brust gab, und ihm über dieß noch die Hände und das Gesicht zerfetzte. Einige dieser Wunden waren tödtlich, daher sich denn auch sehr bald das Gerücht verbreitete, daß Aretin wirklich gestorben sey. Dieß bewegte den Hieronymus Casio aus Bologna dem Pasquillanten eine Grabschrift zu setzen, aus welcher erhellet, daß er schon damahls wegen seiner Verläumdungen zu Rom berüchtiget war, daher ich sie hier mittheilen will, ob sie gleich wenig poetisches Verdienst hat. Sie lautet so:

Chi non mai disse bene, e sempre male
Nè sol male del mal, ma mal del bene,

Quivi ha la ſpoglia, ed in più varie pene
Tormenta l'alma il Principe Infernale.

Fra aſſai ferite una n'ebbe mortale,
Con privilegio che gli ſtavan bene,
Il loco e il modo non fu preter ſpene
Che Ponte Siſto gli ſcuſò ſpedale.

Pietro fu queſto per patria Aretino,
Di cui la fama pel ſecol ribomba.
Da Cerbero latrata, e da Pasquino.

Qui attende il ſuon dell' Angelica Tromba
Per gir coll' alma al Giudizio Divino,
Po' eterno ſtar nella tartarea Tomba.

Allein die Mühe war vergebens; Aretin ward wider Verhoffen glücklich geheilet, und Caſio that in einem andern Sonnette Widerruf, aus welchem man wenigſtens ſiehet, daß ſich dieſe Geſchichte in dem zweyten Jahre der Regierung Clemens 7, alſo 1525 zugetragen hat.

Sobald Aretin wieder geſund war, drang er bey dem Papſte auf Beſtrafung des Volta; allein er mußte ſich bereits ſehr verhaßt gemacht haben, und Giberti, der, wie man ſagt, die Beſtrafung hinderte, mußte ſehr viel wider den Aretin anzuführen haben; genug, ihm ward die geſuchte Gerechtigkeit abgeſchlagen. Aretin ward dadurch auſſerordentlich aufgebracht, und ſtieß die heftigſten Schmähungen ſowohl gegen

den Pabst als seinen Datarius aus. Man hat noch ein Gedicht, welches Berni, der Secretär des Giberti, seinen Lästerungen entgegen setzte, und welches sich unter dessen Gedichten befindet. Es ist in einem sehr hohen Grade heftig und ungesittet, ohne Zweifel, weil des Aretin Schmähungen in eben demselben Tone gestimmt waren, denn dieser Mensch konnte in keinem Stücke die Mittelstrasse gehen. Man siehet daraus zugleich, daß er sich schon damahls aller der Laster schuldig gemacht, welche seinen Charakter brandmarken. Berni wirft ihm seine Verläumdungen, seine ausschweifende Unkeuschheit, seinen niedrigen Undank, und was weiß ich, was sonst alles vor. Er sagt, er solle seine boshafte Zunge vielmehr an seinen beyden Schwestern üben, welche zu Arezzo öffentliche Huren für alle Taugenichts abgäben; er werde ohnehin genöthiget seyn, von ihrem Verdienste zu leben. „Der du, fährt er fort, „von Gott und Menschen gehasset, und von „dem Teufel selbst verabscheuet wirst, dein fre„ches Maul, die Mutter der Lästerung, ver„bannet dich aus jedem Orte "

Da Aretin jetzt zu Rom weder Ehre noch Sicherheit mehr hatte, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich wieder zu dem Johann von Medici zu begeben, der ein unbegränztes Vertrauen in ihn setzte, ihn täglich an seine Tafel zog, und ihn sogar in seinem Zimmer schlafen ließ. Wer da wußte, wie

sehr dieser Herr alle Verläumdung haßte, dem war diese ungewöhnliche Vertraulichkeit ein Räthsel, und es fehlte nicht an solchen, welche sie einem Bewegungsgrunde zuschrieben, der in Italien leider zu allen Zeiten nicht unbekannt gewesen ist.

Allein er genoß des Schutzes dieses Herrn nicht lange. Sein Mäcen bekam vor Governolo einen Schuß, der ihm den Schenkel zerschmetterte, und obgleich der Herzog von Mantua ihn anfänglich nicht in seine Stadt aufnehmen wollte, aus Furcht den Kaiser zu beleidigen, so wußte doch Aretin es durch seine Beredsamkeit dahin zu bringen, daß der Herzog dem Kranken nicht allein die Thore öfnen ließ, sondern ihn auch selbst besuchte. Allein alle Sorgfalt war vergebens; es schlug eine Entzündung zu der Wunde, so daß man das Bein abnehmen mußte; und dessen ungeachtet starb er, den 30sten Nov. 1526 in den Armen seines Lieblinges.

Dieser war jetzt desto mehr in Verlegenheit, da sein Gönner eben nicht sehr freygebig gegen ihn gewesen zu seyn scheinet, oder vielleicht nicht Zeit genug hatte, ihm seine Freygebigkeit zu zeigen. Wenigstens hat man noch ein Gedicht von dem Aretin an dessen Sohn, den Großherzog Cosmus, worin er ihm zu Gemüthe führet, was er alles für dessen Vater gethan habe. „Er, heißt es, der meine „Dienste nie belohnte, wie jederman weiß, sag-

„te zu mir vor Mailand: ach, wenn mich „der Himmel so glücklich macht, daß ich nach „geendigtem Kriege meine Gemahlinn und Kin„der wieder sehe, so will ich dich zum Herren „deiner Vaterstadt machen.“ Aretin war sonst der uneigennützige Mann nicht, der jemanden umsonst gedienet hätte, daher man immer Ursache hat, in die Wahrheit dieses Vorgebens ein Mißtrauen zu setzen.

Da er jetzt keinen Großen wußte, auf dessen Kosten er hätte leben können, so sah er sich genöthiget, sich ganz auf seinen Witz und auf seine Gabe zu verläumden zu verlassen, und da in ganz Italien die Zügellosigkeit der Zunge und der Sitten keine so sichere Freystätte kennet, als Venedig, wenn sie sich nur nicht an der Verfassung des Staates vergreifet, so wählte er diesen Ort zu seinem Aufenthalte, und begab sich gegen das Ende des Jahres 1527 dahin, und da er bereits als ein witziger Kopf bekannt war, so wurde er von allen Personen von Stande mit vorzüglicher Achtung aufgenommen, und selbst der Doge Gritti beehrte ihn mit seinem ganz besondern Schutze.

Aretin gefiel sich in seiner Lage überaus wohl. „Ich bin, sagte er in einem seiner Brie„fe nicht mehr ein Ball des Glückes, und dan„ke Gott, daß er mein Herz vor der Habsucht „bewahret hat. (Eine der unverschämtesten Lü-

„gen!) Ich bringe niemanden um seine Zeit, und „die Armuth anderer erreget in mir keine boshafte „te Freude. Ich theile das Hemd an meinem „Leibe und den Bissen meines Mundes mit den „Meinigen. Ich sehe meine Mägde als meine „Töchter, und meine Bedienten als meine Brüder „an. Die Ruhe macht die ganze Pracht „meines Hauses aus, und die Freyheit ist mein „Haushofmeister. Meine Tage fließen in Zu„friedenheit dahin, und ich wünsche nichts „mehr!“ doch, man wird in der Folge sehr bald die andere Seite dieses schönen Gemähldes sehen.

Aretin war zu rachgierig, und seine Zunge zu zügellos, als daß er die in Rom empfangene Beleidigung so bald hätte verschmerzen können, und da die Stadt eben damahls von den kaiserlichen Truppen geplündert und der Papst in der Engelsburg belagert ward, so ward er immer dreister, und machte verschiedene Schmähschriften wider den Papst und die Cardinäle bekannt; dieser beschwerte sich darüber bey dem Senate, daher der Doge ihn vor sich fordern ließ, und ihm befahl, in Zukunft behutsamer zu seyn. Aretin, der leicht in Furcht zu setzen war, und den ein Widerruf keine Mühe kostete, bath den Papst 1530. schriftlich um Verzeihung, erklärte sich für einen Verläumder, und versprach sich zu bessern, und da der Papst es in den damahligen Umständen so genau nicht nehmen durfte, auch der Weihbischof Vasone zu Vicenza für ihn

bath, so erhielt er ein sehr rühmliches Breve. Der Weihbischof, der den Kaiser begleitete, als er über Trident wieder nach Deutschland ging, wirkte ihm bey demselben eine goldene Kette, und den Adelsbrief aus. Aretin nahm die erste an, war aber so klug den letztern zu verbitten, weil es ihm an Mitteln fehlte, dem Adel gemäß zu leben.

Er hatte bey Gelegenheit seiner Aussöhnung mit dem Papste von demselben das Versprechen erpreßt, daß er eine seiner Schwestern mit 500 thlr. ausstatten wollte; allein ein neuer boshafter Zug seiner Zunge machte, daß der Papst sein Wort wieder zurück nahm. Doch wußte er den Cardinal Benedict d' Accolti zu bewegen, daß er in diesem Stücke die Stelle des Papstes vertrat. Diese Schwester hieß Francisca; sie ward mit einem gewissen Orazio verheirathet, allein beyde starben 1547, und hinterließen einen Sohn und eine Tochter, welche Muchio de Medici und Fridrich von Montaigu erziehen ließen. Aretin hätte nochmals die Tochter gern in ein Kloster geschaft; allein Muchio verheirathete sie.

Da dasjenige, was Aretin sich mit seiner Feder erwarb, zu seinen Ausschweifungen nicht hinlänglich war, so wußte er von Zeit zu Zeit unter allerley Vorwänden beträchtliche Summen von seinen Gönnern zu erpressen. So schrieb er 1533 an den Cardinal Ippolito und drohete, daß er zu den Türken übergehen wollte.

„Ich werde, sagte er, mein Alter, und meine „Armuth zu den Ungläubigen schleppen. Wenn „ihnen einer oder der andere die Schätze und „Würden rühmen sollte, womit der römische Hof „das Verbrechen belohnt, so werde ich ihnen „die Wunden von den Stichen zeigen, welche „meine Liebe zur Wahrheit mir erworben hat, „und mein Elend wird ihnen zeigen, wie hoch „man daselbst die Tugend schätzt. Was das „Herz der Christen nicht erweichen können, wird „gewiß Barbaren rühren.“ Dieser Kunstgriff that seine Wirkung, denn in seiner Komödie la Corteggia versichert er selbst, daß er bereits im Begriffe gewesen sey, sich nach Constantinopel einzuschiffen, als der König Franciscus I. von Frankreich ihn durch eine goldene Kette, der Herzog von Leve aber durch eine gute Pension zurückgehalten hatte. Wenn er es in der Folge zu bedauren schien, daß er seinen Entschluß nicht ausgeführet hatte, so geschahe es wieder in keiner andern Absicht, als einen oder den andern Großen um eine beträchtliche Summe zu schneutzen. Dergleichen niedrige Kunstgriffe kosteten ihm nicht die geringste Ueberwindung.

Als der Cardinal Farnese unter dem Namen Pauli 3 den päpstlichen Thron bestieg, und Aretin befürchtete, daß die Geistlichen, welche er in seinen Schriften mehemahls angegriffen hatte, sich an ihm rächen würden, so bewegte er einen Anverwandten des Doge, daß

derselbe bey dem Papste um ein Breve anhielt, worin Aretin für einen päpstlichen Hausbedienten erkläret ward. Die Geistlichen in Rom befürchteten, daß er wirklich Lust habe, wieder in den Dienst des Papstes zu treten; allein er versicherte, daß er weiter nichts verlange, als alle Monathe einmahl an den Papst schreiben, und ihn mit Neuigkeiten unterhalten zu dürfen. Es ist auch in der That nicht glaublich, daß er sich von Venedig sollte weggesehnet haben, wo er seine schmutzigen und beleidigenden Schriften in aller Freiheit verbreiten konnte, und da dergleichen Auswurf immer am begierigsten gelesen wird, so war dieses Gewerbe für ihn sehr einträglich, und man bezahlte seinen schlüpfrigen und boshaften Witz in und außer Italien sehr theuer. Man sagt sogar, daß ein gewisser spanischer Prinz sich alles, was Aretin herausgab, durch einen eigenen Courier bringen lassen, um nur seine Schriften in Spanien zuerst zu haben. Ein Beyfall dieser Art war mehr als zu hinlänglich einen seichten Kopf aufzublähen und zum Narren zu machen. Er rühmte sich daher selbst, daß er ohne seine Jahrgelder zu rechnen, sich mit einer Flasche Dinte und mit einem Buche Papier jährliche Einkünfte von 2000 thlr. von den Thorheiten anderer zu verschaffen gewußt habe.

Alles seines Dünkels ungeachtet, merkte er doch bald, daß seine völlige Unwissenheit in den gelehrten Sprachen, seinem Beyfalle nach-

theilig werden könnte, daher er den Nicolaus Franco aus Benevent, dessen Seele eben so schwarz war, als die seinige, nur daß er mehr Gelehrsamkeit besaß, zu sich nahm. Ich habe das Leben dieses Menschen bereits in dem vorigen Theile beschrieben, und will das, was daraus zur Geschichte des Aretin gehöret, hier nicht wiederhohlen, sondern nur bemerken, daß Franco dem Aretin sehr nützlich ward; daß aber ihre Freundschaft von keiner langen Dauer war, weil sie endlich mit Prügeln aus einander schieden, wobey doch Aretin den kürzern zog, indem Franco, der ihm am boshaften Witze überlegen war, ihn in der Folge auf das unbarmherzigste mißhandelte. Aretin ward dadurch ein wenig klüger, und wählte in der Folge seine Gehülfen und Handlanger aus einer so dunkelen Classe, daß sie ihm nicht Verdacht erwecken konnten.

So sehr er nun auch von seiner Unwissenheit überzeugt seyn mußte; so stiegen doch sein Stolz und seine Unverschämtheit nach und nach zu einem fast beyspiellosen Grade, wozu denn freylich der Weihrauch, welchen alle Hohe und Niedere von verderbtem Herzen und Sitten seinem Witze brachten, das meiste beitrug. Es ging ihm, wie den Lügnern, welche eine Unwahrheit so oft wiederholen, bis sie selbige endlich selbst glauben, daher er sich denn am Ende in allem Ernste für den wichtigsten Mann in ganz Europa hielt. Alle Fremden, welche

nach Venedig kamen, waren begierig den Mann zu sehen, dessen unbändige Zunge auch die größten der Erde nicht schonte, und er war kurzsichtig genug, ihre Neugierde für Achtung zu halten. „Es kommen, schrieb er an den Alu„no, so viel Menschen zu mir, welche mir den „Kopf wüste machen, daß auch die Stufen meiner Treppe von ihren Füßen so ausgehöhlet „werden, als ehedem das Pflaster des Capitolii „von den Rädern der Triumphwagen. Türken, „Juden, Indianer, Franzosen, Deutsche und „Spanier belagern meine Thür unaufhörlich. „Schließen Sie daraus, wie viel Italiäner zu „mir kommen müssen. Ich glaube, daß es leichter „ter seyn würde, Sie aus dem Dienste des „Kaisers zu ziehen, als mich ohne diesem „Schwarm zu finden. Ich werde von Soldaten, „Priestern und Mönchen bestürmet. Jeder „kommt zu mir, und trägt mir seine Klagen „vor. Ich bin das Orakel der Wahrheit ge„worden, und Sie haben Recht, wenn Sie „mich den Secretär der ganzen Welt nen„nen.“

Die Unverschämtheit hat zu allen Zeiten ihre Freunde gefunden; aber nichts beweiset die Thorheit seiner Zeitgenossen mehr, als die Art, wie sich auch die größten der Erde gegen den Aretin betrugen. Kaiser Carl der 5 wies ihm ein Jahrgeld von 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand an, und König Franciscus 1. sparte keine Summen, ihn auf seine Seite zu zie-

hen. Man weiß, wie eifersüchtig beyde auf einander waren. Anfänglich vertheilte Aretin seinen Weihrauch unter beyden zu gleichen Theilen; allein das Jahrgeld gab der Wage den Ausschlag und er besang nunmehr den Kaiser allein. Als der Herzog von Atri ihn aufforderte, doch auch seinen König wie vorher zu loben, so gab er ihm zur Antwort: „Ich bin Ihres „Herren getreuer Diener, und werde es jeder„zeit seyn; aber ich lebe nicht von der Luft, „und ihr König hat noch niemahls gefragt, ob „ich zu essen habe, oder nicht. Die goldene „Kette, welche er mir versprochen hat, ist drey „Jahr unter Weges gewesen. Seit vier Jah„ren hat er mir keinen guten Morgen gebo„then. Ich halte es mit dem, der nichts ver„spricht, aber desto mehr gibt. Franciscus war „lange Zeit der Abgott meines Herzens; aber „das Feuer, welches auf seinem Altar brannte, „ist aus Mangel der Nahrung erloschen.“ Als der Connetable von Montmorency den Brief las, so sagte er in Gegenwart des Allemanni, wenn Aretin unpartheyisch, und so wohl von dem Kaiser, als dem Könige nach der Wahrheit reden würde, er ihm ein Jahrgeld von 400 thlr. verschaffen wollte. Allemanni schrieb das an den Feilen, und dieser antwortete mit der ersten Post, daß er dem Connetable gehorchen wolle, so bald er nur die Anweisung auf die 400 thlr. sehen würde. Allein aus dem Versprechen des Montmorency ward nichts,

und es ist ungegründet, wenn so viele Schriftsteller vorgeben, daß er so wohl von dem Könige von Frankreich als von der Pforte besoldet worden. Beyde machten ihm Geschenke; allein ein bestimmtes Jahrgeld hatte er von ihnen nicht. Wer die damahligen Zeitumstände kennt, wird es eben nicht fremd finden, daß die beyden eifersüchtigen Monarchen so sehr um des Lästerers Stimme buhlten. Man hatte damahls noch keine stehenden Armeen, daher den Fürsten mehr an dem Urtheile der Unterthanen so wohl als einzelner Personen außer ihrem Reiche gelegen war, besonders, wenn es zum Kriege kam; da jeder der Parthey nachlief, für welche er eingenommen war. Da nun Aretin durch seinen in den Landessprachen damahls wirklich seltenen Witz so viel über seine Zeitgenossen vermochte, so war es kein Wunder, daß jeder von den beyden Fürsten ihn zum Fürsprecher zu haben wünschte.

Der Kaiser war für den Vorzug, welchen Aretin ihm, oder vielmehr seinem Gelde gab, auch nicht unerkenntlich, sondern versäumte keine Gelegenheit, ihm seine Achtung an den Tag zu legen. Als er sich einmahl auf der Reise befand, und sein Secretär ihm eine Menge Depeschen vorlegte, verlangte er bloß den dem Secretär aufgegebenen Empfehlungsbrief des Aretin an den Großherzog, unterschrieb ihn und verschob die übrigen bis auf eine andere Zeit.

Als der Kaiser 1543 durch das Venetianische Gebieth ging, schickte der Senat den Guidaldo della Rovere, Herzog von Urbino, ab, den Kaiser nebst einigen von Adel zu bewillkommen. Da dieser Herr ein Freund des Aretin war, so ging dieser mit ihm, in der Hoffnung, den Kaiser bey dieser Gelegenheit von neuem zu schneutzen. Dieser befand sich zu Pferde, als die Gesandtschaft der Republik zu ihm kam. So bald er den Aretin erblickte, mußte dieser zu ihm kommen, da er sich denn den ganzen Weg mit ihm allein unterhielt, und als er in sein Quartier gekommen war, behielt er ihn auch in seinem Zimmer bey sich, so dringende Geschäfte er auch auszufertigen hatte. Bey dieser Gelegenheit las Aretin ihm ein zu dessen Lobe verfertigtes Gedicht vor, und beklagte sich zugleich über die Saumseligkeit, womit der Markgraf Gasto ihm sein Jahrgeld auszahlen ließ. Der Kaiser lächelte, sagte, er wollte ihn mit dem Markgrafen wieder aussöhnen, und ließ ihm außer seinem Rückstande den andern Tag noch eine beträchtliche Summe zum Geschenke auszahlen.

Es ist sonderbar, daß dieser Mensch, bey aller Frechheit und Unverschämtheit seiner Feder, doch überaus schüchtern und verzagt in Gegenwart der Großen war. War das eine Folge seines bösen Gewissens, oder ein Mangel der Erziehung? Als der Kaiser aus der Messe kam, winkte er dem Aretin ihm zu folgen; allein dieser

versteckte sich so, daß die venetianischen Bothschafter ihn nirgends finden konnten. Der Kaiser war darüber ungehalten, vergab ihm aber doch, und ließ ihn der Republick als einen ihm nicht gleichgültigen Menschen empfehlen.

Obgleich Aretin keine Lust hatte, wieder nach Rom zu gehen, so suchte er doch aus Eigennutz mehrmahls mit dem Römischen Stuhle ausgesöhnet zu werden. Er glaubte auch wirklich, sich den Papst Paul 3 zum Gönner gemacht zu haben, und sein Stolz verblendete ihn so, daß er sich einbildete, der Cardinals-Huth sey noch das geringste, was er von demselben fordern könnte, daher er auch durch den Herzog von Parma wirklich darum anhielt. Ein solcher Bube fehlte dem heil. Collegio nur noch, daher es kein Wunder war, daß er eine abschlägige Antwort erhielt, welches denn seinen Dünkel außerordentlich kränkte. Als Julius 3 den Thron bestieg, erwachte seine Hoffnung von neuem, weil dieser aus Arezzo gebürtig war, und folglich seinem Landsmann eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen konnte. Er wünschte ihm daher zu seiner Wahl Glück, und beschenkte ihn zugleich mit einem Sonnette. Allein, obgleich der Bruder des Pabstes zu seinem Besten redete, so glaubte dieser doch, das Sonnett sey mit einem Geschenke von 100 thlr. und mit dem Ritterorden vom Lateran hinlänglich bezahlet.

Das

Das war eine neue Kränkung für seinen unbegränzten Stolz, indem der Ritterorden sehr in Verachtung gekommen war, und nicht mehr als 80 thlr. jährliche Einkünfte damit verbunden waren. So unbedeutend nun diese Belohnung auch an sich war, und so sehr sie den Aretin demüthigte, so befremdete sie doch, eben weil sie von dem heiligen Stuhle kam, jedermann, weil sie so wohl mit den niedrigen Sitten des Poeten, als mit seinen ehedem zu Rom empfangenen Narben einen sonderbaren Contrast machte.

Allein Aretins Eitelkeit wußte sich bald zu trösten, indem er diesen Orden als ein bloßes Vorspiel zu weit höhern Ehrenstellen ansahe, und nach und nach seine Abneigung vor dem Römischen Hofe verlohr. Als daher sein Freund, der Herzog von Urbino zum obersten Feldherrn der päpstlichen Truppen ernannt ward, begleitete er ihn nach Rom, bey welcher Gelegenheit ihm in der That mehr Ehre wiederfuhr, als ein solcher Unhold erwarten durfte; denn als er sich in dem Conclave vor dem Papste auf die Knie werfen wollte, hob dieser ihn auf, und küssete ihn auf die Stirn. „Es wundert mich nicht“, schrieb einer seiner Schmeichler bey dieser Gelegenheit an ihn, „daß die Päpste Sie umarmen, und die „Kaiser Ihnen die rechte Hand geben, indem „Ihre Schriften die Unsterblichkeit nach eigenem „Gefallen austheilen. Mich wundert nur,

„daß sie nicht ihre Staaten mit Ihnen theilen."

Allein Aretin fand sich in seinen glänzenden Hoffnungen sehr bald betrogen, indem diese und einige andere Ehrenbezeugungen alles waren, was er von dem Papste erhielt. „Der Papst", schrieb er an einen seiner Freunde, „hat mich „zwar umarmt; allein seine Küsse sind keine „Wechselbriefe." Da nun keine andere Wechselbriefe erfolgen wollten, so ging er voller Verdruß von Rom wieder weg, und um seine gekränkte Eitelkeit doch mit etwas zu trösten, so gab er in Venedig überall vor, er habe den Cardinals-Huth freywillig ausgeschlagen.

Kränkte ihn dessen ungeachtet die fehlgeschlagene Hoffnung, so waren das bloße Kränkungen, die sein unbändiger Stolz ihm selbst bereitete; allein es fehlte nicht andern wesentlichern, die er sich durch seine schwarze Verläumdung zuzog. Petrus Strozzi, General in Französischen Diensten, hatte dem Könige Ferdinand von Ungarn das Schloß Murano weggenommen, und Aretin, der es damahls mit dem Hause Oesterreich hielt, machte darüber ein bitteres Gedicht auf den Strozzi. Dieser, der keinen Spaß verstand, ließ dem Pasquillanten drohen, daß er ihn in seinem Bette wolle ermorden lassen. Aretin war der zaghafteste Mensch von der Welt, daher er sich in seinem Hause verrammelte, und so lange der General auf dem Ge-

biethe der Republick war, weder ausging, noch jemanden vor sich ließ.

Aretin, der gern alle Fürsten in Europa gebrandschatzt hätte, hatte dem Könige Jacob I. von England den zweyten Band seiner Briefe dediciret, und wußte von Zeit zu Zeit die Belohnung dafür mit vielem Ungestüm zu fordern. Endlich erhielt er nach fünf Jahren die Versicherung, daß der König ihm 500 thlr. zugedacht habe, und zugleich schrieb man ihm aus London, daß der Englische Gesandte, zu Venedig, der Graf von Arundel Befehl habe, ihm dieses Geld auszuzahlen. Voller Habgier eilte er sogleich zu dem Gesandten, und da er es nicht so gleich bekam, als er sich eingebildet hatte, so beklagte er sich in allen Gesellschaften, daß der Gesandte ihn darum betriegen wollte. Dieser verstand eben so wenig Spaß als Strozzi, und ließ ihn von vier bis fünf seiner Leute wacker ausprügeln. Dieser Vorgang machte viel Aufsehen, und Aretins Freunde riethen ihm, wider den Gesandten zu klagen. Allein die furchtsame Memme war auf einmahl der beste Christ. „Denken Sie mir", schrieb er an einen seiner Freunde, „nicht mehr an den Un„glücklichen, der mich, der ich allein und unbe„wehret war, mit fünf bis sechs bewaffneten „Mördern überfiel. Er hat mir weder Schre„cken noch Schaden zugefügt, und ich danke „Gott, daß er mir ein Herz gegeben hat, wel-

„ches keine Rache hegen kann, und keine ande„re Empfindung als die Liebe kennet. Ich „entsage aller Rache, indem ich weiß, daß der, „welcher wie Christus seinen Feinden ver„giebt, wieder von Gott Vergebung seiner Sün„den zu hoffen hat. Wollte nur Gott mir „meine Vergehungen eben so sehr vergeben, als „ich das empfangene Unrecht von ganzem „Herzen verzeihe. Ich gehe diese Woche zu „dem Abendmahle, welches ich gewiß nicht thun „würde, wenn ich noch einen Funken Rache in „meinem Herzen hegte.“ In der That, ein Heiliger hätte in keinem frömmern Tone sprechen können. Aber der Stock! der Stock!

Bald darauf bezahlte der Englische Gesandte ihm die 500 thlr. deren Anblick ihn sogleich völlig tröstete.

Aretin muß dergleichen Abenteuer mehrmals gehabt, und einige derselben sind zuverlässig bekannt. So weiß man, daß er schon zu Rom einmahl beynahe halb todt geprügelt worden, und daß nur Ferraguto de Lazzara ihn rettete. Andere sind nur überhaupt bekannt, und fast alle seine Zeitgenossen ziehen ihn mit den vielen Prügeln auf, die er sich durch seine zügellose Zunge zugezogen. Cadamosto schließt eine seiner Satyren mit diesen Worten: „Ich „weiß zu gut, daß Aretin auf Kosten seines „Buckels erfahren hat, was eine Satyre sagen „will.„ Tani sagt von einem gewissen Schwätzer, daß er noch reicher an Worten sey, als

Aretin an empfangenen Schlägen, und Boccalini versichert, daß er von den empfangenen vielen Wunden und Prügeln an seinem Leibe wie eine Seekarte ausgesehen habe. Das bekannte Sonnett, welches Marino zu dessen Bilde verfertigte, ist in eben dem Tone gestimmt, so, daß man von ihm mit allem Rechte das wiederholen kann, was man von einem andern Taugenichts sagte, daß er nehmlich so oft geprügelt worden, daß er es sogleich fühle, von welchem Holze die Prügel wären.

So seltsam nun das Leben dieses Unholden war, so abenteuerlich war auch die Art seines Todes. Ich habe schon bemerket, daß seine Schwestern die Rolle feiler Dirnen zu Arezzo spielten. Man erzählte ihm einmahl, daß die eine derselben einem ihrer Liebhaber einen listigen Streich gespielet habe, worüber er so heftig lachte, daß er auch von dem Stuhle stürzte, und sich ein Loch in den Kopf fiel, woran er gleich darauf starb. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; allein Mazzuchelli beweiset aus verschiedenen Umständen, daß er 1557 gestorben seyn muß. Da kein Schriftsteller die Zeit seines Todes bemerket, so scheinet es, daß er, wie mehrern seines Gelichters zu wiederfahren pflegt, noch bey seinem Leben verachtet und vergessen worden.

Ob es gleich öffentlich bekannt war, daß er keine Religion hatte, er sich auch öffentlich damit brüstete, so machte er doch die äußern Ge-

bräuche der Religion mit, und daher ward er auch in der Kirche des heil. Lucas beygesetzt. Es ist eine gemeine Meinung, daß folgende Grabschrift auf seinen Leichenstein gesetzt worden:

Condit Aretini cineres, lapis iste, sepultos,
Mortales atro qui sale perfricuit.
Intactus Deus est illi: causamque rogatus,
Hanc dedit: ille inquit non mihi notus erat.

Allein es ist nicht glaublich, daß der Patriarch von Venedig eine solche Spötterey an einem heiligen Orte sollte geduldet haben; überdieß führen alle Schriftsteller, die dieser Grabschrift gedenken, sie bloß vom Hörensagen an, und keiner hat sie selbst gesehen, daher sie allem Ansehen nach ein bloßes Spiel des Witzes ist. Da sie wirklich ein sehr scharfes und treffendes Salz hat, so ist auch der darin liegende Hauptgedanke auf mehrere Art und in mehrere Sprachen eingekleidet worden. Hier sind noch ein paar lateinische Abänderungen.

Hic jacet, ille canis, qui pessimus ivit in omnes,
Dempto uno, quem non noverat ille, Deo.

* * *

Amarus jacet hic, viator, hostis
Vivorum simul atque mortuorum;

Diis convitia nulla dixit, et ſe
Excuſans, ſibi cognitos negavit.

Ohne Zweifel iſt der Gedanke von dem Steph. Tabourot, Hrn. des Accords, einem witzigen Franzoſen des 16ten Jahrh. entlehnet, unter deſſen Gedichten ſich auch folgende Grabſchrift auf einen Verläumder befindet:

Biſſot rempli de mêdiſance,
Parle mal de tous en tous lieux;
Il mediroit même de Dieu,
S'il en avoit la connoiſſance.

Es ſind im vorigen bereits mehrere Züge von dem Charakter dieſes Mannes beygebracht worden; allein da er ſowohl in ſeinem Leben als nach ſeinem Tode durch ſo viele theils gute Gerüchte gegangen iſt, ſo verdient derſelbe wohl, daß man noch ein wenig länger dabey verweile.

Er beſaß Geſchmack, und war ein Liebhaber und Kenner der ſchönen Künſte, beſonders der Mahlerkunſt und der Muſik. Die Laute ſpielte er ſelbſt, und zwar ziemlich gut. Er war ein vertrauter Freund, ſo wohl von dem Titian als dem Michel-Angelo, und war Urſache, daß Kaiſer Carl 5 ſich von dem erſtern mahlen ließ, und ihm ſeine Bemühung mit 1000 Ducaten bezahlte.

Zu seinen Lastern gehören seine Verläugnung aller Sittlichkeit, seine niedrigen Ausschweifungen in Ansehung des andern Geschlechtes, und sein unbegränzter Hang zum Wohlleben. Er ist nie beredter, als wenn er für ein ihm gemachtes Geschenk von seltenen Weinen oder andern Leckereyen danket. Sein Tisch war immer auf das beste besetzt; er bewirthete seine Freunde gern, aß aber nicht gern bey andern, weil er es nirgends gut genug fand.

In Ansehung des andern Geschlechtes war er von einem bey weitem nicht so feinem Geschmacke; er überließ sich hier immer dem Zufalle, und die Leichtigkeit entschied immer seine Wahl. Eine ernsthafte Verbindung hatte er nie, dagegen hatte er unzählige Matressen aus allen Stockwerken. Er hatte ein Serail von weiblichen Bedienten, unter welchen er seine Umarmungen nach der Reihe theilte, und Sansorino wirft ihm vor, daß dessen ungeachtet seine Thüren den berüchtigsten und niedrigsten Geschöpfen dieser Art offen standen. Es fehlte ihm daher auch nicht an allerley Abenteuern, welche diese Ausschweifung veranlassete. Er hatte einen jungen Menschen bey sich, welchen er erzog, und zugleich zu seinen litterarischen Arbeiten gebrauchte, aber von Zeit zu Zeit Miene machte, ihn zu verlassen. Um ihn zu fesseln, verheirathete er ihn mit der Mariette del Oro, einer Nymphe aus seinem Serail, und schickte ihn bald darauf nach Frankreich, ein Ge-

ſchenk, welches König Franz I ihm verſprochen hatte, abzuholen. Allein Mariette packte einmahl in der Nacht alles zuſammen, reiſete ihrem Manne nach, und ließ dem alten Geck weiter nichts, als den Rock, welchen er anhatte.

Eine andere ſeiner Mägde, Perina Riccia wußte ihn vorzüglich zu feſſeln, indem er ſie in einer Krankheit von dreyzehen Monathen mit unermüdeter Sorgfalt wartete. Ungeachtet ſie ihm einmahl mit einem andern Liebhaber durchgegangen war, und eine Zeitlang Italien durchſtrichen hatte, ſo nahm er ſie doch wieder zu Gnaden an, und war beynahe untröſtlich, als ſie nachmahls ſtarb.

Daß eine ſolche Pflanzſchule nicht unfruchtbar geweſen ſeyn werde, kann man leicht denken. Catharina Sandella beſchenkte ihn 1537 mit einer Tochter, welche er nach ihrem Geburtsorte Adria nannte, und deren gute Bildung und Witz nachmahls ſeine ganze Zärtlichkeit auf ſich zog. Er trieb die Narrheit ſo weit, daß er auch eine Münze auf ſie prägen ließ, wo man auf der einen Seite das Bruſtbild der Sandella mit den Worten: Catharina Mater, und auf der andern den Kopf der Adria mit der Umſchrift: Adria Divi P. Aretini filia, ſahe. Er ließ ſie in einem Kloſter erziehen, und ſo bald ſie mannbar war, ſchrieb er überall Bettelbriefe aus, um ſie ausſtatten zu können. Der Großherzog von Florenz ſchenkte ihm 300, der Cardinal von Ravenna 200, der

Spanische Ambassadeur, Mendoza, 100 Ducaten. So gut er nun auch das Handwerk verstand, so dauerte es doch acht Monathe, ehe er die 1000 Ducaten zusammenbringen konnte, die er seinem Schwiegersohne, dem Diovatelli Rota versprochen hatte, und da dieser die Heurath nicht eher vollziehen wollte, bis die ganze Summa vollzählig war, so mußte er ihm für das noch fehlende die goldene Kette verpfänden, welche er von dem Spanischen Prinzen Philipp bekommen hätte. Ob er sie ihm nun gleich willig abtrat, ihm auch eine Anweisung auf die erste Dedication gab, die er schreiben würde, so war doch sein Schwiegersohn nicht eher aus seinem Hause zu bringen, als bis er ihm die ganze Summe bezahlet hatte, daher er die Neuvermählten 1550 erst nach Urbino bringen konnte, wo die Familie Rota wohnhaft war.

Machte ihm nun die Unbiegsamkeit des Schwiegersohnes Verdruß, so hielt der schmeichelhafte Empfang, welchen er zu Urbino antraf, seine Eitelkeit hinlänglich schadlos. Der Herzog und die Herzogin schickten ihm ein Detaschement Reiterey acht Ital. Meilen von der Stadt entgegen, ließen ihn bey seiner Ankunft bewillkommen, und die folgende Nacht war die ganze Stadt erleuchtet. Allein die Ehe ward dadurch nicht glücklicher. Adria ward von ihrem Manne gemißhandelt und begab sich wieder zu ihrem Vater. Dieser söhn-

te zwar beyde wieder aus, es nahm auch die Herzogin von Urbino sich ihrer an; allein die Ehe, welche bloß Ehrgeitz und Eigennutz gestiftet hatten, blieb unzufrieden.

Im Jahr 1547 ward er mit einer andern Tochter beschenkt, welche er Austria nannte, um dadurch die Kaiserin für selbige einzunehmen; allein sie starb im zehnten Jahre ihres Alters. Eine dritte starb noch in der Wiege. Da einer seiner Freunde es ihm verwies, daß er keine seiner Töchter legitimiren ließ, so gab er ihm zur Antwort: „warum sollte ich den „Papst, oder den Kaiser mit einer solchen Kleinigkeit „behelligen? Die Empfindungen meines Herzens „ersparen meinen Kindern solche eitele Ceremonien.

Aretin war ein Mitglied der Akademien zu Siena, Padua und Florenz. In die erstere ward er schon sehr jung aufgenommen; in die zweyte kam er 1541 und in die dritte, 1545. Alle drey sahen damahls nur noch bloß auf den Witz und bekümmerten sich nicht um die Sitten ihrer Mitglieder. In der Folge wurden sie in Ansehung der letztern ein wenig bedenklicher.

Daß Aretin Witz hatte, kann man ihm nicht absprechen, und da man auf diese Fähigkeit damahls einen sehr hohen Werth setzte, er sich auch sehr geschickt an die Großen der Erde anzuschmiegen wußte, daher viele hofften, daß sie ihr Glück durch ihn würden machen können: so ward ihm auch von vielen seiner Zeitgenossen ausserordentlich geschmeichelt. Joseph Ver-

tucci, Sonsorino, Dolce, Franc. Cusano, Marcolini, Alex. Carraria, und Petrus Nelli dedicirten ihm ihre Schriften. Andere schickten ihm ihre Schriften zur Durchsicht und Verbesserung, wie von dem Johann Polio aus Arezzo, Franc. Aluno und Hier. Maggi bekannt ist. Besonders schätzte man seine Italiänische Schreibart, die daher auch von vielen als ein Muster empfohlen ward.

Ein Mann von wahren Verdiensten würde sich dadurch bloß zur Bescheidenheit, und zum Streben nach höhern Vollkommenheiten haben bewegen lassen. Allein Aretin, dessen Eitelkeit und Stolz keine Gränzen kannte, nahm jede Schmeicheley als einen ihm gehörigen Tribut an, und weil das Lob anderer ihm noch viel zu unbefriedigend war, so verschwendete er den Weihrauch mit vollen Händen an sich selbst. Schwerlich wird man noch einen Schriftsteller aufweisen können, welcher sich selbst mit so vieler Unverschämtheit gelobt hätte, als Aretin. Nachdem er in einem seiner Briefe die Dichter seiner Zeit gemustert hatte, so sagte er, daß es ihm nur zustehe, Helden zu loben; „mir, fährt „er fort, der ich den Versen Reitz, und der „Prose Kraft zu geben weiß; nicht aber jenen „Schriftstellern, deren Dinte parfumiret ist, „und deren Feder nur Mignatur-Gemählde machen kann.“ Meine Lobschrift auf Julius 3. „sagt er an einem andern Orte, hat etwas „Göttliches. Diejenigen Gedichte, worin ich ei-

„nen Julius, Carl, eine Catharina und einen „Franciscus Maria geſchildert habe, erheben „ſich wie goldene und ſilberne Coloſſen über die „marmornen und metallenen Bildſäulen, welche „andere ihnen errichten. In dieſen Gedich„ten, welche ſo lange dauern werden, als die „Sonne ſtehet, und ſich eben ſo weit verbreiten „werden, als ſie, entdeckt man die Zuründung „aller Theile, die Erhabenheit der Muskeln, die „Geſinnungen und die Profile der verborgenen „Leidenſchaften. Wenn ich Chriſtum ſo gepre„digt hätte, als ich den Kaiſer gelobt habe, „würde ich mir ſo viele Schätze in dem Him„mel geſammelt haben, als ich jetzt Schulden „auf Erden habe.“

Freylich war die Raſerey, womit ſeine Zeitgenoſſen ihn erhoben, ſehr geſchickt, einen ſchwachen Kopf völlig zu verdrehen. Man ſagte ihm in das Geſicht, daß ſeine Feder mehr Fürſten unterjocht habe, als die berühmteſten Eroberer vermittelſt des Schwertes überwunden hätten, und daß er die Titel des Galliſchen, Pannoniſchen, Iberiſchen, Germaniſchen mit mehrerm Rechte verdiene, als diejenigen Kaiſer, denen die Schmeicheley ſie beygelegt habe. Man citirte ihn ſogar auf den Kanzeln, nannte ihn die Säule der Kirche, und den fünften Evangeliſten. Man behauptete, ſeine Schriften wären für das menſchliche Geſchlecht unendlich mehr werth, als die beſten Predigten, indem dieſe nur für geringe Perſonen beſtimmt wä-

ren, jene aber die Wahrheit bis in die Cabinette der Fürsten trügen. „Wenn, schrieb „Franc. Riggardini an ihn, die Wahrheit der „Sohn Gottes im Himmel ist, so sind sie es „auf Erden. Nur Venedig allein ist würdig, „sie in sich zu schließen. Sie sind die Zierde „der Erde, der Schatz des Meeres, und der „Stolz des Himmels.“ Noch ärger machte es Gnatio von Fossembrone, der ungeachtet er ein Mönch war, ihm folgendes Lob in das Gesicht warf: „Sie sind die Säule, die Lampe, „und der Glanz der Kirche. Könnte sie sprechen, so würde sie sagen, so würde sie befehlen, daß die Einkünfte von Chieti, von Santa Fiore, von Farnese und so vielen andern „Orten, welche eine Beute so vieler Taugenichts sind, dem Herrn Aretin gegeben werden, welcher ihr Ehre macht, sie schmückt und „erhebet, in welchem sich die Moral des heil. „Gregorius, die Gründlichkeit des heil. Hieronymus, der Scharfsinn des heil. Augustin, und „der reiche Styl des heil. Ambrosius vereinigen. „Sie sind ein neuer Johannes der Täufer, die „Bosheit und Heucheley zu entdecken und mit „Muth zu bestrafen. Sie sind ein zweyter Johannes der Evangelist, die Frommen und Tugendhaften zu ermahnen und zu preisen. „Man kann dasjenige auf Sie anwenden, „was Christus zu dem heil. Petrus sagt: Beatus es quia caro et sanguis non revelavit tibi, „sed Pater noster qui est in coelis.“

Dümmer und plumper konnte wohl kein Mönch loben, zumahl da der Gegenstand seines Lobes ein Mensch von bekannter Irreligion und der schlechtesten Denkungsart war. Allein Aretin nahm solche Lobsprüche nicht allein für bare Münze an, sondern ließ sie auch 1552 zu Venedig selbst drucken, ohne zu bedenken, wie viele Schande sie auch nur seinem Geschmacke machen mußten, der Bescheidenheit nicht einmahl zu gedenken. Es ist noch dazu sehr wahrscheinlich, daß die meisten dieser von ihm herausgegebenen Briefe von ihm verändert und umgearbeitet worden, wie aus der Gleichheit des Styles, den dem Aretin so gewöhnlichen chronologischen Schnitzern und den Abweichungen seiner Ausgabe dieser Briefe, von der Ausgabe des Tolomei von 1545 hinlänglich erhellet.

Fast niemahls nannte man ihn, ohne seinem Namen das Beywort der göttliche beyzufügen, und er selbst schrieb sich so, ohne zu erröthen. Indessen muß man nicht vergessen, daß dieser Titel im 16ten Jahrh. nicht so viel zu bedeuten hatte, als er jetzt scheinet, und Aretin machte selbst so wenig daraus, daß er ihn auch einmahl einem bloßen Kartenmahler beylegte. Noch mehr erhellet seine Unverschämtheit aus den übrigen Titeln, welche er sich auf seinen Schriften gab. So nannte er sich z. B. Divum Petrum Aretinum per di-

divinam gratiam hominem liberum, acerrimum virtutum ac vitiorum demonſtratorem. Nicht zufrieden ſich ſo oft mahlen und in Kupfer ſtechen zu laſſen, als er nur konnte, ließ er auch Münzen auf ſich prägen, welche er den Großen der Erde mit den unſinnigſten Lobſprüchen auf ſich ſelbſt, zum Geſchenke ſchickte. Außer der ſchon erwähnten auf ſeine Tochter Adria kennet man deren beſonders vier mit der Umſchrift: Divus Petrus Aretinus flagellum Principum, welche ſowohl in ſeinem Leben von dem Grafen Mazzuchelli, als auch in deſſen Muſeum Th. 1. Tab. 63. abgebildet und beſchrieben ſind.

Bey dem allen wollte doch der Unhold nicht für ehrgeitzig gehalten werden. „Man „kann mir, ſchreibt er in einem ſeiner Brie„fe, Fehler vorwerfen; allein des Stolzes wird „man mich gewiß nicht beſchuldigen können.“ In einem andern brüſtet er ſich, daß er niemahls in die Schlingen gerathen, welche ihm der Ehrgeitz gelegt habe, und in einem dritten dankt er Gott, daß er ihm ein Herz verliehen habe, welches weder Undank noch Stolz kenne.

Auf der einen der gedachten Münzen ſitzet Aretin auf dem Throne, und verſchiedene Perſonen ſtehen vor ihm, welche ihm Geſchenke bringen. Im Umkreiſe lieſet man die Worte: Principi tributati dai popoli il ſervo loro tributano. Ohne Zweifel hielten die Fürſten, die

die sich hier zu seinen Unterthanen erniedriget sahen, ihn für einen Narren ohne Bedeutung, oder befürchteten auch, er möchte seine allgemeine Moral auf sie besonders anwenden, welches ihnen zu den damahligen Zeiten, aus den oben schon angeführten Gründen, nicht gleichgültig war. Die meisten beschenkten ihn, und dieß war so sehr zur Mode geworden, daß auch Soliman und Barbarossa sich derselben unterwarfen. Lopez de Soria überreichte ihm im Nahmen der Kaiserinn eine goldene Kette, drey Pfund schwer. Franciscus I. schenkte ihm eine, welche 600 thlr. werth war, die schöne Arbeit nicht gerechnet. Die Glieder derselben bestanden aus feurigen mit Schlangen durchflochtenen Zungen mit der Ueberschrift: Lingua ejus loquetur mendacium; über deren Sinn sich mehrere die Köpfe zerbrochen haben. Die wahrscheinlichste Deutung ist wohl die, daß der König es vorher sahe, daß Aretin sich durch unverschämte Lobeserhebungen für ein so wichtiges Geschenk dankbar erweisen würde, und er sparte sie auch in dem noch vorhandenen Briefe in der That nicht.

Eine dritte goldene Kette bekam er von dem Erzherzog und Spanischen Prinzen Philipp, welche aber nur 100 thlr. werth war. Außer diesen und vielen andern zufälligen Geschenken, welche er in seinen Briefen sorgfäl-

tig aufzählet, erhielt er auch von mehrern Fürsten ordentliche Gehalte. Der Kaiser hatte ihm 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand angewiesen und der Markgraf Gasto vermehrte diesen Gehalt mit 100 thlr. jährlich. Der Herzog von Urbino gab ihm 200 thlr. und Ludwig Gritti zahlte ihm jährlich auch eine Summe, deren Betrag aber nicht bekannt ist. Balduin del Monte und der Prinz von Salerno, versprachen ihm jeder jährlich 100 thlr. allein der erste nahm sein Wort bald darauf wieder zurück, und der letztere zauderte lange, ehe er es erfüllte.

Aber Aretin ward durch alle diese Zugänge nichts weniger als reich, denn er verthat alles wieder, so wie er es bekam, daher er zwar, im höchsten Grade habgierig, aber nichts weniger als geitzig war. Wie jeder anderer Thor ohne Verdienste kleidete er sich jederzeit auf das prächtigste, und ließ es auch an seiner Tafel an nichts fehlen. Daß seine wollüstige Ausschweifungen ihm große Summen gekostet haben, kann man ohnehin schon denken. Man sagt, er sey auch gegen Nothleidende wohlthätig gewesen; aber nur Schade, daß er es selbst ist, der es sagt. „Jedermann, heißt „es in einem seiner Briefe, kommt zu mir, als „wenn ich ein königlicher Schatzmeister wäre. „Wenn eine arme Frau niederkommt, so geschiehet es auf meine Kosten; wird ein Elender Schulden wegen eingesteckt, so soll ich ihn

„frey machen. Nackte Soldaten, verunglückte „Reisende, kurz alle Arten von Abenteurern wol„len sich bey mir erholen. Jeder Kranke wen„det sich an meinen Apotheker oder an meinen „Arzt.“ Gesetzt, es wäre auch nur die Hälfte von diesen Prahlereyen wahr, so war es ganz natürlich, daß ein Mensch, der einen so verschwenderischen Aufwand machte, die Augen des Elends auf sich ziehen mußte, und eben so natürlich war es, daß er, wenn er gab, bloß aus Eitelkeit gab; wenigstens zeigt die Sorgfalt, womit er seine Wohlthaten ausposaunet, daß die Güte des Herzens den wenigsten Antheil daran gehabt hat.

Ich habe oben bemerket, daß Aretin einen großen Theil seines Ruhmes seinem Style zu danken hatte, der damahls in Italien noch eben so roh und ungebildet war, als in andern lebendigen Sprachen. Es ist auch wahr, manchen Schimmer hatte, der ihn Kurzsichtigen und Halbkennern empfehlen konnte, und da deren Anzahl immer die größte ist, so ist es kein Wunder, daß er seiner Schreibart wegen beynahe vergöttert ward. Allein es ist nur wenig Kenntniß von den wahren Schönheiten des Styles nothwendig, die Mängel des Aretinischen einzusehen. Er schreibt schwulstig und unnatürlich, und übertreibt die Gedanken und Ausdrücke. Immer siehet man den Mann, der ängstlich nach Witz

haschet, der nichts, wie andere Menschen sagt, der sich durch ein unverständliches Geschwätz auszuzeichnen sucht, und einen alltäglichen Gedanken durch eine dunkele oder kostbare Wendung aufstutzen will. Hier sind ein paar Blümchen zur Probe: „Die Einbildungs„kraft durch die Feile der Sprache schär„fen. — Mit dem Garne der Ueberle„gung in dem Teiche des Gedächtnisses fischen. „— Den Fuß der Reife auf den Weg der „Jugend setzen. — Das Maul der Leiden„schaften mit dem Gebisse der Vernunft bändi„gen. — Das Holz der Gefälligkeit an das „Feuer der Höflichkeit legen. — Das Gepräge der Liebe auf den Nahmen der Freund„schaft drücken. — Die Hoffnung in die Ar„me betrieglicher Versprechungen begraben", u. s. f. Ueberdieß personificirt er auf eine lächerliche Art leblose Dinge, verwandelt jedes Adjectiv in ein Substantiv, und wiederholt eine Redensart durch eine unangenehme Inversion; so daß kein Mann von Geschmack in seinen Schriften lange nach einander wird lesen können.

Da seine Unwissenheit jedermann bekannt war, und er sie selbst gestehen mußte, so faßte er einen tödlichen Haß gegen die Alten, der denn auf alle ihre Freunde und Verehrer zurück fiel. Er gab die letztern ohne Unterschied für gelehrte Diebe aus, und verglich diejenigen,

welche die Alten zu Mustern nahmen, für Räuber, welche ihre Beute dadurch zu verbergen suchen, daß sie das Wapen des rechtmäßigen Besitzers auskratzen; woraus man siehet, was für armselige Begriffe der Stümper von der Nachahmung der Alten gehabt hat. Eine lebhafte Einbildungskraft kann man ihm freylich nicht absprechen; seine Schauspiele haben Witz und Salz, allein sie beleidigen die Regel der Schaubühne so sehr, als den Wohlstand. Es sind eigentlich weiter nichts, als übel verbundene Gespräche. Sein Versbau ist hart, verwickelt, unnatürlich und ohne Reitz. Wenn er lobt, ist er ganz unausstehlich; mit dem feinen Lobe eines rechtschaffenen Mannes von Geschmack ganz unbekannt, — schlägt er seinen Held mit den plumpesten übertriebensten Lobsprüchen zu Boden und hält jeden, den er lobt, für eben so unverschämt, als er selbst war. Ein Beweis ist das berühmte Sonnet auf Julius 3, welches die Römer allen bey dieser Gelegenheit heraus gekommenen Gedichten vorzogen, so wenig poetisches Verdienst, Feinheit und wahren Witz es auch verräth.

Ich habe oben bemerket, daß seine Wollust alle Schranken der Vernunft und der Ehrbarkeit zerbrach. Seine Feinde haben sich dieses Umstandes meisterlich zu bedienen gewußt, seine Sitten und seinen Charakter von der schwärzesten Seite zu schildern. Es wurde unter an-

dern eine Münze auf ihn geprägt, wo man auf der einen Seite sein gewöhnliches Brustbild, auf der andern aber den häßlichen Kopf eines Satyrs ganz mit männlichen Gliedern gekrönt und umgeben siehet, mit der Umschrift: Totus in toto et totus in qualibet parte. Man hält den Jovius für den Urheber dieser Münze, auf welchen Aretin ein paar boshafte Verse gemacht haben soll; allein beyde waren und blieben die vertrautesten Freunde; daher es wahrscheinlicher ist, daß sie von dem Franco herrühret, dessen Leben ich in dem vorigen Bande beschrieben und daselbst zugleich bemerkt habe, daß er einen ganzen Band schmutziger Satyren auf den Aretin drucken lassen, worin er ihm vorzüglich seine ausschweifende Wollust vorwirft.

Allein es gab noch mehrere, welche ihn nicht viel glimpflicher behandelten. Perion, ein Benedictiner, ließ zu Paris 1551. eine heftige Schrift wider ihn drucken, welche er dem Könige Heinrich 2 und allen christlichen Fürsten zuschrieb. Doni gab eine seltsame Schrift heraus, Terre moto u. s. f. worin er zu beweisen suchte, daß Aretin der Anti-Christ sey.

Ungeachtet er von Zeit zu Zeit um die Gunst des Römischen Hofes buhlte, auch manche Schmeicheley von demselben erhielt, so wurden seine Schriften ihrer Zügellosigkeiten wegen

dennoch verbothen, welches indessen nur machte, daß man sie desto begieriger las.

Man gibt ihn oft als den Verfasser des berüchtigten Buches de tribus Impostoribus an; allein wenn gleich seine Denkungsart diesem Producte angemessen gewesen wäre, so wären es doch seine Fähigkeiten nicht; das Buch ist Lateinisch geschrieben, und Aretin verstund diese Sprache so wenig, daß er nicht eine Zeile ohne grammatische Schnitzer schreiben konnte. Ueberdieß ist es, wenn es ja wirklich vorhanden ist, älter als Aretin; wie Marchand in seinem Dictionn. histor. weitläufig erwiesen hat, daher ihm mit dieser Beschuldigung unstreitig zu viel geschiehet.

Allein es ist nichts desto weniger gewiß, daß er in Ansehung der Religion eben so zügellos dachte, als in Ansehung der Tugend und Sitten. Bullard, Bayle und andere behaupten zwar, daß er sich zuletzt bekehret, und christlichere Gesinnungen angenommen habe, und berufen sich zum Beweise dieses Vorgebens auf seine Paraphrase der Psalmen, und andere Andachtsbücher. Allein es ist nur zu gewiß, daß er diese Bücher bloß aus der eitelen Absicht schrieb, zu zeigen, daß er allen Gegenständen gewachsen sey, vielleicht auch den Haß der Geistlichen zu mildern, vornehmlich aber, die andächtigen Damen, denen er dergleichen Sächelchen sorgfältig zuschickte, dadurch eben so

sehr zu schneutzen, als er die Wollüstlinge durch seine schmutzigen Schriften in Contribution setzte. Daß seine vorgegebene Bekehrung ein Hirngespinst ist, erhellet unter andern auch daraus, daß er seine Umschreibung der sieben Bußpsalmen, und seine Umanita del Cristo 1535 herausgab, 1537 aber die oben gedachten Sonnette auf die schändlichen Stellungen dem Baptista Zatti zuschrieb. Es flossen aus seiner Feder wechselsweise, bald andächtige, bald liederliche Schriften, und man hat bis auf den letzten Augenblick seines Lebens keinen Grund, eine Besserung von ihm zu vermuthen.

Eben so ungegründet ist Frehers Vorgeben, daß er durch die mehrmahls erhaltenen Prügel endlich bewogen worden, der Satyre zu entsagen, und sein Maul in den gehörigen Schranken zu halten. Die Erfahrung lehret, daß dergleichen Züchtigungen nur erbittern und die noch übrige natürliche Scham vollends ersticken. Aretin selbst lehret solchen schwachen Köpfen, welche die Bisse der Verläumdung fürchten, daß man solchen Hungerleidern das Maul nicht anders als durch Brod stopfen könne. „Nur „durch Geschenke, sagt er, stopft man dem, der „beißt, das Maul".

Es ist indessen gewiß, daß Aretin die Geschenke, welche er von andern erpreßte, und den Ruhm, welchen er bey seinen Zeitgenossen erschlich, mehr seiner niederträchtigen Schmei-

cheley, als ſeiner boshaften Zunge zu danken hatte, ob gleich viele das Gegentheil behauptet haben. Eben ſo ungegründet iſt des Zilioli Vorgeben in der Iſtoria dei Poeti Italiani, daß er in Italien herumgereiſet ſey, einen Spion abgegeben, und die erhaltenen Nachrichten den Fürſten theuer verkauft habe. Man weiß, daß Aretin niemahls gern reiſete, und von der Zeit ſeiner Niederlaſſung an faſt nicht von Venedig weggekommen iſt.

Er hatte bequemere Mittel, ſich in Anſehen zu ſetzen, und auf Koſten anderer zu leben. Seine erſte Sorge war, daß er für einen freymüthigen, wahrheitliebenden Mann gehalten werden möchte, der ſich durch kein menſchliches Anſehen blenden laſſe. Er ſagte mehrmahls, daß er keinen verächtlichern Menſchen kenne, als den, der Gutes thue, weil er zu ohnmächtig ſey, Böſes zu thun; vermuthlich geſchahe es zu Folge dieſes Grundſatzes, daß er ſo viel Böſes that, als nur in ſeiner Macht war. Allein in Anſehung der Großen war er vorſichtig genug; er konnte ſehr gut ſchweigen, oder ſchmeicheln, wenn es ſein Eigennutz erforderte, und wenn er tadelte, ſo that er es im Allgemeinen, ohne weder den Hof, noch den Hofmann zu nennen. Mit dem Römiſchen Hofe machte er ſich auf dieſe Art am liebſten zu thun, weil er hier die wenigſte Gefahr lief, und nichts als ſchwache Hoffnungen aufopferte;

denn er wußte aus Erfahrung, daß die Kirche niemahls gerne gibt. Wenn er ja jemanden nannte, so waren es immer solche, von welchen er bereits überzeugt war, daß sie nicht rächen konnten oder wollten. In Rom machte man sich aus seinen Schmähungen so wenig, daß auch Orsinio Fulvinio, welchen er einen schlechten Priester genannt hatte, ihm dafür dankte, daß er ihn wie einen Prälaten behandeln wollen. Denn sonst war niemand leichter zu schrecken und zum Stillschweigen zu bringen, wie Aretin; man durfte ihm nur den Stock zeigen, so ward er so geschmeidig als ein Handschuh.

So stolz er auf seine eingebildete Vorzüge war, so war er doch nicht blind in Ansehung seiner Unwissenheit, daher er alle gelehrte Streitigkeiten sorgfältig vermied, und wenn er ja in eine verwickelt wurde, so war er immer der erste, der den ersten Schritt zu einem Vergleiche that. Berni, dessen Ueberlegenheit er kannte, konnte ihn nicht auf den Kampfplatz bringen, indem er sich lieber den niedrigsten Bedingungen unterwarf, als daß er sich mit ihm hätte einlassen sollen. Sein Streit mit dem Bernardo Tasso war kaum entstanden, als er schon durch Vermittelung des Sperone, welchen Aretin darum ersucht hatte, beygeleget wurde. Zwar griff er den Boyardo wüthend an, aber bloß, um sich bey dessen Geg-

ner, den Bembo einzuschmeicheln, der ihm nützlicher werden konnte.

Mit der Gabe der niedrigsten Schmeicheley verband er die unverschämteste Betteley, und selten lobte er jemanden, daß er nicht zugleich seine Bedürfnisse auf die rührendste Art sollte geschildert haben. Er predigte den Fürsten die Freygebigkeit, als eine Tugend, welche sie Gott selbst gleich macht; anstatt vor den Lügen und Widersprüchen, zu welchen ihn das Bedürfniß zu schmeicheln verleitete, zu erröthen, machte er sich vielmehr ein Verdienst daraus. „Niemand, sagt er in einem Briefe, wird mich „für so dumm halten, daß ich nicht die Fehler „des Colorits und die Unvollkommenheiten der „Zeichnung einsehen sollte. Ich habe mir einen Styl gemacht, welcher zu allen Materien „paßt, und ich bin gezwungen, den Stolz der „Großen zu nähren, um wieder von ihnen ernähret zu werden. Ich trage Sie auf den „Flügeln der Hyperbole in den Himmel, und „verbinde mit der Kunst die Reitze des Wohlklanges und der Harmonie. Ich drucke meine Gedanken auf das angenehmste aus, ich „lege Kraft in meine Worte, und bediene mich „statt der Ausschweifungen der Metaphern „und übrigen Figuren der Schule. Das „sind die Springfedern, welche die Gemüther „in Bewegung setzen, und die Zangen, welche „die von dem Geitze verschlossenen Thüren öfnen.„

— Und in einem andern Briefe: „Ich „bin nun einmahl in der Lage, in welcher ich „mich befinde, und bekümmere mich wenig um „die Wahrheit, wenn ich solche loben muß, „die es nicht verdienen“. Als ein Freund ihm einen Widerspruch, dessen er sich schuldig gemacht hatte, zeigte, antwortete er: „sagen Sie denen, „die mir dergleichen Vorwürfe machen, daß sich „Peter Aretin in seinen Satyren so zeigt, als „er ist, und daß er in seinen Lobschriften die „Fürsten so schildert, wie sie seyn sollen. „Ueberdieß läßt die Armuth, welche mich zu „Boden drückt, mir keine Freyheit, an den „Wohlstand zu denken.“ Beynahe sollte man denken, daß sich die Niederträchtigkeit und Unverschämtheit nicht weiter treiben lasse. Aber es kommt noch besser. „Das Fle„hen, das Bitten, die Klagen, schreibt er „an einen andern, deren ich mich bediene, die „Bezahlung des Jahrgeldes zu erpressen, wel„ches der Kaiser mir bewilliget hat, ist mir „sehr nützlich. Ich überlade sie so mit Dinte, „wenn ich sie wieder überlese, daß ich mich „des Lachens nicht enthalten kann. Thun sie „desgleichen, wenn sie sehen, daß ich Pago„den opfere, welche meines Weihrauches unwür„dig sind. Eben so können sie die Ausdrü„cke, ich sterbe vor Hunger, ich befinde mich „in der größten Verlegenheit, und ande„re Formelchen dieser Art für Mährchen hal„ten.“

Er hatte mehr als ein Mittel diese niederträchtige Habsucht zu befriedigen. Oft beschenkte er diejenigen, von welchen er ein Almosen erwartete, um dadurch ihren Ehrgeitz zu einem noch größern Geschenke zu reitzen. An den entferntesten Höfen erkundigte er sich sorgfältig nach solchen Personen, von welchen er etwas zu hoffen hatte, und dann bekamen sie gewiß einen Bettelbrief. Hatte man ihm Hoffnung gemacht, und erfüllete sie nicht sogleich, so ward er unverschämt; so bald er aber das verlangte hatte, war er grob. Dem Schatzmeister des Königes von Frankreich, der ihm eine Belohnung ausgezahlet hatte, schrieb er: „wundern sie sich „nicht, daß ich schweige; ich habe alle meine „Kräfte auf das Bitten verwandt, und habe „nun keine zu danken mehr übrig". Oft bediente er sich der Vermittelung der Großen eine Wohlthat von den Geringern zu erpressen. So mußte sich Margaretha von Oesterreich bey dem Herzoge von Camerino, Carl 5 bey dem Großherzoge, und der letztere bey dem Cardinal von Ravenna für ihn verwenden.

Daß ein solcher Mensch die Dedicationen ungenützt lassen sollen, ist schon nicht zu vermuthen. Er bestürmte jeden damit, dessen Freygebigkeit ihm bekannt war, und es war ihm gleich viel, ob er diese Ehre einem Kaufmann oder einem Monarchen erwies, wenn nur seine Habgierde befriedigt ward. Ein Kaufmann,

Nahmens Carlo Affaetati hatte ihm einen Diamant und ein Halsband von 100 thlr. geschenkt, und so gleich bildete er sich ein, daß dieser Mann eine Zuschrift noch theurer bezahlen würde. Er dedicirte ihm daher den vierten Band seiner Briefe und zwar mit eben demselben Kreisschreiben, welches er an Könige zu richten pflegte. „Es thut mir leid, sagte er, „daß ich ihnen nicht alles, was aus meiner Fe„der geflossen ist, zugeschrieben; aber ich widme „es ihnen von diesem Tage an, und werde in „Zukunft bloß für sie schreiben". Wenn eine Dedication ihm das nicht einbrachte, was er sich eingebildet hatte, so ward er wüthend. Dem Papst Paul 3, der ihm die Dedication seiner Orasia nicht bezahlet hatte, sagte er die ungezogensten Grobheiten und drohete, seine Legende der Heiligen dem Groß-Sultan zu dediciren.

Bey dieser Habgier darf es denn wohl nicht befremden, daß er alles arbeitete, was man nur von ihm verlangte und ihm nur bezahlte, daher auch die seltsame Mischung seiner Schriften, welche bald andächtigen, bald weltlichen, bald schmutzigen Inhaltes sind. Als die Markgräfinn von Pescaria ihn aufforderte, seine Feder der Frömmigkeit zu widmen, so antwortete er: „der Wille anderer und meine Armuth sind die „Ursache alles Uebels. Der Geitz der Fürsten

„ist so groß, als meine Armuth, und wenn „meine Feder nicht gefällig und biegsam wäre, „so würde ich nichts als Complimente des Mit„leids hören“. Auf Verlangen der Markgräfin von Gasto schrieb er das Leben der heil. Catharina und des heil. Thomas von Aquino. Balduin del Monte bewegte ihn, die Legende der Heiligen zu schreiben; allein so bald dieser mit dem versprochenen Jahrgelde inne hielt, hörte er auch auf, daran zu arbeiten. Seine übrigen andächtigen Schriften hatten ihr Daseyn bloß dem Verlangen zu danken, mit dem Römischen Stuhle ausgesöhnt zu werden.

Was Wunder, daß anhaltender Fleiß, Auswahl und Ueberlegung bey seinen Arbeiten ihm unbekannte Dinge waren. „Mein Leben, „sagt er in einem seiner Briefe, ist mir jetzt „eine Last, und es ist mir unmöglich, den „Ehrgeitz der Großen zu befriedigen. Das Al„ter verschlinget meine Einbildungskraft, und die „Liebe, welche sonst meine Fähigkeiten erweckte, „schläfert sie jetzt ein. Ehedem machte ich in „einem Morgen vierzig Strophen; jetzt schätze „ich mich glücklich, wenn ich eine zu Markte „bringe. Meine Umschreibung der Psalmen „hat mir nur sieben Tage, der Hofmann und „der Marechal nur zehn Morgen gekostet. Zu „dem Leben Christi habe ich nur dreyßig Tage „nöthig gehabt, und die ganze Sirena hobe

„ich in weniger als sechs Monathen vollen„det".

Er war daher auch mehr besorgt, seine Arbeiten fertig zu bringen und zu vertrödeln, als sie zu vollenden. Ihre Mängel und Fehler bekümmerten ihn nicht, wenn sie nur obgingen. Niedrige Schmeicheley, bitterer Tadel und eine dreiste Verläumdung, vertraten die Stelle der Gelehrsamkeit und der Richtigkeit des Styles und erhielten ihn sein ganzes Leben hindurch. Er verachtete alles, was er nicht wußte und besaß, und hörte nicht auf, dasjenige zu erheben, was ihm eigen war. Aber er täuschte damit nur diejenigen, welche die Ausbrüche eines boshaften Herzens und eines verschobenen Witzes für Merkmahle eines erhabenes Genies halten.

Nach allem diesem ist es unnöthig, viel von seiner Religion zu sagen. Aretin war bey allen seinen Zeitgenossen dafür bekannt, daß er nichts glaubte, und er äußerte mehrmahls den Satz, daß poetische Erdichtungen Wahrheiten werden, so bald sie nur etwas zu dem Nutzen der Kirche oder zu dem Ruhme der Heiligen beytragen. Dessen ungeachtet machte er die äußern Gebräuche der Religion mit, aber bloß aus Furcht vor der Kirche. Daß seine Andachtsschriften keinen Beweis seiner Religion abgeben können, ist bereits oben bemerket worden.

Es

Es ist nur noch übrig, daß ich von den Schriften dieses Unholden das nöthige sage, welche, so oft sie auch gedruckt worden, doch insgesamt sehr selten sind.

I. Schriften, welche ihm wirklich zugehören, und zwar

a. Prosaische.

1. Seine Dialoghi oder Gespräche sind in Ansehung des Styles seine beste Arbeit, ungeachtet sie in Ansehung des Inhaltes das obscöneste sind, was man beynahe nur hat. Sie lassen sich in drey Theile theilen; der letzte, der von den Höfen und dem Kartenspiele handelt, ist noch am erträglichsten. In dem ersten beschreibet er die wollüstigen Ausschweifungen der Nonnen, der Weiber, und der öffentlichen Huren, in dem zweyten aber handelt er von dem Geiste und der Lebensart der letztern; in beyden schildert er nach der Natur ohne alle Rücksicht auf Tugend und Wohlstand. Er nannte sie zuerst Capricci und hernach Ragionamenti, und sie sind sehr oft, so wohl einzeln, als zusammen gedruckt worden. Man will, daß die älteste Ausgabe der ersten Gespräche, Turin, 1536, 8, ist; andere geben eine Ausgabe Venedig, 1535, 8. dafür an. Eines dieser Gespräche ist unter folgendem Ti-

tel einzeln gedruckt: Ragionamento del Zoppin fatto frate, e Lodovico Putaſſiero dove ſi contiene la vita e genealogia di tutte le Cortigiane di Roma. Venedig, 1539, 8.

Der Dialogo delli Corti erſchien einzeln Venedig, 1538, 8, (Vogt Catal. libr. rar. S. 48.), und in eben demſelben Jahre ohne Meldung des Ortes und Verlegers, aber vermuthlich auch in Venedig, und gleichfalls in 8. Eine dritte Ausgabe erſchien in eben demſelben Jahre zu Novara. Noch andere Ausgaben ſind: Venedig, 1539, 8; ohne Meldung des Ortes; 1541, 8, (Haym Notizia de' libri rari, S. 178); ingleichen bey ſeinen Komödien ohne Meldung des Ortes bey Andrea Melagrano, 1589, 8.

Der Dialogo del Giuoco erſchien beſonders, Venedig, 1543, 8; eben daſ. 1545, 8; und unter dem Titel: de carte parlanti Dialogo di Partenio Etiro, Venedig, 1650, 1651, 8.

Von den vollſtändigen Ausgaben aller Geſpräche, welche nach ſeinem Tode erſchienen, ſind folgende bekannt. 1) Ragionamenti etc. ohne Meldung des Ortes, 1583, 1584, 8. Am Ende befindet ſich: Il commento di Ser Agreſto da Ficaruolo (d. i. del Caro,) ſopra la ſeconda Ficata del Padre Siceo, (d. i. del Molza,) con la Diceria de' naſi, (von eben

dem Caro.) 2) Ragionamenti etc. Nella nobil citta di Bengodi nell' Italia, altre volte più Felice, 1584. 8; wo noch beygefüget iſt: Dialoghi doi di Ginevra e Roſana, compoſti da M. Pietro Aretino. 3) Ragionamenti etc. Per Andr. Melagrano, 1589, ohne Meldung des Ortes, aber vermuthlich zu Paris, drey Bände in 8. Clement gibt in Bibl. cur. Th. 2, S. 44. das Format 12 an, und glaubt, daß von dieſer Ausgabe nur der dritte Theil vorhanden ſey. 4) Capricciosi raggionamenti etc. ohne Jahr 1589, drey Bände in 12. Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 45. 5) Ragionamenti etc. Cosmopoli, 1660, 8. dieß iſt die vollſtändigſte Ausgabe, welche noch am häufigſten vorkommt, und welche im Bayle v. Aretin, in den Menagianis, Th. 4. S. 238. in den Act. Erud. 1744, S. 511. in Vogts Catal. S. 47. und in Sinceri Nachr. von raren Büchern, Th. 1, S. 125. und 186. beſchrieben wird.

In dieſer letzten Ausgabe ſoll doch nur in einigen Abdrücken La Putana errante, ovvero Dialogo di Maddalena e Giulia von dem Aretin, zuerſt ſeyn geliefert worden. Es iſt in der Folge über dieſes ſchmutzige Geſpräch geſtritten worden, ob es den Aretin oder den Laur. Veniero zum Verfaſſer habe, welchem letztern es viele ausdrücklich beylegen. Allein

Mazzuchelli beweiset sehr ausführlich und gründlich, daß man zwey ganz verschiedene Stücke unter einerley Titel unterscheiden müsse, eines in Prosa, welches von dem Aretin ist, und eines in Versen, und zwar in Ottava rima, von welchem Veniero der Verfasser ist. Das letztere wurde zu Venedig, 1531 und 1538 in 8, gedruckt. In der Vorrede zu der letzten vermehrten Ausgabe beklagt sich Veniero ausdrücklich, daß man den Aretin für den Verfasser seines Gedichtes gehalten; und aus einer Stelle in den burlesken Gedichten Aretins erhellet, daß er zu seiner prosaischen Putana durch die poetische des Veniero veranlasset worden.

Es sind die obigen Gespräche, wo nicht alle doch einzelnen Theilen nach in mehrere Sprachen übersetzt worden. Die dritte Giornata des ersten Theiles übersetzte Ferdinando Suares unter dem Titel Coloquio de Las Damas, in das Spanische, 1607, 8, aus welcher Uebersetzung Caspar Barth seine Lateinische machte, welche unter dem Titel: Pornodidascalus, s. Colloquium muliebre Pet. Aretini, Frankfurt, 1623. 1624, 8, Zwikau, 1660, 8, bekannt ist. Die Putana errante befindet sich nebst noch zwey Gesprächen Aretins Französisch in der Bibliotheque d' Aretin, welche der Aufschrift nach, zu Cöln bey Peter Marteau, ohne Jahr, in 12. heraus kam,

und eine bloße Sammlung ähnlicher ſchmutziger Stücke verſchiedener Verfaſſer iſt. Eine andere Franzöſiſche Ueberſetzung eines ſeiner Geſpräche erſchien unter dem Titel: Dialogue des Courtiſanes de Rome, ohne Meldung des Ortes noch des Jahres in 12. Man hat auch eine deutſche Ueberſetzung und unter dem Titel: Petri Aretini Italiäniſcher Hurenſpiegel. Nürnberg, 1672, 4.

2. I ſette Salmi de la penitentia di David, eine Paraphraſe der ſieben Bußpſalmen. Sie kam zuerſt Venedig, 1534. heraus, und iſt hernach ſehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1536, 4; Florenz 1537. 8; Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1545, 8; Lyon, 1548, 12; Florenz 1566, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1627, 12, und 1635, 16, und Lyon, 1648, 12. Man hat auch zwey Franzöſiſche Ueberſetzungen, eine von Jean Vaucelles, Lyon, 1540, 8, und die andere von Franc. de Roſſet, Paris, 1605, 12.

3. I tre libri dell' Humanità di Criſto. Venedig, 1535, 4; ohne Jahr und Ort in 8. Mit dem vierten Buche vermehrt, Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1541, 1545. 1547, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, unter welchem ſeine andächtigen Schriften nach ſeinem Tode wieder aufgelegt wurden, um ſie vor dem Inder zu ſichern, Venedig, 1628, und 1633, 8.

In das Französische übersetzt, von Jean Vaucelles, um 1549. Menage sagt sehr wahr, daß in allen Andachtsschriften des Aretin der Styl unausstehlich ist, so daß man wohl siehet, daß er sie bloß aus Eigennutz schrieb.

4. Il Genesi con la Visione di Noe, nella quale si vede i misterj del Testamento vecchio e del nuovo. Venedig 1538, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1541, 1545, 8: unter dem Nahmen, Partenio Etiro und dem Titel: Dello Specchio dell' Opere di Dio nello stato della natura. Venedig, 1628, 1629, 12, 1635, 24, und 1636, 12. Von dem Vaucelles gleichfalls in das Französische übersetzt Lyon, 1542, 8. Es soll auch in das Lateinische und Deutsche übersetzt seyn. S. Clement Bibl. cur.

Die letzten Werke sind auch zusammen gedruckt worden, und zwar unter folgendem Titel: Al beatissimo Giulio III Papa, come il secondo, ammirando, il Genesi l' Humanita, di Cristo, e i Salmi. Venedig, 1551, 4.

5. La vita di S. Catherina vergine, divisa in tre libri. Ohne Jahr und Ort, in 8, doch erhellet aus der Zuschrift, daß es 1540 gedruckt worden. Man hat noch eine andere Ausgabe ohne Ort und Jahr gleichfalls in 8; ingleichen ohne Meldung des Ortes, 1541, 8; wie auch unter dem Nahmen Partenio

Etiro, Venedig, 1630, 1636, 12. Auch in das Französische übersetzt, um 1550.

6. La Vita di Maria Vergine; auch ohne Jahr und Ort, aber 1540, oder 1541, 8; ingleichen ohne Ort, aber mit der Jahrzahl, 1540, 8; auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig, 1628, 1642, 12. Auch im vorigen Jahrhunderte in das Französische übersetzt.

7. La Vita di S. Tommaso Signor d' Aquino. Venedig, 1543. 8; auch mit den beyden vorigen zusammen, Venedig 1552, 4; ingleichen, allein, unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1628, 1630, 1636, 12. Vendramino übersetzte es in Italiänische Verse, indessen scheint dessen Arbeit nicht gedruckt zu seyn.

8. La Cortigiana, Commedia. Venedig, 1534, 8; eb. 1535, 8; Mailand, 1535, 8; ohne Ort, 1537, 8; Venedig, 1539, 1545, 8; eb. 1550, 4, 1550, 1553, und 1589, 12. Maco aus Siena kommt nach Rom, des Gelübd seines Vaters zu erfüllen, und Cardinal zu werden. Da er weiß, daß er den rothen Huth nicht erhalten kann, wenn er nicht durch alle Cabalen des Hofes gehet, so wendet er sich an den Meister Andres, der ihn zum Hofmann machen soll. Dieser führet ihn in die Badstube und läßt ihn in eine

Kufe steigen, die er die Form der Cardinäle nennt. Nachdem er ihn rasiren und beräuchern lassen, so macht er ihm weiß, daß er nunmehr allen Verstand erhalten habe, der ihm fehlte, und reichte ihm einen Hohlspiegel. Da Maco siehet, daß sein Kopf um die Hälfte größer geworden, so bildet er sich ein, daß auch seine Verdienste gewachsen seyen, daß alle Weiber ihm nachlaufen würden, und daß er in kurzem Herr in Rom seyn würde. Aretin führete in dieser Komödie den Sacristan der Peterskirche und den Prior der Franciscaner aus dem Kloster Ara Cöli mit auf. Allein die Geistlichkeit war damahls noch nicht so kitzlich, daher das Stück zu Bologna 1537 öffentlich gespielet ward.

9. Il Marescalco, Commedia. Venedig, 1533, 1535, 1536, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 545, 8, und 1553, 12. Auch unter dem Titel: Il Cavallerizzo Com. Ingegnosa di Luigi Tansillo. Vicenza 1601, und 1610, 12. (Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 43.) Ein Herzog von Mantua hat einen Marschall, der ein Feind des andern Geschlechts war. Der Herzog stellte sich, als wollte er ihn verheirathen, und verspricht seiner künftigen Braut 400 Ducaten zur Aussteuer. Der Geitz siegt endlich über seine Abneigung, allein der Herzog stellt ihm einen jungen Menschen als ein Mädchen verkleidet vor. So

bald der Mayschall den Scherz merkt, bekommt er seine ganze fröhlige Laune wieder. Dieses und das vorige Stück bestehet bloß aus einzelnen unverbundenen Scenen; Aretin wollte sie völlig ausarbeiten, welches aber nicht geschehen ist.

10. L' Ippocrito, Commedia. Venedig, 1542, 8; eb. 1553, 12. Liseo, ein alter durch lauter Unglück zur Verzweifelung gebrachter Vater schöpft auf die Vorstellung des Heuchlers neuen Muth, und erhebt sich über sein Schicksal. Die Verfolgung seiner Schwiegersöhne und die Ausschweifungen seiner Töchter rühren ihn nicht mehr. Er verachtet sogar die Gunstbezeugungen, welche das Glück ihm erweisen will, woraus der Verfasser den Schluß macht, daß diese Göttin nach dem ihrem Geschlechte eigenen Eigensinn, ihre Wohlthaten denen versagt, welche sie suchen, und sie denen zuwendet, welche sie verachten. Dieses Stück enthält nichts von dem was der Titel verspricht, und man findet bloß ein paar einzelne Züge wider die Andächtler.

11. Il Filosofo, Commedia. Venedig, 1546, und 1549, 8. Alle Komödien Aretins sind sehr selten; aber diese ist die seltenste unter allen, daher auch niemand ihren Inhalt angegeben hat. Da die Inquisition alle Schriften Aretins auf das schärfste verbothen hatte, so nahm ein gewisser Jacob Do-

roneti um den Anfang des vorigen Jahrhundertes verschiedene Veränderungen mit den drey letzten Komödien vor, ließ die schmutzigsten Stellen weg, änderte die Titel, die Nahmen der Personen und die Vorreden, und gab sie unter dem Nahmen des berühmten Luigi Tansillo zu Vicenza, 1601 und 1610, in 8 heraus. den Marescalco nannte er Il Cavallerizzo, den Ippocrito, Il Finto, und Il Filosofo, Il Sofista.

12. La Talanta, Commedia. Venedig 1542, 1550, 1553, 12. Talanta, eine öffentliche Buhlerinn, beklagt sich, daß ihr ein Mohr und eine Sclavin entlaufen wären, welche Tinca, ein Neapolitanischer Capitän, und Vergolo ein Venetianer, ihr geschenkt hätten. Armillio, ein Edelmann aus Rom, der sich in die Sclavin verliebt hatte, stellt sich in die Talanta verliebt, damit er Zutritt in ihrem Hause haben möchte. Ueber ihren Verdruß betrübt begegnet er dem Blando, welchen er in Verdacht hat, daß er sie entführet habe. Er dringt daher in sein Haus, und erfähret hier, daß der vorgegebene Mohr die Frau des Marchetto, eines Sohnes des Vergolo ist, welche man schwarz gefärbet habe, daß aber die Sclavin ein junger verkleideter Mensch ist, der nachher mit der Tochter des Tinca verheirathet worden, und daß diese Verkleidungen aus keiner andern Absicht geschehen, als die Talanta zu prellen.

Diese Entdeckung heilet den Armillio von seiner ersten Liebe, und er heirathet nunmehr die Tochter des Blando; Vergolo und Tinca bezahlen den Werth der Sclaven, und Talanta söhnet sich mit ihrem alten Liebhaber Orsinio wieder aus.

Vier von diesen Lustspielen, nehmlich il Marescalco, la Corteggiana, la Talanta, und l' Ippocrito, wurden zu Venedig 1553, 12, wieder aufgelegt, und kamen hernach zusammen, 1588, 8, ohne Ort, aber vermuthlich zu Paris, heraus. Eine andere Ausgabe erschien bey Andrea del Melagrano, ohne Ort, 1589, 8, der sein Gespräch beygefüget war.

13. Lettere. Aretin gab von Zeit zu Zeit seine Briefe heraus, welche er an seine Gönner und Freunde schrieb, ohne einmahl seine Bettelbriefe zu unterdrücken. Jeden Theil dedicirte er, um sie noch einmahl bezahlt zu bekommen und dann verkaufte er sie, um sie noch zum dritten Mahle zu nutzen. Der erste Theil erschien zuerst, Venedig, 1537, Fol. und ist sehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1538 bey drey Verlegern, alle drey Ausgaben in 8; eine andere Ausgabe von eben dem Jahre zu Venedig und Fol. hat so wie eine der vorigen 25 neue Briefe. Ferner, Venedig, 1539, bey drey verschiedenen Verlegern in 8; eb. 1542, 8; eben daselbst unter dem Nahmen Partenio Etiro, und mit Weglassung der schmu-

zigsten Briefe, 1637, 8. Zweyter Theil: Venedig, 1538, F und 1542, 8; ohne Ort, 1547, 8. Dritter Theil: Venedig, 1546, 8. Vierter: eb 1550, 8. Fünfter: eb. 1550, 8. Sechster: eb. 1557, 8. Alle sechs Theile zusammen erschienen zu Paris, 1609, in sechs Bänden in 8, welche Ausgabe in Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 41 beschrieben wird.

Noch gehöret dazu: Lettere scritte al Sign. Pietro Aretino da molti Signori, Communita Donne di Valore, Poeti ed altri excellentissimi Spiriti. Venedig, 1552, zwey Bände in 8. Clement l. c. S. 43.

Viele andere seiner Briefe befinden sich in verschiedenen Büchern und Sammlungen zerstreuet, welche der Graf Mazzuchelli in seiner Lebensbeschreibung dieses Menschen sorgfältig angezeiget hat.

b. Poetische.

14. Laude di Clemente VII. Rom 1524, 4.

15. Esortazione de la Pace tra l' Imperatore, e il Re di Francia. Eb. 1524, 4.

16. Canzone in laude del Datario. Eb. ohne Jahr, in 4. Alle drey Gedichte sind von der äußersten Seltenheit, daher Mazzuchelli in

seinem Leben Aretins den Anfang und Ende jedes derselben hat abdrucken lassen.

17. Sonnetti lussorioſi. Ohne Jahr und Ort in 12. Es sind dieß die oben gedachten wollüstigen Gedichte, welche für 16 eben so schmutzige Figuren bestimmt waren. Ob sie wirklich unter die Kupferstiche gesetzt worden, ist unbekannt, weil noch niemand dieselben gesehen hat. Allein sie sind auch besonders in 12 gedruckt worden, da sie denn 23 Seiten ausmachen, und statt des Titelblates eine der gedachten obscönen Stellungen enthalten. Sie sind gleichfalls von der äußersten Seltenheit.

18. Al gran Marcheſe del Vaſto dui primi canti di Marfiſa. Ohne Jahr und Ort in 4. Es muß zuerst um 1532, zu Ancona seyn gedruckt worden, worauf es zu Venedig wieder aufgelegt wurde. Eine neue mit dem dritten Gesange vermehrte Ausgabe erschien Venedig, 1537, 8; worauf es eben daselbst, 1540, 1541, 1544, 1545, 8, und 1630, in 24 wieder aufgelegt wurde. Vermuthlich bezahlte der Markgraf ihn nicht reichlich genug, daher er das Gedicht nicht vollendete, und das, was er schon fertig hatte, verbrennen ließ.

19. Stanze in lode di Madonna Angela Sirena. Venedig, 1537, 4; mit den folgenden Strambotti, eben daſ. 1544, 8; auch

in einigen Ausgaben der Stanze di diversi des Dolce.

20. De le lagrime d' Angelica, due primi Canti. Ohne Jahr und Ort, 1538, und 1543, 8. Auch dieses Gedicht ist nicht vollendet, obgleich die Markgräfinn von Vasto, welcher es dediciret ist, es schon als vollendet bezahlet hatte. Die drey letzten Gedichte sind auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, zu Venedig 1630 in 24. zusammen heraus gekommen.

21. Strambotti alla Villaneſca frenetica-ti dalla Quartana con le Stanze de la Sirena. Venedig, 1544, 8. Dieses bittere Gedicht al facettiſſimo Trippa Cantianeſe ſtafieri d'ogni ſenza menda Duca d' Urbino zugeſchrieben.

22. Ein Gedicht von fünf Gesängen auf die Markgräfinn del Vaſto, welche Crescimbeni geſehen, und verſichert, daß es Vennedig 1552, 8, gedruckt ſey.

23. L' Horazia di Pietro Aretino. Venedig, 1546, 8; eb. 1549, 12. Eine Art von Trauerſpiel in freyen Verſen, welches Aretin ſein Meiſterſtück nannte. Es iſt überaus ſelten; aber ungegründet iſt, daß es nur handſchriftlich vorhanden iſt, wie Boispreaux in ſeinem Leben Aretins vorgibt. Die Ausgabe von 1546 kommt in Vogts Catal. libr. rar. vor, und die von 1549 befindet ſich in der Bodleyiſchen Bibliothek zu Oxford.

24. Capitolo in laude del Magnanimo Sig. Duca d' Urbino. Ohne Ort und Jahr in 8. Man hat auch: Capitoli di P. Aretino, Lod. Dolce, Franc. Sanſovino, ed altri. Ohne Ort, 1540, 8; welches auf einer Auction in Holland mit 14 fl. bezahlt ward.

25. Ternari in gloria di Giulio II. e della Maeſtà della Reina Chriſtianiſſima. Lyon, 1551, 8; welches doch noch nicht der erſte Druck, ſondern nur ein Nachdruck iſt.

26. Li dui primi Canti di Orlandino. Stampato ne la ſtampa, pel Maeſtro della ſtampa, dentro de la Città, e caſa e non di fuora, nel mille, vallo circa in 8. Es ſollte ein burleskes Heldengedicht auf den Roland werden; indeſſen ſind hier nur die Anfänge des erſten und zweyten Geſanges abgedruckt. Auch dieß Gedicht iſt äußerſt ſelten.

27. Combattimento poetico del divino Aretino, e del beſtiale Albicante occorſo ſopra la guerra di Piemonte, e la pace loro celebrata nell' Accademia degl' Intronati di Siena. Ohne Ort, 1539, 8. Wider ein Gedicht des Joh. Alb. Albicante. Den ganzen ungeſitteten Streit erzählt Mazzuchelli in Scritt. Ital. v. Albicante umſtändlich.

28. Viele einzelne Gedichte in den Sammlungen und Schriften anderer, welche Mazzuchelli in ſeinem Leben Aretins ſorgfältig ange-

zeiget hat. Sieben Capitoli von ihm befinden sich z. B. in den Opere burleiche del Berni, del Molza, e d' altri. London, 1723, 8. Viele andere, besonders satyrische Gedichte, welche er bey seinem Leben handschriftlich ausstreuete, sind vielleicht nie gedruckt worden.

II. Ihm irrig beygelegte Schriften.

Außer den obigen hat man ihn von Zeit zu Zeit für den Verfasser mancher ärgerlicher Schriften ausgegeben, an welchen er doch keinen Theil hat, obgleich sein Charakter denselben völlig angemessen war. Die vornehmsten sind:

1. Die berüchtigte Schrift de tribus Impostoribus, welche er auch um deswillen nicht geschrieben haben kann, weil er viel zu wenig Latein verstand.

2. Dubbj amorosi di M. Pietro Aretino, ohne Jahr und Ort in 8; ist sicher von einem jüngern Verfasser und um 1600 gedruckt.

3. L' Alcibiade Fanciullo a Scuola di P. A. Oranges, 1652, 12. Ist gleichfalls von einem jüngern, ihm aber übrigens ganz ähnlichen Schweine. In dem Catal. Bibl. Vilenbrouniana, Amsterdam, 1741, 8, wird es Th. 3. S. 103. mit folgendem Ausspruche begleitet: Liber nefandus et abominabilis, dignusque ut

auctor

auctor ejus cum omnibus ſuis exemplaribus fuiſſet combuſtus. Nach Beyers Memor. libror. rar. S. 70. gibt es davon zwey Ausgaben unter einerley Anzeige des Jahres, welche aber vermittelſt der Schrift leicht zu unterſcheiden ſind.

4. Ciualamenti del Grappa intorno al Sonetto, Poiche mia ſpeme è lunga a venir troppo, dove ſi ciarla a lungo delle lodi delle Donne, e del mal Francioſo. Mantua, 1545, 8. Weil einige von dem Aretin entlehnte Ausdrücke darin vorkommen, ſo hat man auch dieſe ſchmutzige Schrift auf ſeine Rechnung geſchrieben. Allein, weil darin die Priapea des Franco gelobt, und Broccardo und Franco, welche beyde Feinde Aretins waren, darin due divini ſpiriti genannt werden, ſo kann es wohl nicht leicht von ihm ſeyn. Zu geſchweigen, daß er unverſchämt genug war, alle ſeine Schriften, auch die ſchmutzigſten nicht ausgenommen, unter ausdrücklicher Meldung ſeines Nahmens heraus zu geben.

35. Nicolaus Flamel,

kein Goldmacher.

Wenn auf der einen Seite Marktschreyer und Fantasten von der Stimme des großen Haufen sehr oft zu außerordentlichen Männern erhoben werden, so müssen sich auf der andern zuweilen rechtschaffene, wenigstens ganz gewöhnliche und unschädliche Menschen zu den Thoren und Unholden rechnen lassen. Der letzte Fall ist freylich seltener als der erste; aber er ist doch nicht ganz ungewöhnlich. Wenigstens beweiset Flamel, daß er möglich ist.

Dieser Mann ist so viele Jahrhunderte hindurch von Adepten und Nicht-Adepten für eines der großen Lichter an dem Himmel der Goldköche gehalten worden, daß es beynahe niemanden mehr einfiel, auch nur einen Augenblick an der Wahrheit dieses Vorgebens zu zweifeln. Zwar sprach Nandé ihn von dem Besitze des Steines der Weisen frey, aber bloß um ihm ein anderes, vielleicht noch schimpflicheres Brandmahl aufzudrucken, indem er vorgab, Flamel habe sich 1393, als die Juden aus Frankreich verjagt wurden, auf eine betrügliche Art auf ihre Kosten zu bereichern gewußt, und der leichtgläubige Paul Lucas macht gar einen ewigen Juden aus ihm, der noch jetzt in Indien

herumwandere, und tausend Jahre zu leben bestimmt sey.

Es ist traurig, daß Mährchen, wenn sie sich einmahl in der Geschichte einschleichen, eben so schwer daraus zu vertreiben sind, als das Unkraut von einem Weitzenacker. Wer weiß, wie lange der ehrliche Flamel und seine Hausehre Pernelle sich noch zu den Goldmachern oder Betriegern hätten müssen zählen lassen, wenn sich nicht ein gelehrter und unverdrossener Franzose der neuesten Zeit die undankbare Mühe genommen hätte die Geschichte dieses theuren Ehepaares auf das sorgfältigste zu untersuchen. Er war dabey so glücklich, daß er in Paris noch alle die nöthigen Urkunden auffinden konnte, welche erfordert wurden, eine so vollständige und kritische Geschichte zu verfertigen, als man nur von sehr wenig Privat-Personen aus dem 14ten Jahrh. hat und haben kann *). Es erhellet daraus, daß Flamel

*) Es ist dieses der Abbé Steph. Franciscus Villain, welcher in seiner Histoire de la Paroisse de S. Iacques de la Boucherie à Paris, Paris, 1758, beyläufig von dem Flamel handelte, und bewies, daß sein hinterlassenes Vermögen bey weitem nicht so groß gewesen, als von der rüstigen Zunft der Goldmacher vorgegeben werde. Den leichtgläubigen Benedictiner Dom Pernety, dauerte es, daß ein so schönes Mährchen aus der Geschichte auf immer verwiesen werden sollte, daher er ein Schreiben in Frerons Année litteraire von 1758 einrücken ließ, worin er sich desselben auf das

ein rechtschaffener Bürger zu Paris war, der sich seiner Hände Arbeit nährte, und zwar ein ganz ansehnliches Vermögen hinterließ, aber nicht mehr, als er auf eine ganz begreifliche Weise erwerben konnte; wenigstens nicht so viel, daß er deswegen in den Verdacht der Goldmacherey, oder eines an den Juden begangenen Betruges verdächtig werden dürfte. Es wird das hoffentlich aus der folgenden Geschichte erhellen.

Die erste Hälfte seines Lebens ist sehr unbekannt, daher sich auch weder der Ort, noch das Jahr seiner Geburt mit Gewißheit angeben läßt. Allem Ansehen nach war er um 1340 oder bald nach diesem Jahre geboren.

eifrigste annahm, und dasselbe aus allen Kräften zu vertheidigen suchte. Dieß bewegte den Villain die ganze Geschichte nochmahls auf das genaueste zu untersuchen, worauf er sie mit allen nöthigen Urkunden, unter folgendem Titel heraus gab: Histoire critique de *Nicol Flamel* et de *Pernelle* sa femme. — — Par M. L. V. (Villain.) Paris, 1761, 19 Bog. in gr. 12. Pernety konnte sich noch nicht zufrieden geben, und suchte daher in dem Année litteraire aus einer eigenhändigen Handschrift Flamels zu beweisen, daß er wirklich ein Goldmacher gewesen. Villain beantwortete auch diesen Einwurf auf das bündigste, in einer Lettre à M. .. sur celle que D. *Pernety* a fait inserer dans une des Feuilles de Mr. *Freron* de cette année 1762. Paris, 1762, 12. Aus diesen Quellen habe ich das folgende Leben dieses Mannes zusammen gezogen. Pernety kündigte zwar in seinem letzten Briefe eine weitläuftigere Widerlegung des Villain von einem erfahrnen Manne (vielleicht von einem Goldmacher) an, welche aber nicht erschienen ist.

La Croix du Maine versichert, daß er aus Pontoise gebürtig gewesen, und ein Vermächtniß, welches er nachmahls in seinem Testamente der Pfarrkirche Notre-Dame in der Vorstadt zu Pontoise hinterließ, macht dieses einigermaßen wahrscheinlich.

So viel ist gewiß, daß er wenigstens die größte Zeit seines Lebens in Paris gewohnt hat. Er nennet sich in allen noch vorhandenen Urkunden einen Bürger und Schreiber, und zuletzt gegen das Ende seines Lebens heißt er geschworner Abschreiber (Librarius juratus) der Universität zu Paris. Eben so unbekannt ist seine theure Hälfte Pernelle ihrer Herkunft nach. Vermuthlich war sie aus Paris; wenigstens hatte sie eine Schwester, welche daselbst verheirathet war, so wie sie, vor ihrer Heirath mit dem Flamel, schon zwey Männer in dieser Stadt gehabt hatte. Beyde waren arbeitsam und suchten etwas vor sich zu bringen, und Beyde waren so andächtig, als man es damahls zu seyn pflegte. Wenn ja ein Unterschied zwischen beyden war, so war es der, daß der Mann eine stärkere Portion Andächteley zu haben schien, als die Frau, welche sich vermuthlich lieber putzte, als betete, daher sie auch für eine Bürgerinn eine ganz hübsche Garde-Robe hinterließ. Nach dem Tode seiner Gattin hing Flamel ganz seiner Andacht nach, lebte dabey eingezogen und sparsam, und war

tete seinen Beruf mit dem größten Fleisse ab, und vermehrte dadurch sein Vermögen, welches er, da er keine Kinder hatte, nach dem Geschmacke seiner Zeit zu milden Stiftungen verwandte.

Das ist mit wenig Worten das ganz einfache Leben dieses so ganz gewöhnlichen Mannes, welches man mit Gellerten noch kürzer so fassen könnte: er lebte nahm ein Weib und starb. Aber um begreiflich zu machen, wie Unwissenheit und Hang zum Wunderbaren ein ganz gemeines Ehepaar so heraus heben können, so muß ich dasselbe wohl ein wenig umständlicher erzählen, sollte ich dabey gleich Gefahr laufen, mehr als einen Leser in den Schlaf zu plaudern.

Flamel war arbeitsam und ein guter Wirth, daher er auch bereits vor seiner Heurath etwas vor sich gebracht hatte. Da er noch jung und in seinem Berufe geschickt war, so fiel es ihm nicht schwer, sich bey der Pernelle einzuschmeicheln, welche schon ein gewisses Alter hatte, und bereits Wittwe von zwey Männern war, aber ein ansehnliches Vermögen besaß. Wenn beyde einander geheirathet haben, ist nicht genau bekannt; allein es scheinet, daß sie 1372 noch nicht lange verheirathet gewesen; denn in diesem Jahre errichteten sie die noch vorhandene erste Donation, worin eines das andere zum Erben seines Vermögens einsetzte.

Beyder Vermögen muß nicht unbeträchtlich gewesen seyn. Pernelle brachte die Früchte ihrer Arbeit und ihrer beyden vorigen Heurathen zu ihrem Manne, Flamel aber, der so arbeitsam als haushältig war, vermachte ihr den Ertrag seines Fleisses und seiner Kunst.

Er war ein Schreiber und vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war dieses Gewerbe gewiß einträglich. Alle gerichtlichen Acten, alle Befehle, Memoriale, Bittschriften, Rechnungen u. s. f. gingen durch die Hände eines solchen Mannes, und mußten oft mehrmahls abgeschrieben werden. Sie gaben Unterricht im Schreiben, und hatten die Söhne aus den vornehmsten Häusern zu ihren Schülern, welche ihnen ihre Bemühung gewiß reichlich bezahlten. Ueberdieß verfertigten sie alle Abschriften von Büchern, welche zu dieser Zeit sehr theuer bezahlet wurden. Weil nun des Schreibens sehr viel war, so hielt ein solcher Schreiber, wenn er Bürger und Meister war, oft sehr viele Leute, deren arbeitsame Hände zu seiner Bereicherung dienten. Es war daher kein Wunder, wenn solche Leute bey einer ordentlichen Wirthschaft zu Vermögen kamen, und Villain führet mehrere Beyspiele von solchen Schreibern dieser Zeit in Paris an, welche sich eigne Häuser kaufen konnten.

Nachdem Flamel und Pernelle ihr beiderseitiges Vermögen mit einander verbunden

hatten, so vermehrten sie dasselbe durch Fleiß und Haushältigkeit, und kauften von dem, was sie zurück legten, eine Menge kleiner Renten. Ihre erste Sorge war, wie es scheinet, dahin gerichtet, sich ein eigenes Haus zu bauen. Sie kauften daher in demjenigen Viertel, in welchem damahls die Schreiber wohnten, an der Ecke der Gasse Marivaux eine wüste Stelle, baueten sich ein Häuschen darauf und schmückten es mit Bildern und Inschriften nach dem Geschmacke ihrer Zeit aus.

Diese auf Stein gekratzte Figuren und Inschriften sollen nun, wie die Goldmacher wollen, geheimnißvolle Zeichen gewesen seyn, wodurch sich Flamel seinen Kunstgenossen als einen Adepten angekündiget habe. Ein Theil dieses Hauses stand noch 1756 so wie Flamel es hatte bauen lassen, daher Villain in seiner Hist. de la Paroisse de S. Iacques dasselbe nach allen Figuren und Aufschriften weitläuftig beschrieb. Allein hieraus erhellet zugleich, daß nicht das geringste Alchymystische darin vorhanden war, sondern daß es Bilder von Heiligen und andächtigen Sentenzen waren, die die Unwissenheit der folgenden Zeiten nicht lesen konnte, und sie daher in ihrer Einfalt für große Geheimnisse hielt. Unter den Inschriften befanden sich nur zwey, welche nicht die Andacht zum Gegenstande hatten. Die eine war ein Distichon, welches Flamel vermuthlich von dem

Rathhause zu Paris entlehnet hatte, wo es neben der Bildsäule Enguerrand de Marigni stand. Die andere aber lautete so:

Chacun soit content de ses biens;
Qui n' a souffisance, il n' a riens.

Villain vermuthet aus diesen Worten, daß seine Zunftgenossen ihn wegen seiner reichen Heirath beneidet, daher er ihnen mit diesen Versen den Mund stopfen wollen. Dem sey wie ihm wolle, so wird man in diesen und den übrigen Inschriften eher alles als den Stein der Weisen finden, wenn man anders den Stein der Weisen noch in etwas andern, als in der Genügsamkeit und Zufriedenheit sollte suchen wollen.

Pernety machte den Einwurf, der aber zur Hauptsache nichts beyträgt, daß das noch vorhandene Haus viel zu klein sey, Kostgänger und zwar Kostgänger vornehmer Herren zu fassen. Daß Flamel dergleichen gehabt, ist aus Urkunden erweislich; er muß also auch den nöthigen Platz dazu gehabt haben. Villain beweiset daher, daß das heutige Haus Flamels, welches das Eckhaus an der Schreiber- und Marivaux-Gasse ist, nur die Hälfte seines ehemahligen Hauses sey, und daß dieses gleich nach seinem Tode getheilet worden, daher er in seinem Leben Platz genug gehabt haben könne.

Die Schreiber dieser Zeit hatten außer den Schreibstuben in ihren Häusern, gewiss

öffentliche Buden, wo sie oder einige ihrer Leute täglich zu finden waren, und wo jeder, der etwas zu schreiben oder abzuschreiben hatte, sie zu finden wußte. Auch Flamel hatte eine solche doppelte Bude, welche ihm und seiner Frau gemeinschaftlich gehörte, und da sie doppelt war, so ist solches ein Beweis, daß er vor andern viel zu thun hatte.

Flamel und seine Frau beschäftigten sich nach ihrer Heirath allem Ansehen nach bloß mit fleissiger Abwartung ihres Gewerbes, um ihr Vermögen nicht allein zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Ohne Zweifel waren sie darin glücklich, und da sie keine Kinder hatten, so setzten sie einander 137$\frac{2}{5}$ zu ihren gegenseitigen Erben ein, welches sie nach der Zeit noch einige Mahl bestätigten; doch davon hernach.

Aber nunmehr gehet die geheimnißvolle hermetische Geschichte an, denn der Verfasser der hieroglyphischen Figuren, deren ich im folgenden gedenken werde, läßt ihn fünf bis sechs Jahr nach der ersten Donation, d. i. um 1379 seine alchymistischen Abenteuer anfangen, welche das einförmige Leben eines ehrbaren Bürgers auf einmahl aufheitern. Es ward ihm ein Buch zum Verkaufe gebracht, und er kaufte es für zwey Gulden. Es hatte einen Band von sauber gearbeiteten Kupfer, zarte Blätter von Baumrinden, die mit vielem Fleisse mit einer eisernen Spitze beschrieben waren. Der Verkäufer wußte nicht, was für

einen unermeßlichen Schatz er für ein Spottgeld hingab, und der Käufer ließ sich eben so wenig davon träumen. Eine Aufschrift mit großen vergoldeten Buchstaben enthielt eine Zuschrift an das Jüdische Volk von Abraham dem Juden, einem Fürsten, Priester, Leviten, Astrologen und Philosophen. Das Buch bestand aus drey Mahl sieben Blättern, (sehr geheimnißvoll gezählt,) und viele derselben enthielten sehr schön illuminirte Figuren. Die Schrift war lateinisch, schön rein und gemahlt. Sie enthielt Trostgründe und Rathschläge für die Juden, aber außerdem auch eine Vorschrift, wie man die Metalle verwandeln könnte, in ganz gewöhnlichen Worten. Aber Jammer Schade war es, daß das primum agens nicht in Worten beschrieben, sondern nur in den Figuren abgebildet war. Kurz, es war das schönste Buch, welches man nur sehen konnte, daher es denn kein Wunder ist, daß Flamel so gleich ausrief, daß es den armen Juden müßte seyn gerauber worden.

Nunmehr läßt der Verfasser den Flamel so fortfahren: „Nachdem ich das Buch in meinen „Händen hatte, that ich Tag und Nacht nichts, als „darin studiren. . . Da ich nicht wußte, womit „ich den Anfang machen sollte, welches mich außer„ordentlich kränkte, so blieb ich zu Hause, und „seufzete alle Augenblicke. Meine Frau Per„nelle, welche ich kurz vorher geheirathet hatte,

„war darüber erstaunt, tröstete mich, und frag„te mich voller Muth, ob sie meinem Kummer „nicht abhelfen könne.“ Der gute Mann setzt hinzu, daß er seine Frau wie sich selbst geliebt, daher es ihm unmöglich gewesen, ihr etwas abzuschlagen. Er ward auch in der That so weich wie Wachs, und plauderte alles heraus. Er zeigte ihr den gekauften Schatz und machte schreckliche Augen; der schöne Einband, die Figuren und Bilder blendeten sie, und sie verliebte sich so sehr darein, wie ihr Eheherr.

Flamel hatte nun zwar das Buch, konnte aber so wenig Gold machen, als vorher. Er hätte gerne andere gefragt, getrauete sich aber nicht seinen Schatz jemanden zu zeigen. Doch er wußte sich zu helfen; er ließ einige Figuren abmahlen (sonderbar genug, der Legende nach war er unter andern auch ein Mahler, warum that er es denn nicht selbst?) und zeigte sie vielen vornehmen Gelehrten zu Paris, allein sie lachten den Gecken nur aus. Ein einziger, Nahmens Anselm, ein Licentiat der Medicin, und großer Goldkoch, verlangte das Buch zu sehen. Flamel war kein Thor, daß er es ihm gezeiget hätte, sondern läugnete, daß er es habe, und so war er denn wieder so klug als vorher.

So vergingen ein und zwanzig Jahr, in welcher lieben langen Zeit Flamel nicht aufhörte zu laboriren, zu sieden und zu kochen. Wo-

her er die Kosten zu einer so langwierigen Arbeit bekommen, die wohl eher die allerreichsten zu Grunde gerichtet hat, wird nicht gemeldet. Nachdem er endlich alle Hoffnung verlohren hatte, den Sinn der Figuren wegzukriegen, that er zu guter letzt ein Gelübd an den lieben Gott und den heiligen Herren Jacob in Gallicien, daß sie ihm einen Jüdischen Priester verschaffen möchten, der ihm die Figuren erklärte.

Gesagt gethan. Flamel rüstete sich zur Wallfahrt, und Pernelle läßt es sich endlich gefallen, sich von ihrem lieben Manne zu trennen. Freylich fehlte es nicht an Thränen; aber die süße Hoffnung, ihn als einen neuen Argonauten mit dem goldenen Vließe zurück kommen zu sehen, trocknete sie sehr bald wieder ab. Der Mann wanderte also nach Compostell, warf sich zu den Füßen des heiligen Apostels, und erfüllete sein Gelübd.

Ehe ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß dieses wunderbare Buch den Juden, welche um diese Zeit aus Paris waren gejaget worden, gehöret hatte, von ihnen aber war zurück gelassen worden. Gesetzt, die ganze Geschichte mit dem Buche wäre wahr, so muß doch das Buch nichts Wichtiges enthalten haben, denn da müßte man keinen Juden kennen, wenn man glauben wollte, daß sie einen solchen Schatz sollten zurück gelassen haben, der sie allein wo-

gen der Verfolgung hinlänglich schadlos halten konnte.

Eben so unbegreiflich ist, wie ein ehrbarer Bürger, der schon ein hübsches Vermögen, und dabey ein Gewerbe hatte, welches ihn reichlich ernährte, alles konnte stehen und liegen lassen, und über zwanzig Jahre lang solchen Hirngespinsten nachhängen, ohne völlig zu Grunde gerichtet zu werden. Nicht viel weniger seltsam ist, daß er bey dem heil. Jacob Hülfe von Juden suchte, die doch ihn, den Flamel jetzt eben so sehr hassen mußten, als er sie zu hassen verbunden war. Doch in solchen Mährchen muß man nicht alles so genau nehmen; also wieder zur Geschichte.

Unser Pilgrim traf auf seiner Rückreise von Compostell in der Stadt Lion einen jüdischen Medicum an, der ein Christ geworden war, und ward durch Hülfe eines Kaufmannes mit ihm bekannt. Das war ein überaus glücklicher Fund, denn Canches, so hieß der Medicus, war in den erhabenen Wissenschaften außerordentlich erfahren. So bald Flamel ihm seine Auszüge aus dem Buche gab, ward er vor Freuden entzückt, und erklärte ihm den Anfang haarklein. Aber er mußte den Schatz selbst sehen, daher entschloß er sich, mit seinem neuen Freunde nach Paris zu wandern. Beyde setzten sich zu Sanson zu Schiffe und kamen glück-

lich in Frankreich an; aber zu Orleans wird der Jude, den die Seereise zu sehr angegriffen hatte, plötzlich krank und stirbt, und nun lag die Freude wieder in dem Brunnen. Flamel war untröstlich, ließ aber doch den todten Freund in der Kirche des heil. Kreutzes begraben, und der Herausgeber der Hieroglyphen läßt ihn bey dieser Gelegenheit diese Worte sagen: „Gott „gebe seiner Seele die ewige Ruhe! denn er „starb als ein guter Christ, und wenn mich „nicht der Tod daran verhindert, so will ich ihm „in dieser Kirche ein Vermächtniß stiften, damit „alle Tage einige Messen für seine Seele sollen „gelesen werden.“

Dieser Umstand ist von keiner geringen Wichtigkeit. Flamel soll diese Schrift 1399 aufgesetzt haben, und da er erst 1418 starb, so hatte er in zwanzig Jahren wohl Zeit genug, an die Erfüllung seines Versprechens zu denken. Flamel machte auch in seinem noch vorhandenen letzten Willen sehr viele und wichtige Vermächtnisse, aber keines für eine Kirche in Orleans. Um noch gewisser zu gehen, schrieb Villain deßhalb an den Groß-Vicarius von Orleans, und dieser ließ in den Kirchen von Orleans die genaueste Untersuchung anstellen; allein man fand keine Spur von einem solchen Vermächtnisse; selbst die Nahmen Flamel und Canches waren den Canonicis Böhmische Dörfer. Wie ist es möglich, daß Flamel in seinem

seinem so weitläuftigen und wohl überdachten Testamente die Seele eines Freundes vergessen konnte, dem er, wie so gleich erhellen wird, so vieles zu danken hatte?

Der Pilgrim kommt indessen zu Hause, und seine theure Hälfte ist vor Freuden außer sich. „Wer, läßt man den Flamel sagen, uns „beyde in diesem Augenblicke sehen will, der „betrachte uns über der Thür der Kapelle des „heil. Jacobs in den Fleischbänken, neben mei„nem Hause, wo wir abgemahlt sind.“ Villain bemerket dabey, daß beyde über der gedachten Thür wirklich abgebildet sind, aber nicht abgemahlt, sondern ausgehauen. Ihre Mine verräth auch weder Freude noch Gram, sondern den Ernst, der der Stellung, worin man sie abgebildet hat, angemessen ist. Hätte Flamel je Ursache gehabt, sich in der Kleidung eines Pilgrims abbilden zu lassen, so wäre dieß der schicklichste Ort gewesen; allein dagegen siehet man ihn in der bürgerlichen Kleidung, so wie sie damahls getragen wurde. Ueberdieß war die Kirche S. Jacob schon zu Flamels Zeiten nichts weniger als eine Kapelle, und er sie in seinem Testamente selbst beständig eine Kirche nannte. Also wieder so viele Unwahrheiten als beynahe Worte.

Doch die Freude ward bald zu Wasser, denn Flamel kam zwar gesund zurück, aber ohne

ohne das gehoffte goldene Vließ. Doch hatte ihm sein Freund unterweges die meisten Figuren erkläret, und ihm gute Vorschriften gegeben; also ging das Kochen und Laboriren wieder an. Es wurde eine Menge Kohlen verbrannt, viele Oefen abgenützt, unzählige Schmelztiegel zerbrochen und vieles Geld in Rauch verwandelt. Endlich ging ihm wenigstens von einer Seite ein Licht auf; durch die Gnade Gottes und der heiligen Jungfrau fand er endlich das, was er so lange gesucht hatte, nehmlich die prima principia. (Warum hatte ihm denn der superkluge Medicus diese nicht gesagt? Er hatte ihm ja die Figuren erklärt, worin sie enthalten waren, und ihm sonst gute Vorschriften gegeben; aber gerade das Wichtigste hatte er ihm verschwiegen.) Nach zwanzigjähriger Arbeit befand sich Flamel also an dem Anfange des großen Werkes, und in drey Jahren, in welchen er nichts that als studiren, den Rosenkranz beten, fleißig lesen, und allerley Processe versuchen, kam er zum Ende. Man frage nicht, was in dieser Zeit aus seiner Bude, seiner Schreibstube, seinen Schülern ward; die Legende läßt sich darauf weislich nicht ein, sondern fähret lieber so fort:

Endlich fand er, was er wünschte. Die erste Projection machte er auf Quecksilber, und verwandelte ein halbes Pfund in Silber, wel-

ches feiner war, als das aus den Bergwerken. „Es geschahe dieses, läßt man den Flamel sa„gen, den 17ten Jan. an einem Montage um „Mittag, in meinem Hause in der alleinigen „Gegenwart der Pernelle, im Jahre Christi „1382". Diese Zeitbestimmung ist merkwürdig, doch davon hernach.

Flamel fing die Arbeit, mit neuem Muthe belebt, mit seiner Pernelle von neuem an, und verwandelte nunmehr eben so viel Quecksilber in das feinste Gold. „Es geschahe dieses, „sagt er, in meinem Hause in dem alleinigen „Beyseyn der Pernelle, den fünf und zwanzig„sten des folgenden Aprill, in eben demselben „Jahre, Abends um fünf Uhr."

Ohne Zweifel sollte diese genaue, doppelte Zeitbestimmung der Geschichte desto mehr Glauben geben; allein zum Unglück wirket sie gerade das Gegentheil, und deckt die ganze Erdichtung völlig auf.

Zu Flamels Zeit und fast noch zwey Jahrhunderte nach ihm, fing man das Jahr um Ostern an zu zählen. Die erste Projection soll den 17 Jan. 1382. geschehen seyn, weil das 1382te Jahr noch bis Ostern reichte und so weit ist die Sache richtig; nur Schade, daß es die zweyte nicht auch ist. In dem gedachten Jahre fiel Ostern auf den 6ten Aprill, folglich zählte man den 25ten Aprill, da die zwey-

te Projection geschehn seyn sollte, bereits neunzehn Tage von dem Jahre 1382. Folglich kann sie nicht in eben demselben Jahre geschehen seyn, wie man doch den Flamel sagen läßt.

War es möglich, daß Flamel, da er die Zeiten auf das genaueste bestimmen wollte, einen solchen Fehler begehen konnte? Einen Fehler, der zu seiner Zeit von einem jeden ganz unbegreiflich seyn würde, indem man damahls in Frankreich keine andere Art der Jahrrechnung kannte? Einen Fehler, der bey ihm noch unbegreiflicher seyn muß, da er als Schreiber so viele Urkunden in seinem Leben abgeschrieben hatte und folglich mit der Jahrrechnung auf das genaueste bekannt seyn mußte?

Aber das ist nicht der einzige Fehler wider die Zeitrechnung in diesen Angaben. Der vorgegebene Flamel sagt: „es geschahe dieß den „17ten Jan. an einem Montage, 1382.“ Aber in dem gedachten Jahre fiel der 17te Jannuar nicht auf einen Montag, sondern auf einen Freytag.

Schon aus diesen Umständen wird es wahrscheinlich, daß nicht nur die ganze Geschichte, sondern selbst die ganze dem Flamel beygelegte Schrift, worin man ihn diese Geschichte erzählen läßt, zu einer Zeit erdichtet worden,

da man in Frankreich das Jahr bereits mit dem 17ten Januar anfing, denn nur auf diese Art der Jahrrechnung passen beyde Zeitbestimmungen. Diese Aenderung der Jahrrechnung trug sich in Frankreich um 1560 zu, folglich muß das ganze Vorgeben bald nach dieser Zeit seyn geschmiedet worden, und zwar lange nach dieser Zeit, nachdem die ehemalige Art der Jahrrechnung bereits vergessen war, sonst würde sich der Erdichter leicht vor diesem Fehler haben hüthen können. Ein Edelmann aus Poitou P. Arnauld, Herr de la Chevalerie, gab Flamels Schrift unter dem Titel: Le livre des figures hierogliphiques de Nic. Flamel, zu Paris, 1612, in 4 heraus, und gab dabey vor, daß er sie aus dem Lateinischen übersetzt habe. Allein die eben gedachten Fehler wider die Zeitrechnung machen es sehr wahrscheinlich, daß er die ganze Schrift erdichtet hat; denn zu Flamels Zeit und noch lange nach ihm konnte ein Mensch mit gesunden Sinnen dergleichen Schnitzer wohl nicht machen. Ueberdieß hat sich auch noch niemand gefunden, der von dem vorgegebenen lateinischen Originale etwas gesehen oder gehöret hätte. Ich werde noch ein Paar Mahl auf diese Schrift kommen müssen.

Doch von diesem Mährchen wieder zur wahren Geschichte, wenn sie gleich nicht so prächtig klingen sollte, als ein Schauspiel, in wel-

chem man das Queckſilber gleich zu ganzen Pfunden in Gold verwandelt. Man bauete um dieſe Zeit die Schwibbögen auf dem Gottesacker der unſchuldigen Kinder, und zwar, wie es ſcheinet nach und nach, auf Koſten wohlhabender Bürger, welche das ihrige als ein verdienſtliches Werk dazu beytrugen, daher man an den meiſten Schwibbögen noch jetzt die Wappen und Nahmen derjenigen Bürger lieſet, welche ſie bauen ließen. Flamel und Pernelle, welche durch ihren Fleiß und gute Haushaltung ein anſehnliches Vermögen vor ſich gebracht hatten, und keinem andern an Andacht etwas nachgaben, ließen gleichfalls einen Schwibbogen aufführen, welcher noch vorhanden iſt, und die Jahrzahl 1389 hat, zum Beweiſe, daß er in dieſem Jahre gebauet worden. Man ſiehet noch daran die Anfangsbuchſtaben ſeines Nahmens N. F., allein die Figur eines ſchwarzen Mannes, und andere ſymboliſche Zeichen, welche die hermetiſche Legende daran geſehen hat, waren zu des Villain Zeit nicht mehr zu ſehen, ohne Zweifel, weil ſie niemahls vorhanden geweſen. Dagegen las man daran noch folgende Reimen:

Hélas mourir convient
Sans remede homme et femme
— — — nous en ſouvienne
Hélas mourir convient
Le corps — — —

Demain peut-être dampnés
A faute — — —
Mourir convient
Sans remede homme et femme.

Ohne Zweifel ist es wegen dieser und noch einiger anderer ähnlicher Aufschriften geschehen, daß man ihn zum Poeten gemacht, und auf dem Französischen Parnasse neben dem Jehan de Mehun gestellet hat. Allein ich sehe nicht wie es folgt, daß er die Reime, die er an seine Gebäude schreiben lassen, nothwendig selbst gemacht haben muß, und wenn er sie auch selbst zusammen gestoppelt hätte, so ist er um deswillen doch noch kein Poet. Auf eben die Art hat man ihn auch zu einem Mahler gemacht. Wir haben in dem vorigen eine Aufschrift gesehen, die er von dem Rathhause zu Paris geborgt hatte; wäre er selbst ein Reimer, ich will nicht einmahl sagen ein Dichter gewesen, so würde er sich wohl nicht mit fremden Federn geschmückt haben.

Nachdem Villain sein Buch heraus gegeben, ist Flamels Schwibbogen wieder erneuert worden, daher denn die obigen Reime nicht mehr daran zu sehen sind.

Ueberdieß ist dieser Schwibbogen und noch ein anderer, dessen im folgenden wird gedacht werden, sehr klein, unbedeutend und kunstlos, so wie ein jeder Bürger ihn konnte aufführen

lassen; und dennoch belegen die hermetischen Legenden-Schreiber sie mit dem Nahmen prächtiger Gebäude, zu einem Beweise, wie sehr sie alles, was nur von weitem in ihren Kram dienet, zu vergrößern pflegen.

Eben so wenig verdienet das Portal an der Kirche des heil. Jacob, welche seinem Hause gegen über lag, und welches er und seine Frau gleichfalls in diesem Jahre bauen ließen, den Nahmen eines prächtigen Werkes, ob es gleich für die damahlige Zeit ganz artig ist. Man siehet in demselben das Bildniß der heil. Jungfrau in Stein gehauen, welche das Kind Jesu auf den Armen hält. Ihr zur Rechten stehet der heil. Jacob, der Patron der Kirche, und vor ihm kniet Petrus. Zur Linken stehet Johannes der Täufer, vor welchem Pernelle kniet. Der Mann und die Frau beten die heilige Jungfrau an, der erste mit den Worten: Sancta Maria, intercede pro populo, die letzte aber mit dem Stoßgebethchen: Sancta Virgo Maria ora pro nobis. In der Einfassung siehet man zehn Engel, wovon zwey eine Rolle halten, worauf die Worte stehen: Ecce Mater Dei Regina coelorum, ista salus humani generis. Unter dem Portale siehet man noch vier kleine langgekleidete Personen, welche Rollen halten, auf deren einen die Worte: Credo in Deum, und auf der andern Dominum nostrum stehen; die übrigen waren nicht mehr

lesbar, allein der Inhalt läßt sich leicht errathen, da das Ganze die beyden ersten Artikel des apostolischen Glaubens enthält. Es gehöret warlich ein Goldmacherglaube dazu, in diesen und noch einigen ähnlichen Aufschriften alchymistische Geheimnisse zu finden. Wären sie es, ey nun, so wäre nichts gemeiner als solche Geheimnisse, denn man kann sie in allen Kirchen, auf allen Gottesäckern und Grabsteinen finden.

Borel, der in seinem Tresor des Recherches et Antiquités Gauloises, Paris 1655, 4, gleichfalls des Flamel Leben, aber ganz in dem Geschmacke und nach den Legenden der Goldmacher erzählet, sagt, „daß der größte Theil „der Kirche S. Jacob von ihm herrühre, wie aus „den daselbst befindlichen Aufschriften in Stein „und in Holz, ingleichen aus den Fenstern erhelle, wovon einige für hieroglyphisch gehalten würden, besonders aber das, worauf man „eine Weinkelter sehe.“

Villain merket dabey an, daß fast die ganze Kirche von freywilligen Wohlthaten gebauet worden, daß aber außer dem schon genannten Portale, und allenfalls einer kleinen hölzernen Kapelle unten am Thurme, nichts von dem Flamel herrühre, indem die übrigen Theile von andern, welche ausdrücklich daran genannt würden, aufgeführet worden. Es fänden sich darunter Bürger, deren Wohlthaten ungleich wichtiger wären, als Flamels Beytrag.

Es fänden sich auch in dieser Kirche keine andere Aufschriften mehr, die dem Flamel zugehörten, als die an dem Portale, seine Grabschrift, und eine ehemahlige kupferne, deren im folgenden wird gedacht werden. Was die gemahlten Fenster betreffe, so sey noch manches davon übrig, besonders aber die Abbildung der Weinkelter, wo Christus die Kelter vermittelst eines Rades drehe mit den Worten aus dem Esaias: Torcular calcavi solus. Derjenige muß den Kopf gewiß sehr voll Hieroglyphen haben, wer in diesen und andern ähnlichen andächtigen Figuren Hieroglyphen finden will. Die Vorstellung Christi mit der Kelter ist so gewöhnlich, daß man wohl nicht leicht eine alte Kirche antreffen wird, wo sie nicht sollte seyn angebracht worden. Ueberdieß ist aus den Urkunden der Kirche erweislich, daß das so gerühmte hieroglyphische Fenster erst 1536 folglich weit über hundert Jahr nach dem Flamel verfertiget worden, welches schon aus dem weit bessern Geschmacke der Mahlerey erhellet.

Borel und die hermetische Zunft sind nicht besser daran, wenn sie vorgeben, daß man auf einem andern Fenster, seiner Grabstätte gegen über Flamels Bild in einer reichen Kleidung sehe, woraus sie denn den sehr wichtigen Schluß machen, daß er folglich den Stein der Weisen müsse besessen haben. In einer Kapelle ungefähr dem Grabe Flamels gegen über sahe man sonst freylich eine solche reich gekrei-

dete Figur in einem Fenster; allein es war nichts weniger als Flamels Bild, sondern das Bild einer berühmten obrigkeitlichen Person, des Jean de S. Romain, der seiner Würde gemäß in einem langen Rocke von Goldstück, mit einem Purpurmantel, und einen Amtskragen um den Hals. Das war nun wohl nicht die Kleidung eines Schreibers, überdieß ließ das beygefügte Wapen keinen Zweifel übrig, wen das Bild vorstellen sollte. Es gehet den Goldmachern wie jenem Pfarrer, welcher in dem Monde nichts als Kirchthürme sahe; da ihr Kopf von dem Steine der Weisen überläuft, so sehen sie ihn auch überall. Uebrigens ist das Fenster jetzt nicht mehr vorhanden, indem es schon einige Zeit vor 1757 weggeschaffet worden.

Die beyden eben gedachten Bauwerke zogen, so unbedeutend sie auch waren, doch die Augen der Mitbürger auf den Flamel, und man fing an, ihn für einen wohlhabenden Mann zu halten. Aber ohne Zweifel kam er auch dadurch in Schulden, wie aus dem folgenden erhellen wird; zu einem deutlichen Beweise, daß sein Vermögen so groß nicht war, daß man seine Zuflucht zu ungewöhnlichen und wunderbaren Mitteln nehmen müßte um sich dasselbe zu erklären.

Doch es ist nunmehr Zeit, daß wir sehen, was dieses haushältige Ehepaar für sich

selbst that. Da Pernelle schon ein gewisses Alter erreicht hatte, und sie unbeerbt waren, so trugen sie Sorgen einander ihr Vermögen durch eine gegenseitige Schenkung zu versichern, zumahl da sie dasselbe durch gemeinschaftlichen Fleiß erworben hatten. Es geschahe dieses in einer noch vorhandenen Urkunde, welche den 7ten Aprill $1372/3$ unterzeichnet ist. Um sie noch gültiger zu machen, so wiederholten sie selbige den 18ten Sept. 1386, und da es in der ersten Urkunde nur geheissen hatte, daß sie diesen Schritt aus gegenseitiger Liebe thäten, so fügen sie in der Bestätigung noch die Verfügung hinzu, daß des zuerst sterbenden Theiles Vermögen zu verdienstlichen Werken bestimmt werden solle, wozu es der überlebende entweder noch bey seinem Leben, oder in seinem Testamente verwenden soll, und zwar aus der Ursache, „damit es ihm nicht an Mitteln fehle, „seinem Stande gemäß zu leben“. Wozu war diese Vorsorge nöthig, wenn dieses Ehepaar vier Jahre vorher die Entdeckung des Steines der Weisen gemacht hätte, welche eine unerschöpfliche Goldgrube für dasselbe gewesen seyn würde, denn nach der Legende war Pernelle in dem großen Werke eben so erfahren, als ihr Mann. Was hatten sie für eine Ursache gehabt ihre entferntern Erben um ihren rechtmäßiger Weise gehörigen Theil zu bringen, wenn sie in dem Besitze eines so großen Schatzes gewesen wären.

Pernelle hatte eine Schwester Nahmens Isabella, welche an einen Weinschenken, Nahmens Jean Perrier verheirathet war. Mit diesem hatte sie nun zwar keine Kinder, allein sie hatte drey Kinder von ihrem ersten Manne, Wilhelm Lucas. Diese waren die eigentlichen Erben der Pernelle, wenigstens eines Theiles des ihrem Manne zugebrachten Vermögens, und sahen natürlicher Weise dazu scheel, daß sie übergangen wurden, und daß Pernelle alles ihrem Manne, und nach ihm der Kirche vermachen wollte. Sie und ihre Mutter mochten daher der Pernelle keine Ruhe lassen, sie zur Aenderung ihrer Schenkung zu bewegen und da diese dem Anschein nach veränderlich und weichherzig war, so veranlaßte der Mann eine neue Bestätigung der Schenkung welche gleichfalls noch vorhanden ist, und den 18ten Sept. 1388 ausgefertiget wurde, und diese ward den 5ten Aug. 1396 nochmahls wiederholet, da Pernelle ihrem Ziele sich immer mehr näherte, und ihre Schwesterkinder ihren Entschluß von neuem mochten wankend gemacht haben.

Der Erfolg zeigte, daß das Mißtrauen des Mannes, welches ihn zu so vielen Bestätigungen bewogen hatte, nicht ungegründet gewesen war; denn kaum war ein Jahr nach der letzten verflossen, so ward Pernelle krank, und nunmehr machte sie den 25ten Aug. 1397 wirklich ein Testament, dessen Umständlichkeit

und genaue Bestimmtheit beweiset, daß sie schon lange damit umgegangen seyn muß. Zugleich erhellet aus demselben nicht undeutlich, daß ein fremder Einfluß dabey mit im Spiele gewesen. Sie spricht darin sehr kaltsinnig von ihrem Manne, der ihr bis dahin so werth gewesen war, hebt alle vorhergegangene Schenkungen auf, und setzte drey ganz fremde Personen zu Vollziehern ihres Testamentes ein. In einem der Artikel verordnet sie, daß in ihrem Nahmen jemand zu Fuße zur Kirche unserer Frau zu Boulogne sur Mer wallfahrten sollte, wofür derselbe für Livres, (nach jetzigem Gelde 16 bis 17) bekommen sollte. So unbedeutend der Umstand an sich ist, so hat doch die hermetische Legende davon Gelegenheit genommen, vorzugeben, Pernelle habe der Kirche zu Boulogne unermeßliche Reichthümer vermacht.

Man kann sich leicht einbilden, daß Flamel mit diesem Testamente sehr unzufrieden war, wodurch ihr Vermögen, welches er durch so viele Urkunden gesichert zu seyn glaubte, ihm dennoch entrissen wurde. Vermuthlich ließ er es weder an Vorstellungen noch an Bitten fehlen; denn Pernelle machte zehn Tage darauf, nehmlich den 4ten Sept. ein gleichfalls noch vorhandenes Codicill, worin sie das vorige Testament wieder aufhob, ihren Schwesterkindern ein für allemahl 300 Livres vermachte und alles übrige so ziemlich auf den vorigen Fuß setz-

te. Jezt erscheint auch der Mann wieder mit unter den Vollziehern des Testamentes. Doch wer weiß, ob diese wankelmüthige Frau es dabey würde gelassen haben, wenn sie mehrere Zeit gehabt hätte, sich zu besinnen; allein zum Glücke forderte der Himmel sie sechs Tage darauf, nehmlich den 11ten Sept. ab, und befreyete dadurch den Mann von der Furcht, sich noch einmahl von ihr getäuscht zu sehen.

Das erste, was einem jeden Leser bey dieser Geschichte einfallen wird, ist wohl das, daß es dem Flamel gar sehr um das Bischen Vermögen seiner Frau zu thun war, und daß diese eben so ängstlich besorgt war, dasselbe in die besten Hände zu bringen. Wie viel Unruhe, Sorge und Ueberlegung verursachte dieses Vermögen seit 24 Jahren beyden Theilen? Wie viele Kunstgriffe und Ueberredungen mögen nicht, so wohl von Seiten ihres Mannes, als ihrer Schwesterkinder, seyn gebraucht und in Bewegung gesetzt worden, und doch wären nicht weniger als sechs feyerliche und gerichtliche Urkunden nothwendig, ehe Flamel zu dessen Besitze gelangen konnte. Wäre sein Schmelztiegel so unerschöpflich gewesen, als die Zunft der Goldköche vorgibt, so wäre er ja wohl der unerklärbarste Thor unter dem Monde gewesen, daß er sich um ein Vermögen, welches, wie am Ende erhellen wird, zwar beträchtlich, aber immer noch mäßig war, wenigstens mit

der hermetischen Fundgrube in keine Vergleichung kam, so viele ängstliche Mühe gegeben, so viele nahe Verwandte sich zum Feinde gemacht, und so viele Stunden mit unnützen Sorgen und Vorstellungen verdorben hätte, die er wenigstens bey dem Schmelztiegel mit weit grösserm Wucher zubringen konnte.

Daß Pernelle den 11ten Sept. 1397 gestorben ist, ist aus den vorhandenen Acten über die Vollziehung ihres Testamentes zu ersehen; und doch läßt man in der dem Flamel beygelegten Schrift über die hermetischen Figuren, ihn sagen, daß seine theure Hälfte 1413 gestorben sey. Doch da die Goldmacher mit unermeßlichen Summen so freygebig sind, so ist leicht zu begreifen, daß es ihnen auf ein Paar Dutzend Jahre eben nicht ankommen kann.

Der Tod der Pernelle hatte ihren Mann zwar vor seiner veränderlichen Frau in Sicherheit gesetzt, aber nicht vor der Habgier ihrer Verwandten. Vermuthlich wußten sie von dem Codicille nichts, daher sie schreckliche Augen machten, als dasselbe geöffnet wurde. Sie ließen es dabey nicht bewenden, sondern fingen einen Prozeß an, der aber noch den 30ten Oct. eben desselben Jahres zu Flamels Vortheil entschieden wurde; doch sollte er für einen Theil des Nachlasses Caution machen, welches wenigstens ein Beweis ist, daß man

von seinem Vermögen damahls nur sehr mäßige Begriffe hatte. Es kommen in den noch vorhandenen gerichtlichen Acten noch mehrere Umstände vor, welche hinlänglich beweisen, daß Flamel keine außerordentliche Goldgrube besessen habe, wenn es noch eines weitern Beweises bedürfte; z. B. daß Flamel gerichtlich genöthiget werden mußte, den Schwesterkindern seiner Frau außer den 300 Livres, welche Isabelle bekam, noch ein Almosen um Gottes Willen zu geben. Wie schimpflich wäre das für den Flamel gewesen, wenn er der unermeßlich reiche und dabey großmüthige und freygebige Mann gewesen wäre, wofür man ihn ausgibt!

Pernelle hatte in ihrem letzten Willen eine Menge kleiner Vermächtnisse gemacht, und da ihr hinterlassenes Vermögen in vielen oft eben so kleinen Renten bestand, so hatte Flamel in den ersten Jahren nach ihrem Tode alle Hände voll zu thun, und eine Menge Prozesse zu führen, wovon zum Theil die Acten noch vorhanden sind. Diese Prozesse, und die Auszahlung der 300 Livres an die Isabelle, erforderten baares Geld, und da auch noch einige Schulden vorhanden waren, welche beyde Eheleute noch gemeinschaftlich gemacht hatten, so sahe Flamel sich genöthiget, ein Grundstück zu verkaufen, um den dringendsten Bedürf-

nissen abzuhelfen. Wieder ein Beweis, daß sein Schmelztiegel ihm nicht einmahl wenige hundert Livres verschaffen konnte.

Ganz natürlich wird man begierig seyn, zu wissen, wie groß denn das Vermögen gewesen, welches Pernelle ihrem Manne hinterließ, und um dessen Besitz er sich vier und zwanzig Jahre lang so viele saure Mühe gab. Zwar läßt sich das Vermögen, welches Pernelle zu ihrem Manne brachte, so genau nicht angeben; allein es ist noch das gerichtliche Inventarium vorhanden, welches wenige Wochen nach ihrem Tode von dem beyderseitigen Vermögen aufgenommen wurde, um die Vermächtnisse der Pernelle in Sicherheit zu setzen, und hieraus siehet man, daß beyde Eheleute damahls zusammen besaßen: an Hausgeräth und beweglichen Gütern, 108 Livres, 19 Sols; an beständigen jährlichen Renten 294 Livres, 2 Sols, und an Leibrenten, 59 Livres, 8 Sols. Außer dem besaßen sie noch ein doppeltes eigenes Haus, dessen eine Hälfte 1429 für 14 Livres, und die andere Hälfte 1438 auch für 14 Livres vermiethet ward, ingleichen eine Bude, welche 1434, 8 Sols jährlichen Zins gab. Daß Flamel sein damahliges Vermögen aufrichtig angegeben, und nichts verschwiegen, erhellet aus dem Umstande, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau dabey gegenwärtig waren, welche einen jeden

Unterschleif, und wenn er auch noch so klein gewesen wäre, gewiß würden bemerket haben.

Dieß war also das ganze große Vermögen beyder Eheleute, welches, wenn man auch noch so reichlich rechnet, und einige Leibrenten an Wein und Getraide mit dazu schläget, höchstes auf 471 Livres jährliche Einkünfte betrug. Hierzu kommt noch, daß sie 388 Livres 14 Sols dringende Passiv-Schulden, und dagegen nur 284 Activ-Schulden hatten, folglich noch über 100 Livres schuldig blieben, welche man von der obigen Summe noch abziehen muß. Villain hat den damahligen Werth des Geldes genau berechnet, und so wohl die beständigen, als die Leibrenten zu Capital angeschlagen, und gefunden, daß der ganze Reichthum Flamels gleich nach dem Tode seiner Frau, in jetzigem Gelde berechnet, höchstens 40000 Livres Tournois, oder etwas über 10000 thlr. an Capital betragen hat; für einen Schreiber immer ein ansehnliches Vermögen, aber doch wahrlich nicht so ansehnlich, daß man dabey den Schmelztiegel mit zu Hülfe nehmen müßte, zumahl da er den größten Theil desselben erheirathet, und nicht einmahl selbst erworben hatte.

Aus einer andern Urkunde, welche die Vollzieher des Testamentes unter sich errichteten, ersiehet man zugleich auf das genaueste,

was Flamel als Usufructuarius von dem hinterlassenen Vermögen seiner Frau vermöge der gegenseitigen Schenkung zu genießen hatte. Die Kosten der Vollziehung des Testamentes mit Einfluß der Proceß-Kosten, und des Legates an die Isabelle betrugen 829 Livres, 3 Sols und 6 Deniers, und nach deren Abzug blieben ihm zusammen noch 182 Livres jährlicher Renten übrig.

Da dieses in lauter kleinen Zinsen und Renten bestand, so fand er auch nach Berichtigung des Nachlasses seiner Frau, außer seinen gewöhnlichen Berufsgeschäften hinlänglich zu thun. Da er sich dabey als einen erfahrnen und rechtschaffenen Mann bewies, so ernannte Jean Perrier, ein Priester und Pfarrer zu Paris, ihn 1405 mit zu seinem Testaments-Vollzieher. Da ein solches Aemtchen auch einen kleinen Gewinn abwarf, und er ohnehin schon bequem leben konnte, so hieng er nun wieder seiner Neigung zum Bauen nach, eine Neigung, welche ihn in der Folge zu dem Nahmen eines großen Architecten gebracht hat. Das erste, was er baueté, war ein neuer Schwibbogen auf dem Gottesacker der unschuldigen Kinder, und ein Grabmahl für seine verstorbene Wohlthäterinn. Beyde wurden, wie es scheinet, noch vor 1407 gebauet. Die Figuren von Bildhauerarbeit, welche

sich an dem Schwibbogen befinden, haben den hermetischen Phantasten wieder viel zu schaffen gemacht; indessen enthalten sie nichts, was nicht der Zeit und den Umständen vollkommen angemessen wäre.

Die vornehmste Figur ist Christus, welcher stehend abgebildet ist, wie er mit der rechten Hand segnet, und in der Linken die Weltkugel hält. An dem Fußgestelle siehet man zwey Engel, welche auf Instrumenten spielen. Drey andere Engel, wovon ihrer zwey Rollen halten, auf welchen man die Worte lieset: O Pater omnipotens! O Iesu bone! umgeben das Haupt des Erlösers, und bilden eine Art Glorie. Auf der linken Seite kniet Flamel zu den Füßen Pauli, und Pernelle zu den Füßen Petri. Beyde halten gleichfalls Rollen; auf der Rolle Flamels stehen die Worte: Dele mala quae feci, und auf der Pernelle Rolle: Christe, precor, esto pius. Die hinter ihnen stehenden Engel sagen auf ihren Rollen: O Rex sempiterne! und Salve Domine angelorum! In der Corniche über diesen Figuren siehet man das jüngste Gericht, die vier Evangelisten mit ihren Symbolen, und den Märtyrer; Tod der unschuldigen Kinder; lauter hermetische, geheimnißvolle Bilder in den Augen der Goldhasen, ob man sie gleich auf jedem Gottesacker häufig genug findet. Und nunmehr darf man sich auch nicht wundern, daß das

Dintenfaß, welches auf der einen Seite eine Hand hält, als das Wahrzeichen des Stifters, wider des Teufels Dank ein Schmelztiegel seyn muß. Ich übergehe die übrigen Figuren, ob sie gleich eben so goldhaltig seyn sollen, indem der Unsinn schon aus den vorigen, so wie aus Flamels ganzer Geschichte hinlänglich erhellet.

Ein anderer Bau, welchen Flamel zwar nicht allein aufführete, aber an welchem er doch Theil hatte, ist das Portal der Kirche der heil. Genevieve der kleinen oder des Ardens, welches laut der Ueberschrift 1402 von den Almosen mehrerer aufgeführet wurde. Dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, und nach einer besondern ihm eigenen Eitelkeit, nach welcher er sich immer gern selbst zur Schau ausstellte, eine Eitelkeit, welche einen wahren Adepten sehr schlecht kleidet, ließ er sich über dem Theil, welchen er hatte bauen lassen, in Stein gehauen aufstellen. Damahls konnte eine solche Figur nicht über 4 bis 5 Livres kosten, indem die vier kolossalischen Figuren auf dem Thurme der Kirche des heil. Jacob, nach 1521 nicht mehr als 20 Livres kosteten. Folglich können dergleichen Figuren, deren er mehrere von sich aufstellen ließ, nicht zum Beweise seines ungeheuren Reichthumes dienen. In allen diesen Figuren ist er in der damahls gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung, aber nie als

ein Pilgrim abgebildet, wie Borel und andere ähnliche Träumer wollen.

Diese lassen ihn auch die alte Kapelle bey dem Hospitale S. Gervais aufführen, welche 1411 gebauet wurde. Allein in den noch vorhandenen Urkunden wird der ganze Bau ihm keinesweges zugeschrieben; wohl aber hat er das Portal derselben aufführen, und seinem Geschmacke zu Folge mit andächtigen Figuren auszieren lassen, wobey denn seine Wenigkeit auch nicht vergessen wurde.

Die Adepten, deren Augen alles nicht bloß doppelt, sondern oft zehnfach sehen, geben vor, die öffentlichen Gebäude, welche Flamel aufführen lassen, wären fast unzählig; andere schränken sie auf drey Kapellen und vierzehn Hospitäler ein, welche Flamel und Pernelle noch gemeinschaftlich gebauet haben sollen. Die Wahrheit reducirt die drey Kapellen auf ein Paar Portale, wovon zwey noch dazu nicht einmahl mehr in die Lebenszeit der Pernelle gehören, und auch zu diesen hat Flamel nur einen Theil der Kosten gegeben. Wir wollen sehen, wie sehr nunmehr auch die vierzehn Hospitäler zusammen schwinden werden. Zum Glück sind die dahin gehörigen Urkunden noch alle vorhanden, welche hoffentlich mehr Glauben verdienen werden, als Volksmährchen und Goldmacherwind.

Flamel war andächtig und eitel; er besaß nach dem Tode seiner Frau mehr, als er bey seiner Sparsamkeit gebrauchte, und hatte, allem Ansehen nach, keine nahe Verwandte. Er ging daher gegen das Ende seines Lebens mit etwas um, das seine bisherigen Bauwerke allerdings übertraf. Er wollte ein Haus bauen, in welchem arme Reisende umsonst wohnen könnten. Er wählte zu dem Ende eine wüste Gegend, in der damahligen Vorstadt, in der heutigen Gasse Montmorency, wo er ohnehin schon ein Häuschen besaß, und wo Grund und Häuser wohlfeil waren, denn er erhielt den nöthigen Platz von dem Priorate S. Martin, welchem derselbe gehörte, gegen einen Erbzins von 10 Sols, und eben so viele Lehenwaare bey einem neuen Prior; doch mit der Bedingung, daß er keine Kapelle dabey sollte bauen lassen, woraus erhellet, daß sein Gebäude nicht zu einem Hospitale, sondern bloß zu einer unentgeldlichen Herberge bestimmt war. Das Haus, welches Flamel damahls bauete, ist noch vorhanden, aber aus den noch vorhandenen Contracten und Rechnungen erhellet, daß ihm der ganze Bau nicht über 200 Livres gekostet haben kann, zu deren Aufbringung er denn weder Blasebalg noch Schmelztiegel nöthig hatte. Auch dieses Haus wurde auf seine Art mit andächtigen Figuren ausgeschmückt, welche noch daran befindlich sind; allein es scheint, daß er sein Vorhaben in der Folge geändert haben muß, denn bey seinem

Tode waren alle Wohnungen in diesem Hause vermiethet. Fand er etwa, daß diese Freygebigkeit seine Kräfte überstieg, indem er von der Hälfte seines Vermögens nur den Nießbrauch hatte?

In der Folge kaufte er in dieser Gegend noch einige eingegangene Häuser oder Grundstellen, zu welchen er zum Theil nicht ohne kleine Kunstgriffe gelangte, so daß er außer seinem Hause in der Schreiberstraße, in der Gasse Montmorency zusammen fünf Häuser hatte, welche er aber nicht einmahl alle aufbauete. Eines davon, welches im Ankaufe 60 Livres gekostet hatte, wurde ihm geschenkt; das größte, welches ein Eckhaus war, bezahlte er mit 155 Livres, und ein kleines nur mit 19 Livres; lauter Summen, die seine natürlichen Einkünfte, bey seiner Sparsamkeit gewiß nicht überstiegen.

Damahls regierete Carl 6 in Frankreich, und da dieser immer Geld brauchte, und es auf alle nur mögliche Art zu bekommen suchte, so war es nichts ungewöhnliches, daß wohlhabende Bürger gezwungen wurden, dem Hofe eine gewisse Summe, unter dem Nahmen eines Darlehens zu geben. Flamel hatte sich durch sein Bauen und Häuser kaufen ausgezeichnet, und vermuthlich hielt man ihn für reicher, als er wirklich war. Er hatte schon gleich nach dem Tode seiner Frau dem Hofe ein Darlehn

von 100 Franken geben müssen, und jetzt (etwa um 1414,) ward er wieder auf 30 Franken taxiret. Man hat noch ein Stück von seinem eigenhändigen Briefe, worin er einen Freund wegen dieser Auflage um Rath fraget, und sehr darüber wimmert, weil sie nicht nur seinem Vermögen schade, sondern auch seinen Freyheiten, als eines geschwornen Schreibers der Universität nachtheilig sey. Wer in seinem Kohlensacke eine unerschöpfliche Goldquelle hat, wird sich wohl schämen, um eine Kleinigkeit von 30 Franken so viel Umstände zu machen. Und dennoch gibt dieser Umstand dem Borel, oder wem er das Mährchen abgeborgt hat, Gelegenheit zu erdichten, der Requeten-Meister Cramoisy sey selbst zu dem Flamel gekommen, das Darlehn von ihm für den König zu fordern, und da habe sich denn dieser ihm als einen Adepten zu erkennen gegeben, und ihn mit einem ganzen Kolben voll Gold-Tinctur bestochen. Abgeschmackter kann wohl nichts leicht erdichtet werden.

Je älter Flamel ward, desto begieriger scheint er auch geworden zu seyn, sein Vermögen zu vermehren. Eines seiner Lieblingsmittel war, daß er Erbzinsen, welche auf verfallenen Häusern und Grundstücken hafteten, folglich nicht waren bezahlet worden, wohlfeil kaufte, dann Klage erhob, das Grundstück subhastiren, und es sich für einen geringen Preis zuschlagen

ließ. Dabey gewann er bald, bald verlohr er aber auch; überdieß ward er dadurch in mannigfaltige Prozesse verwickelt, zu welchen er überhaupt geneigt gewesen zu seyn scheinet. Würde sich der Mann wohl so viele zweydeutige Mühe gegeben, sich so viele Sorgen und Verdruß gemacht haben, wenn er ein sicheres und leichteres Mittel gehabt hätte Reichthum zu erwerben? Er haderte dabey oft um eine sehr unbedeutende Kleinigkeit. Villain beschreibt aus den Akten einen weitläuftigen Prozeß, dessen Ende er nicht erlebte, und welchen er um eines Erbzinses willen von fünf Sols anfing.

Flamel, der seine Sorgen zwischen der Verwaltung und Vermehrung seines Vermögens und zwischen der Verbesserung seines künftigen Zustandes theilte, ging bereits mehrere Jahre vor seinem Tode mit seinem Testamente um, und da der Mann in allen Stücken sehr groß in Kleinigkeiten war, so scheint er hier diese ganze Kraft seiner Seele zusammen gefaßt und erschöpfet zu haben. Es ist in der That ein sonderbares Stück; es ist außerordentlich weitläuftig, und enthält eine ungewöhnliche Menge von Vermächtnissen und Stiftungen; aber eben dadurch war es auch ungemein geschickt, bey dem großen Haufen Aufsehen zu machen. Aber wenn man es bey dem Lichte besiehet, (Denn Villain hat es aus der noch vorhandenen Urkunde abdrucken lassen,) so kann man nicht umhin, über die Schwachheit des Mannes zu lächeln, der das

für seinen Stand ansehnliche, aber doch immer noch sehr mäßige Vermögen in so viel kleine Theile, oft von wenigen Sols, zerstückelte, wobey man sich keine andere Absicht denken kann, als daß er noch nach seinem Tode seine Eitelkeit befriedigen, und viel Geräusch von sich machen wollte. Es kommt noch dazu, daß seine Vermächtnisse sein nachmahls gefundenes Vermögen weit überstiegen, wodurch die Vollzieher seines Testamentes nachmahls in so viele Verdrüßlichkeiten verwickelt wurden.

Die Vermächtnisse seines letzten Willens lassen sich in drey Classen theilen; einige sind Legata, welche ein für alle Mahl bezahlet werden sollten; andere sind ewige Stiftungen, und noch andere endlich Leibrenten. Zu den Legaten gehörete baares Geld, die übrigen Vermächtnisse aber waren auf die Einkünfte von seinen Grundstücken angewiesen. Die Legata betrugen zusammen, (alles mit eingeschlossen, was nicht zu den beyden folgenden Classen gehörte, z. B. neunzehn silberne Kelche für so viele Kirchen, wovon doch jeder noch nicht drey Mark wog,) 1440 Livres Parisis, oder 1800 Livres Tournois, welche nach jetzigem Gelde 12234 Liv. 15 Sols oder etwa 3058 Thaler ausmachen. Wäre auch dieses alles bar vorhanden gewesen, so war es denn für einen wohlhabenden Bürger nichts außerordentliches, und es würde kaum seyn bemerket worden, wenn er

es an zwey bis drey Personen vermacht hätte; aber da er es unter so viele Personen und Stiftungen vertheilte, so mußte es nothwendig Aufsehen machen. Aber auch das fand sich nach seinem Tode nicht einmahl, indem das vorhandene bare Geld, und die aus den Mobilien gelöste Summe kaum hinreichte, den vierten Theil der Legaten zu bezahlen, daher die Executores die Grundstücken mit zu Hülfe nehmen mußten.

Wenn man der hermetischen Legende glaubt, so haben Flamel und seine Frau vierzehn Kirchen und eben so viele Hospitäler in Paris gebauet, und mit reichlichen Einkünften versehen. Nun wenn das wahr wäre, so würde man bald an den Schmelztiegel glauben müssen. Doch die vielen aus seiner Zeit noch vorhandenen und zum Theil ihn selbst betreffenden Urkunden wissen kein Wort davon; aber das Testament gibt den Schlüssel zu diesem Mährchen. Er vermachte in der That an vierzehn Orten, und zwar theils Kirchen theils Hospitäler, — — und was denn? — — jedem einen jährlichen Zins von 10 Sols. — In der That ein großer Abschlag. Und auch dieses nicht einmahl umsonst, alle Jahr sollte jeder dieser 14 Orte an einem bestimmten Tage einen Kapellan in die Jacobi-Kirche schicken, welche eine Messe für ihn lesen sollten. Vierzehn Geistliche, die alle an einem Tage in die eine Kirche kamen, und für einen Verstorbenen Mes-

se lasen, mußten freylich Aufsehen machen. Der Pöbel staunte und glaubte, das geschehe aus Erkenntlichkeit für die unermeßlichen Reichthümer, die der glückliche Mann den vierzehn Kirchen und Hospitälern vermacht habe. Der Goldmacher hört das, nimmts auf Treu und Glauben an, vergrößerts auch noch ein bischen und pflanzt das Mährchen fort. Doch was Wunder? Die Herren bringen ja ihre Tage unter dem Blasebalge zu, daher der Wind nothwendig ihr liebstes Element ist.

Eine andere Verordnung in dem Testamente zielte gleichfalls darauf ab, Geräusch zu machen. Dreyzehn Blinde aus der Stiftung der Quinze-Vingts sollten alle Monathe im Jahre von einem Geistlichen mit vorgetragenem Kreutze in Prozession in die Jacobi-Kirche ziehen, und eine Messe für ihn anhören, und dafür bekam die ganze Gesellschaft jedesmahl 2 Liv. 7 Sols Parisis.

Nachdem nun Flamel auf diese und andere Arten reichlich so wohl für seine Eitelkeit, als auch für seine Seligkeit gesorgt hatte, so starb er den 22ten März vor Ostern 1417 d. i. nach unserer Jahrrechnung 1418, wie aus den noch vorhandenen Rechnungen hinlänglich erhellet. Sein Tod war das Signal zu vielen und langwierigen Streitigkeiten und Prozessen, welche theils von seinem zerstreueten in lauter kleinen Renten bestehenden Vermögen,

theils von der Menge seiner kleinen Vermächtnisse, theils aber auch von dem Zustande seines Vermögens selbst herrührten, wobey ich mich aber nicht lange aufhalten werde.

So lange Flamel lebte, konnte das Testament der Pernelle, wegen der gegenseitigen Schenkung nicht vollzogen werden. So bald er aber verstorben war, war die Vollziehung ihres Testamentes das erste, woran die beyderseitigen Executores dachten. Man fand sogleich Lücken in dem von der Pernelle hinterlassenen Vermögen, welche Flamel durch seine Schwindeley in dem Ankaufe ungangbarer Erbzinsen verursacht hatte, und wegen welcher man die Executores der Pernelle in Anspruch nehmen wollte. Mit Flamels Vermächtnissen ging es nicht viel besser; denn ein Theil der Erbzinsen, auf welchen sein Vermögen beruhete, ging noch während der Zeit, da die Executores mit der Vollziehung beschäftiget waren, verlohren, weil sie auf ruinierten Grundstücken hafteten, und die meisten übrigen verschwanden in der Folge, so daß 20 Jahr nach seinem Tode das wenigste von seinen Vermächtnissen mehr im Gange war. Da Andacht und Eitelkeit die herrschenden Leidenschaften dieses Mannes waren, so würde er für die Befriedigung beyder gewiß besser gesorget haben, wenn er andere Mittel besessen hätte, zu Reichthümern zu gelangen, als jeder anderer gewöhnlicher Mensch hat.

Die Prozesse, welche nach seinem Tode über seine Verlassenschaft entstanden, dauerten wenigstens bis 1440, denn bis dahin gehen die noch vorhandenen Acten.

Unter den noch vorhandenen und diese Erbschaft betreffenden Stücken ist das Haupt-Inventarium, welches die Testaments-Vollzieher gleich nach seinem Tode aufnahmen, nicht mehr vorhanden; allein man kann sein Vermögen, welches er bey seinem Tode hinterließ, aus andern Umständen sehr genau bestimmen. 1426 legten die Executores Rechnung ab, was sie in den sieben Jahren aus Flamels Vermögen eingenommen hatten, und dieses betrug in allem 2052 Liv. 10 Sols Parisis; theilet man diese in sieben Theile, so kommt auf das Jahr ungefär 280 Liv. Allein, da unter der obigen Summe auch der gefundene baare Vorrath, und die aus den Mobilien gelösete Summe, welche beyde Posten doch nicht bekannt sind, mit begriffen sind, so wird man das von Flamel für seinen Theil verlassene Vermögen nicht über 250 Liv. jährliche Renten annehmen können. Das ist nun das so oft gerühmte ungeheure Vermögen dieses Wundermannes, welches in erdichteten Zahlen so oft mit dummen Erstaunen ist angegaffet worden. Und noch dazu ruheten diese Einkünfte größtentheils auf sehr unsichern Grundstücken,

daher sie auch von Jahr zu Jahren abnahmen, bis sie fast völlig verschwanden.

Man siehet nunmehr von selbst, wie Flamel in den Verdacht eines ungewöhnlich grossen Vermögens gekommen, woraus denn ganz natürlich die fernere Muthmaßung floß, daß er dieses Vermögen auf einem außerordentlichen Wege müsse erlanget haben. Er besaß ein für seinen Stand zwar ansehnliches Vermögen, welches aber doch immer nichts außerordentliches war. Allein er verstand die Kunst, mit diesem Vermögen ein ungewöhnliches Geräusch zu machen, und es weit größer darzustellen, als es wirklich war. Der große Haufe, der sich immer nur an den äußern Schein hält, nimmt nicht allein diesen für wahr an, sondern vergrößert ihn auch noch aus der ihm eigenen Liebe zum Wunderbaren, und da man ihm einmahl ein ungeheures Vermögen beylegte, wenigstens ein Vermögen, dessen Erwerb aus seiner Hanthirung nicht begreiflich war, so war es ganz natürlich, ihn für einen Mann auszugeben, der Gold machen könne. Macht es doch der Pöbel noch in unsern Tagen so; siehet er einen Mann, der sich durch Haushältigkeit und Fleiß mehr erwirbt, als sein stumpfer Kopf begreifen kann, so hat er entweder einen Bund mit dem Gott sey bey uns! oder er hat einen Schatz gefunden, oder er muß auch Gold machen können.

Al-

Alles das ist sehr natürlich; auch das ist nicht unbegreiflich, daß die Zunft der Goldhasen diese Volksmährchen ergreift, sie weiter ausschmückt, und für baare Münze verkauft, weil diese Herren sich an Verstande und Einsichten selten von dem großen Haufen unterscheiden. Aber daß auch Schriftsteller besserer Art, wie z. B. Borel in seinem Thresor des Recherches et Antiquités Gauloises, solche Erdichtungen für wahr halten, und sie weiter fortpflanzen können, würde unbegreiflich scheinen, wenn man nicht die Macht der Einbildungskraft unter dem Monde kennete.

Indessen scheinet es, daß selbst der große Haufe nicht einig gewesen, woher Flamel sein großes Vermögen bekommen habe, denn es muß schon eine sehr alte Ueberlieferung seyn, daß er sich nicht sowohl durch den Stein der Weisen als vielmehr durch allerley mit den eben damahls aus Paris vertriebenen Juden gespielten Betriegereyen bereichert habe. Unter den Neuern hat Gabriel Naude (in den Naudaeanis, und in den Observatt. Ital.) dieses Vorgeben vor andern wahrscheinlich zu machen gesucht. Flamel sagt er, war ein Schreiber oder Notarius und war den Juden 1393 und 1394 in ihren Prozessen bedient. Da sie damahls aus ganz Frankreich vertrieben, und ihre Güter confisciret wurden, Flamel aber alle

Schulden, die sie ausstehen hatten, wußte, so verglich er sich insgeheim mit ihren Schuldnern, nahm von jedem eine Summe Geldes, wogegen er sie bey dem Könige nicht angab, und dadurch kam er in kurzem zu einem so großen Reichthume.

Die Sache ist nicht unmöglich, klingt wenigstens wahrscheinlicher, als das Vorgeben seiner Geschicklichkeit Gold zu machen, daher auch alle, welche nicht an hermetische Geheimnisse glauben, diese Erzählung weiter fortgepflanzet haben. Allein, zum Unglücke ist sie eben so sehr ein Mährchen, als das erste Vorgeben; denn in seiner obigen Geschichte, von welcher sich jeder Umstand mit noch vorhandenen Urkunden belegen läßt, findet sich keine Spur einiges mit den Juden gehabten Verkehres. Selbst der Grund, aus welchem seine Verbindung mit den Juden allenfalls begreiflich werden könnte, ist erdichtet. Flamel war kein Notarius, sondern ein bloßer Abschreiber oder Copist, und als ein solcher konnte er keine Prozesse führen. Aus den noch vorhandenen Urkunden erhellet, daß er sich in seinen eigenen Rechtshändeln immer anderer Personen zu Advocaten und Notarien bedienet, und ein so haushältiger Mann, als er war, würde diese Kosten gewiß ersparet haben, wenn er gekonnt hätte.

Daß Pernelle und ihr Mann endlich gestorben, würde für jeden nur halb gesunden Verstand keines weitern Beweises bedürfen, weil doch ein jeder Mensch sterben muß. Zum Ueberflusse sind in dem gegenwärtigen Falle Zeit, Ort und übrige Umstände aus Urkunden erweislich. Aber für die hermetische Zunft, deren eherner Glaube selbst Brocken der ersten Größe verschlingt, gelten alle solche Beweise nichts. Diese weidet sich mit dem Mährchen, daß beyde noch wirklich leben, und noch mehrere Jahrhunderte zu leben haben. Pernelle, sagt die Legende, stellete sich krank und starb dem Vorgeben nach, da man denn an ihrer Statt ein hölzernes Bild auf den Gottesacker der Unschuldigen begrub. Sie selbst reisete munter und gesund nach der Schweitz, wo sie ihren theuren Nicolaus erwartete, der nach einiger Zeit eben dieselbe Komödie spielet, ein langes Testament und große Stiftungen macht, und sich ein feyerliches Leichenbegängniß halten läßt; aber in der Stille zu seiner Pernelle reiset, und mit ihr die Welt durchwandert, indem beyde vermöge des vollkommenen Elexirs, oder der Universal-Medicin von der höhern Art die Kraft haben tausend Jahre zu leben.

So abgeschmackt auch das Vorgeben ist, so ist es doch wirklich noch Bescheidenheit gegen die fast ganz unbegreifliche Unverschämt-

heit, mit welcher Paul Lucas, der auch wegen anderer Mährchen so berüchtigte Reisebeschreiber, behauptet, einen seiner Collegen selbst gesprochen, und von ihm dessen wahre Geschichte erfahren habe. Wunders halber will ich die ganze Mähre hersetzen; sie stehet in seinem Voyage de la Grece, Th. 2. S. 106 f. In Brousse lernte der Windbeutel einen Usbeckischen Dervis kennen, dessen äußeres Ansehen gleich etwas besonderes versprach; und das war denn kein Wunder, weil er schon weit über hundert Jahr alt war. Er sagte dem Franzosen, es wären ihrer sieben, welche in der Welt herumwanderten, um immer vollkommner zu werden. Wenn sie von einander gingen, so nähmen sie Abrede, in welcher Stadt sie sich wieder treffen wollten, und dahin kämen sie denn nach 20 Jahren zusammen. Diesmahl war Brousse der Sammelplatz der sieben Weisen, und ihrer vier waren bereits zugegen. In dem Gespräche mit dem Dervis kamen sie auch auf den Stein der Weisen, dem der Türke eine prächtige Lobrede hält und unter andern auch sagt, daß man vermittelst desselben sein Leben auf 1000 Jahre bringen könne. Lucas lacht, und führt den Flamel an, der ungeachtet seines philosophischen Steines doch wie andere Menschen sterben müssen. Der Dervis läugnet das, und versichert, daß er ihn mit seiner Frau noch vor drey Jahren in Indien gesehen habe, und daß Beyde seine ver-

trautesten Freunde wären, und nun folgt ihre schöne Geschichte.

Unsere Weisen, sagt der Dervis, finden sich in allen Secten. Zu Flamels Zeiten lebte ein solcher in der Jüdischen Nation, der aus Neigung seine Glaubensbrüder in Frankreich zu besuchen, aus Asien nach Paris ging, und daselbst einen Rabbiner kennen lernte, der auch an der Goldkrankheit darnieder lag, die er ihm heilte, indem er ihm 90 Pfund Bley in so viel feines Gold verwandelte. Der Rabbiner wird hitzig, und sucht den Tausendkünstler bey sich zu behalten; da aber dieser auf seinen Vorsatz, wieder nach Asien zu gehen, bestehet, so ermordet er ihn, und erobert auf diese Art alle seine Geheimnisse. Allein die Sache wird verrathen, und der Rabbiner wird lebendig verbrannt. Kurz darauf werden die Juden aus Frankreich vertrieben. Flamel, der menschlicher gesinnet war, als andere Pariser, nahm sich ihrer unter der Hand an, daher viele derselben ihm ihre Geschäfte anvertraueten. Unter andern gab auch ein Jüdischer Kaufmann ihm alle seine Schriften und Handelsbücher in Verwahrung, und unter diesen befanden sich auch die Schriften des ermordeten Weisen. Flamel schloß aus den Figuren sogleich auf hermetische Geheimnisse, reiset nach Spanien und läßt sich die Schriften von den dasigen Juden übersetzen. Hiermit gehet er wieder nach Pa-

ris, fängt mit seiner Frau an zu arbeiten, entdeckt das Geheimniß und erwirbt große Reichthümer. Seine Freygebigkeit, und die großen Gebäude, die er aufführen läßt, machen Aufsehen, und er befürchtet in Verhaft genommen zu werden. Er beschließt also Frankreich zu verlassen; seine Frau stirbt zum Scheine, reiset aber nach der Schweitz. Bald darauf besticht Flamel die Aerzte und Geistliche, läßt sich ein Leichenbegängniß halten, und reiset seiner Frau nach. Von dieser Zeit an haben Beyde ein philosophisches Leben geführet, und halten sich bald in diesem, bald in einem andern Lande auf. — So geschickt wußte Lucas, oder wer sonst Erfinder dieser Geschichte ist, alle Volksmährchen von dem Flamel in ein einziges zusammen zu schmelzen.

Da nun, wie aus dem obigen erhellet, Flamel nichts weniger, als ein Adeptus war, so folget ganz natürlich, daß er auch nicht Verfasser der vielen alchymystischen Schriften seyn kann, welche ihm beygeleget werden, und welche alle Goldköche noch jetzt mit großer Ehrfurcht anstaunen. Er ist es auch gewiß nicht, und alle, welche unter seinem Nahmen herumschleichen, sind ihm zuverlässig untergeschoben. Indessen hat man in Ansehung dieses Punctes doch wirklich einigen Schein gehabt, wenigstens mehr, als bey den übrigen Erzählungen, die man auf dessen Rechnung verbreitet hat.

Einige dieser Schriften sind in der That von seiner Hand, wie aus seinem beygefügten Nahmen, und der Zeit, wenn er die Schrift vollendet, deutlich genug erhellet. Das ist nun wohl nicht zu läugnen; aber wenn sie auch wirklich alle von seiner Hand wären, und alle seinen Nahmen aufzuweisen hätten, so würde daraus doch noch nicht folgen, daß er auch Verfasser derselben ist. Er war ein Abschreiber, schrieb also alles ab, was ihm abzuschreiben gegeben wurde, ohne sich um den Inhalt zu bekümmern, und da war denn nichts gewöhnlicher, als daß die Abschreiber ihren Nahmen, und die Zeit, wenn sie die Abschrift vollendet, darunter setzten. Da Flamel geschworner Abschreiber der Universität war, so scheinet diese Unterschrift seines Nahmens um der Glaubwürdigkeit der Abschrift willen, noch nothwendiger gewesen zu seyn. Wer mit den Handschriften der mittlern Zeit nur ein wenig bekannt ist, dem darf man alles das nicht beweisen. Es ist also ganz natürlich, daß Flamel allerley Bücher abschreiben mußte. Naude versichert zu Rom, in der Bibliothek des Cardinals Bagnio den Roman de la Rose des Johan de Mehun und des Clopinel gesehen zu haben, welchen Flamel abgeschrieben, und solches mit seinem Nahmen bestätiget habe. In den Bibliotheken Frankreichs werden solcher Bücher gewiß noch mehrere seyn. Unter diesen von ihm abgeschriebenen Büchern werden

nun ohne Zweifel auch alchymistische gewesen seyn, weil die hermetische Thorheit schon lange vorher durch die Araber unter den Christen war verbreitet worden, und man mehrere genannte und ungenannte Goldmacher dieser Zeit kennet. Es kann auch seyn, daß Flamel aus Geitz mit Büchern dieser Art einen besondern, ihm einträglichen Handel getrieben, weil es zu allen Zeiten Thoren gegeben hat, welche dergleichen Unsinn theuer bezahlen. Aber daraus folgt wieder nicht, daß er alle diese Bücher auch selbst verfertiget hat, wie der gemeine Irrthum will. Wer weiß indessen, ob nicht eine oder die andere solcher von ihm bloß copirter Schriften zu dem ganzen Mährchen von seiner hermetischen Weisheit Anlaß gegeben, oder dasselbe doch wenigstens mächtig unterstützet hat. Doch dem sey, wie ihm wolle, so sind mir folgende Schriften bekannt geworden, welche man theils früher, theils später ihm beygeleget hat.

1. Sommaire philosophique, welches unter den Kunstliebhabern auch unter dem Nahmen des Roman de Flamel bekannt ist. Es ist ein altes hermetisches Gedicht, welches aus 656 Versen bestehet, und der Sprache nach gar wohl in die Zeiten Carls 6 gehöret. Es schließt sich so:

Dont prierai l' Haut Createur
Qu' il doint la grace à tout bon coeur

D' Alchymiſtes qui ſont ſur terre,
Briévement le poulet conquerre,
Pour puis en être alimenté
Nourri et très-bien ſubſtanté,
Comme ce peu qu' ici déclare
Me vient du haut Dieu notre Pere
Qui pour ſa bénigne bonté,
Le m' a donné en charité:
Donc vous fais ce préſent petit
Afin que meilleur appetit
Ayés cherchans et ſuivans train,
Qu' il vous montre ſoir et matin:
Lequel j'ai mis ſous un Sommaire,
Afin qu' entendiez mieux l'affaire
Selon des Philoſophes ſages,
Les dits, qu' entendez d' avantage.
Ie parle un peu ruralement:
Par quoi je vous prie humblement,
De m' excuſer et en gré prendre
Et à fort chercher toujours tendre.

Weder hier noch in dem ganzen Werke kommt die geringſte Spur vor, aus welcher man etwas zur Entdeckung des Verfaſſers ſchließen könnte. Auch der Titel Sommaire philoſophique iſt neu; denn nach dem Borel ſoll es ein Auszug aus der ähnlichen Schrift des Trevisan, eines andern berühmten Goldkoches ſeyn. Aber was brauchte ein Adept, der in dem Werke ſelbſt verſichert, daß er das große Geheimniß drey Mahl gemacht habe, ſich mit

fremden Federn zu schmücken? Ohne Zweifel fand ein Fantast die Handschrift in einer alten Bibliothek und glaubte ihr dadurch einen höhern Werth beyzulegen, wenn er sie dem Flamel zuschrieb, den die Mährchen des Volkes bereits zu einem Goldmacher erhoben hatten. Dieser Fantast war nun allem Ansehen nach Jacob Gohorry, ein Pariser; wenigstens ist er der erste, welcher diese Schrift herausgegeben, und sie zugleich dem Flamel beygelegt hat. Er gesellete ihr noch zwey ähnliche Schriften anderer Verfasser zu, und ließ alle drey unter folgendem Titel drucken; La transformation metallique, trois anciens traités en rime Françoise; savoir: la Fontaine des Amoureux de science, par I. de la Fontaine. Les remonstrances de nature à l' Alchymiste, par Jean de Meung. Le Sommaire philosophique de Nic. Flamel, Paris 1561, 8. Seit dieser Zeit ist das Ding mehrmahls gedruckt, und in mehrere Sprachen übersetzt worden. Lateinisch stehet es in dem Museo hermetico reformato et amplificato. Frankfurt, 1677, 1678. in 4. Deutsch in Flamels Chymischen Werken an das Licht gestellet von F. R. (Fridrich Rothscholz,) Nürnberg in 8.

2. Le Livre des Figures hieroglyphiques de Nic. Flamel, ainsi qu' elles sont en la quatrième arche du Cymetiere des Innocens à Paris — traitant de la transmuta-

tion metallique, non jamais imprimé. Traduit de Latin en François par P. Arnauld, Sieur de la Chevallerie, Gentilhomme Poictevin. Dieſe Schrift erſchien mit noch zwey andern zuerſt unter folgendem Titel: Trois traitez de la Philoſophie naturelle, du très-ancien Philoſophe Artephius. Lat. Franc. Plus les Figures Hieroglyphiques de Nic. Flamel et le vrai Livre de la Pierre philoſophale du docte Syneſius. Paris, 1612, 4; und mit einem bloß neuen Titel, eben daſelbſt, 1659, und abermahls, 1682, 4. S. davon Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 149. Deutſch ſtehet es: Zwey auserleſene Chymiſche Büchlein, 1. das Buch der hieroglyphiſchen Figuren Nic. Flamelli, und 2. das wahrhafte Buch des gelahrten Griechiſchen Abts Syneſii. Ohne Ort, 1680, 8. Man läßt den Flamel hier nicht allein die vorgegebenen hieroglyphiſchen Figuren an dem von ihm gebauten Schwibbogen auf dem Kirchhofe der Unſchuldigen beſchreiben, ſondern auch die ganze Geſchichte erzählen, wie er zu dem Steine der Weiſen gekommen. Ich habe bereits oben bemerket, daß alles die albernſte Erdichtung von der Welt iſt, von welcher der vorgegebene Ueberſetzer ohne allen Zweifel der Urheber iſt, zumahl da das lateiniſche Original noch von niemand iſt geſehen worden.

3. Quelques remarques ou maximes chymiques de Nic. Flamel et de Bernard Tre-

vilan; befand sich handschriftlich in Thevenots Bibliothek, mit welcher es in die königliche zu Paris gekommen ist. Vermuthlich ist es auch gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt, wenn es anders mit folgenden eine und eben dieselbe Schrift ist: Annotationes Chymicae ex Democrito, Gebro, Lullio Villanovano, aliisque autoribus. Basel, 1600, 8; ingleichen mit Bernh. Trevisani Schrift de chymico miraculo. Basel, 1583, 8, und Strasburg, 1613, 8, in dem ersten Theile des Theatri chymici.

4. Kleinod der Philosophie oder das Original der Begierde. Ohne Ort, 1669, 8; ist mir nur aus der Uebersetzung bekant.

5. Der Abbt Pernety will in der gleich anfangs gedachten Widerlegung des Villain einen von dem Flamel 1414 eigenhändig geschriebenen Psalter gesehen haben, welcher an dem Rande mit einer alchymischen Schrift in einer sehr dunkeln allegorischen Schreibart beschrieben sey. Pernety gibt zwar nicht an, wo dieser Psalter befindlich sey; allein, da Flamel ein Schreiber war, so ist es sehr möglich, daß er mehr als einen Psalter abgeschrieben hat. Allein, daß er zugleich Verfasser der an dem Rande geschriebenen alchymistischen Possen sey, ist nach dem vorigen wenigstens höchstens unwahrscheinlich. Die Sache wird dadurch noch unwahrscheinlicher, daß diese Schrift an sei-

ner Frauen Schwestersohn, Colin, gerichtet seyn soll, dessen Glück er dadurch machen wollen; ein sonderbares Glück, einen armen Menschen mit einem unverständlichen Geschwätz zu beschenken, den er, wenn er wirklich die goldne Kunst verstanden hätte, auf eine weit leichtere und bessere Art hätte glücklich machen können. Aus der wahren Geschichte erhellet, daß Flamel sich nach dem Tode seiner Frau um ihre Schwesterkinder nicht weiter bekümmert; wenigstens kommen sie in den vielen vorhandenen Urkunden mit keiner Sylbe weiter vor.

6. Annotationes ad Dionysium Zachariam. Ohne Ort, 1602, 8; auch in dem Theatro chymico, Strasburg, 1613, Th. 1; ingleichen in des Joh. Jac. Manget Bibliotheque Chymique. Genf, 1702. Diese Schrift führet den Beweis ihrer Erdichtung so gleich an ihrer Stirn, indem Zacharias um 1550, also über anderthalb Jahrhunderte nach dem Flamel lebte.

7. Borel und Lenglet du Fresnoy in der Histoire de la Philos. Hermet. führen noch mehrere Schriften von ihm, welche vermuthlich nur in den Handschriften herumschleichen, z. B. La vraye Pratique de la noble science d' Alquimie ou les Laveures de Flamel; La Musique Chymique de Flamel; Le grand Eclaircissement de Flamel, welches doch dem Borel zu Folge bloß ein Stück eines größern Wer-

kes eines gewissen Christophe Parisien seyn soll; Le Desir desiré, ou le Livre des six paroles, und andere mehr, welche, wenn sie wirklich aus seinem Zeitraume sind, und seinen Nahmen am Ende führen, allenfalls von ihm können seyn abgeschrieben, aber wohl schwerlich verfertiget worden. Denn wenn er auch Fantast genug dazu gewesen wäre, so hatte doch der Mann, wie aus seinem Leben erhellet, theils mit seinem Gewerbe, theils mit der Verwaltung seines Vermögens zu viel zu thun, als daß er für solche betrügliche Possen hätte Zeit übrig behalten können; der Nahme betrügliche Possen ist gewiß nicht hart, denn noch hat keiner aus diesen und andern ähnlichen Skarteken Gold machen gelernet, wohl aber haben viele tausend schwache Köpfe Verstand, Vermögen und Gemüthsruhe dadurch verlohren.

8. Nichts desto weniger sind die ihm beygelegten Schriften mehr als einmahl zusammen gedruckt worden, wenigstens in Deutscher Sprache. So gab Johann Lange sie zu Hamburg zweymahl heraus, nehmlich 1673 und 1681, in 8, und Friedrich Rothscholz, der eifrige Verehrer solches Unsinnes ließ sie zu Nürnberg, ohne Meldung des Jahres, aber um 1730, in 8 gleichfals wieder auflegen. Da ich keine dieser Sammlungen gesehen habe, so weiß ich auch nicht, was von den im vorigen angezeigten Schriften darin befindlich ist.

36. Pierre de Montmaur,

ein Niederträchtiger. *)

Hat je die Satyre ihre muthwillige Geiſſel über einen Elenden geſchwungen, haben je die größten Köpfe ihrer Zeit ihren Witz und Laune über einen Niederträchtigen ergoſſen, und hat je ein Menſch alle ſolche Anfälle mit der dümmſten Gleichmüthigkeit ertragen und dabey ſeine Diſteln mit langöhriger Unempfindlichkeit gekäuet, ſo war es Pierre de Montmaur. Vielleicht rührte dieſe Verläugnung ſeiner ſelbſt von dem Bewußtſeyn her, daß dieß das einzige Mittel war, ſeinen Nahmen zu verewigen, der ohne dieſe Denkmahle des bitterſten Spottes gewiß nicht würde auf die Nachwelt gekommen ſeyn.

Montmaur gleicht mehrern großen Männern wenigſtens darin, daß ſein Vaterland ungewiß iſt. Menage ſagte im Scherze, er ſey in regione Pedana, in dem Lande der Pedanterie gebohren. Der Verfaſſer der Hiſtoire de la Vie et

*) Baile in ſeinem Dictionn. vornehmlich aber: Hiſtoire de *P. de Montmaur* par M. de *Sallengre*. Haag, 1751, zwey Bänden in 8, wo doch die zuſammen gedruckten Satyren auf den Montmaur den größten Theil des Werkes ausmachen.

de la Mort du Grand Mogor läßt ihn aus Cahors herstammen, und sagt, daß seine Mutter daselbst als eine feile Weibsperson gelebt habe. Auch Feramus gibt Quercy für sein Vaterland aus. Montmaur selbst soll Cahors für seine Vaterstadt ausgegeben haben, vielleicht nur, seinen wahren Ursprung zu verbergen, denn Baluze, der es sehr wohl wissen konnte, versicherte den Sallengre, daß Belaille, ein Dorf in Unter-Limousin, zwischen Tulle und Brive, sein wahrer Geburtsort gewesen.

Daß er von dem niedrigsten Stande gewesen, würde man schon aus seiner niedrigen Denkungsart und ungebildeten Sitten schließen können, wenn es auch sonst nicht bekannt wäre. In der Marmitodeificatione sagt Merkur zur Lucina: „du weißt zuverlässig nicht, „wer seine Mutter war, und selbst Jupiter, der doch „alles weiß, hat seinen Vater nie gekannt.„ Doch was Jupiter nicht wußte, das wußte Baluze, der den Sallengre versicherte, daß sein Vater ein Bauer gewesen. Diese geringe Abkunft würde ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereichet haben, wenn er sie nicht durch seine Sitten sein ganzes Leben hindurch verrathen hätte. Kein Schriftsteller hat das Jahr seiner Geburt aufgezeichnet, und Sallengre erfuhr bloß durch Umwege, daß er 1576 geboren worden.

Nachdem er seine Mutter verlohren hatte, kam er nach Bourdeaux und studierte daselbst

selbst bey den Jesuiten; allein, da er blutarm war, so mußte er seinen nothdürftigen Unterhalt damit erwerben, daß er den übrigen Schulkindern die Bücher nachtrug. Da die Jesuiten ein gutes Gedächtniß an ihm bemerkten, so machten sie sich viele Hoffnung von ihm, nahmen ihn in ihrem Orden auf, und schickten ihn nach Rom, wo er die Grammatik drey Jahre mit Beyfall lehrete. Allein die Freude war von keiner langen Dauer, denn ehe man es sich versieht, ist Montmaur nicht mehr in dem Orden. Er gab vor, die Jesuiten hätten ihn seiner schwächlichen Gesundheit wegen entlassen; allein wer den Geist des Ordens kennet, wird das nicht sehr wahrscheinlich finden. Ueberdieß verrieth Montmaur in der Folge den stärksten und dauerhaftesten Körper, so wie man ihn von einem Menschen von seiner geringen Herkunft nur erwarten konnte. Andere behaupteten daher, er habe falsche Empfehlungsschreiben ausgegeben, und dabey das Siegel des Provinzials nachgemacht, daher man ihn aus dem Orden gejagt habe.

Was nun auch die Ursache seiner Entlassung aus dem Orden gewesen seyn mag, so begab er sich nach Avignon, wo er das Handwerk eines Charlatans trieb, und sich damit viel Geld erwarb. Allein, der Magistrat jagte ihn und alle Fremden aus der Stadt, daher er sich nach Tou-

louse und nach einigem Aufenthalte nach Paris begab. Was er in Toulouse angegeben, wird nicht gemeldet; allein in Paris legte er sich auf die Rechtswissenschaft, ward Advocat, und fing an fremde Prozesse zu führen. Allein da er zu ungeschickt, und vielleicht auch zu ungesittet war, so wollte niemand ihm seine Rechtshändel anvertrauen, daher gab er auch dem Justinian den Abschied. In der Ungewißheit, womit er nunmehr sein Brodt erwerben sollte, hörte er, daß der Cardinal Richelieu den Dichtern viel Gutes erweise, und sogleich ward er ein Poet, verfertigte Anagrammen, Akrosticha und andere poetische Tändeleyen. Zuweilen hob er sich bis zur Elegie, wovon noch eine übrig ist.

Ob der Cardinal seine hungrige Muse gefüttert habe, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß er 1617 Lehrer des Roger de Choiseul, ältesten Sohnes des Carl de Choiseul, Marquis de Praslin ward, welcher zwey Jahre darauf die Würde eines Marechal de France erhielt. Montmaur muß sich früh mit einiger Kenntniß der Griechischen Sprache gebrüstet haben, denn man pflegte ihn damahls nur den Griechen zu nennen; indessen wird aus dem folgenden erhellen, daß seine Kenntniß dieser Sprache von keiner großen Bedeutung war. Zwar ward er 1623 wirklich königlicher Professor der Griechischen Sprache zu

Paris; allein er hatte diese Beförderung nicht seinen Verdiensten, sondern bloß dem bey dem Marquis de Praslin ersparten Gelde zu danken, indem er diese Stelle dem Hieronymus Goulu abkaufte. Montmaur bekleidete diese Stelle 25 Jahr, und starb den 7ten Sept. 1648 in einem Alter von 74 Jahren. Die eigentlichen Umstände seines Lebens sind also sehr kurz und unbedeutend; allein zum Glück ist sein Charakter für den Geschichtschreiber desto fruchtbarer.

Er war nicht ohne Fähigkeiten; besonders besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, daher er zu den Sprachen geschickt war, vieles gelesen hatte, und das Gelesene nicht selten an den schicklichsten Orten wieder anzubringen wußte. Er besaß auch Witz; nur Schade, daß er von der boshaftesten Art war, und seiner schlechten Erziehung wegen nicht selten in das Niedrige fiel. Bey diesen Umständen hätte er immer ein guter, mittelmäßiger Professor seyn können, dergleichen es so viele gibt, hätte nicht sein niederträchtiger Geitz das wenige Gute in ihm ganz verdorben, und ihn sehr frühe zu einem Gegenstande des Spottes und der Verachtung gemacht. Er konnte, da er unverheirathet war, von seiner Professur sehr gemächlich leben, indem er überhaupt 5000 Livres jährliche Einkünfte gehabt haben soll; allein er

zehrte lieber auf anderer Kosten, und machte aus dem Schmarotzen sehr bald ein ordentliches Handwerk, welches ihm desto besser gelang, da man ihn wegen seines boshaften verläumderischen Witzes gern an den Tafeln der Großen hatte, zumahl da er für eine gute Mahlzeit gern einen Spaß mit sich machen ließ. In solchen Gesellschaften war es auch leicht, mit ein wenig sehr seichter Gelehrsamkeit zu glänzen, denn daß des Montmaur Kenntnisse von dieser Art waren, erhellet aus seinen Werken, welche Adrian de Valois unter dem Nahmen Quintus Januarius Fronto heraus gab, und welche noch tief unter dem Mittelmäßigen sind, und den schwachen Kopf und unverschämten Schwätzer in seiner ganzen Größe darstellen.

Daß auch sein Witz gerade von der unwürdigsten Art war, erhellet daraus, weil er immer nur in Anagrammen und Anspielungen bestand, welche letztere oft schmutzig, allemahl aber boshaft waren. Seine Ausschweifung in solchen Kindereyen machte, daß man dergleichen Wortspiele in Frankreich lange Zeit Montmorismes nannte, so wie man in Griechenland, solche Wortspiele vorbringen, γοργιαζειν nannte, weil der Redner Gorgias darin sehr stark war.

So unbedeutend nun auch seine Gelehrsamkeit, und so groß seine Abneigung vor allen gelehrten Beschäftigungen war, so unbe-

gränzt war doch seine Ruhmredigkeit und Prahlerey, welche desto unerträglicher war, je weniger sie mit ein wenig Geschmack gewürzt war. Da er über dem Schmarotzen auch seine Vorlesungen versäumte, und daher befürchten mußte, daß man ihm seine Professur nehmen möchte, so ließ er einmahl anschlagen, daß er über den Hesychius lesen wollte. Hier ist sein Anschlag selbst, welcher den Windbeutel in seiner ganzen Größe darstellet.

Cum Deo Petrus de Montmaur, Graecarum Litterarum Regius Professor, Hesychii recondita eruditione refertas Glossas visendas, fruendas proponet, lectissimis parenchiresibus earundem praestantiam patefaciet; auctorem eximium non fuisse alienum a Christianis pietatis nostrae sacris praefationis epicheremate demonstrabit; arduis vocibus explanationem asseret, vetustis novitatem, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, in omnibus vero Deum quaeret et in Deo omnia, quo digna (ipso faciente) proferentur, ne quid piis cogitationinibus, his praesertim sacris statis ceremoniis et esurialibus feriis pereat. Τα καλα ἐξω. Die Martis hora 7 antemeridiana, in auditorio Franciae novo.

Man bemerke, daß er die Woche nur eine Stunde lesen will, und noch dazu zu einer Stunde, in welcher die ganze Pariser Welt

noch schläft. Es war daher kein Wunder, daß er keine Zuhörer hatte, und man ihn nur die Stimme dessen, der da schreyet in der Wüsten nannte.

Am besten erhellen seine Gelehrsamkeit, seine Prahlerey und seine Unverschämtheit aus folgender Geschichte, welche Nicolaus Bourbon dem Claude de Mesmes, Grafen d' Avaux, in einem lateinischen Briefe erzählet. Bourbon kam einmahl mit dem Montmaur bey dem Kanzler zusammen, und der Unhold hatte daselbst, wie gewöhnlich das große Wort, und citirte bey Gelegenheit einer Stelle Pauli, worin er auf die Fechter und Verdammten anspielet, eine Menge Griechischer und lateinischer Schriftsteller. Bourbon setzte ein Mißtrauen in seine Anführungen, und rieth der Gesellschaft, ihm nicht eher zu glauben, bis er die angeführten Stellen vorwiese; und dabey hatte es damahls sein Bewenden. Als Bourbon nach Hause gekommen war schlug er die vorgegebenen Stellen nach, und fand, daß von allem, was der Windbeutel vorgegeben hatte, auch nicht ein Wort wahr war. Als dieser zwey Tage darauf wie gewöhnlich, wieder zu dem Kanzler zu Tische kam, zog man ihn mit seinen angeführten Stellen auf; allein er war unverschämt genug, die Wahrheit seines Vorgebens zu behaupten, und schrie, ehe noch die Tafel geendigt war, gebt mir den Hesychius, den Mani-

lius, den Strabo u. s. f. Bourbon holt die Bücher, und die ganze Gesellschaft stehet voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, denn obgleich jeder den Mann kannte, so machte doch die große Zuversicht des Menschen die Gesellschaft zweifelhaft. Die verlangten Bücher werden vor den Kanzler auf den Tisch gelegt, und zwey Requeten-Meister, verschiedene Grafen, Aebte und andere Personen vom Stande stellen sich um ihn herum. Der Kanzler eröfnet das Verhör, bestimmt die Streitfrage, und fordert nunmehr den Montmaur auf, seine Beweisstellen aufzuschlagen. Allein dieser fängt nunmehr an zu schikaniren und Ausflüchte zu suchen, klagt über die Ausgaben und fordert andere, bringet Sachen auf das Tapet, welche nicht dahin gehören, und sucht sich auf alle nur ersinnliche Art aus dem Handel zu ziehen. Nachdem der Streit anderthalb Stunden gedauert hatte, that der Kanzler den Ausspruch, daß Montmaur falsch citiret habe, worauf ein allgemeines Gelächter den Beschluß machte. Der Holländische Gesandte, d' Espesses, welcher mit bey der Komödie gegenwärtig war, machte aus dem Stegereife folgende Verse darauf:

Monmor c'est fait de ta mémoire,
Tu bronches sous le vieux Bourbon,
Tous les Auteurs te font faux bond,
Si tu n'as recours au Grimoire.

In der Marmitodeificatione wird eine andere ähnliche Geschichte erzählet. Bey einer feyerlichen Versammlung der Universität entstand ein lebhafter Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Rector, wer von beyden den Vortritt haben sollte. Da der Streit auf der Stelle nicht ausgemacht werden konnte, so verglich man sich, an einem gewissen Tage zusammen zu kommen, und über die Sache zu rathschlagen. Montmaur gehörte zwar nicht mit dazu; allein weil er erfahren hatte, daß es bey dieser Gelegenheit eine gute Mahlzeit gebe, die er sich gerne mit zu Nutze machen wollte, so trat er ungebethen in die Versammlung, redete selbige an, und sagte, daß sie sich unnöthige Mühe mache, indem die Frage längst entschieden sey. Gerson sage nehmlich ausdrücklich, daß der Rector der Universität den Rang vor den Bischöfen habe. Rector Universitatis praecedere debet Episcopos. Diese Worte waren ein Donnerschlag für die Bischöfe, und die Zuversichtlichkeit, mit welcher Montmaur den Ausspruch that, verstattete keine Einwendung, denn wer hätte glauben sollen, daß ein Professor unverschämt genug seyn würde, so etwas zu behaupten, wenn er nicht Grund für sich gehabt hätte. Indessen stieg doch einem derselben ein Bedenken auf, daher er den Schwätzer bath, die Stelle vorzuweisen. Montmaur forderte mit der ihm eigenen Stirn Gersons Opera, und fing an zu blättern, und blätterte eine

lange Weile. Da sich die verlangte Stelle immer nicht finden wollte, so schmähete er bald auf sich selbst, bald auf das Buch, bald auf die Ausgabe. Endlich forderte er die Baseler Ausgabe, (eine seiner gewöhnlichen Behelfe;) allein man sagte ihm, daß Gersons Werke niemahls in Basel wären gedruckt worden. Nun schreyet er, so geben sie mir die mit der alten Gothischen Schrift. — Sie kommt, er blättert und blättert — ha! schreyt er endlich triumphirend, ἑυρηκα, ἑυρηκα, hier ist sie, legt die Finger auf die eine Stelle des Buches und zeiget sie von weiten. Die Bischöfe erschrecken zum zweyten Mahle, und stehen auf, sich durch den Augenschein von der demüthigenden Wahrheit zu überzeugen, — aber auf einmahl fällt dem Windbeutel das Buch aus der Hand, die Stelle verblättert sich, und so viel er auch von neuem sucht, so kann er sie doch nicht wieder finden. Er wird böse, beißt sich in die Nägel, und stampft mit dem Fuße, und sucht auf diese Art seinen Betrug zu verbergen. Allein die Bischöfe bemerkten nunmehr den Kniff, lasen ihm den Text und schalten ihn einen Betrieger. Doch das focht ihn weiter nicht an, wenn er damit nur eine Mahlzeit Essen erkaufen konnte.

Da seine ganze Gelehrsamkeit entweder Wind, oder wenn es hoch kam, bloßer seichter Gedächtnißkram war, so darf man sich nicht

wundern, daß er bey einer gewissen Gelegenheit die Stelle in Virgilius,

— Est mollis Flamma medullas,

nicht exponiren konnte, und behauptete est stehe hier für habet; daß er den Dio mit dem Dionysius verwechselt; daß er einmahl ein ganzes Capitel aus einem Briefe Pauli las, und glaubte, daß er ein Capitel aus dem Marco läse, und bey jedem Worte den schönen Styl des Evangelisten bewunderte, u. s. f.

Da er sich an den Tafeln der Großen immer gern mit Stellen aus Griechischen Schriftstellern brüstete, weil er wußte, daß immer die wenigsten Anwesenden diese Sprache verstanden, daher er hier ungestraft lügen konnte: so pflegte man ihn nur den Griechen zu nennen. Indessen kann es seyn, daß man ihm diesen Beynahmen gegeben, um ihn von dem Requeten-Meister Montmor, der mit ihm zu einer Zeit lebte, zu unterscheiden.

Montmaur wohnte in dem Collegio Boncour, welches auf einem Hügel liegt, und dieser Umstand ward von der Laune seiner Spötter vortreflich genutzt, denn man sagte, er habe sich bloß darum in dem höchsten Theile der Stadt einquartiret, um den Rauch aus den Feuermauren desto besser beobachten zu können. Sehr schön druckt den Gedanken Feramus folgender Gestalt aus:

Qua posuit stabiles Parisina academia sedes
In monte excelso mons eminet altior. Illic
Exigua parvos habitat mercede penates
Non illic studia, et docti vicinia Phoebi
Pellexere hominem, sed ut hinc toti incubet urbi,
Majoresque alto speculetur vertice fumos,
In tua jejunus ruiturus prandia, *Memmi*,
Vel famose tuae, *Bonelli*, fercula mensae,
Seu vestras, *Hanequine*, dapes tanta arte paratas,
Et quicunque alii mensa praestatis opima
Luculli illustres, Maecenatesque beati.

Allein, wenn er von dieser Lage den Vortheil hatte, daß er aus seiner Höhe jeden Tag die geschäftigsten Küchen wittern konnte, so hatte sie wieder den Nachtheil, daß er von denjenigen Tafeln, an welchen er gewöhnlich schmarotzte, zu entlegen war, daher er sich ein Pferd zulegen mußte, und dieses Pferd war unter den witzigen Köpfen seiner Zeit eben so berühmt, als der Rossinante des Don Quixote, vermuthlich weil es viele Aehnlichkeit mit demselben hatte. Aus Geitz gab er demselben nichts zu fressen, sondern der arme Gaul mußte warten, bis er seinen Herrn zu einer wohlbesetzten Tafel trug, und dann kam es auf den Wirth oder dessen Leute an, ob sie aus Mitleiden auch seinen Gaul füttern wollten oder nicht. Oft war er auch dreist genug ausdrücklich zu verlangen, daß man sein Pferd nicht vergessen möchte.

Ich habe schon bemerkt, daß dem Montmaur keine Niederträchtigkeit zu groß war, wenn er nur damit die Füllung seines Wanstes erkaufen konnte. Er war daher das gewöhnliche Ziel des Spottes und der Laune an denjenigen Tafeln, welche er zu brandschatzen pflegte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß er seinen Witz in solchen Fällen oft sehr gut anzubringen wußte. Er speisete einmahl bey dem Kanzler Seguier, und als das Essen aufgetragen wurde, schüttete der Bediente eine Schüssel Brühe über ihn her. Montmaur sahe wohl, daß die Sache angestellet war, ließ sich aber nichts merken, sondern sahe bloß den Kanzler an, und sagte: Summum jus, summa injuria. Man bemerke hier das Wortspiel mit dem Worte jus, auf welchen sein Witz fast immer gestimmet war.

Menage hatte ihn in einer seiner Satyren auf das unbarmherzigste herum genommen, und ihn unter andern in einen Papagey verwandelt. Man las ihm das Stück vor, um ihn zu kränken; allein er antwortete ganz kaltblütig: „gut, so wird es mir wenigstens nicht „an Wein fehlen mich zu baden, noch an ei„nem Schnabel, um mich zu vertheidigen.“ Und als man die Verwandlung sehr schön fand, so erwiederte er: „was ist es denn nun für „ein Wunder, daß ein so großer Schwätzer,

„als Menage ist, einen guten Papagey ge„macht hat!“

Unter vielen andern Untugenden hatte Montmaur auch diese, daß er in jeder Gesellschaft von Anfang bis zu Ende das große Wort haben wollte. Da der beissendste Spott, und selbst die niedrigste Behandlung nicht im Stande war, ihn zu erzürnen oder ihn nur aus seiner unempfindlichen Gleichgültigkeit zu bringen: so beredeten sich einige Spötter, ihn bey dieser schwachen Seite zu fassen, und ihn nicht zum Worte kommen zu lassen. Der Streich sollte an einem Tage ausgeführet werden, da sie mit dem Montmaur bey dem Präsidenten de Memes speisen mußten. Die Verschwornen begaben sich sehr zeitig zu dem Präsidenten, damit ihr Gegner nicht Zeit hatte, sich vor ihnen des Gespräches zu bemeistern, und beredeten sich, daß so bald einer aufgehöret hätte, zu reden, der andere anfangen, und allenfalls den Montmaur, wenn er das Wort nehmen wollte, überschreyen sollte. Der Urheber des Streiches war ein Advocat, dessen Vater Gerichtsfrohn war, und dieser Umstand verdarb den ganzen Spaß. Nachdem sich die Gesellschaft auf das Beste auf ihre Rollen vorbereitet hatte, trat Montmaur herein, und der Advocat rief ihm sogleich entgegen: Krieg! Krieg! Montmaur antwortete ganz gelassen: „sie sind ein sehr „ausgearteter Sohn, denn ihr Vater schreyet

„nur Friede! Friede!“ Die Bosheit erregte ein allgemeines Gelächter, die Verschwornen kamen aus aller Fassung, und der verschämte Advocat konnte die ganze Mahlzeit kein Wort vorbringen, dagegen der Schmarotzer es sich desto besser schmecken ließ, und die ganze Tafel mit seinem gewöhnlichen Geschwätz unterhielt.

Man hat noch einige andere Einfälle von ihm aufbehalten, welche ihm den Nahmen eines witzigen Tischgastes erwerben könnten, wenn nicht seine Niederträchtigkeit ihn ein Paar Grade tiefer setzte. Er speisete einmahl in einer großen Gesellschaft seiner Freunde, wovon einige plauderten, andere sangen, und andere lachten. „Ey, meine Herren, sagte er, seyn sie „doch ein wenig stille, man weiß ja sonst nicht, „was man isset.“

Allein nur selten war sein Witz so unschuldig; gemeiniglich war er bitter und beleidigend, und noch dazu waren es die meisten Mahle mehr Schmähungen und Verläumdungen als Witz; denn eine seiner liebsten Unterhaltungen bestand darin alles, das zu verachten, was andere hochschätzten, und jeden der besser war, als er, und wie viele waren deren nicht? über seine boshafte Zunge springen zu lassen. Sein Geitz, sein Schmutz, sein niederträchtiges Schmarotzen, konnte ihn verächtlich machen; allein die unbegränzte Verachtung anderer, die Ruhmredigkeit bey aller seiner Un-

wissenheit machte ihn verhaßt, und war die wahre Ursache, welche ihn zu dem Ziele des Spottes aller witzigen Köpfe seiner Zeit machte.

Baile sucht die Ursache dieser Erscheinung im einem Grunde, der dem Montmaur ein wenig zu viel Ehre macht. Er sagt, dieser Unhold hätte durch seine Belesenheit, und durch seinen Witz alle übrige schönen Geister in den glänzenden Gesellschaften verdunkelt, und dieß habe sie denn bewogen, sich gleichsam wider ihn zu verschwören, und ihn gemeinschaftlich lächerlich zu machen. Allein diejenigen Männer, welche den Unhold an ihren Tafeln duldeten, wie z. B. der Kanzler Seguier, der Präsident de Memes u. s. f. waren selbst grundgelehrte Männer, und ihre Gesellschaft war immer die ausgesuchteste. Hier konnte nun Montmaur mit seiner seichten Belesenheit gewiß eben so wenig glänzen, als mit seiner Unverschämtheit, und es ist gewiß, daß sie ihn nicht wegen seiner Gelehrsamkeit zur Tafel zogen, sondern um an ihm einen lustigen Rath zur Beförderung der Verdauung zu haben. Und dann waren diejenigen, welche sich wider ihn vereinigten, insgesammt solche Männer, die den Montmaur wahrlich weder wegen seines Witzes, noch wegen seiner Gelehrsamkeit zu beneiden Ursache hatten, wie sogleich erhellen wird.

Balzac ist der Zeit nach der erste, welcher sich an ihn wagte, indem er bereits 1621 seine Indignationem in Theonem Ludimagistrum Ex-Iesuitam, Laudatorem ineptissimum eminentissimi Cardinalis Valetae, wider ihn schrieb. Auf ihn folgte der Parlements-Advocat, Carl Feramus, dann Menage, Hadrian de Valois u. s. f. Sehr viele darunter sind wahre Meisterstücke des boshaften Witzes, daher Hadrian de Valois sie schon 1643 zusammen drucken ließ, worauf man sie 1655 zu Nürnberg wieder auflegte, und da sich diese Ausgaben selten gemacht hatten, so gab Sallengre sie in der gleich zu Anfange genannten Schrift von neuem heraus. Sie verdienen, daß ich noch ein Paar Augenblicke dabey stehen bleibe. Sie sind theils in lateinischer, theils in französischer Sprache abgefaßt.

I. In lateinischer Sprache.

1. Macrini Parasitogrammatici ἡμερα, d. i. Geschichte eines Tages des Montmaur; ein lateinisches Gedicht von dem Parlements-Advocaten Carl Feramus, von welchem man theils noch einige Gedichte, theils noch ungedruckte Commentarien über das Landrecht von Boulonois hat. Vor dem Gedichte siehet man den Montmaur zu Pferde, welcher noch nicht gegessen hat, und daher nach der Thurm-

uhr

uhr blickt, welche über zwölfe weiset. Er geräth darüber in Verzweifelung, und treibet seinen Rossinante mit Spornen und Schlägen an; aber vergebens, der dürre ausgemergelte Gaul gehet seinen trägen Schritt ungestört fort, vermuthlich weil er kaum den noch gehen kann. Zur Vergrößerung des Unglückes verfolgen ihn auch noch die Hunde, und zerren an einer alten Decke, welche die Stelle der Schabracke vertritt. Unter dem Kupfer lieset man folgende Verse:

In furias agitur virgaque et calcibus urget
Impatiens lassum nil miseratus equum;
Scilicet impranlus duodenam suspicit horam
Parceret an tardo tunc Parasitus equo.

Das Tagewerk ist in vier Theile getheilet. Erster Theil. Montmaur setzt sich in aller Früh zu Pferde, und reitet in der Stadt herum, eine Mittagsmahlzeit zu erhaschen. Nachdem er an verschiedenen Orten abgewiesen worden, wird er endlich bey dem Präsidenten de Mesmes angenommen. Er setzt sich zu Tische, und nachdem er weidlich gegessen und getrunken hat, so fällt ihm sein Gaul ein, der indessen Hungers sterben will, und er bittet den Präsidenten sich seiner gleichfalls zu erinnern. Ferramus drückt das sehr schön so aus:

Postquam lassa fames, ardorque resedit edendi,
Incaluitque mero Macrinus, torquet in omnes
Lumina convivas, et nos, ait, ecce beati
Vivimus; at similis non est fortuna caballi.

Heu! male jejunum laſſatumque arduus ille
Iupiter aſpexit, ſed non occurrit egenti;
Tu melior Memmi, perituroque aequior unus,
Speratam ſpondes demum indulgere ſalutem
Et ſervare duos vis exoratus in uno.
Sic fatur, vinoque humentia lumina terſit
Pro lacrimis; riſit Paraſiti rhetoris artem
Memmius et riſu ſanxit ſua vota roganti.

Montmaur fängt nunmehr an die Alten, ſo wie die Neuern, die Lebendigen und die Todten über ſeine boshafte Zunge ſpringen zu laſſen, bis endlich der Präſident ihn ſchweigen heiſſet, und ihm drohet, daß er ihm ſonſt ſeine Tafel auf immer verbiethen wolle. Zweiter Theil. Die Tafel wird aufgehoben, und man ſtehet auf; aber zum großen Verdruſſe des Montmaur, der immer mehr Appetit bekommt, je mehr er iſſet. Plötzlich ſchlägt ihn ſein Gewiſſen wegen ſeiner Verläumdungen; doch nur, weil er befürchtet, künftig nicht mehr angenommen zu werden. Zu dem Ende bittet er den Präſidenten auf das demüthigſte um Vergebung, und da er ſie erhält, ſo iſt er vor Freude auſſer ſich; er will dem Präſidenten zu Füſſen fallen, ſtolpert aber und fällt ſich das Geſicht blutrünſtig. Dritter Theil. Montmaur gehet aus dem Zimmer, ſich das Blut in dem Geſichte abzuwiſchen, und ſiehet bey dieſer Gelegenheit nach ſeinem Gaule. In dem Stalle findet er das Stallgeſinde eſſen, ſetzt ſich zu demſelben und iſſet mit einem ſolchen Heißhunger, daß in kurzem nichts mehr übrig iſt. Zugleich trinkt er ſo viel und ſo lange, daß er endlich

umfällt, und wie ein Sack da liegt. Die Stallknechte fangen an, um ihn herum zu tanzen und zu singen; aber, wer nicht erwacht, ist Montmaur, der nur desto stärker schnarcht. Vierter Theil. Endlich fangen sie an, ihn mit ihrem Harne zu benetzen, und würden ihn noch benetzen, wenn nicht ein alter Eseltreiber ihn aus Mitleiden auf die Seite geschaffet hätte. Dies ist der Inhalt des Gedichtes, welches sehr schöne Stellen hat, und größten Theils in einer reinen, fließenden und dichterischen Sprache geschrieben ist.

2. Vita Gargilii Mamurrae Paradisitopaedagogi &c. Leben des Erzschmarozers Montmaur. Aegid. Menage verfertigte dieses Leben bereits 1636. Es scheinet, daß es anfänglich nur handschriftlich herum gegangen ist, bis Valois es in der oben gedachten Sammlung 1643 abdrucken ließ, und Menage es nachmals auch in seine Melanges, Paris 1652. 4, aufnahm, aber viele Veränderungen und Zusätze darin anbrachte. Es war dies des Menage erstes Werk, der damals nur 24 Jahr alt war; nichts desto weniger ist es so voll Witz und Laune, daß man es immer für des Menage Meisterstück gehalten hat. Die Ironie wird darin vom Anfange an bis zu Ende auf das vollkommenste unterhalten, und es enthält keine Zeile, ja kein Wort, welches nicht seine Wirkung thäte. Witz und Gelehrsamkeit gehen darin in gleichem Schritte, und die Sprache ist so rein, daß man einen Schriftsteller aus dem goldnen Zeit-

alter zu lesen glaubt. Es ist keines von denen Stücken, deren größtes Verdienst die Neuheit ist; je öfter man es lieset, desto schöner findet man es. Vor dem Leben stehet ein Kupfer, worauf man einen großen Kochtopf siehet, in welchem Montmaur stehet, und den um ihm her versammelten Köchen und Küchenjungen ein Collegium über die Kochkunst lieset. Darüber stehen die Worte aus dem Virgil: Illa se jactet in aula. Aula und Olla sind einerley, wie aus der Aulularia des Plautus erhellet.

3. Gargilii Macronis Parasitosophistae Metamorphosis, d. i. Verwandlung des Schmarotzers Montmaur in einen Papagey. Ein sehr schönes lateinisches Gedicht, von welchem Menage gleichfalls Verfasser ist. Montmaur höret, daß man nur auf den Parnaß klettern dürfe, wenn man ein vortreflicher Dichter werden wolle, und so gleich macht er sich auf den Weg. Nachdem er lange herum geirret ist, kommt er endlich daselbst an, und bittet die Musen um Erlaubniß, den Berg besteigen zu dürfen, die ihm aber abgeschlagen wird. Montmaur will den Berg mit Gewalt ersteigen, und ob er gleich mehrmals zurück gestoßen wird, so fängt er doch immer wieder von vorne an, bis sich endlich Jupiter darein mischt, den Unhold zu Boden stürzet, und ihn in einen Papagey verwandelt. Ausser diesen beyden Stücken hat Menage noch verschiedene kleinere Gedichte und Epigrammen sowohl in Griechischer als Lateinischer Sprache auf den Mont-

maur gemacht, worunter manche nicht ohne Verdienst sind.

4. Petri Monmauri Graecarum litterarum Professoris Regii opera in duos Tomos divisa, quorum unus solutam orationem, alter versus complectitur. Iterum edita et notis illustrata a Quinto Ianuario Frontone. Lutetiae, 1643. 4. Das war einer der bittersten Streiche des Hadrian von Valois, der sich unter dem auf dem Titel angenommenen Namen verborgen hatte. Die ganzen Werke seines Helden machen kaum sieben bis acht Octav-Seiten, und mit den Anmerkungen etwa vier Bogen aus. Der erste prosaische Theil ist theils ein unbedeutender Brief, theils ein kleiner Aufsatz wider den Busbec, der von dem Parlamente übel gesprochen hatte. Er gab sie 1632 heraus, da Busbec schon gestorben war, daher er sich nicht verantworten konnte. Der poetische Theil bestehet aus einem Gelegenheitsgedichte auf den Tod des Prinzen Eleonore von Orleans, Herzogs von Frontzac. Alle drey Stücke sind noch unter dem Mittelmäßigen. Die Tronischen Anmerkungen drehen jeden Gedanken des armen Montmaur auf das Lächerliche. Der prächtige Titel hat manchen Bibliographen verleitet, diese Opera für sehr wichtige und ernsthafte Werke zu halten.

5. Attici Secundi G. Orbilius Musca, sive Bellum Parasiticum. Johann Franciscus Sarrasin, Intendant des Prinzen von Conti, ist Verfasser dieses Schmarotzerkrieges, worin Gelehrsamkeit und Laune sehr glücklich vereiniget

sind. Der Verfasser beschreibt darin eine Verschwörung, von welcher Orbilius, d. i. Montmaur, das Haupt ist. Er wirbt eine Armee, welche aus lauter Schmarotzern bestehet, den Parnaß zu bestürmen, und alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, um sich dadurch an den Dichtern zu rächen, durch deren Schuld er von so vielen fetten Tafeln war verwiesen worden. Aber ein einziger Blick von dem Hunger, den diese Herren ärger als den Tod selbst scheuen, zerstreuet die ganze zahlreiche Armee. Orbil wird mehr todt als lebendig gefangen gemacht, und nach Urtheil und Recht gehenket.

6. Monmori Parasitosycophantosophistae, ἀποχυτραποθέωσις. Dieses überaus seltene Stück, welches zu Paris, ohne Meldung des Jahres, in Octav gedruckt wurde, ist von einem ungenannten Verfasser; aber eben keines der vorzüglichsten, indem es eine mittelmäßige Nachahmung des Spieles des Seneca über den Tod des Kaisers Claudius ist. Indessen hat es einzelne gute Stellen, und liefert zugleich manche Anekdoten zu dem Leben des Montmaur. Der Inhalt ist dieser. Montmaur, der seiner Gewohnheit zu Folge, bey einem der Großen in Paris speisen will, schleicht sich in die Küche, um zu sehen, wie sie bestellet ist. Da er einen großen Topf mit drey Füssen über dem Feuer stehen siehet, so will er hinein gucken, plumpt aber selbst hinein, und wird mit dem Dampfe gen Himmel gehoben. Unter Weges begegnen

ihm Jupiter, Saturn und Merkur, die ihn fragen, wer er sey. Nachdem er seinen Namen gesagt, fängt er an, auf den Merkur zu schimpfen, und verlangt von dem Jupiter einen Platz in dem Himmel. Hierauf versammeln sich die Götter, darüber zu rathschlagen, und Merkur nimmt das Wort zuerst, schildert die Unverschämtheit und Laster des Schmarotzers, und verlangt, daß man ihn wie den Tantalus bestrafen sollte, nur daß anstatt des Wassers Wein genommen und Schinken, Bratwürste und andere Gerichte vor ihn gesetzet würden. Da der Schmarotzer, sagt Neptun, jederzeit ein Feind von meinem Reiche gewesen ist, so will ich, daß ihm ein Trichter in den Mund gesetzet werde, und er alles Wasser trinken müsse, was die Danaiden hinein gießen werden. Aber Bacchus dachte anders. Weil, sagt er, Montmaur sein ganzes Leben hindurch auf meinen Altären geopfert hat, so verdient er einen Platz in dem Himmel. Apollo, Momus und Komus geben ihre Stimme auch, und da Jupiter siehet, daß seine Sanduhr ausgelaufen ist, so wäget er die Stimmen; aber da die Wage im Gleichgewichte stehet, und die Sache an sich sehr schwer ist, so verschiebt er das Urtheil bis auf einen andern Tag, und befiehlet dem Montmaur, indessen in dem Luftraume zu warten.

7. Metamorphosis Parasiti in Caballum. In diesem Gedichte, welches über 200 Verse enthält, wird Montmaur in seinen Gaul, und die

ser in den Montmaur verwandelt. Die Verse sind leicht, rein und voller Feuer. Der Verfasser ist Abraham Remi, Professor der Beredsamkeit zu Paris, welcher 1636 starb, aber eigentlich Ravaud hieß, ob man ihn gleich von seinem Geburtsorte, einem Dorfe in Beauvaisis, nur Remi nannte. Er gab seine Lateinischen Gedichte, 1646, in 12. noch selbst heraus. Er besaß überaus viel Witz, eine seltne Lebhaftigkeit, und dabey einen feinen und richtigen Geschmack. Der Vers, worin Remi die zänkischen, streitbaren Philosophen

Gens ratione furens, et mentem pasta chimaeris

nennt, gefiel dem Menage so wohl, daß er seine beste Pfründe darum geben wollte, wenn er ihn gemacht hätte. Sehr gut wird der Contrast geschildert, da der an die fetten Tafeln gewöhnte Montmaur, nachdem er in seinen Gaul verwandelt worden, strenge Diät halten muß, sein ausgemergeltes Pferd aber an seine Statt an volle Tafeln kommt.

8. Monmori Rhetoris de auctorum Satyra et janitorum fuste conquerentis umbra; ein kleines Gedicht eines Ungenannten, der den Schatten des Montmaur citiret. Dieser beklaget sich bitterlich über die wider ihn bekannt gemachten Satyren, über die Prügel, welche er von den Thürstehern bekommen, und über die Unbarmherzigkeit, mit welcher man ihn von den reich besetzten Tafeln vertrieben habe.

9. Iulii Pomponii Dolabellae in Panphagum Dipnosophistam; ein noch kleineres Gedicht von dem Johann Sirmond, dem Neffen des P. Sirmond, Beichtvaters Ludwigs 13, der sich in seinen Streitschriften Jul. Pompon. Dolabellam zu nennen pflegte.

10. Basilii Storgae in Brutidium Epigramma; ein Epigramm von acht Zeilen, von einem Unbekannten.

11. Marci Natalis in Suillium Cupiennionem ad Sextum; auch ein Epigramm von 8 Zeilen, wovon entweder Abraham Remy oder auch Johann Sirmond Verfasser seyn soll.

12. Iani Ursini Mantuani Elegia in Porcium Latronem; ein sehr witziges Gedicht, dessen wahrer Verfasser gleichfalls unbekannt ist. Montmaur wird darin redend eingeführet, wie er den Wein und das Wohlleben der Tafel erhebt. Er erkläret, daß Bacchus sein Apoll, und Ceres seine Muse ist, und daß er keine andere Gottheiten kenne.

13. Horatii Gentilis Perusini de Mamurio Dictatore Epigrammata duo. Wer dieser Horatius Gentilis ist, ist gleichfalls unbekannt.

14. Funus Parasiticum sive L. Biberii Curculionis Parasiti mortualia etc. Ein überaus witziges prosaisches Stück des Nicolaus Rigault, der es schon 1596 zu Poitiers verfertigte, worauf es 1601 zu Paris in 4 ge-

druckt wurde. Es ist nicht eigentlich auf den Montmaur verfertiget, passet aber sehr wohl auf ihn, daher man es von jeher den Schriften wider ihn beygesellet hat. Es befindet sich auch in Kirchmanns Schrift de Funeribus Romanorum, Leiden, 1672. Rigault war erst neunzehn Jahr alt, als er dieses Meisterstück des Witzes verfertigte.

15. Naenia in funere Parasiti Becodiani decantata; eine gereimte Leichen-Prose, wie man sie in den katholischen Kirchen bey den Todtenmessen abzusingen pflegt. Sie fängt sich an:

Dies illa, dies irae
Quae Gommaurum jussit ire
Intra lacum mortis dirae.
Urbs tamen gens atque regnum,
Laetitiae dedit signum,
Lacrymis censens indignum.
Soli gemunt Comedones,
Popinones et Lurcones,
Defuncti commilitones.
De pectore ructant planctus,
Et mixtim prodeunt ructus,
Erumpunt ab imo flatus u. s. f.

II. In Französischer Sprache.

1. Testament de Goulu; ein sehr witziges Gedicht von dem Sarrasin.

2. Requete de Petrus Montmaur, Professeur du Roi en Langue Hellenique à Nosseigneurs de Parlement; ein schönes Gedicht von 300 Versen, welches nur in der Hands-

schrift bekannt war, bis Sallengre es seiner Sammlung einverleibte. Es soll von Menage seyn; wenigstens hat man es unter seinen Papieren gefunden, so wie es auch mit dessen Requete des Dictionnaires viele Aehnlichkeit hat.

3. L' Anti-Gomor; eine Sammlung von 73 Sonnetten, Epigrammen, Rondeaux u. s. f. in welchen bewiesen wird, daß Montmaur ein Schmarotzer, Verläumder, u. s. f. ist; welche doch nicht alle von gleicher Güte sind. Der Verfasser ist ein bekannter Dichter, Charles Vion, Seigneur de Dalibray, von welchem man viele Gedichte und Uebersetzungen in Prosa hat.

4. Metamorphose de Gomor en Marmite; von eben demselben Dalibray. Folgende zwey Verse hat man darin als etwas besonders bemerket:

Son Colet de pourpoint s' étend et forme un cercle,
Son Chapeau de Docteur s' aplattit en couvercle;

weil es die beyden einzigen Wörter dieser Art sind, die sich reimen, und die hier sehr glücklich mit einander verbunden worden.

5. Le Barbon; ein Werk des Balzac, das aber keines seiner besten ist, weil es aus lauter spitzfindigen und fein gesponnenen Gedanken bestehet, welche weder Gründlichkeit noch Wahrscheinlichkeit mehr haben. Es kam zu Paris,

1648, 8, zuerst heraus, und ist seitdem mehrmahls wieder aufgelegt worden.

6. Le Parasite Mormon, Histoire comique. Es erschien zu Paris, 1650, 8 und der Abt de la Mothe le Vayer, der Sohn des berühmten Zweiflers dieses Nahmens, ist der Verfasser. Es ist in Prosa und die stärkste unter allen wider ihn heraus gekommenen Schriften.

* * *

Das sind die in des Gallengre Sammlung befindlichen Stücke; aber sie sind bey weitem nicht alles, was wider diesen Elenden zu seiner Zeit heraus kam. Viele Stücke sind vergessen worden und verlohren gegangen; viele mochten auch nicht des Aufhebens werth seyn. Unter die guten Stücke dieser Art gehören noch drey Französische Gedichte des Scarron, voller Witz und bitterer Laune, und ein Epigramm von Furetiere, welches ich ganz hersetzen will:

Montmaur ne trouve dans la Bible
Rien d' incroyable ou d' impossible,
Si non quand il voit que cinq pains
Rassasierent tant d' humains,
Et que pour comble de merveilles,
Il en resta douze corbeilles,
Bon Dieu, dit il, pardonne moi,
Ce miracle excede ma foi,
Sans doute le texte en ajoute,
Que n' étois-je la pour le voir?
Ie ne crois pas que ton pouvoir
En eut fait rester une croute.

Ferner ein lateinisches Epigramm von d' Espesses, zwey Lateinische Gedichte des berühmten Nicol. Heinsius, und noch ein Epigramm des verkappten Horatius Gentilis. Alle diese Stücke hat Sallengre noch seiner Vorrede einverleibt. In dem letzten wird ihm Schuld gegeben, er habe den Thorwärter in dem Collegio Harcourt ermordet, daher er geraume Zeit im Verhafte gesessen, und sich nur vermittelst des Geldes von dem Stricke befreyet habe. Da von seinen übrigen Gegnern keiner dieses Umstandes gedenket, welchen sie wohl schwerlich würden verschwiegen haben, wenn er gegründet wäre, so ziehet man ihn billig so lange in Zweifel, bis er besser bewiesen wird; denn man muß auch dem Teufel sein Recht widerfahren lassen. Eben so verhält es sich mit der Beschuldigung mit der Sodomiterey, welche in einer von dem Bayle angeführten Schrift wider ihn vorgebracht wird.

Diese Schrift ist in Französischen Versen und hat den Titel: Histoire de la Vie et de la mort du grand Mogor. Außer dem führt er noch ein anderes Gedicht wider den Montmaur an, welches den Titel hat: Eloge historique du Sr. Gomor. Und dergleichen Stücke mögen noch mehrere in den Bibliotheken verborgen seyn.

Ich wiederhole es, was ich bereits zu Anfange dieses Lebens gesagt habe: ich kenne keinen Privat-Menschen, mit welchem sich die Satyre so viel zu schaffen gemacht, oder auf

welchen sie von allen Seiten so viele in Bitterkeit getauchte Pfeile abgeschossen hätte; daher er es denn freylich wohl sehr arg gemacht haben muß. Was ihm dabey noch zum Troste gereichen konnte, war dieß, daß die größten Gelehrten und witzigsten Köpfe seiner Zeit seine Gegner waren.

Hoc tamen infelix miseram solabere mortem
Aeneae magni dextra cadis.

Aber wie verhielt sich der Unhold dagegen? Er, der ungereitzt, die ganze Welt verläumdete, dem es weder an Witz, noch an Unverschämtheit fehlte, sich zu vertheidigen? — Er schwieg und stellete sich, als wenn er alle diese Angriffe verachtete, entweder, weil er sich seinen Gegnern nicht gewachsen fühlte, und dann könnte ihm sein Stillschweigen noch zu einiger Ehre gereichen; oder auch, welches wahrscheinlicher ist, weil er zu unempfindlich war, und keiner dieser Pfeile, so sehr er auch in Galle getaucht war, durch die dicke Haut dringen konnte, welche sein Gefühl umgab.

Um diese seine Unempfindlichkeit abzubilden, mahlte man daher einen Esel, der bis an dem Bauche in Disteln ging, mit der Ueberschrift: Pungant dum saturent.

Bayle wundert sich, daß keiner von der Universität sich seines so verfolgten Mitbruders nur auf einige Art angenommen habe. Ich glaube, man kann daraus den gegründeten Schluß machen, daß er bey allen eben so ver-

haßt und verächtlich war, als außer der Universität. Abraham Remi, der ihn in seinen magern Gaul verwandelte, war sogar sein eigener College, denn er war königlicher Professor der Beredsamkeit.

Eine andere Frage ist freylich, ob sich die bittern Angriffe seiner Feinde auf ihn nach den Grundsätzen einer vernünftigen Moral vertheidigen lassen, und ob sie, wenn er ja die Geißel der Satyre verdiente, die Sache nicht übertrieben haben.

Der Präsident Cousin, der dem Menage nach seinem Tode eine Lobrede hielt, tadelt ihn wegen seiner Satyren auf den Montmaur nicht undeutlich; allein er war auch kein Freund des Menage, denn ob sie gleich eine Zeitlang auf einem sehr guten Fuße lebten, so war doch die Freundschaft von keiner Dauer, denn Menage war einer von den unglücklichen Köpfen, die keinen witzigen Einfall unterdrücken können, sollte er auch den besten Freund kosten. Als Cousin heirathete, machte Menage folgendes Epigramm auf ihn:

Le grand Traducteur de Procope
Faillit à tomber a syncope
Au moment qu' il fut ajourné
Pour consommer son mariage;
Ah! dit il, le pénible ouvrage,
Et que je suis infortuné!
Moi qui fais de belles harangues,
Moi qui traduis en toutes Langues,
A quoi sert mon vaste savoir,

Puisque par tout on me diffame
Pour n' avoir pas eu le pouvoir,
De traduire une fille en femme.

Und von dieser Zeit an wurden sie die unversöhnlichsten Feinde.

---

37. David Joris,

ein Mystiker.

Hat je ein aufrichtiger Schwärmer zu der Klage Ursache gehabt, daß ihm von den herrschenden Kirchen zu viel geschehen, so ist es gewiß dieser. Zwar war er noch glücklich genug, daß er in Frieden alt werden und sterben konnte; allein desto grausamer wüthete man nach seinem Tode wider seine Asche und wider seinen Nahmen. Drey Jahre nach seinem Tode ward sein Körper zu Basel ausgegraben und unter dem Galgen verbrannt, und von dieser Zeit an gibt es kein Schmähwort, mit welchem man ihn nicht begrüßet, und keinen Fluch, mit welchem ihn nicht Katholiken eben so sehr als Lutheraner und Reformirten beleget hätten. Es sey ferne von mir, daß ich sein Vertheidiger werden wollte; er war allerdings ein Schwärmer,

mer, aber ein mystischer oder wenn man lieber will, ein theosophischer Schwärmer, ein Schwärmer von der unschädlichern Art, wie Jacob Böhm, und so viele tausend andere in allen Religionspartheyen zu allen Zeiten gewesen sind, und noch sind; und in so fern verdiente er Mitleiden und Belehrung, vielleicht auch Spott und Verachtung, aber nicht den hohen Grad von Wuth, mit welchem man wohl noch jetzt in theologischen und selbst in litterarischen Schriften sein Andenken zu verfolgen pfleget.

Das Leben dieses Mannes wartet noch auf einen verständigen und unpartheyischen Geschichtschreiber, der mit den nöthigen Nachrichten hinlänglich versehen ist, besonders was seinen Aufenthalt in den Niederlanden vor seiner Niederlassung in Basel betrifft, der noch am meisten einer Aufklärung bedarf. Denn was wir bis jetzt von ihm haben, rühret theils von seinen Freunden, größtentheils aber von seinen Feinden her, die sich mehr mit seinen irrigen Meinungen, welche sie, wie aus dem folgenden erhellen wird, nicht einmahl verstanden, oder wohl gar vorsetzlich verdrehen, als mit den Umständen seines Lebens abgeben, und was sie davon haben, aus Volkssagen und Verläumdungen zusammen raffen. Ich liefere in der gegenwärtigen Nachricht, was ich kann, finde aber für nöthig, zuvörderst diejenigen Quellen anzugeben, welche bis jetzt vorhanden sind, weil daraus die Beschaffenheit der bisher von ihm verbreiteten Nachrichten begreiflich wird.

Die erste Nachricht von ihm machte die Universität zu Basel drey Jahre nach seinem Tode bekannt. Sie ist in lateinischer Sprache abgefaßt und hat die Aufschrift: Dav. Georgii Holandi Haeresiarchae vita et doctrina, quamdiu Basileae fuit; tum quid post ejus mortem, cum cadavere libris ac reliqua ejus familia actum sit. Per Rectorem et Academiam Basilens. in gratiam amplissimi Senatus ejus urbis conscripta. Basel 1559, 7 Bog. in 4; worauf sie noch in eben demselben Jahre zu Wittenberg in 8 nachgedruckt, und auch mit in Schardii Script. rer. Germ. Th. 3 gesetzt ward. Zu gleicher Zeit, als die lateinische Ausgabe in Basel erfolgte, kam daselbst auch eine deutsche Uebersetzung in 4 heraus, welche eben daselbst, 1596, in 8, wieder aufgelegt ward. Vermuthlich ist es eben dieselbe Uebersetzung, welche zu Ulm, 1717, 8, wiederholet ward. Eine andere Uebersetzung befindet sich in den deutschen Actis litterar. Th. 3, S. 139, (Leipzig, 1715, 8.) Eine französische Uebersetzung erschien zu Basel, 1560, 8, und eine Holländische in den Niederlanden. Diese Nachricht ist in Ansehung der historischen Umstände sehr zuverlässig; nur Schade, daß sie nur den letzten Theil seines Lebens betrifft. Allein in Ansehung der ihm beygemessenen Irrthümer verräth sie eben so wenig Kenntniß und Einsicht als alle nachfolgende; daher gab ein ungenannter Anhänger des David Joris noch in dem Jahre 1559, vermuthlich in holländischer Sprache, ei-

ne Widerlegung der baselschen Schrift heraus, welche ich nur aus der Uebersetzung in Gottfr. Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie kenne, wo sie die Aufschrift führet: Gegenbericht auf eine Lästerschrift, genannt, David Georgen aus Holland, des Erzketzers, wahrhaftige Historie seines Lebens und verführerischen Lehre. Sie stehet daselbst zweymahl, nach einer fehlerhaften Uebersetzung, Th. 2, S. 300, und nach einer verbesserten, Th. 4, S. 247.

Als nach des David Joris Tode der Prozeß gegen ihn und seine Schriften erhoben ward, gab die Universität die letztere dem Johann Acronius, einem Medico, der dabey Professor der Mathematik war, sie zu untersuchen, und Bericht darüber zu erstatten, weil er, als ein Friesländer von Geburt, der holländischen Sprache am besten kundig war. Dieser schrieb den 28sten Jul. 1559 einen weitläufigen Brief an einen ungenannten Landsmann, worin er ihm alles, was ihm von dem Joris bekannt war, berichtigte, und ihm zugleich die 45 Irrthümer meldete, die er in dessen Schriften gefunden habe, die denn freylich sehr ungeheuer klingen, weil Acronius die Sprache der Mystik und Theosophie eben so wenig verstand, als des Schwärmers übrige Gegner. Indessen enthält dieser Brief manche sonst unbekannte Umstände, und verdient in Ansehung derselben desto mehr Glauben, weil der Verfas-

ser mit dem Joris umgegangen war, auch seinem Begräbnisse beygewohnet hatte. Er stehet in des Simon Abbes Gabbema Epistolis illustr. et claror. viror. Harlingen, 1663, 8, und mit blos verändertem Titelblatte, Gröningen, 1666, S. 140-167, und ist auch deutsch in Arnolds Zusätzen zu seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, Frankfurt, 1703, 4, S. 299 zu finden. In den Athenis Rauricis wird S. 334 unter Acronii Schriften eine Historia Davidis Georgii cum argumento ejus doctrinae 45 aphorismis expresso, ohne weitere Umstände der Ausgabe angegeben. Das ist unstreitig der jetzt erwähnte Brief; denn eine andere Geschichte hat Acronius vermuthlich nicht heraus gegeben.

Der Zeit der Abfassung nach würde nunmehr Nicol. Blesdiks Schrift folgen müssen; allein, weil sie erst 1642 gedruckt worden, so will ich ihrer weiter unten gedenken. Genug, seit der baselschen Schrift ward öffentlich geraume Zeit lang nichts Erhebliches von dem Joris bekannt. Allein als gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, die Streitigkeiten mit den Wiedertäufern und Joristen in den Niederlanden und Ostfriesland eine neue Lebhaftigkeit bekamen, ward auch des Joris Andenken erneuert, und ihre Gegner unterließen nichts, sein Andenken auf das schimpflichste zu brandmarken. Anton von Deventer, Prediger zu Uttermoer bey Lehr in Ostfriesland, hatte sich Joristischer Irrthümer verdächtig gemacht, wenigstens des Joris Wunder-

buch erhoben und empfohlen, daher die Geistlichkeit von Ostfriesland 1590 eine Versammlung hielt, und dreyen Predigern, Johann Brummelkamp, Petrus Gellius, und Johann Mercator, und dem Ubbo Emmius, der damahls Rector zu Lehr war, auftrug, das Wunderbuch zu untersuchen. Die drey Geistlichen überließen die Sache dem Schulmanne, und dieser zog die Sätze, welche ihm irrig schienen, heraus. Allein, Anton fand darin die Meinung seines Freundes nicht, sondern behauptete, daß Emmius den Joris nicht verstanden, und ihm daher Irrthümer angedichtet habe, die ihm nie in den Sinn gekommen wären. Emmius fing seine Untersuchung von neuem an, las auch andere Schriften des Joris und gab nunmehr heraus: Ein grundtlick Bericht van der Lere und Geist des Erzketters David Ioris. Ohne Ort, 1597, 8; und mit dem etwas veränderten Titel: Grondelicke Onderrichtinghe u. s. f. Middelburg, 1599, 8. (S. davon Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 25, und Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 258.) Was Emmius in dieser Schrift von des Joris Leben bekannt machte, war, ausser dem, was er aus der Baseler Schrift hatte, sehr unzuverlässig, und zum Theil aus Volksnachrichten und Gerüchten hergenommen; die irrigen Meinungen aber waren lauter aus dem Zusammenhange gerissene Sätze.

Da auch zugleich ein Arminianer Caspar Grevinchovius 1599 in holländischer Sprache einen

gründlichen Bericht von der Taufe und Wiedertaufe herausgab, worin des David Joris gleichfalls nicht zum Besten gedacht wurde, und auch mehrere in den Schriften dieser Zeit sein Andenken verunglimpften, so gab einer seiner Anhänger, der sich unter dem Nahmen D. Andreas Huygelmumzoon verbarg, in holländischer Sprache eine Widerlegung der groben, unverschämten und greiflichen Lügen des Ubbo Emmen — wider das Leben und Lehre des David Jorissoon, heraus, wobey zugleich auch Entdeckung der Lügen und Unwahrheiten des Caspars Grevinchovii und anderer Lästerer — widerlegt werden. Ohne Ort, 1600, 12; welche Schrift Gottfr. Arnold in einer Uebersetzung ganz in seine Kirchen- und Ketzerhistorie, Th. 4. S. 262 eingerücket hat. In Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 249, wo dieser Schrift bey Gelegenheit der obigen Schrift des Emmius gedacht wird, heißt es, Emmius habe nie erfahren können, wer der Verfasser dieser Schrift sey. Dagegen wird in Joh. Andr. Schmids Introd. Sagittariana in Histor. eccles. Th. 2, S. 679 versichert, Emmius habe in der folgenden Gegenantwort ausdrücklich versichert, daß des Joris Schwiegersohn, Doct. Bernhard Kirchen unter dem angenommenen Nahmen verborgen sey.

Emmius, der war in dieser Schrift zu bitter widerlegt worden, als daß er hätte schweigen können. Er gab demnach heraus: Den David-Iorischen Gheest in Leven ende Leere u. s. f.

Haag, 1603, 8; worin er seines Gegners Gründe zu widerlegen, und die dem Joris Schuld gegebenen Laster und Irrthümer weitläuftiger zu behaupten sucht. Aber ohne auch hier auf den Grund seiner ganzen Schwärmerey zu gehen, und die Quelle und den Umfang derselben zu zeigen, läßt er es wieder bey einzelnen, theils wahren, theils mißverstandenen und übertriebenen Irrthümern bewenden, und begnügt sich zu zeigen, daß Joris alle Ketzereyen der ersten Kirche in sich vereiniget habe. S. von dieser Schrift: Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 250 und Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 27.

Auf diese Art hätte der Streit ewig dauern können; allein da der Gegentheil nunmehr schwieg, so blieb er vor der Hand liegen. Doch da die Secte in Niederdeutschland fortdauerte, und es folglich mit der orthodoxen Kirche immer etwas zu streiten gab, so kamen in der Folge von Zeit zu Zeit ähnliche Schriften heraus. Eine der bekanntesten ist die, welche Jacob Stolterfoth, Prediger zu Lübeck, unter dem Titel herausgab: Historia von David Georgen, einem heillosen Mann und gotteslästerlichen Ketzer, aus Jac. Aug. Thuano, Jobe Fincelio, Ad. Henric-Petri, Joh. Wigando und Luc. Osiandro zusammen gezogen, mit angefügten Notis und Erinnerungen. Lübeck, 1635, 19 Bog. in 4; und mit Weglassung der Anmerkungen und Ausschweifungen, auch in Thomasii Hist. der Weisheit und Thorheit, Th. 1, S. 60 f. Man

würde sich sehr irren, wenn man hier neue, so wohl historische als dogmatische Aufklärungen erwarten wollte, indem Stolterfoth ausser den auf dem Titel angegebenen Schriften, die doch nur beyläufig von dem Joris gehandelt haben, ganz der Baselschen Schrift folgt; man findet hier folglich nichts, als die alten bereits bekannten Beschuldigungen in die plumpesten Schmähungen eingewickelt. Die Anmerkungen des Verfassers sind so elend als möglich, und bestehen nicht einmahl aus Widerlegungen des Schwärmers, sondern aus einem allgemeinen überall zusammen gerafften, und mit Schmähungen gewürzten Allerley. Hier ist der Anfang seiner Anmerkung zu der Baseler Execution, S. 99, zur Probe. „Daß „Gotteslästerer billig mit Ernst zu strafen, und „ein Exempel an ihnen zu statuiren sey. Die „Obrigkeit zu Basel erkennet das für billig und „recht, und wird demnach mit dem verstorbenen „David Georg und seinen Schriften und Contrafey ein solcher Prozeß angestellet, daß andre „für solchen Greueln einen Abscheu haben mögen. „So befahl Gott der Herr selbst, daß man jenem „Lästerer mußte hinaus für das Lager führen, und „mit Steinen zu todt werfen, und machte dabey „die ernstliche Verordnung: welcher des Herren „Nahmen lästert, der soll des Todes sterben, die „ganze Gemeine soll ihn steinigen. Welches Urtheil auch an den Naboth und Stephano vollzogen, welche man für Gotteslästerer gehalten und angeklagt, wiewohl ihnen daran groß

„Unrecht geschehen", und so gehet das Gewäsch noch Paar Seiten fort.

Ein Paar Jahre darauf machte sich ein Prediger im Eyderstädtischen, Christian Moldenits, in dessen Gegenden sich des Joris Anhänger damahls gleichfalls sehr ausbreiteten, viel mit ihnen zu schaffen. Er schrieb zwischen 1633 und 1643 so wohl eine Historie des Lebens und der Schriften des David Joris in zwey Theilen; als auch einen kurzen und summarischen Inhalt der Lehre und des Glaubens des David Joris, 1642, und auch in Arnolds Kirchenhist. Th. 4, S. 232; ingleichen ein Bedenken, was von der suspecten David Joristen ihrer zweifelhaft gesetzten Confession zu halten. Einige andere ähnliche Schriften hinterließ er bey seinem Tode handschriftlich. Ich kenne die erste Schrift nur aus Mollers Cimbriam litteratam, habe aber Ursache zu zweifeln, daß sie einige neue Aufklärung sollten gewähren können.

Während der Unruhen, welche diese Secte in dem vorigen Jahrhunderte erregte, erschien auch eine Schrift, welche allem Ansehn nach das beste Licht in der Geschichte dieses Mannes hätte anzünden können. Ich meine die Schrift des eigenen Schwiegersohnes des Joris, des Nicolaus Blesdijk, welche er bereits 1559 und 1560 aufgesetzet hatte, welche aber erst jetzt unter dem Titel herauskam: Historia vitae, doctrinae ac rerum gestarum Dav. Georgii, Haeresiarchae, conscripta ab ipsius genero, Nic. Blesdikio.

Nunc primum prodit in lucem ex musaeo Iac. Revii. Deventer, 1642, 8, wo sie 189 Seiten ausmacht. Blesdik hieß eigentlich Nicolaus Mainardi oder Mainerits, bekam aber von seinem Geburtsorte Blesdiik bey Steenwich, der Gewohnheit dieser Zeit zu Folge, den Namen Blesdik. Er hatte, wie es scheint, studieret, mochte aber in den Wissenschaften nicht weit gekommen seyn, indem er sich zu den niederdeutschen Wiedertäufern hielt, und bey dieser Gelegenheit dem Joris bekannt wurde, der ihn mit nach Basel nahm, und ihm wenige Jahre vor seinem Tode seine Tochter zur Ehe gab. Allein, entweder mochte er seines Schwiegervaters Schwärmerey einsehen, oder als ein Gelehrter auf die Ehre, das Haupt der Secte zu seyn, Anspruch machen; genug, er entzweyte sich mit seinem Schwiegervater, der ihn denn förmlich in den Bann that, in welchem Banne er sich noch befand, als das Ungewitter in Basel über des Joris Familie ausbrach. Da er also bereits mißvergnügt war, so gab er entweder aus Rache, oder um sich bey dem Rathe zu Basel ein Verdienst daraus zu machen, 1559 eine Schrift ein, worin er alle Irrthümer des verstorbenen Joris entdeckte, sich aber dabey ausbedang, daß man sie nicht bekannt machen sollte *). Dieser Aufsatz scheinet die erste Grundlage zu der gegenwärtigen Schrift gewesen zu seyn, denn S. 61 heißt es,

*) Ich entlehne alle diese Umstände aus des Acronii oben genannten Briefe.

nachdem er seines Schwiegervaters Irrthümer erzählet hatte: Scripta vel potius in chartis annotata fuerunt haec in inclyta Basilea, a 1559, et nunc denuo ex schedis non modo disjectis et laceratis et situ obductis recollecta, mense Aug. 1576; woraus erhellet, daß er damahls noch gelebt haben müsse. Er ward nach dem Vorgange in Basel, und nachdem er sich von der Secte losgesagt hatte, Prediger in der Pfalz, wo er auch gestorben ist. Indessen war diese Schrift nur ein Theil eines größern Werkes, worin er die ganze Geschichte der Wiedertäufer vorgetragen hatte, welches aber verlohren gegangen ist. Blesdik wollte, aus einiger Achtung vor seinem Schwiegervater, diese Schrift bey seinem Leben nicht drucken lassen, obgleich Abschriften davon bekannt geworden zu seyn scheinen. Eine derselben kam nach seinem Tode an den Ubbo Emmius, der sie in seinen oben gedachten Schriften nützte und heraus zu geben versprach, aber nicht Wort hielt, bis sie nach dessen Tode an den Jacob Revius kam, der sie endlich herausgab. Blesdik hätte freylich die besten Nachrichten von dieses Mannes Leben geben können; allein es scheinet doch, daß er sich in Ansehung seiner frühern Jahre mit Gerüchten und Volkssagen behelfen müssen. Die Schrift ist selten, aber sonderbar ist es freylich, daß Arnold in seiner Ketzergeschichte, der den Joris eben so sehr, als alle übrige Schwärmer unter seine Flügel nimmt, von dieser Seltenheit einen Grund hernimmt, ihr ganzes Daseyn zu bezweifeln. S.

von diesem Buche Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 255, und Clement Bibl. cur. Th. 4, S. 293.

Von geringerer Bedeutung sind: Historia Davidis Georgii, welche aus der baselschen Historie, Ubbone Emmio, Blesdikio und andern kürzlich zusammen getragen. Ohne Ort und Jahr in 4; Fridrich Jessens, damahligen Diaconi zu Tönningen, aufgedeckte Larve David Georgii. Kiel, 1670, 8; worin er, wie er selbst gestehet, seines Schwiegervaters, des obigen Moldenitii Schriften vorzüglich gebraucht hat; und endlich, Carl Gottl. Zeidlers Disp. sistens historiam Dav. Georgii ejusque asseclarum. Wittenberg, 1701, 4. Der kurze Auszug aus des berufenen Ketzers David Georgii Lehr und Leben, ohne Ort, 1699, 8, soll von einem Anhänger des Schwärmers, und eine versteckte Vertheidigung desselben seyn.

Gottfried Arnold handelt in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte zweymal von dem Joris; einmahl Th. 2, S. 286-292, wo er dessen Geschichte und Irrthümer aus den bisher gedachten Quellen, doch mit sichtbarer Theilnehmung, erzählet, und darauf von S. 293-311 verschiedene Vertheidigungsschriften desselben ganz einrückt und das zweytemahl, Th. 4, S. 232-433, wo er verschiedene Schriften theils David Joris selbst, theils seiner Anhänger und Gegner abdrucken lassen. Das wichtigste darunter ist die Uebersetzung des Lebens Dav. Joris aus einer

niederländischen Handschrift, dessen Verfasser sich zwar nicht genannt hat, aber seinen Held genau gekannt zu haben scheinet. Er ist freylich ein Anhänger und Verehrer desselben, daher er auch alle Umstände in ein mystisches Licht stellet, und an alle seine Offenbarungen von ganzem Herzen glaubt; allein es enthält doch viele bisher unbekannte Umstände, und ist sehr ausführlich, nur Schade, daß es nur bis 1539 geht.

Ausser diesen fehlt es auch nicht an Schriftstellern, welche beyläufig, mit mehr oder weniger Umständlichkeit von ihm gehandelt haben, wohin ausser den Verfassern der Kirchengeschichte, und besonders der Geschichte der Wiedertäufer, besonders folgende gehören: Christian Wurstisen oder Urstisius in seiner Baseler Chronik, S. 632 f. David Gerdes in Miscellan. Groening. Th. 2, S. 688 f. Gerh. Brandt in der Histoire de la Reformation des Païs-Bas, Th. 1, S. 65 f. Joh. Franc. Foppens in der Bibl. Belg. und andere mehr.

Ich liefere hier aus den vornehmsten der jetzt genannten Quellen sein Leben so umständlich, als es meine gegenwärtige Absicht verstattet.

David Joris oder vollständiger Jorisson, Lat. Georgii war ein Niederländer von Geburt und bekam den Zunahmen, nach niederdeutscher Art von seinem Vater Jörge oder George von Amersfort. Bey seinem nachmahligen Aufenthalte zu Basel, nannte er sich Johann von Brügge, und in dem Prozesse des Rathes zu Basel

gegen seinen Leichnam machte man ihm aus dieser Veränderung seines Nahmens ein Verbrechen. Allein in des verkappten Huygelmumzoons Apologie wird versichert, daß er diesen Nahmen bereits in seiner Jugend geführet habe, indem er ihm nach catholischer Art in der Firmelung nach seinem Großvater sey ertheilet, er auch bey seiner Verheurathung zu Delft öffentlich unter demselben sey aufgebothen worden; welches auch in dem von Arnold heraus gegebenen ungedruckten Leben bestätiget wird.

Der Stand seines Vaters wird sehr verschieden angegeben. Seine Gegner machen einen Spielmann oder Schwerttänzer, seine Anhänger aber einen klugen Kaufmann aus ihm. In dem ungedruckten Leben bey Arnold heißt es, er sey ein Krämer zu Delft gewesen. Nach eben demselben Leben war seine Mutter, welche mit dem Vornahmen Maria hieß, in diesen Gegenden fremd, und war von ihren Aeltern und Freunden flüchtig geworden, wovon aber die Ursache nicht angegeben wird.

Diesen seinen Aeltern ward er zu Delft 1501 gebohren. Er hatte in seiner Jugend mit vielen Krankheiten zu kämpfen, und verrieth sehr frühe einen Hang zur Schwermuth, daher er immer niedergeschlagen war, und sich in sich selbst zu ziehen suchte; ein Temperamentsfehler, der erste und vornehmste Grund seiner nachmahligen Schwärmerey war. Er wurde wie andere seines Alters zur Schule ge-

halten, und war, wie es scheinet, zum Studieren bestimmt; allein er hatte nicht die geringste Neigung dazu, sondern mahlte in der Schule Männerchen; auch ein Umstand der einen andern Schlüssel zu seiner nachmahligen Rolle gibt, indem daraus erhellet, daß die Einbildungskraft bey ihm vorzüglich stark gewesen. Eine lebhafte Einbildungskraft und ein dickes schwarzes Blut sind die besten Ingredienzien, einen Schwärmer der ersten Classe zu bilden, und aus allen Umständen erhellet deutlich, daß sich diese in reichem Maaße bey ihm fanden. Dazu kam noch eine starke Dosis Ehrgeitz, denn der vornehmste Grund, der ihn bestimmte, sich den bildenden Künsten zu widmen, war ausser seiner eigenen Neigung die Betrachtung, von der vorzüglichen Achtung, in welcher Künstler bey den Großen der Erde stehen.

Unter den Zweigen der Kunst wählte er sich die Glasmahlerey, und ward daher von seinen Aeltern zu einem Künstler dieser Art in die Lehre gethan. Allein nach ein Paar Jahren veruneinigte entweder er oder sein Vater sich mit seinem Lehrherrn, daher er denselben verließ, und wieder zu seinen Eltern ging, die ihn in ihrem Kramhandel gebrauchten. Bald darauf verlohr er seinen Vater nebst zwey Brüdern und vier Schwestern an der Pest, und da er in seinem väterlichen Hause nunmehr seinen Vorschmack von der Handlung be-

kommen hatte, so kam er um 1520 zu einem sehr reichen Kaufmann, der von seiner Treue und seinem stillen, frommen Betragen so eingenommen, daß er ihm auch seine einzige Tochter versprach, wenn er bey ihm bleiben und ihm treulich dienen wollte. Allein David hatte keine Neigung, weder zur Handlung, noch zu der Tochter, und sein ganzes Herz hing an der Kunst, daher er unter dem Vorwande, seiner Mutter in ihrem Krame beyzustehen, seinen Gönner verließ, sich aber sogleich wieder zu einem Glasmahler begab, bey welchem er so viel Eifer und Geschicklichkeit zeigte, daß er bereits nach einem Jahre losgesprochen werden konnte.

Man sagt, daß Joris in seiner Kunst vortreflich gewesen, und bey der Stimmung, welche die Fähigkeiten seines Geistes bekommen hatten, ist solches sehr begreiflich. Indessen ist mir noch nicht ganz deutlich, was für einen Zweig der Kunst er eigentlich bearbeitet habe. Der gemeinen Versicherung nach war er ein Glasmahler, und dieses könnte seyn, indem zu der damahligen Zeit die Glasmahlerey noch im Flor und Ansehen stand. In dem von Arnold aus dem Holländischen übersetzten Leben Joris, worin der frühere Theil seines Lebens am umständlichsten bearbeitet wird, heißt es gleichfalls, daß seine Neigung auf „die Kunst auf Gläser „zu schreiben oder zu mahlen gegangen; beson-

„ders

„ders weil vortrefliche reiche Leute, die einen „großen Nahmen hätten, selbige ihre Kinder „lerneten, ja solche Künstler auch bey Kaisern, „Königen und Bischöfen, Päpsten und Cardi„nälen, die diese Kunst gelernet, sehr lieb und „werth wären, und sie an ihrer Seite mit „den Edelsten sitzen, und auf ihren Kleidern „Gold, Seide und Juwelen tragen könnten.“ Bald darauf heißt es eben daselbst von seinem Aufenthalte in England, er hätte nebst seinen Gehülfen bey dem Lord Schatzmeister geschnitten, aus welcher Stelle zu erhellen scheinet, daß er ein Juwelier oder Steinschneider gewesen. Indessen wüßte ich doch nicht, daß weder die Glasmahler- noch Steinschneiderkunst zu dieser Zeit so beliebt gewesen, daß Fürsten und Herren selbige ihre Kinder hätten lehren lassen.

Dem sey nun wie ihm wolle, Joris war in seiner Kunst geschickt, und ging, nachdem er von seinem zweyten Meister war losgesprochen worden, auf die Wanderschaft. Er nahm seinen Weg nach Frankreich, und ging von Antwerpen nach Valenciennes, und Calais, wo er sich mit einem andern von seiner Kunst zu dem Lord Schatzmeister von England in Dienste begab, der sie auf sein Gut nach Basingstock, 55 Meilen von London schickte, wo sie für ihn schneiden mußten. Der Lord Schatzmeister wird zwar nicht genannt; allein

der Zeit nach zu urtheilen, kann es kein anderer gewesen seyn; als der berühmte Thomas Howard, Herzog von Norfolk, welcher nach geleisteten vieljährigen getreuen Diensten beynahe ein Opfer der Eifersucht Heinrichs 8 geworden wäre, wenn nicht der Tod des Tyrannen ihn noch zu rechter Zeit von dem Blocke befreyet hätte.

Joris blieb nebst seinem Kameraden nicht lange bey dem Schatzmeister; denn er gerieth in einen Streit, (man sagt nicht mit wem und warum,) und ging mit seinen Gehülfen nach London, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, und viel Geld verdiente, aber weil er die Englische Luft nicht vertragen konnte, 1524 wieder nach Antwerpen, und von da nach Delft ging.

Hier ließ er sich nun noch in eben demselben Jahre nieder, heirathete eine Diertgen (Dorothea) Willems, von welchem Stande sie war, wird nicht gemeldet, und fing an, seine Kunst auf seine eigene Rechnung zu üben. Wie wohl hätte er gethan, wenn er dabey geblieben wäre!

Joris hatte bey seinem natürlichen Hange zur Schwermuth bis dahin eingezogen und tugendhaft gelebt, und alle Kräfte seines Geistes bloß auf seine Kunst gerichtet, daher es nicht scheinet, daß er bis dahin der Religion eine größere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, als bey einem jeden andern katholischen Christen gewöhnlich ist, und als zu einem äußerlich

tugendhaften Wandel erfordert wird. Allein nunmehr bekam seine Seele plötzlich eine andere ihr bisher unbekannte Richtung. Die wenig Jahre vorher in Sachsen angefangene Reformation spannete alle Geisteskräfte in und ausser Deutschland auf die Religion. Diese war unter der Leitung des Römischen Stuhles seit vielen Jahrhunderten zu einer Menge bloßer kalter Uebungen herab gesunken, woran nicht nur das Herz keinen Theil nahm, sondern welche gerade so gestimmet waren, daß sie alle Thätigkeit des Herzens unterdrückte und tödtete. Der Mensch war eine bloße Maschine geworden, welche nichts weiter empfand, that und glaubte, als was seine ehrgeitzigen und eigennützigen Hirten für gut befanden. Endlich erwachte der menschliche Geist, der so lange geschlummert hatte; er lernte einsehen, daß die Religion zu etwas bessern bestimmt sey, als zu einem ehernen Glauben an das, was andere ihm vorzuschreiben gut fanden, und zu einer kalten Werkheiligkeit, welche das Herz ungebessert ließ. Man lernte einsehen, daß die Religion vornehmlich um der untern Kräfte des Geistes willen da sey, und diese in Bewegung setzen, auf diese wirken müsse.

Die schwere Frage war nur, wie weit diese Einwirkung gehen könne und müsse. In der Römischen Kirche war sie theils ganz gehemmet, theils auf Gegenstände gerichtet, wel-

che für das gesellschaftliche Leben ganz unfruchtbar waren, und nur den Seckel des Heiligthumes bereicherten. Jedermann sahe, daß dieser Mißbrauch abgestellet, und der Religion eine andere Richtung auf das Herz gegeben werden müsse. Aber welche? und in welchem Grade? Diese Frage war allerdings sehr schwer zu beantworten, und noch schwerer, wo nicht gar unmöglich, das gehörige Maß in der Ausübung zu treffen und zu erhalten. Das Buch, welches die Vorschrift der Religion enthalten sollte, und welches nunmehr Freund und Feind um Rath fragte, gab nur einzelne unbestimmte Winke, worin ein jeder seine Befriedigung zu finden glaubte. Was Wunder, daß der menschliche Geist, nachdem er die willkührlichen Fesseln des Aberglaubens einmal zerbrochen hatte, eine Zeitlang in der Irre herum streifte, und wie in allen ähnlichen Fällen den ganzen Kreislauf des Irrthums durchlief, ehe er die goldene Mittelstraße fand, auf welcher er nur allein zu dem Ziele gelangen konnte. Daher waren denn die ersten Jahre der Reformation so stürmisch, in jedem Verstande stürmisch, bis der menschliche Geist die Hefen, die er in der langen trägen Ruhe gesammelt hatte, durch die häftige Gährung ausgestoßen hatte, und nunmehr wieder auf eine Zeitlang zur Ruhe kam.

Alle diejenigen, welche die Nothwendigkeit einer Reformation einsahen, kamen darin

überein, daß die Religion bisher mit einer Menge falscher Lehrsätze sey überlassen und daher von der wahren Thätigkeit auf das Herz abgelenket worden. Allein der Erkenntnißgrund dieser irrigen Lehren brachte die erste große Trennung hervor, indem einige die heilige Schrift nach einer vernünftigen Auslegung, andere aber die eigne innere Empfindung für den Erkenntniß- und Bestimmungsgrund des Glaubens und des Lebens annahmen. Zu jener Parthey bekannten sich die weisesten, vernünftigsten und gelehrtesten im Volke, zu dieser aber die minder aufgeklärten, bey welchen die Einbildungskraft und Begierden der schwachen Vernunft den ohnmächtigen Zügel entrissen, und diese machten nun alle die Arten von Schwärmer aus, welche zur Zeit der Reformation so vieles Unheil anstifteten, und sich wieder in sehr viele Unterarten theilten, je nachdem die herrschenden untern Kräfte mehr oder weniger aufgekläret waren. Eine der gröbsten Art waren die Wiedertäufer, welche in dem Herzen von Deutschland entstanden, sich aber in kurzem auch in den benachbarten Ländern ausbreiteten, und da sie den großen rohen Haufen auf ihrer Seite hatten, unter dem Vorwande des innern Lichtes die schwärzesten Grausamkeiten und Bubenstücke verübten.

Als sich Joris in Delft 1524 häuslich niederließ, machte die Reformation bereits in

dieser Stadt und den umliegenden Gegenden viele Bewegungen. Joris ward bey seinem zur Schwermuth geneigten Charakter und bey seiner lebhaften Einbildungskraft sehr bald auf dieselbe aufmerksam, und fing an, selbst zu prüfen und zu untersuchen, daher er keine Predigt versäumte, und sich unaufhörlich in ein langes Nachdenken vertiefte. Ohne Zweifel würde seine Seele eine bessere Stimmung bekommen haben, wenn sie besser wäre geleitet worden; allein da er ungelehrt war, alles las was ihm vorkam, worunter denn vermuthlich auch schwärmerische Schriften gewesen seyn müssen, woran es damahls nicht fehlte, und den Eindrücken folgte, welche andere auf ihn zu machen gut fanden: so mußte er nothwendig auf Abwege gerathen. Sein eigener trübsinniger Charakter wirkte sehr mächtig mit dazu bey, indem er das, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm als wahr schilderte, mit dem hartnäckigsten Eifer verfolgte.

Eine Zeitlang hing Joris seinen Empfindungen für sich allein nach, und begnügte sich, in seinem Hauswesen, welches bey seiner vielen und vorzüglichen Arbeit zahlreich war, nach seinen Einsichten Tugend und Frömmigkeit zu verbreiten. Allein da er dabey seine Einbildungskraft und Empfindungen immer mehr anstrengte, so ward sein Eifer immer nach und nach lebhafter, und endlich fühlte er sich gar gedrungen, die Mißbräuche in der Römischen

Kirche öffentlich zu mißbilligen und zu tadeln. Besonders eiferte er wider die Prozessionen, und da er das sogar auf öffentlicher Straße that, so brachte er ganz natürlich die Geistlichkeit, welche in diesem Stücke nicht mit sich spaßen läßt, auf das heftigste wider sich auf. Er ward gefangen gesetzt, und würde vielleicht den Scheiterhaufen haben besteigen müssen, wenn er nicht, nachdem er eilf Wochen in dem Gefängnisse zugebracht hatte, auf vieles Vorbitten seiner Freunde mit der bloßen Landesverweisung davon gekommen wäre.

Blesdik und andere von seinen Gegnern versichern, er sey bey dieser Gelegenheit zur Staupe geschlagen, und ihm von dem Henker die Zunge durchbohret worden. In dem Holländischen Leben eines Ungenannten bey dem Arnold, welchem ich hier vornehmlich folge, wird dieser Vorgang umständlich erzählet, aber von dieser Strafe nichts gesagt. Es heißt nur, weil Joris wegen seiner Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt, und besonders bey den Armen sehr beliebt gewesen, so hätte man sich nicht getrauet, die Strafe an ihm öffentlich zu vollziehen, sondern hätte ihn vor der Sonnen Aufgang aus der Stadt verwiesen. Das Jahr, wenn solches geschehen, wird nicht gemeldet; allein es scheinet, daß es sich um oder kurz vor 1530 zugetragen habe. Wo er sich von dieser Zeit an bis 1535 aufgehalten, wird nicht gemeldet;

einmal finde ich ihn in dem Hag, allein gewiß ist, daß er sich diese Zeit über in Holland aufgehalten hat.

Joris war bisher bloß seinen eigenen Einsichten gefolget, ohne sich zu einer von den vielen Secten zu bekennen, mit welchen die Niederlande damahls eben so überschwemmet waren, als andere Gegenden. Da er indessen nach der Wahrheit begierig war, so hatte er mit den besten Gliedern von allen Umgang, erforschte ihren Geist, hing sich aber an keine, sondern folgte seiner Ueberzeugung, und suchte dabey andere sowohl mündlich als schriftlich zur Frömmigkeit, Tugend und zu einem thätigen Christenthum zu ermahnen. Unter allen Secten machten damahls die Wiedertäufer in den Niederlanden die meiste Bewegung, und es konnte nicht fehlen daß er nicht häufigen Umgang mit ihnen haben sollte, zumahl da sie sich, wegen seines Ansehens, guten Rufes, und seiner guten Einsichten viele Mühe gaben, ihn zu ihrer Parthey zu ziehen. Allein, ob ihm gleich manches an ihnen gefiel, so war ihm doch mehreres anstößig. Besonders mißfielen ihm die vielen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, welcher sich der große Haufe unter ihnen unter dem Nahmen der Religion schuldig machte. Aber er war auch nicht mit allen ihren Lehrsätzen einig, besonders was die Gottheit Christi betraf, welche Joris auf das eifrigste verfolgte. Er hatte daher mehrere Unterredun-

gen mit ihren vornehmsten Lehrern, welche sich aber immer fruchtlos zerschlugen, obgleich Joris in seinem Gemüthe immer unruhiger ward, besonders nachdem sich viele von seinen Verwandten zu den Wiedertäufern geschlagen hatten. Er hörete daher, wie der ungenannte Verfasser seines Lebens sagt, nicht auf, zu beten und zu flehen, daß Gott ihn nicht verlassen, sondern ihm den Weg zeigen möchte, den er gehen sollte. Alles das kann dem Manne, den die rechtgläubige Kirche immer mit den schwärzesten Farben schildert, die sie nur finden kann, bey jedem Unpartheyischen zur Entschuldigung dienen, beweiset wenigstens, daß er nach dem Maße seiner Einsichten, und nach der Stimmung, welche seine Seelenkräfte nun einmahl bekommen hatten, nach seiner wahren Ueberzeugung gehandelt habe.

Bey einem Menschen von so lebhafter Empfindung und Einbildungskraft, als Joris war, sind die Gründe immer die stärksten, welche am mächtigsten auf diese wirken, und einer von dieser Art machte endlich seiner Unschlüssigkeit ein Ende. Er befand sich einmal in einer Gesellschaft von Wiedertäufern und gerieth gar bald mit ihrem Lehrer in eine der gewöhnlichen Streitigkeiten. Um den übrigen kein Aergerniß zu geben, ging er mit demselben allein, und fragte ihn, was für Gründe ihn bewögen, so zu lehren und zu handeln, als er

thäte. Der Wiedertäufer führte sehr schwache Gründe an, welche dem Joris keine Genüge thaten, schloß aber mit der Versicherung, der Herr habe es ihm befohlen, er wolle es auf dessen Wort wagen, und sey bereit, seine Lehre mit seinem Blute zu bestätigen. Dieser letzte Ausdruck hatte eine solche Wirkung auf die Fantasie des Mannes, daß er die Schwäche der vorigen Gründe vergaß, und sich gleich darauf förmlich zu den Wiedertäufern bekannte. Nach dem Blesdik ward er von ihrem Vorsteher, Obbe Philipps umgekauft. Das Jahr wird nicht gemeldet; allein es scheinet, daß solches 1533 oder 1534 geschehen.

Die Wiedertäufer waren damahls wegen der Zügellosigkeiten, die der große Hause von ihnen begangen hatte, überall verhaßt, und daß Joris, nach so langem Zaudern, gerade zu einer Zeit zu ihnen trat, da sie in allen Städten Hollands mit Feuer und Schwerdt verfolget wurden, zeiget wenigstens, daß er seiner Ueberzeugung folgte, und derselben alle übrige Betrachtungen nachsetzte. Sein Zutritt war Triumph für die Wiedertäufer, wenigstens in Ansehung aller derer, welche bisher eben so unschlüssig gewesen waren, als er. Allein, er fing auch gar bald an, die üblen Folgen des von ihm gethanen Schrittes ihrem ganzen Umfange nach zu empfinden. Seine gegenwärtigen Glaubensgenossen wurden jetzt in allen Städten verfolget, und wohin sie nur kamen, da

warteten der Galgen und das Henkerbeil auf sie. Joris wanderte eine Zeitlang von einer Stadt zur andern, aber da er nirgends Sicherheit fand, so beschloß er die Niederlande völlig zu verlassen. Er glaubte, in Strasburg Ruhe zu finden, und reisete daher um Pfingsten 1535 dahin; allein da Leute von seiner Secte hier noch weniger öffentlich geduldet wurden, und ihm, wie er sagte, das wüste lasterhafte Leben aller Arten von Einwohnern anstößig war, so beschloß er über Vließingen in Seeland nach England zu gehen, denn in der Provinz Holland durfte er sich nicht sehen lassen.

Er kam auf dem Rheine in Vließingen an, begab sich auf ein Schiff, welches eben nach London segeln wollte, aber wegen eines heftigen Sturmes wieder umkehren mußte. Joris erfuhr indessen von zwey Fremden, die eben aus England kamen, daß es für Leute seiner Art auch dort nicht sicher sey, und daß man nicht einmal einen Fremden, ohne ihn genau ausgeforscht zu haben, in das Reich lasse. Das bewegte ihn, seinen Entschluß zu ändern, weil er aber wegen seines Unterhaltes in Verlegenheit war, so begab er sich heimlich nach Gorckum, wo er mit Mühe und Noth Arbeit bekam, aber bey aller seiner Geschicklichkeit, für einen so geringen Lohn, daß er als ein Knecht arbeiten mußte. Er hielt sich hier einige Monathe auf, obgleich nicht ohne mehr-

mahlige Gefahr, entdeckt zu werden, daher er sich auch einmal in einem Pesthäuschen verbergen mußte. Allein da seine Frau eben schwanger war, und er ihr in seiner gegenwärtigen Lage nicht die geringste Bequemlichkeit bey ihrer Entbindung verschaffen konnte, so bewegte die eheliche Liebe ihn, wieder nach Delft zu gehen, wo sich seine Mutter aufhielt, so gefährlich es auch für ihn war, weil er bey Leib und Lebensstrafe aus diesem Orte war verwiesen worden. Er kam in der Nacht unerkannt daselbst an, brachte seine Frau zu seiner Mutter, und begab sich zu einem bekannten Künstler, der ihn heimlich in sein Haus nahm, und ihn mit Arbeit versorgte, wobey er sich aber sehr verborgen halten mußte.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum Joris so lange Bedenken getragen hatte, zu den Wiedertäufern zu treten, waren die heftigen und gewaltsamen Maßregeln, zu welchen so viele derselben nicht allein geneigt waren, sondern die sie auch so oft verleiteten, alles mit Aufruhr, Blutvergießen und Verheerung anzufüllen. Joris war von der Unrechtmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt, billigte auch, da er wirklich zu ihnen getreten war, dasselbe nie, sondern gab sich vielmehr alle Mühe, ihnen gemäßigtere Gesinnungen einzuflößen; allein er predigte tauben Ohren, und ward vielmehr von allen heftigen und brausenden Köpfen in seiner eigenen Secte gehasset und verfolget. So verbor-

gen er auch vor der Obrigkeit in Delft leben mußte, so bekannt war er doch den Gliedern seiner Secte, und sie machten jetzt mehr wie einen Versuch, seine glimpfliche Denkungsart zu überwinden, und ihn zu bewegen, gemeine Sache mit ihm zu machen. Man nennet besonders den Johann Dieterich Batenberg, Bürgermeister zu Steenwik, der mehrere Unterredungen, oft zu ganzen Nächten mit ihm hatte, aber ihn nicht wankend machte, so sehr er ihm auch mit der Rache seiner ganzen Parthey drohete. Joris blieb bey seiner Ueberzeugung, lebte tugendhaft, arbeitete bey Tage und schrieb in der Nacht eine Menge kleiner fliegender Blätter, worin er seine Glaubensgenossen zur Frömmigkeit und zu gelinden Maßregeln ermahnete, und welche insgesammt ohne seinen Nahmen, und ohne Meldung des Ortes und Jahres des Druckes heraus kamen. Dadurch machte er sich bey allen von seiner Secte, welche von keiner Mittelstraße wissen wollten, eben so verhaßt, als er bereits außer derselben war, und Batenberg nannte ihn einen naseweisen Schriftgelehrten, der immer Recht haben wollte. Doch Joris ließ sich das nicht anfechten; er hielt sich zu keiner von den vielen Partheyen, worein die Wiedertäufer um diese Zeit getheilet waren, folgte seinen Einsichten im Stillen, wollte auch keinen Lehrer unter ihnen vorstellen, ob er gleich mehrmals dazu gewählet, und mit Auflegung der Hände dazu bestellet ward.

Am weitesten trieben die Batenbergischen und Münsterschen Wiedertäufer um diese Zeit ihren Unfug, sowohl in Gewaltthätigkeiten, als auch in abenteuerlichen Meinungen, welche desto ausschweifender seyn mußten, da der allergrößte Theil von ihn unwissende Leutz waren, welche alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen hatten, daher jeder seinem Kopfe und seinem Willen folgte. Joris gab sich viele undankbare Mühe, sie zu vergleichen, und sie zur Ordnung und Mäßigung zurück zu führen, und da er sich dadurch sowohl, als durch seine vielen Schriften, welche er von Zeit zu Zeit unter ihnen bekannt machte, als einen verständigen und gemäßigten Mann bekannt gemacht hatte, so ward er mehrmals verlangt, ihre innern Streitigkeiten zu entscheiden. Besonders ward er 1536 nach Boekholt im Bisthum Münster verlangt, wo viele Abgeordneten von den Wiedertäufern aus Elsaß, England, den Niederlanden und Niederdeutschland zusammen gekommen waren, über verschiedene streitige Lehrpuncte, besonders über die Wiederbringung der Dinge zu rathschlagen. Joris reisete mit vieler Gefahr zu ihnen, fand aber so viele wüste und unbändige Köpfe, daß er sehr bald alle Hofnung aufgab, sie unter einen Hut zu bringen. Endlich gelang es ihm durch seine Mäßigung, daß er sie verglich und ein Formular aufsetzte, welches sie zwar unterschrieben, aber nachmals nicht hielten. Er kam mit vieler

Gefahr und Beschwerlichkeit und durch große Umwege endlich glücklich und unerkannt wieder in Delft an.

Gleich nach dieser Reise ging in seinem Gemüthe eine merkwürdige Veränderung vor, und aus dem gemäßigt frommen Manne, dessen Frömmigkeit allenfalls einen starken Anstrich von Mystik hatte, ward nunmehr auf einmal ein ausschweifender Schwärmer, der Träume, Gesichte und Offenbarungen bekam. Ich will diese Veränderung zuvörderst mit den Worten seines ungenannten Biographen bey dem Arnold erzählen, doch so, daß ich seine ermüdende Weitschweifigkeit abkürze. „Joris, heißt es daselbst, „bekam nunmehr am ersten ein Einsehen in das „Wort, Gott genannt, wie alle Menschen den „heiligen Nahmen Gottes des Tages über so „liederlich und leichtfertig im Munde führten, „dabey schwuren, sungen, sprachen und fluchten, wie sie wollten. Das fiel ihm nun so „schwer, daß er an alle seine Bekannten schrieb, „sie sollten doch den großen heiligen Nahmen „Gottes bedenken u. s. f. Und als der Eifer „in dem Manne nicht gelöschet war, sondern „er mit Bitten und Flehen über sich selbst anhielt, auch um Christi Art, Geist und Kraft „herzlich bat, ist er auf eine Zeit, als er sich „vor zwey oder drey Lichtern, dabey er allezeit „saß und arbeitete, niedersetzen wollte, entzückt „worden, daß er nicht wußte, ob er lebendig „oder todt war, und lange Zeit unbeweglich da

„stand.“ In dieser Entzückung nun sahe er im Gesichte ein groſses Getümmel auf Erden, und ein heftiges Zusammenlaufen und Niederfallen der Fürsten und Mächtigen der Erde. Als dieß Gesicht vorbey war, schien es ihm als wenn die Wände um ihm her voll nackter Männer und Weiber wären, und da merkte er gleich den Verstand dieses Gesichtes, nehmlich, daß seine Augen so rein seyn müßten, daß er sich an keinem geschaffenen Werke Gottes ärgern dürfe. Als er wieder zu sich selbst kam, war er so abgemattet und müde, als wenn er mehrere Meilen zu Fuße gegangen wäre, nahm aber doch eine Feder und schrieb: „Fahret „weg alle fleischliche Gedanken, ihr seyd der „Tod, ihr nehmet mir das Leben, und verun„reiniget, was heilig und gut ist. Werdet „blind ihr Menschen der Sünde, nicht an den „leiblichen Augen, sondern die Begierde muß „ferne von euch seyn, so daß ihr nicht mehr „durch sie sehet, u. s. f.“ Von dieser Zeit an hatte er mehrere solche Gesichte, verlohr alle bisherige Furcht und Niedergeschlagenheit, und bewies in allen Fällen eine ungewöhnliche Freudigkeit.

Wer mit der menschlichen Natur und dem Gange ihrer Fähigkeiten nur ein wenig bekannt ist, wird sich diesen Vorgang sehr leicht erklären können. Joris, ein von Natur schwermüthiger Mensch mit einer lebhaften Einbildungskraft,

kraft, der aber von Hause aus schüchtern und furchtsam war, hatte bisher mit mancherley Sorgen und Widerwärtigkeiten kämpfen müssen. Er mußte sein Brodt für sich und seine Familie, die er geliebt zu haben scheinet, kümmerlich erwerben, und dabey, um nicht erkannt zu werden, unter dem Dache und in den verborgensten Winkeln des Hauses seines Wohlthäters arbeiten. Dazu kam die beständige Anstrengung, worin sowohl seine eigene Andächteley, als auch der Zustand seiner Secte, seine Fantasie und Empfindungen erhielt, die ihm auch um alle nächtliche Ruhe, indem er sie zu den vielen kleinen Schriften anwandte, welche er nachmahls verbreitete. Nun nehme man noch dazu die beschwerliche, mit so vieler Gefahr und Unbequemlichkeit verbundene Reise, so wird man sich nicht wundern, daß zwey oder drey brennende Lichter auf seine zerrüttete Einbildungskraft eben dieselbe Wirkung hatte, als hundert Jahr nach ihm der Glanz einer gescheuerten zinnernen Schüssel auf den eben so schwachen Kopf des Jacob Böhm that. Einerley Ursachen haben unter einerley Umständen auch einerley Wirkungen.

Er hatte nach dieser ersten Erscheinung noch ungefähr drey Monathe lang immer den vorigen Glanz vor den Augen, und sein Gemüth war nunmehr wie ein Kind, das nichts arges denket, und durch keinen äußern Anblick

zur Wollust gereitzet werden kann. Doch zeugte er in diesem Zustande mit seiner Frau noch einen Sohn, der den Nahmen Gideon bekam; aber er that noch mehr, er schrieb nunmehr fleißiger als vorher, unter andern ein Werk, worin viele unerhörte Dinge vorkamen, und welches gedruckt ist, obgleich bey dem Drucke viele Stellen ausgelassen wurden, weil sie dem Buchdrucker zu unverständlich waren. Vielleicht ist es das Wunderbuch, wo freylich unerhörte Sachen genug vorkommen, denn ob es gleich erst 1542 gedruckt worden, so kann es doch wohl früher geschrieben seyn. Unter andern schrieb er auch häufige Briefe an seine Brüder nach England, Deutschland, Strasburg und Frießland, und alles das schrieb er in der Hitze, wenn er von dem Geiste getrieben, und von dem innern Lichte erleuchtet war.

Vermuthlich gehöret in diese Zeit auch der Brief, welchen er an Luthern schrieb, und welcher sich mit in den Werken des letztern befindet. Er lautet so: „In dem Nahmen „meines Herrn! Höret Martin Luther, ein „Knecht des Herrn, berufen und gestellet zu ei„nem Licht, und Vorgänger des Volks des „Herrn. Sehet, daß ihr euch wohl hüthet, „damit ihr durch eure eigene Weisheit und „Vernunft, auch nicht in krummen Wegen ver„irret. Seyd nicht stolz darin, sondern wider„stehet dem Teufel, dem Eigendünkel, und hü„thet euch, daß ihr nicht dem Volke ein Ver-

„führer, eine Finsterniß und ein Satan werdet,
„und nicht der Strafe Gottes aussetzet, welcher
„euch und mich noch härter strafn und verdammen
„wird, als andere. Wenn wir nicht in dem klei-
„nen aufrichtig und getreu, und mit zerbrochenem
„und gereinigtem Herzen und demüthigen Geiste
„erfunden werden, so wird uns auch nicht das
„größere gegeben und vertrauet werden. Ge-
„bet wohl Acht darauf und überwindet das
„Böse mit dem Guten, auf daß ihr es besitzen
„und leben möget. Hüthet euch vor bösen,
„verkehrten und teufelischen Gedanken, ihr alle,
„die ihr den Engeln des Herrn gleich zu werden
„verlanget. Gott befohlen!“

Da es ganz natürlich ist, daß Fähigkeiten der Seele, welche vorzüglich geübet werden, auch eine vorzügliche Stärke erlangen, so nahm auch Joris in der Schwärmerey mit jedem Tage zu. Damit man sehe, von welcher Art sie gewesen, so will ich seinen gegenwärtigen Gemüthszustand mit den Worten des Ungenannten bey dem Arnold hierher setzen. „Jo-
„ris erfuhr von dieser Zeit an viele Wunder
„von innerlichen Träumen, Gesichten und an-
„dern Erscheinungen; ja den ganzen Tag hin-
„durch sahe und hörte man nichts anders von
„ihm, als des Herrn Wort und Geist, und
„wozu es noch kommen müßte, ehe alles nach
„Gottes Herz und Sinn wäre. Gott ver-
„neuete um diese Zeit alle Dinge nach ihm und

„in ihm, daß er von allem Fleische einen voll„kommnen Abschied nahm; alle sinnliche Lüste „und Begierden verschwanden, und der Geist „trieb ihn so heftig, daß er oft auf dem Bo„den vor Mattigkeit niederfiel, und vor Furcht „und Schrecken vor dem strengen Richter wie „todt da lag. Aber dabey hatte er auch oft sehr „angenehme Empfindungen, und ward von dem „Geiste ermahnet, sich von diesem abgeschiede„nen Sinne nicht wieder trennen oder zur „Sinnlichkeit verleiten zu lassen. Mit einem „Worte, er ward von allen Schlacken und „fleischlichen Begierden völlig gereiniget und „ward wie ein Kind u. s. f.“

Schon an dieser Sprache erkennet man einen hohen Grad der Mystik oder Theosophie, und da diese zur Bezwingung der Begierden eine strenge Mäßigkeit erfordert, so beobachtete Joris auch diese, und aß eine Zeitlang nichts als Sallat. Allein da sein durch die unaufhörliche Anstrengung der Einbildungskraft ohnehin schon entkräfteter Körper, dadurch nur noch mehr abgemattet ward, so mußte er, um nicht ganz zu einem Gerippe zu werden, sich zu einer nahrhaftern Kost entschließen, welches dem Schwärmer freylich hart einging.

So sehr nun auch sein Gemüth Tag und Nacht mit überirdischen Gegenständen beschäftiget war, so legte er doch seine Kunst nicht bey Seite, oder vielmehr sein und seiner Familie Bedürfniß zwang ihn, dieselbe nicht zu ver-

nachlässigen. Zwar machte er sich zuweilen deswegen Vorwürfe, und bildete sich ein, die Sorge für das Zeitliche gehörte noch zu den Schlacken der Sinnlichkeit, daher er denn auch zuweilen beschloß, alles fahren zu lassen, und sich allein auf Gott zu verlassen. Aber der Hunger predigte lauter als die Einbildungskraft, und das wahre Bedürfniß überwand sehr bald das eingebildete.

Bey dem allen finde ich doch nicht, daß Joris jetzt an den gewaltsamen Maßregeln einiger Wiedertäufer, und besonders des Batenburgischen Anhanges mehr Theil genommen, als vorher; vielmehr blieb er, ungeachtet seines Wachsthumes in der Schwärmerey, in diesem Stücke bey seinen gemäßigten Grundsätzen, mißbilligte alle Gewaltthätigkeiten, und suchte allen übrigen Wiedertäufern ähnliche Gesinnungen einzuflößen. Vermuthlich machte er dadurch manche, welche noch nicht ganz verderbt waren, von des Batenburg Anhang abspänstig; wenigstens warf dieser jetzt einen solchen Haß auf ihn, daß Joris sich auch verbergen mußte, wenn er nicht auf dessen Anstiften wollte ermordet werden. Bey den Mennoniſten, den Münsterschen Wiedertäufern, und den Anhängern des Melchior Hofmann um Strasburg war er nicht besser angeschrieben, weil er wider ihre Ausschweifungen eiferte, und sich sowohl mündlich als schriftlich keine Mühe verdrießen ließ, sie zur Ruhe und Stille zu bewegen.

Es scheinet, daß er sich um diese Zeit noch immer zu Delft aufgehalten, wo seine Frau sich bey seiner Mutter befand, er sich aber bald bey diesem oder jenem Freunde verborgen hielt, und entweder arbeitete, oder schrieb und seiner Schwärmerey nachhing. Er ließ sich um diese Zeit bewegen, mit einigen von seiner Secte, die eben so gemäßigt dachten, als er, in das Oltenburgische zu gehen, die Unruhigkeiten unter den Münsterschen Wiedertäufern beyzulegen, und sie zur Ruhe zu vermögen. Die Reise war mit vieler Beschwerde und Gefahr verbunden, weil man den Wiedertäufern überall nachspürete; aber die Reise war vergeblich, weil diese zügellose Rotte von keiner Mäßigung hören wollte, daher Joris unverrichteter Sache wieder nach Delft ging. Da er indessen wegen seiner Friedfertigkeit, Klugheit und Beredsamkeit von den gemäßigsten Anhängern aller Partheyen der Wiedertäufer geschätzt ward, so ward er 1538 nach Strasburg verlangt, die Streitigkeiten unter Melchior Hofmanns Anhang beyzulegen. Allein die Unterredung lief eben so fruchtlos ab, als die übrigen, jeder blieb bey seiner Meinung, und so schied man, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus einander.

Indessen begingen die schon gedachten Wiedertäuferischen Partheyen in Niedersachsen und Oberdeutschland die gröbsten Ausschweifungen, und Batenburg machte es in der Provinz Hol-

land kein Haar besser. Es war daher kein Wunder, daß die Obrigkeit überall Jagd auf sie machte, und sie, wo sie ihnen überlegen war, einzog und hinrichten ließ. Man machte dabey keinen Unterschied unter aufrührischen und gemäßigten Wiedertäufern, sondern was sich nur zu dieser Secte bekannte, ward auf einerley Art behandelt. Joris gab sich zwar alle Mühe den Zügellosigkeiten des Batenburgischen Haufens Einhalt zu thun, und hinderte in der That vieles Böse. Ja, wenn dem ungenannten Verfasser seines Lebens zu glauben ist, so machte sich Joris sogar einen Anhang wider Batenburg, stritt wider ihn, entzog ihm viele Leute, und rettete dadurch manche Stadt, in Holland, Friesland und Gröningen von der Verwüstung. Dadurch ward er dem Batenburg so verhaßt, daß als derselbe gefangen ward, und hingerichtet werden sollte, er alle Schuld auf den Joris schob, ihn als den Urheber aller Verwüstungen angab, und sich erboth, ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern, wenn man ihm Leben und Freyheit schenken wollte; allein man nahm sein Anerbiethen nicht an, sondern gab ihm den verdienten Lohn.

In Delft war wenigstens die Obrigkeit von des Joris Unschuld an solchem Frevel überzeugt, denn ob es gleich dem Stadtschultheiß mehrmahls angezeiget ward, daß er sich in der Stadt befinde, und ihm auch der Ort gemeldet wurde, wo er sich aufhielt, so trug er doch Be-

denken, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Desto strenger verfuhr er dagegen gegen andere, von welchen man wußte, daß sie zu dem Batenburgischen Anhange gehöret hatten, und darin befand sich des Joris eigene Mutter. Daß sie zu des Batenburg Anhang gehöret habe, ist nicht wahrscheinlich; allein sie muß sich doch vorzüglich vergangen haben, weil man eben so strenge mit ihr umging, als mit andern offenbaren Aufwieglern, ungeachtet sie eine der angesehensten Personen in der Stadt war. Kurz, man nahm sie gefangen, sperrete sie in ein Kloster, und gab ihr die Wahl, ob sie sich nach Oeffnung aller Adern zu Tode bluten wollte, oder ob sie wollte ersäuft, oder endlich mit dem Schwerte hingerichtet werden. Sie wählte das letzte, und ward daher enthauptet, ihr ganzes Vermögen aber, welches ansehnlich gewesen seyn soll, ward eingezogen. Gemeiniglich wird die Hinrichtung seiner Mutter in das Jahr 1537 gesetzt; allein nach der Ordnung zu urtheilen, in welcher der ungenannte Lebensbeschreiber bey dem Arnold, der freylich nicht der ordentlichste ist, die Begebenheiten vorträgt, muß sie 1539 geschehen seyn.

Es scheinet, daß die Obrigkeit zu Delft aus Achtung gegen das ruhige Betragen des Joris sich gestellet, als wenn sie seine Anwesenheit in Delft nicht wüßte. Indessen ward es auf das schärfste verbothen einen Wiedertäufer in der Stadt zu beherbergen, daher er sich

mit seiner Frau und Kindern, deren er jetzt dem Anscheine nach fünfe hatte, zu Schiffe setzte und Delft verließ. Wohin er sich gewandt, sagt sein Lebensbeschreiber bey dem Arnold nicht, dagegen er desto sorgfältiger ist, seine Träume, Gesichte und Offenbarungen aufzubehalten. Diese waren jetzt desto häufiger bey ihm, je mehr sein Körper durch die bisherigen Kränkungen Sorgen und Beschwerden war entkräftet worden. Es ward damit so arg, daß er sogar Gott bitten mußte, ihn damit zu verschonen, weil sonst seine Kreatur ganz darauf gehen müßte.

Er ließ nach seiner Entfernung von Delft seine Frau in Utrecht, er selbst aber begab sich in eine andere Stadt, welche doch nicht genannt wird. Als er auch hier nicht länger sicher war, so begab er sich nach Deventer, wo aber seines Bleibens auch nicht lange war. Indessen ward seine Frau zu Utrecht in Verhaft genommen, man nahm ihre Kinder von ihr, und bedrohete sie mit der Tortur, wenn sie nicht den Aufenthalt ihres Mannes angeben würde. Da nichts aus ihr zu bringen, weil sie denselben damahls selbst nicht wußte, und der Weihbischof, der am meisten wider sie aufgebracht war, plötzlich starb, so ließ man sie los, da sie sich denn mit ihren Kindern wieder nach Delft begab, wo Joris sie auf einige Tage besuchte, sich aber bald wieder entfernen mußte.

Nach der Zerstreuung des Batenburgischen Anhanges wurden die Wiedertäufer in allen Holländischen Städten auf das heftigste verfolgt, und so viel auch Joris mit seiner eigenen Sicherheit zu thun hatte, so nahm er sich doch seiner leidenden Brüder auf alle nur mögliche Art an. So schrieb er an den Rath von Holland, und warnete denselben, sich nicht an den in Haag gefangenen Wiedertäufern zu vergreifen; allein man ließ dem Bothen den Kopf abschlagen, und richtete deren 35 daselbst hin.

Joris konnte sich leicht vorstellen, daß es ihm nicht besser gehen würde, weil alle Wiedertäufer ohne Ausnahme für Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe gehalten wurden, und man wußte, daß er einer der angesehensten unter ihnen war. Da er sich nun zum Märtyrer-Tode vermuthlich noch nicht reif fühlte, so mußte er sich kümmerlich verborgen halten, und streifte von einer Stadt zur andern. Er suchte noch im Jahre 1539 in Hessen für sich und seine Brüder Schutz und wandte sich in einem Schreiben an den Landgrafen selbst. Dieser versprach, ihn und seine Secte aufzunehmen, wenn sie sich zur Augsburgischen Confession bekennen würden; allein da sie sich dazu nicht verstehen wollten, so ward aus der Sache nichts. Er wandte sich hierauf mit seiner Familie nach Antwerpen, und höret sein Leben bey dem Arnold auf, daher ich bis zu

seiner Ankunft in Basel meinen vorigen Leitfaden verliehre, so verworren er auch an manchen Orten ist.

Allein es scheinet, daß man ihn auch hier nicht lange geduldet, denn in dem Jahre 1540 finde ich ihn bereits in Ost-Friesland. Hier hatte er den damahligen Superintendenten, den bekannten Johannem a Lasco gewonnen, von welchem noch verschiedene Briefe an ihn vorhanden sind, und nachdem er sein Glaubensbekenntniß daselbst 1540 eingegeben hatte, welches Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte zweymahl hat abdrucken lassen, nehmlich Th. 2, S. 293 und Th. 4, S. 255, und dasselbe nichts anstößiges enthielt, so wurde er mit mehreren seiner Secte aufgenommen und geschützet. Hier lebte er einige Jahre in Ruhe, aber nicht lange, denn die Stände von Brabant brachten es durch ihre Vorstellungen bey der damahls regierenden Gräfinn Anna dahin, daß ihnen 1544 oder vielleicht noch das Jahr vorher anbefohlen ward, das Land zu räumen.

Ohne Zweifel befand sich Joris jetzt nicht in einer kleinen Verlegenheit. Er hatte eine zahlreiche Familie, welche er, wie aus allen Umständen erhellet, zärtlich liebte, und mit welcher er nicht lange unbekannt bleiben konnte; aber in ganz Niederdeutschland, und in einem großen Theile von Oberdeutschland, verfolgte der Haß, welchen die ausschweifenden Rot-

ten auf den Nahmen eines Wiedertäufers gela-den hatte, ihn so, daß er sich an keinem Orte durfte blicken lassen, wenn er nicht wollte ver-brannt oder wenigstens gehenket werden. Er reisete daher 1544 in der Stille nach Stras-burg, von da nach Basel, und von da nach Venedig, erkundigte sich nach der Gesinnung der Obrigkeit und den übrigen Umständen, und fand endlich, daß Basel der sicherste und be-quemste Ort für ihn seyn würde.

Er hielt daher bey dem Magistrat um Schutz und um Erlaubniß an, sich mit den Seinigen daselbst niederlassen zu dürfen, wobey er sich für einen Niederländer ausgab, der um der protestantischen Religion wegen in seinem Vaterlande verfolgt würde, welches er denn auch ohne Unwahrheit thun konnte, indem man da-mahls in den Niederlanden die Protestanten eben so sehr verfolgte als die Wiedertäufer. Da-mit auch der Nahme David Joris unter wel-chem er überall verhaßt war, keinen Anstoß machen möchte, so nahm er den in der Firme-lung empfangenen Nahmen Johann von Brüg-ge wieder an, unter welchem man in Basel nichts weniger als einen so berüchtigten Wieder-täufer suchte. Der Magistrat sahe einen wohlge-bildeten sehr anständig gekleideten Mann vor sich, dessen Mine und ganzes Betragen nichts als Ernst, Würde und Frömmigkeit verkündigte, und weil der äußere Wohlstand, welchen man an seiner Familie erblickte, ein nicht geringes Ver-

mögen versprach, so trug derselbe kein Bedenken, in sein Verlangen zu willigen. Joris kam also mit seiner ganzen Familie und noch einigen vertrauten Personen nach Basel und ward den 25ten Aug. 1544 mit den Seinigen zu Bürgern angenommen. Er kaufte sich darauf in und um Basel an, lebte auf einem guten und anständigen Fuße, doch ohne Pracht und Schwelgerey, that allen Pflichten eines guten Bürgers eine völlige Genüge, hielt sich und die Seinigen im äußern zu der reformirten Kirche, und that sich durch Wohlthätigkeit gegen die Armen vor allen andern hervor. Kurz, er erwarb sich in den zwölf Jahren, welche er in Basel zubrachte, eine allgemeine Achtung und Liebe; ein Zeugniß, welches ihm selbst die Universität in ihrem nachmahligen Berichte von der Verbrennung seiner Gebeine nicht versagen kann.

So wie man an einem Manne, den man einmal hassenswürdig finden will, alles zu Bolzen drehet, so hat man ihm auch nach seinem Tode aus seinem Reichthume ein Verbrechen gemacht, und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er denselben wohl nicht auf eine rechtmäßige Art haben könne. Vielleicht hatte er ihn gar den Plünderungen zu danken, welche manche Wiedertäuferische Rotten in Ober- und Niederdeutschland verübten. Allein sein Reichthum ist noch nicht erwiesen; denn daß er mit dem Seinigen auf einem anständigen Fuße

gelebt, beweiset noch keinen Reichthum, wohl aber, daß er sein gutes Auskommen gehabt, und dieses läßt sich denn wohl noch erklären, ohne zu solchen liebloſen Vermuthungen ohne allen Grund seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Seine Mutter besaß zu Delft ein ansehnliches Vermögen, und ob selbiges gleich bey ihrer Hinrichtung eingezogen ward, so konnte doch Joris noch manche ansehnliche Trümmer aus dem Schiffbruche gerettet haben. Es scheinet auch, daß seine Frau nicht ohne Mittel gewesen. Ueberdieß gingen verschiedene wohlhabende Personen mit ihm aus Holland, welche in Basel mit ihm nur eine Familie ausmachten, zumahl nachdem er manche seiner Kinder mit ihnen verheirathete, so daß ihr sämtliches Vermögen nur ein einziges ausmachte, und wenn dieses gleich nur mäßig war, so konnte es bey einer mäßigen und ordentlich eingerichteten Haushaltung, die man durchgängig von ihm rühmet, immer hinlänglich seyn, im äußern auf einem anständigen Fuße zu leben. Ob er dabey Handlung getrieben, oder seine Kunst geübt, finde ich nicht gemeldet; letzteres ist nicht wohl wahrscheinlich, weil es ihn leicht hätte entdecken können.

So still und eingezogen sich nun auch Joris zu Basel hielt, so daß er auch keinen von seiner Secte weiter nach Basel kommen ließ, so unterließ er doch nicht, selbige durch eine Menge von Schriften und auf andere nur mögli-

che Art zu unterrichten und unterstützen. Die Schriften, welche er während seines Aufenthaltes zu Basel drucken ließ, sind sehr zahlreich; allein sie bestehen immer nur aus wenig Bogen, sind in Holländischer Sprache abgefasset, und sämmtlich in Holland ohne seinen Nahmen gedruckt, daher sie in Basel nicht bekannt werden konnten. Sie sind insgesammt ascetischen und moralischen Inhaltes und predigen die Tugend und Verläugnung seiner selbst, in einer dunkelen mystischen Sprache.

Joris unterstützte nicht nur die von seinem Anhange, wo er nur konnte, sondern er nahm sich auch anderer an, welche damahls von den herrschenden Kirchen verfolgt wurden, wenn sie gleich nicht von seiner Partheh waren. Besonders suchte er das Schicksal des unglücklichen Servet zu mildern, denn als dieser sich im Jahre 1553 zu Genf im Verhafte befand, und man aus Calvins Heftigkeit leicht muthmaßen konnte, was für ein Schauspiel mit ihm würde aufgeführet werden, so schrieb er den 1ten Jul. an die evangelischen Städte in der Schweitz, beweiset, daß man keinen Menschen um des Gewissens Willen verfolgen dürfe, und bittet daher, den Geistlichen in ihrem Blutdurste Einhalt zu thun. Gesetzt, sagt er, daß Servet als ein Ketzer und eigensinniger Mensch gestrafet zu werden verdiene, so solle man ihn allenfalls aus der Stadt weisen, allein sein Blut zu vergießen, habe man kein Recht. Man

wird sich leicht vorstellen, daß eine solche Fürsprache, Servets Sache nicht verbessern können. Er ward auch wirklich im October lebendig gebraten, und sein Beyspiel war dem Joris eine Ursache mehr, sorgfältig auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht entdeckt würde.

Vielleicht wäre solches dennoch nicht zu verhüthen gewesen, wenn ihn nicht der Tod zu rechter Zeit von aller geistlicher Rache befreyet hätte. Denn es brachen kurz vor demselben allerley Uneinigkeiten in seiner kleinen Familie aus, welche besonders sein Schwiegersohn der oben genannte Nicol. Blesdik anstiftete, der entweder aus Ueberzeugung oder aus andern Nebenursachen sich von seinem Schwiegervater trennen wollte, und nach verschiedenen fruchtlosen Unterredungen von ihm in den Bann gethan wurde. Es kam auch um diese Zeit ein Fremder aus den Niederlanden nach Basel, welcher den Joris persönlich kannte, und es unter der Hand mehrern sagte, daß der so geliebte Johan van Brügge kein anderer als dieser Schwärmer sey. In der Schrift der Baselschen Universität wird versichert, daß, ob zwar die Sache nicht ruchtbar geworden, dieser Umstand ihn und seine Frau so geschrecket habe, daß beyde bald darauf gestorben wären.

Dem sey nun wie ihm wolle, so starb Joris den 26ten Aug. 1556 nachdem seine Frau drey Tage vorher gleichfalls verschieden war.

war. Arnold hat uns in den Zusätzen zu seinem vierten Theile S. 6. seine letzten Reden aufbehalten, welche viele gute erbauliche Ermahnungen an die Seinigen und unter andern auch an den abtrünnigen Blesdik enthalten, und woraus erhellet, daß Joris in der festen Ueberzeugung eines aufrichtigen Mystikers aus dieser Welt gegangen ist.

Da er in ganz Basel in einem vorzüglich guten Rufe gestanden war, und jedermann ihn für ein würdiges Glied der reformirten Kirche hielt, so ward er sehr anständig und mit einem großen Gefolge begraben und in die Kirche S. Leonhard beygesetzet. Nach seinem Tode war es eine zeitlang stille, indem die Gerüchte, welche hier und da im Stillen gingen, nicht bekannt wurden, bis endlich die Uneinigkeit die Familie selbst trennete und Gelegenheit zu der ganzen Entdeckung gab Des Joris gewesener Bedienter, Heinrich, von Geburth aus Geldern, war der erste, welcher Lärm machte, indem er jemanden entdeckte, daß der verstorbene Johann van Brügge kein anderer als der berufene Erzketzer David Joris sey, wie sich aus dessen Schriften, welche er in Verwahrung habe, beweisen lasse. Die Geistlichkeit, und besonders Doct. Ambach, fing sogleich Feuer, und dieser ruhete nicht eher, als bis man den Heinrich auf das Rathhaus forderte, da er denn alles endlich aussagen mußte, was er von dem Verstorbenen und seinen Irrthü-

mern wisse. Der Rath schien keine Lust zu haben, die Sache weiter zu treiben, und war entschlossen, den schon halb verweseten Mann den Würmern zu überlassen. Allein die Geistlichkeit, welche sich einen solchen Braten nicht entgehen lassen wollte, trieb die Sache desto heftiger, und nahm die von der Jorisischen Familie nach einander vor, welche sich aber stelleten, als wenn sie von nichts wüßten, und dabey blieben, sie glaubten alles, was die Basselsche Kirche glaube. Indessen fing dem Blesdik, der sich bisher ruhig verhalten hatte, an, bange zu werden, und um daher nicht mit in das Schicksal der übrigen verwickelt zu werden, so übergab er einem der Geistlichen ein Verzeichniß von den vornehmsten Irrthümern seines Schwiegervaters, bath sich aber dabey aus, daß man alles geheim halten, und besonders ihn nicht verrathen möchte. Aber der Schöps wußte nicht, daß die Beförderung der Ehre Gottes von allen übrigen Verbindlichkeiten frey spricht, daher ward er in der Folge nicht besser behandelt, als alle übrige.

Der Magistrat, der dem Zudringen der Geistlichkeit nicht länger widerstehen konnte, ließ endlich die ganze Jorisische Familie mit ihren Bedienten und Bekannten den 13ten März 1559 auf das Rathhaus fordern, und befahl ihnen, alles zu bekennen, was sie von den Verstorbenen wüßten. Sie blieben alle dabey, daß sie um der evangelischen Religion aus den Nieder-

landen vertrieben worden, wie sie auch nicht anders wüßten, hätte der Verstorbene nie anders als Johann van Brügge geheissen, und ihnen sey nicht bekannt, daß er etwas anders gelehret und behauptet habe, als was dem Reformirten Glaubensbekenntnisse gemäß sey. Der Rath ließ sie abtreten und vernahm hernach einen jeden von ihnen einzeln, und da sie auch hier bey ihrer vorigen Aeußerung blieben, so wurden sie insgesammt, eilf an der Zahl, in das Gefängniß geführet. Man schickte hierauf eine gerichtliche Commission in ihre Häuser, welche alles durchsuchen, und alles verdächtige wegnehmen mußten, worunter sich denn allerley Schriften, ingleichen das Bild des Verstorbenen befand. Die erstern wurden der Geistlichkeit übergeben, sie zu untersuchen, und da sich darunter niemand befand, welcher Holländisch konnte, so trug diese das Geschäft wieder dem Johann Acronius, einem Friesländer auf, der eigentlich Professor der Medicin und Mathematik war, aber sich doch auf Ketzereyen nebenbey auch ganz gut verstehen mußte.

Indessen wurden die Gefangenen dem Criminal-Gerichte übergeben, welches denn ein neues Verhör mit ihnen anstellte. Blesdik hatte gleich bey der ersten Verhaftnehmung gestanden, daß sein Schwiegervater der berüchtigte David Joris sey, und einige andere folgten ihm darin nach; allein die meisten blieben bey ih-

rer ersten Aussage. Aber auch die, welche gestanden, wollten doch von den ihnen vorgelegten Ketzereyen nichts wissen, welches denn kein Wunder war, weil sie in den von dem Acronius aus allem Zusammenhange herausgerissenen Sätzen, die Lehren ihres Meisters wohl schwerlich wieder erkennen konnten. Sie erstaunten, als man ihnen selbige vorlegte, und betheuerten, daß sie dergleichen Behauptungen jederzeit für höchst verdammlich gehalten hätten, und noch hielten. Man schickte nunmehr die Geistlichen über sie, welche aber auch weiter nichts heraus bringen konnten, als daß sie von allen diesen Ketzereyen nichts wüßten, sie nie gehöret hätten, und sie ohne Anstand von ganzem Herzen verdammeten.

Die vornehmsten Irrlehren, welche Acronius auf des Joris Schriften gezogen hatte, waren folgende: Alle bisher von Gott durch die Propheten, Apostel und durch Christum selbst gegebene Lehre sey unvollkommen und unnütz, nur des Joris Lehre sey vollkommen und im Stande, die Menschen selig zu machen. Er, Joris sey der wahre Christus und Messias, der liebe Sohn des Vaters, in dem er Wohlgefallen habe; er sey nicht aus dem Fleische, sondern aus dem heiligen Geiste gebohren, der seiner Seele ganz eingegossen sey. Er habe Gewalt seelig zu machen und zu verdammen, die Sünde zu vergeben und zu behalten. Christus sey bloß gesandt worden, die Men-

schen als unmündige Kinder vorzubereiten; er Joris aber sey gesandt, sie vollkommen zu machen, und was dergleichen Unsinn mehr war.

Während dieser Untersuchung ging in der Stadt ein Gerücht, daß David Joris nicht wirklich begraben worden, sondern daß man an dessen Statt ein Kalb oder einen Ziegenbock in den Sarg gelegt, ihn selbst aber einbalsamiret habe, und ihn so aufbehalte und als einen Gott verehre. Der Magistrat, der sich einmal zu einem Werkzeuge in der Hand der Geistlichkeit hatte machen lassen, ließ sich durch dieses Volksmährchen zu dem unwürdigen Schritte verleiten, daß er den Verstorbenen wieder ausgraben ließ, da er denn zu seiner Beschämung kein Kalb, wohl aber den wahrhaften David Joris fand.

Man kann sich kaum vorstellen, was für abentheuerliche Possen um diese Zeit von dem Manne ausgestreuet wurden, und zwar nicht bloß von dem Pöbel, denn dem kann man es allenfalls verzeihen, sondern selbst von solchen, welche es sehr übel nehmen würden, wenn man sie zu dem Pöbel rechnen wollte. Der mehrmals gedachte Acronius erzählt in seinem Briefe sehr ernsthaft, Joris sey ein Hexenmeister gewesen, habe sich unsichtbar machen können, sey von den Seinigen als ein König angebetet worden, wobey er eine viereckige Krone getragen, auf welcher sich vorn ein Stern befunden habe, u. s. f. Ein solcher Mann war

freylich sehr geschickt, die Ketzereyen aus des Joris Schriften auszuziehen.

Nachdem man damit fertig war, versammelte sich den 26ten Aprill die ganze Universität nebst der ganzen Geistlichkeit, da denn die obigen ketzerischen Artikel verlesen, und als gotteslästerlich einhällig verdammet wurden. Hierauf beschloß der Magistrat, erst den Gefangenen, und dann dem Verführer sein Recht anzuthun. Da sich keiner von den erstern zu irgend einem der ihnen Schuld gegebenen Ketzereyen bekennen wollte, sondern sie selbige insgesammt verabscheueten, so wurde beschlossen, sie unter den Bedingungen wieder in Freyheit zu setzen, daß sie sich in Basel nicht weiter ankaufen, mit keinen Niederländern Gemeinschaft haben, alle noch bey ihnen befindliche Davidische Bücher und Schriften ausliefern, sich der reformirten Kirche in allem gemäß betragen, und endlich alle Davidische Irrthümer in der Kirche öffentlich verdammen, der christliche Kirche Abbitte thun, und sich eidlich zu dem reformirten Glaubensbekenntnisse verstehen sollten. Nachdem sie alles dieses eidlich versprochen hatten, wurden sie insgesammt wieder auf freyen Fuß gestellet.

Ehe man aber noch das letzte Schauspiel mit ihnen aufführte, wurde ein weit ärgerlicher Auftritt mit dem Verstorbenen vorgenommen. Es wurde nehmlich den 13ten May ein Blutgericht über ihn niedergesetzt, und er

von dem Fiscal der Stadt verklagt, daß er unter dem Scheine, als wenn er der reformirten Religion zugethan, und unter einem falschen Nahmen sich im Basel eingeschlichen, daselbst zwar äußerlich fromm und tugendhaft gelebt, aber insgeheim seine Irrthümer durch Schriften ausgestreuet habe. Das Hoch noth-peinliche Halsgericht erkannte darauf zu Recht, daß diese Irrthümer noch mehr als gottlos und erzketzerisch wären, daher alle seine Schriften nebst seinem Bildnisse von dem Nachrichter verbrannt werden sollten. Auch sein Körper, der in der Lorenz-Kirche liege, sey nicht werth bey rechtgläubigen Körpern zu verfaulen und rechtgläubige Würmer zu füttern, daher derselbe wieder ausgegraben, und von dem Nachrichter unter dem Galgen verbrannt werden sollte, eben so wie geschehen müsse, wenn er sich noch wirklich am Leben befände. Dieses Urtheil ward denn bald darauf pünktlich vollzogen, sein Körper, nachdem er beynahe drey Jahre gefaulet hatte, wieder ausgescharret, an einen Pfahl gebunden, und mit seinem Bildnisse und Büchern verbrannt, zu einem lieblichen Geruche der Geistlichen in Basel und der ganzen Schweitz.

Nun war noch der letzte Act des Schauspieles übrig, der denn auch den 6ten Junii aufgeführet wurde, und wobey die Geistlichkeit eine der vornehmsten Rollen spielte. Man wählte dazu den Dienstag, da ohnehin in der

vornehmsten Pfarrkirche öffentlicher Gottesdienst war, welcher häufig besucht zu werden pflegte, und gerade um diese Zeit hatte die Geistlichkeit des Cantons einen förmlichen Synodum, daher denn dieser herrliche und göttliche Auftritt, wie es in der Baseler Schrift heißt, desto mehr Zeugen bekam. Den Sonntag vorher wurde die bevorstehende Feyerlichkeit von allen Kanzeln bekannt gemacht. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solches Gepränge die müssige Neugier in Menge wirde herbey gelocket haben.

Nachdem sich außer derselben und der sämmtlichen Geistlichkeit, alle zu dem Jorissischen Hause gehörige Personen, an die dreyßig in der Kirche versammelt hatten, hielt der Oberpfarrer eine Predigt von dem guten Hirten. Nachdem sie zu Ende war, ward der 130te Psalm gesungen. Unter demselben trat der Geistliche nebst einem Deputirten des Rathes vor dem Altartisch und rief hierauf die Verbrecher nahmentlich auf. Als sie sich alle in einen Kreis gestellet hatten, hielt er eine Ermahnung an sie, verlas und erklärte die ihnen Schuld gegebenen Irrthümer, zu welchen sich doch keiner von ihnen bekannt hatte, ließ sie dieselben auf das christlichste verfluchen, und ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß ablegen, worauf sie niederknien, Gott und die Kirche um Verzeihung bitten mußten, worauf sie endlich losgesprochen, und der ganze Act mit einer Ermahnung an das Volk beschlossen wurde.

Das war der Beschluß einer Geschichte, welche nebst den Geschichten eines Servet und so vieler anderer ein merkwürdiger Beweiß des theologischen Feuereifers selbst in den protestantischen Kirchen bleiben wird, und der hier desto weniger zu entschuldigen ist, da die dem Joris Schuld gegebenen Irrthümer ein auffallender Beweis von der tiefen Unwissenheit seinem Richter sind. Er war ein Schwärmer, noch mehr ein Schwärmer der ersten Art, und in so fern mag ich ihn nicht vertheidigen; aber er war kein fanatischer, sondern ein unschädlicher Schwärmer, ein Mystiker, oder wenn man lieber will, ein Theosoph, der also nicht mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden verdiente. Mystiker hat es zu allen Zeiten in allen Kirchen gegeben, und wo wollte man Holz genug bekommen, wenn man sie alle verbrennen wollte. Ich habe bereits in dem vorigen Theile bey dem Leben Jacob Böhms bemerkt, worauf es bey dieser Schwärmerey ankomme. Sie gründet sich darauf, daß die menschliche Seele so wie die ganze Geisterwelt ein Ausfluß aus dem göttlichen Wesen ist, und mit demselben und der ganzen Geisterwelt nur ein und eben dasselbe Ganzes ausmacht; ein uralter Satz, der in der ganzen alten Theologie und Philosophie zum Grunde liegt, und von welchem selbst die christliche Religion so viele einzelne Lehren angenommen hat. In diesem mystischen Verstande sagte Joris, er sey Chri-

ſtus, d. i. die göttliche Seele in ihm ſey, wo nicht eben dieſelbe, doch ein Theil von eben derſelben, welche ehedem Chriſtum belebt hatte; und das war denn der Satz, welchen man ihm vorzüglich zum Verbrechen machte, aber bloß, weil man ihn ganz die Quere verſtand. Hatte doch ſchon Luther gelehret, daß ein jeder Gläubiger mit Recht ſagen könne: ich bin Chriſtus, und niemand hatte ein ſolches Geſchrey darüber erhoben, und noch weniger ihn um deswillen des Scheiterhaufens würdig gehalten. Freylich brauchte Luther das Wort in einem andern Sinne, als der Theoſoph, aber bey dieſem fragte man gar nicht nach ſeinem Sinne, oder nach dem Zuſammenhange des Ganzen, ſondern nahm den Ausdruck, als wenn er ſich zum Sohne Gottes im proteſtantiſchen Verſtande gemacht hätte. Von eben der Art ſind die übrigen ihm Schuld gegebenen Irrthümer, welche zwar immer Schwärmereyen bleiben, aber doch erträglicher erſcheinen, wenn man ſie in Verbindung mit dem Ganzen betrachtet. Aber das hat, ſo viel ich weiß, keiner von allen den vielen Gegnern des Joris gethan, ſondern ſie begnügen ſich insgeſammt damit, ihre Wuth durch die niedrigſten Schmähungen über ihn auszuſchütten. So ſagt z. B. noch Sagittarius, immer noch einer der glimpflichſten in ſeiner Introd. in Hiſt. eccleſ. Th. 1. S. 929. der Schmidſchen Ausgabe: David — Georgiani ſunt ii, qui peſtilentiſſimas

haereſes Davidis Georgii non dubitant approbare, et hominem maleficum, non pro Sancto, ſed ipſo Meſſia, pro quo ſe venditavit habere, etc. Unſere ganze Kirchengeſchichte iſt voll von ähnlichem Wuſte und Unſinn, denn ihre Verfaſſer ſind immer geneigter zu ſchmähen und zu verketzern, als zu prüfen und zu unterſuchen. Die myſtiſche und theoſophiſche Schwärmerey hat allerdings viel Unfug in der Kirche und ganzen bürgerlichen Geſellſchaft verurſacht und verurſacht deſſen noch täglich; allein ſchon aus dem Umſtande, daß ſo viele ſonſt vernünftige und gelehrte Männer ſich zu demſelben bekennen, konnte man ſchon ſchließen, daß kein ſolcher Unſinn darinn zum Grunde liegen könne, als man dem David Joris in den Mund legt. Das einzige wirkſame Mittel aller Schwärmerey zu ſteuern iſt eine gründliche aber auch jedermann faßliche Widerlegung des uralten Syſtemes der Emanation, welches der einzige Grund der Myſtik, Theoſophie, des Centralismus, Pantheismus und aller ähnlicher Schwärmereyen iſt; aber das iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht geſchehen, dagegen begnüget man ſich mit Schmähen, Verketzern, Verfluchen, Sieden und Braten, und das iſt denn freylich weit leichter als Widerlegen.

Außer der Unwiſſenheit der Wächter Zions und ihrer Unbekanntſchaft mit der myſtiſchen Kunſtſprache, hatte wohl das vorzügli-

den Joris verhaßt gemacht, daß er gewisser Maßen zu den Wiedertäufern gehöret hatte, welche von eben derselben Schwärmerey ausgegangen waren, aber gar bald in eine fanatische Wuth übergingen. Allein ich habe oben hinlänglich gezeiget, daß er ihre Ausschweifungen jederzeit gemißbilliget und als lasterhafte und fleischliche Ausschweifungen verworfen hatte, ja daß er selbst vielen Unfug gehindert hatte, und in so fern hätte er allerdings eine öffentliche Belohnung verdient. Als ein wahrer Mystiker, und das war Joris gewiß, konnte er auch keinen Theil daran nehmen, denn dieser ist vermöge seiner Grundsätze allemal der tugendhafteste Mann, so tugendhaft, als immer ein Rechtgläubiger seyn kann, und das Zeugniß hat auch der Magistrat zu Basel dem Joris und seiner ganzen Familie öffentlich gegeben, aber damit ein so verhaßter Ketzer ja nichts gutes haben dürfte, so war es lauter verdammliche und abscheuliche Heucheley, ungeachtet niemand seiner Natur nach weniger Heuchler seyn kann, als ein wahrer Mystiker.

Ich komme endlich auf die Schriften dieses Schwärmers. Diese sind überaus zahlreich, und insgesammt in Holländischer Sprache, und ohne des Verfassers Nahmen in Holland gedruckt. Einige ausgenommen, bestehen sie insgesammt aus wenigen Bogen, und da dergleis

chen Schriften leicht unsichtbar werden, so sind sie auch überaus selten. Eine andere Ursache ihrer Seltenheit liegt in ihrem Inhalte, und in dem allgemeinen Hasse, womit das Andenken des Verfassers verfolget ward. Sie sind alle in einer sehr mystischen größten Theils planen und deutlichen Sprache geschrieben; nur das Wunderbuch und einige wenige andere, sind in einem allegorischen Style, der freylich sehr abentheuerlich ist, und worin er dann die Schriften Jacob Böhms, seines Glaubensbruders noch übertrifft; allein Joris hatte auch nicht, so wie Böhm, Gelehrte an der Hand, welche seine Einbildungskraft leiteten, und die gröbsten Auswüchse derselben wegschnitten, sondern er blieb ganz seinem eigenen ungelehrten Verstande überlassen. Um so viel nothwendiger ist es aber auch, sein System, welches mit der im zweyten Bande, in Böhms Leben geschilderten Theosophie völlig einerley ist, nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man nicht, wie bisher immer geschehen ist, ihm Ungereimtheiten aufbürden will, deren nur ein Verrückter fähig ist, und welche ihm nie in den Sinn gekommen sind. Sein System ist das System aller alten und neuern Platoniker und Emanations-Philosophen, und da sich darunter sehr scharfsinnige Männer befinden, so sollte man wenigstens um deswillen einige Achtung für dasselbe haben; und nach diesem Systeme schloß und urtheilte Joris sehr richtig.

Ich will hier diejenigen seiner Schriften anführen, welche mir bekannt geworden sind, glaube aber nicht, daß ich sie alle werde angeben können. Da sie insgesammt ohne Meldung des Druckortes, viele auch ohne Bezeichnung des Jahres herausgekommen sind: so will ich erst die nennen, welche mit dem Jahre der Ausgabe versehen sind, und dann die, welche gar keine Zeitbestimmung haben.

I. Schriften mit dem Jahre der Ausgabe.

1. Hoort de Stimme des Heeren, die voor dat Aengesicht des Heeren uutgaet. 1539; wieder aufgelegt, 1620, 8. Eine seiner frühesten Schriften; indessen hat er doch schon vorher dergleichen heraus gegeben, welche zum Theil mit unter den folgenden, die ohne Jahrzahl erschienen, begriffen sind. Aus der gegenwärtigen hat Arnold Th. 4, S. 240 einen Auszug gegeben. Es ist eine Ermahnung zur Frömmigkeit und Buße im mystischen Geschmacke. Er sagt darin ausdrücklich „Ich „bitte alle durch die Barmherzigkeit Gottes und „unsers Herren Jesu Christi, daß ihr von keinen hohen Worten, die von mir in dieß Buch „geschrieben wären, schließen wollt, als schienen „etliche von mir und auf mich zu laufen, und „geneigt zu seyn. Sehet sie sind mir aus der „Feder durch den heiligen Geist geflossen, der

„mirs eingegeben, ihr glaubts denn oder nicht, „so ist der Herr mein Zeuge u. s. f.“

2. Apologie seiner Lehre an die Gräfinn Anna von Ost Friesland. 1540. Er vertheidigt sich darin wider die von ihm ausgestreuten Verläumdungen, besonders in Ansehung der ihm Schuld gegebenen Vielweiberey und Gemeinschaft der Weiber, und legt zuletzt sein Glaubensbekenntniß ab, welches denn ganz orthodox ist. Aber man weiß schon, daß sich die Mystik mit allen Religionsbekenntnissen verträgt, und sie nicht aufhebt, sondern nur näher bestimmt. Das haben diejenigen nicht bedacht, welche ihm Schuld gegeben, daß er der abgefeimste Heuchler gewesen, der den Mantel immer nach dem Winde zu drehen gewußt. Arnold hat diese Apologie, Th. 2, S. 293. und richtiger, Th. 4, S. 255 f. geliefert.

3. Wonder Boeck wie een die ick, seyt die Here, senden sal ontfangt in minen naem, dy ontfangt my: wie my ontfangt, ontfangt den die my gesonden heft. KleinFol. ohne alle Zeitbestimmung, aber zu Deventer, 1542; und vermehrt mit etwas verändertem Titel T' Wonderboeck, waer in dat van der Werldt aen versloten gheopenbaert is. Ohne Ort 1551, Fol. Die erste Ausgabe erschien zu Deventer, und da George Ketel die Ausgabe besorgt hatte, so ward derselbe 1544 hingerichtet, so wie auch der Buchdrucker Noth das Leben da-

von brachte. Es ist indessen weiter nichts als eine Mystik in einem höchst dunkelen, verworrenen und bildlichen Style, und nächst der Verklaaringh der Scheppenissen des Joris grösste und wichtigste Schrift. Die zweyte Ausgabe wird in Baumgartens Hall. Bibl. B. 5. S. 262 kurz beschrieben; vollständiger werden beyde Ausgaben, nebst ihren Abweichungen von einander in Clement's Bibl. cur. Th. 9, S. 125 f. angegeben. Es enthält Klagen über das Verderben der Menschen in allen Ständen, Ankündigung einer grossen Veränderung im Reiche Christi, Anpreisung seines neuen Apostelamtes und einer bessern Verfassung des Reiches Christi.

4. Ein klarer Bericht wie der Mensch von Gott gefallen, und auf was Art er wieder zu Gott gebracht werde, und was das Haupt und der rechte Leib Christi, sammt beyder jegliches Werk sey. In Holländischer Sprache, 1543, 4; in das Hochdeutsche übersetzt, im Arnold, Th. 4, S. 311.

5. Ernstelijcke Klage, Leere unde Onderwysinge, aen alle Regenten unde Overicheden, over den nydighen bloetdorstighen aardt Belials unde Antichristi, hare Dienaren unde Medeijenooten, die daer enichsins raden unde laeren, ijemanden om t' Geloof of die Weth haerder Conscientien te mogen vervolgen oder de dooden etc. 1544, 8

Bog. in 4. Er eifert darin wider die Verfolgung und Intoleranz, und sucht zu beweisen, daß jeder, der von dem Geiste und innern Worte getrieben werde, befugt sey, andere zu lehren, daher er alle Gelehrsamkeit bey gottesdienstlichen Lehrern verwirft, weil die wahre Weisheit nur den kleinen und Unmündigen offenbaret sey; eine Lieblingseigung aller Mystiker und Schwärmer.

6. Cort Bericht unde schriftlyck Antwoort D. I. op den Brief des Eerwaerdigen Heeren I. A. L. 1544, 10 Bogen in 4. Dieser Eerwaerdige I. A. L. ist der Ostfriesische Superintendent Johannes a Lasco, der sich mit dem Joris in einen gemeinschaftlichen Briefwechsel eingelassen, und eine bestimmte Erklärung von demselben verlangt hatte. Er vertheidiget darinn seinen Beruf zu einem Lehrer, und räth dem a Lasco, sein Gemüth erst in die gehörige Fassung zu setzen, d. i. gleichfalls ein Schwärmer zu werden, wenn er von seinen Lehren urtheilen wolle. Er schließt mit den Worten: „Was ich durch die Offen„barung im Geist und in der Wahrheit kräf„tiglich über alle Sinnen des Herzens gesehen, „gerochen, geschmeckt, betastet und gefühlt habe, „davon ists unnöthig, meine Lehre und Worte „mit Pauli zu bestätigen. Denn darum mir

„zu glauben, ist der rechte Sinn oder Grund „des göttlichen Willens nun nicht; dieweil der „Mann angekommen ist, sollen wir die kindi„schen Sachen wegwerfen.“ Auch die gewöhnliche Sprache der Mystik, welche das innere Licht (die Einbildungskraft,) dem geschriebenen Worte vorziehet, und dieses nur nach jenem beurtheilet und bestimmet wissen will.

7. Von den gottlosen oder ungerechten, und von den frommen oder rechten Predigern. In Holländischer Sprache, 1544, 4; Hochdeutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 343.

8. Von dem rechten wahren Zion und Jerusalem, ein wahrhafter klarer Bericht, von welchem vorher gesagt, daß das Gesetz und Wort des Herrn davon ausgehen solle. 1544; wieder aufgelegt, 1614; in Hochdeutscher Sprache, bey dem Arnold, Th. 4, S. 375.

9. Van die vreemde Tonghen of Talen der Menschen, aen V myne Kinderen verschreven. 1545, 3. Bog. in 4. Er verwirft in dieser an seine fünf Kinder gerichtete Schrift, mit allen Mystikern und Theosophen, die ganze Sprach- und Schulgelehrsamkeit.

10. Von Gottes und des Menschen Erkenntniß, sammt ihrer beyder Früchten.

In Holländischer Sprache, 1545; Deutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 350.

11. Von der Schnödigkeit des alten und von der Tugend des neuen Menschen, Holländisch, 1545; deutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 356.

12. Wie ein Christ sich selbst durchbrechen, und in Christum einfließen müsse. Holländisch, 1545; deutsch bey dem Arnold, Th. 4, S. 362.

13. Disputatie, waerin die Grondt des godlijcken Religions tusschen twee concordeerende Persoonen (als Pasquillus unde Religioos) am eersten — verhandelt, unde ten laetsten deur en Iesuit teghen een Groot-Meester claerder bescheyden unde ontdeckt werdt. 1547, 4 Bog. in 4. Wo der Jesuit als ein Mensch vorgestellet wird, der mit seinem ungelehrten aber inspirirten Geiste alle Gelehrten zu Schanden macht; ein Beweis daß Joris den kaum erst entstandenen Jesuiter-Orden ganz verkannte.

14. Traurige Klage über des Menschen Verderben. Holländisch, 1547; deutsch im Arnold, Th. 4, S. 326.

15. Warnung vor dem schädlichen Betrug des menschlichen Gutdünkels, Ehrgeitz und

Eigenweisheit. Holländisch, 1549; deutsch im Arnold, Th. 4, 323.

16. Seer schoone Aenwysingen unde grondige Ontdeckingen van die verborghen Wijsheydt Godes, sampt den heymelijcken Grondt des Nieuwen unde Olden Mensches, etc. 1550, 9 Bog. in 4. Von welcher Baumgarten Hall. Bibl. B. 5, S. 312 sagt, daß sie die Verwirrung der Begriffe, und die Erhebung seiner Einsichten ausgenommen, eine ziemlich gute paränetische Abhandlung sey.

17. Een troostlijck Blywoordt unde levendmaeckende Verstandt der warer Godlijcker Kentenissen; dat men sich in den Gheloove bevestighen, tot Eenicheyt of Ongelijckheyt der Inghelijsden Christi etc. 1550, 7½ B. in 4.

18. Waerschouwinghe voor den Dach des Heeren. 1551, 2 Bog. in 4. Auch eine Anpreisung der innern Offenbarung und eine Verwerfung aller menschlichen Gelehrsamkeit.

19. Een stichtelijck Gespreck tusschen twe Gebroederen, etc. 1551, 3½ Bog. in 4. Er sucht darin zu beweisen, daß die Seligkeit nicht in buchstäblicher Erkenntniß, sondern in der Kraft des Glaubens bestehe.

20. Een hertlijcke Wunschinge, dat die Waerheyt — — mocht aangenomen werden. 1551. 5 Bog. in 4.

21. Dialogus of Tsamen-Ghespreek van twee Discipulen mit haren Meester; waerin aen overschoone hemelsche Philosophie verhandelt wert. 1551. $7\frac{1}{2}$ Bogen in 4.

22. Van de wereltlijcken Rechten alle waare Gelovighe. 1551. 4.

23. Een hertelycke Clagh-Reden tot Godt over't Menschen Blintheyt. 1551. 4.

24. Een corte grondighe Verclairinghe op die invallende Reden. 1551. 4.

25. Een weynich van dem Afval wie hoc unde door wien sy gekomen. 1551. 4.

26. Een Nadencken myns onghehoorden Ghelachs voor Godt. 1551. 4.

27. Oorsaeck waerom Godt wel eenen straft der goedt taedt. 1551. 4.

28. Een sonderlinghe onderscheydelycke Verclaringhe van die Goet-geschapene reyne unde quade verderflijcke Natuyre. 1552. $1\frac{1}{2}$ Bogen, in 4.

29. Een bysondere eernsthaftighe yverige Reden den Boetvaerdighen tot Troost, Raet unde Leere; den moetwilligen, Boosen overst tot Dreyginge, Straf unde Waerschouwinghe an den Dach ghegheven. 1552. $3\frac{1}{2}$ Bogen, in 4.

30. Een ernſthaftige vaderlycke Vermaninghe an den waren Kinderen Godes. 1552. 4.

31. Een jamerlyck Geclagh over den loop unde het ordeel deſer Wereldt. 1552. 4.

32. Eernſtlycke Waerſchouwinghe tot Onderſoeckinghe &c. 1552. 4.

33. Claer Verhael waerin mede en door wye Godt vinden. 1552. 4.

34. Een droevich ſuchten over des Menſchen Verderfniſſe. 1552. 4.

35. Een hertelyck Geclagh overs Menſchen Onachtſaemheyt. 1552. 4.

36. Sorch dragende voorgeven hoe wy ons Chriſto gantſch ghelaten. 1552. 4.

37. Berichtinge van den Spreuk Chriſti. Ioh. 16. 1552. 4.

38. Trouwhertighe Waerſchouwinghe aen een yder die Gebieden over andere hebben. 1552. 4.

39. Een ſeer ſchoon unde heerlyck tractaet off onderwys, van Godes Gheeſt, Liefde unde Stemme, mit die verlooren Menſche. 1553. 1 Alphab. 6 Bogen. fol. In Form eines Geſpräches zwiſchen dem Geiſte Gottes und dem verlohrnen Menſchen.

40. Volkomen Bericht, hoe men ſich in Gehoorſaemheyt des Geloofs voor der olden Slangen Liſticheyt — wachten moet. 1553. 4.

41. Van de rechte waare Vrede unde waerin sy te finden. 1553. 4.

42. Een naeckte Onsluytinghe unde Verclaringhe &c. 1553. 4.

43. Een vytvloyende Reden wat het alderheyligste Geloof sy. 1553. 4.

44. Een treflycke Bewys-Reden hoe die Kinderen deser Werldt sich bevlytighen &c. 1553. 4.

45. Verklaringhe der Scheppenissen, an vyf mijn beminde Kinderen unde Ghebroeders Liefhebberen Christi alleen verschreven. 1553. fol. Ist nächst seinem Wunderbuch sein wichtigstes und weitläuftigstes Werk, und da es sehr selten ist, so will ich etwas von dem Inhalte bemerken. Auf dem Titelblatte stehet in einer grossen Vignette eine Abbildung der sechs Schöpfungstage in einem Zirkel, dessen Mittelpunct Gott in Gestalt eines mit einem dreyfachen Strahlenscheine umgebenen Auges ist. Es enthält in 84 Kapiteln eine mystische Erklärung der Schöpfung nach den sechs Tagewerken, eine Geschichte des Falles der ersten Menschen und der Wiederbringung durch Christum, Unterricht von dem rechten Hirten; kurz, beynahe ein vollständiges System der ganzen Mystik. Worauf Bl. 123. an ein eigener Tractat doch ohne Ueberschrift folgt, wie es in der Gemeine Christi in den letzten Zeiten zugehen soll.

46. Was Gottes Werk an uns befördere, und wir im gegenwärtigen, dieweil es Tag ist, zu arbeiten, auch was für ein Leben

wir hier in der Zeit zu verlieren haben. Holländisch, 1553. deutsch im Arnold, Th. 4. S. 366.

47. Christelycke Waerschouwinghe aen allen Regenten unde Overicheden, hoch unde nederen Standts. 1554. 6¼ Bogen, in 4. Er warnt die Obrigkeiten, niemanden seines Glaubens wegen zu verfolgen und noch weniger zu tödten, klagt aber zugleich über das allgemeine Verderben, welches er von der Verkehrtheit der öffentlichen Lehrer ableitet; welche Klage zu seiner Zeit leider nur zu sehr gegründet war.

48. Wat die Weth (das Gesetz) sy, waerom unde toe sy nootwendigh ghegheven, unde wat onderscheyt dat tusschen die wercken des Weths Mosis unde tusschen die Wercken des Weths Christi sy. 1554. 15 Bogen in 4.

49. Bysondere kraftighe Reden, godt-saligh herlijcke Leeringen unde Vermaningen tot Aenneminghe der Godtlijcker Waerheydt. 1554. 4 Bog. 4.

50. Van den toekomstigen Dach des Heeren. 1554. 4.

51. Beclagh over des Menschen corten Tyt die hy so lichtvaerdigh deurbrenght. 1554. 4to.

52. Een schoen Onderwys hoe en yeder te recht bidden, suchten en clagen sal. 1554. 4.

53. Een ernsthaftigh Vermaen aen alle Vnachtsamen. 1554. 4.

54. Van die rechte ware kenteniſſe Chriſti. 1554. 4.

55. Summariſche Verklaringhe op den Spreuk Pauli Rom. 14, 22. 1555. 4.

56. Onderſcheyt van den Aart der Godtlycken unde Vngodtlycken. 1555. 4.

57. Claer Bericht hoe Godt uut Liefde den Menſche ſelfthuys komt. 1555. 4.

58. Alle vaten ſichtmen wtgheven wat ſy inhebben; alſoe moeten alle Natueren der Kruyden, Creatueren unde Vruchten der Aerden van ghelijck, haer vermoeghen unde aert na, voortbrenghen, weer ſy willen oder niet; even is my dit ten ghoede geſchiet. Im Ianuario 1556. 18 Bogen in fol.

59. Van die Aart, Blindheyt, Dwalinghe unde Duyſterniſſe deſer arge booſe Werelt, wie unde welcke hat Lichaem Chriſti ſyn, mit Aenwyſinghe des rechten Wechs. Im Ianuario, 1556. 6½ Bogen, in 4.

60. Een onderſcheydelych Bericht hoe unde in wat manceren de Geloovighen etc. 1556, 4.

61. Trouwhertighe Vermaanighe tot den Dienſt Godes. 1556. 4.

62. Antwort unde Onderricht D. I. op die Vraghe unde Voorgheven des welgheleerten Heeren *Scipionis* N, namelijk: Of der Wyſen Wysheyt oder menſchelijcke Gheleertheyd niet

nutlijck oder nootwendig sy voor den Gheloovighen, die heylighe Godtlijcke Schrift te bet te verstaen, als sommighe meenen? Im Martio. 1556. 5 Bogen, in 4. Vermuthlich seine letzte Schrift, indem er bald darauf starb. Sie enthält die allen Mystikern gewöhnliche und von ihm schon mehrmals geäusserte Herabwürdigung der Vernunft und Gelehrsamkeit, und Erhebung des innern Lichtes.

2. Schriften ohne Jahrzahl.

63. Een waerachtige syne Reden unde gesprech tusschen twee Ghebroederen A. unde N. wt den goden schat eens milden Herten ghebersten oder gheuloeyt. 3 Bog. in 4. Enthält wieder Klagen über die Gelehrsamkeit.

64. Een suyverlijcke Bewijsreden van Godes Wort, wie sich 't selve te hooren, te kennen unde recht nae den Gheest te hebben beroemen mach. 8¼ Bogen in 4. Wo er nach Art aller Mystiker das innere Wort, welches Geist und Leben sey, von dem geschriebenen todten Worte unterscheidet.

65. Waerachtige Aenwysinghe unde claer Verhael van die wederbrenghinge des Menschen etc. 8 Bogen in 4. Wo er alles von einer unmittelbaren Einwirkung Gottes in den Menschen herleitet, wodurch dieser von sich selbst ausgehet, und in Gott eingehet.

66. Een nootwendich Vermaanen unde bedachte Reden, allen Ghoetwilligen in een

opscen ter Beteringe voorgeschreven. 3¼ Bog. in 4. Eine Sammlung moralischer Betrachtungen von der wahren Beschaffenheit der Gläubigen.

67. Een Godtlycke Antwort unde cort Onderwijs op die Vragen: of men oock meer der Leeringe of beter Bericht, als in die voorbeschrevene, heglighe Schrift gemeldt of aengeteyckent, van nooden heft. 2 Bogen in 4. Wo er das innere Licht, doch mit vieler Behutsamkeit empfiehlet.

68. Een Dialogus of Tweespraeck tusschen Peter unde Jan, twe Godtlijcke Gheleerde welspreekende verstandige Mannen. 5 Bogen in 4. Wieder eine Declamation gegen alle menschliche Gelehrsamkeit.

69. Spreuken der Wijsheyt na die Kentnisse des hemelschen ewigen Waerheyts. 39 Bog. in 4.

70. Van den rechten waren Aart unde Craft des Gheloofs; oocn hoe die Gheloovigen in Krijchsnooden sich holden unde dragen sullen. 2¼ Bog. in 4.

71. Een leerlijck unde christlijck Ghespreek tusschen een Godtgheleert, Bibelsch gheleert, unde Sophist gheleert, waerin verhandelt wert het rechte Verstant der Waerheydt Christi etc. 20 Bogen in Fol.

72. Een vaste ongrondtlijcke Grondt unde seekere Toeversicht des waren Gheloofs unde Vertrouwens aen Godt unde synen Christum. 2 Bogen in 4.

73. Heftige unde ſtercke Reden ſijnder Sendinghe, mit Ontſchuldinge eeniger Scheltwoorden unde meer andere invallende Godtſalige Vermaaninghen. $4\frac{1}{4}$ Bog. in 4.

74. Chriſtelycke Sendbrieven. Vier Theile in 4., von welchen Reimmann in Catal. Bibl. theol. S. 708. handelt.

75. Den Ongheloovigen, Twyfelachtigen unde Wantrouwenden gheſchreven. In 4.

76. Van menigerley Aart der Menſchen Vianden - - - wieder aufgelegt 1616, 1620, 8.

77. Een der Paradyſcher Rivieren wtvloet. - - - wieder aufgelegt, 1620, 8.

78. Van dat recht Voet waſſchen. - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

79. Die Eerſte ſullen die Laetſte, die Laetſte die Eerſte ſyn - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

80. Van 't Gheloof een heylich wacker Vermanen - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.; teutſch im Arnold Th. 4, S. 385.

81. Een cort ende leerlyk tractaet wat dat Wort Duyvel ſy ende hoe men 't ſelvighe in die h. Schrift verſtaen ſal. - - - wieder aufgelegt 1616, 8.

82. Die acht Saligheden - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.

83. Schrift von der Tödtung des Fleisches. In Holländischer Sprache. Deutsch im Arnold, Th. 4. S. 306.

84. Von der wahren Gemeine Christi, und welches die rechten Ketzer sind. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 308.

85. Klare Anzeigung, dabey man wissen, merken, erkennen und sehen kann, wo oder bey wem der rechte Glaube ist, oder wer sich dessen berühmen, und darunter zu stehen dünken möge. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 329.

86. Erklärung des 7ten Kapitels an die Römer. Holländisch --- wieder aufgelegt, 1614. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 336.

87. Von der Allmacht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4. S. 372.

88. Vermahnung und Lehre mit bequemen Gleichnissen ausgesprochen, zur Gottseligkeit dienlich. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 397.

73. Hefftige unde ſtercke Reden ſijnder Sendinghe, mit Ontſchuldinge eeniger Scheltwoorden unde meer andere invallende Godtſalige Vermaaninghen. $4\frac{1}{4}$ Bog. in 4.

74. Chriſtelycke Sendbrieven. Vier Theile in 4., von welchen Reimmann in Catal. Bibl. theol. S. 708. handelt.

75. Den Ongheloovigen, Twyfelachtigen unde Wantrouwenden gheſchreven. In 4.

76. Van menigerley Aart der Menſchen Vianden - - - wieder aufgelegt 1616, 1620, 8.

77. Een der Paradyſcher Rivieren wtvloet. - - - wieder aufgelegt, 1620, 8.

78. Van dat recht Voet waſſchen. - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

79. Die Eerſte ſullen die Laetſte, die Laetſte die Eerſte ſyn - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

80. Van 't Gheloof een heylich wacker Vermanen - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.; teutſch im Arnold Th. 4, S. 385.

81. Een cort ende leerlyk tractaet wat dat Wort Duyvel ſy ende hoe men 't ſelvighe in die h. Schrift verſtaen ſal. - - - wieder aufgelegt 1616, 8.

82. Die acht Saligheden - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.

83. Schrift von der Tödtung des Fleisches. In Holländischer Sprache. Deutsch im Arnold, Th. 4. S. 306.

84. Von der wahren Gemeine Christi, und welches die rechten Ketzer sind. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 308.

85. Klare Anzeigung, dabey man wissen, merken, erkennen und sehen kann, wo oder bey wem der rechte Glaube ist, oder wer sich dessen berühmen, und darunter zu stehen dünken möge. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 329.

86. Erklärung des 7ten Kapitels an die Römer. Holländisch - - - wieder aufgelegt, 1614. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 336.

87. Von der Allmacht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4. S. 372.

88. Vermahnung und Lehre mit bequemen Gleichnissen ausgesprochen, zur Gottseligkeit dienlich. Holländisch. Deutsch im Arnold, Th. 4, S. 397.

Inhalt.

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf. S. 3

29. Johann Elias Cornäus, ein Teufelsbanner. 29

30. Elie Marion, ein Inspirirter. 55

31. Durand Fage, auch ein Inspirirter. 93

32. Johannes Carlo, ein Sterndeuter. 110

33. Favorinus, ein Zweifeler. 148

34. Pe-

Inhalt.

34. Peter Aretin, ein Läſterer. 168

35. Nicolaus Flamel, kein Goldmacher. 242

36. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger. 303

37. David Joris, ein Myſtiker. 336

Geschichte
der menschlichen
Narrheit,
oder
Lebensbeschreibungen
berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und anderer philosophischer
Unholden.

Vierter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1787.

38. Friedrich Breckling,

ein Mysticker *).

Friedrich Breckling war 1629 zu Handevith, einem Dorfe in dem Herzogthum Schleßwig, gebohren, wo sein Vater, Johann Breckling, ein guter, ehrlicher Landgeistlicher war. Nachdem er die Anfangsgründe der Wissenschaften auf der Schule zu Flensburg erlernet hatte, ging er auf Universitäten, und hielt sich von 1646 bis 1656 ganzer zehn Jahr lang zu Rostock, Königsberg, Helmstädt, Wittenberg, Jena, Gießen, Leipzig, Straßburg, und selbst auf einigen Holländischen Universitäten auf. Der Natur der Dinge nach hätte er auf so vielen Wohnsitzen der Weisheit in einer so langen Zeit ein gründlicher Gelehrter werden müssen, allein er ward gerade

*) Kurz, unvollständig und doch dabey sehr partheyisch handelt von ihm Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie; vollständiger Johann Moller in Cimbria litter. Th. 3. S. 82-89.

das Gegentheil, ein vollkommner Narr. Eine ungeordnete Einbildungskraft, und Scheu vor aller Anstrengung, brachte ihm frühe einen Ekel vor allen ernsthaften Wissenschaften bey, und die Schriften Taulers, Jacob Böhms, Schwenkfelds und anderer, welche ihm in die Hände fielen, erfülleten seinen Kopf mit einer Menge verworrener Ideen, welche ihn hernach sein ganzes Leben hindurch verfolgten. Sehr vielen Antheil an seiner Schwärmerey scheinet der bekannte Medicus, Johann Tack, zu Gießen zu haben, der ein schwärmerischer Goldkoch und Panacäen-Krämer war, und ihm noch dazu alchymistische Grillen in den Kopf setzte. Bey diesem hörte er fleißig die Chymie, und ward auch 1653 unter ihm Magister. Breckling, war der Theologie gewidmet, und man könnte sich daher wundern, was den Fantasten bewogen, sich der Chymie zu befleißigen, wenn man nicht schon aus den vorigen Theilen wüßte, wie genau das Band zwischen der Alchymie und der Schwärmerey in der Religion ist, und aus eben diesem Umstande erhellet zugleich, daß der Wurm, der an seinem Gehirne nagte, die alte Emanations-Weisheit war, so wie sie in den neuern Zeiten unter dem Nahmen der Theosophie oder Mystik, wieder ist aufgefrischet worden.

Es scheint indessen, daß er bisher nur einzelne verworrene Ideen aufgefasset hatte, denn sein eigentlicher und wahrer Lehrer war der Handlungsdiener eines Gewürzkrämers zu Hamburg, welchen er auf seiner Rückreise nach Hause auf der dasigen

öffentlichen Bibliothek kennen lernte, und von welchem er selbst sagt: „daß Gott selbst ihm dem„selben zugesandt habe, indem er von ihm zu sei„nem Gott und Schöpfer sey wieder gebracht, und „von allen äußerlichen Dingen, Menschen und „Kreaturen, zu Christo und seinem Reiche, Geiste, „Salbung, Lichte und Worte in uns eingeleitet „worden.“ Der Meister war seines Jüngers werth, und schon aus diesen wenigen Worten erhellet, von welcher Art beyder Schwärmerey war; denn da das Wort in uns nichts anders als die Einbildungskraft und Empfindung ist, welche alle Schwachköpfe dieser Art, als den höchsten und einzigen Grund der Erkenntniß und der Handlungen annehmen: so kann man leicht erachten, was für schöne Früchte ein solcher Baum tragen muß.

Als er wieder in sein Vaterland kam, hatten die Schweden eben einen Einfall in Dännemark gethan, und zugleich das Herzogthum Schleswig in Besitz genommen. Der dasige Superintendent, D. Stephan Klotz, der zugleich Prediger zu Flensburg war, und vielen Antheil an dem Kriege wider Schweden gehabt haben soll, war aus Furcht vor dem Feinde geflohen, und hatte seine Heerde im Stiche gelassen, auch nicht einmahl jemanden bestellet, der sie an seiner Statt geweidet hätte. Breckling, der eben nach Flensburg kam, und ohne bestimmte Beschäftigung war, nahm sich mit Klotzens nachmahlicher Genehmhaltung derselben auf das eifrigste an, und versahe das ganze

Jahr 1657 alle Predigten und Betstunden, sammelte auch seine Einkünfte und Accidenzien, und bewahrete sie ihm sorgfältig auf. Klotz hatte ihm versprochen, ihm seine Mühe reichlich zu vergelten; allein er nahm nach seiner Rückkunft das aufgesparte Geld, ohne seinem Gehülfen einen Heller davon zu geben, welcher Umstand dem Schwärmer freylich mehr Ehre macht, als dem orthodoxen Kirchenheld. Zwar verschafte ihm dieser dafür eine Feldpredigerstelle bey den Dänischen Truppen; doch, da er keinen Gehalt bekam, sondern umsonst dienen mußte, so konnte das nun wohl eben nicht als eine Vergeltung geleisteter Dienste angesehen werden. Allein, da die Truppen gleichfalls nicht bezahlt wurden, und daher vom Rauben und Beutemachen leben mußten, und Breckling sahe, daß er sie von diesen und andern Ausschweifungen nicht zurück bringen konnte, so legte er die Stelle bald darauf wieder nieder, so sehr auch D. Klotz gegen diesen Schritt eiferte. Da indessen Brecklings Vater sein Amt Alters und Schwachheit wegen nicht mehr gehörig verwalten konnte, so ward ihm 1659 der Sohn zu Handevith adjungiret, und Klotz, der ihn einführete, bezahlte ihn bey dieser Gelegenheit mit den größten Lobeserhebungen.

Doch die Freundschaft war von kurzer Dauer, wie sie zwischen einem Schwärmer und einem Orthodoxen ohnehin nicht anders seyn kann. Die Dänischen Staaten wurden damahls mit mehrern Landplagen heimgesucht, denn auf den Krieg

folgte Hungersnoth und auf diese die Pest. Breckling, der, wie ein jeder Schwärmer, alles das für unmittelbare Strafen Gottes ansahe, hielt nicht allein im August 1659 eine Predigt, worin er die Heucheley und Ruchlosigkeit vieler Geistlichen für die vornehmste Ursache dieser Uebel ausgab, sondern schickte auch diese Predigt an das Consistorium zu Flensburg mit zwey Briefen, worin er auf das dringendste bath, die Sitten der Geistlichen zu bessern, wenn anders die Zuchtruthe Gottes aufhören sollte.

Damit war freylich das Kalb in das Auge geschlagen, besonders da D. Klotz sich vorzüglich getroffen fühlen mochte, daher er auch Brecklings Aufsatz zu unterdrücken suchte, ihn wenigstens mehrere Monathe bey sich behielt, ohne ihn dem Consistorio vorzulegen. Dieser erinnerte ihn zwar mehrmahls mit Bescheidenheit daran, richtete aber damit weiter nichts aus, als daß Klotz polterte und mit einer Injurien-Klage drohete. Auf diese Art läßt sich ein Schwärmer nicht abspeisen, daher der unsrige seinen Aufsatz erweiterte, und ihn unter dem Titel Speculum seu Lapis Lydius Pastorum in deutscher Sprache zu Amsterdam 1660 drucken ließ, und ihn dem Könige Friedrich 3. von Dännemark zuschrieb, welchen er zugleich auf das nachdrücklichste aufforderte, an eine gänzliche Reformation, besonders des geistlichen Standes Hand anzulegen. Klotz suchte zwar den Druck zu hindern, und schickte zwey Prediger an ihn, welche ihm die Ausgabe in seinem, als des Superintendenten

Nahmen verbiethen mußten; allein Breckling kehrete sich nicht daran, sondern beschuldigte seinen Gegner in seiner Antwort des Mißbrauches seiner kirchlichen Gewalt. Dieser machte nunmehr nicht allein die Sache bey dem Consistorio anhängig, sondern berief auch einen förmlichen Synodum, welcher in der Sache urtheilen sollte, verfuhr aber dabey so hinterlistig, daß er beyden nicht die ganze Schrift des Beklagten, nebst dessen Absicht, sondern blos die zum Schlusse angehängten Gründe vorlegte. Breckling, ward nunmehr öffentlich als ein Verläumder des göttlichen Predigtamtes, der in ein fremdes Amt greife, und sich unterstehe, dasselbe zu reformiren, angeklagt, seine Schrift für eine Schmähschrift erklärt, und auf seine Absetzung angetragen. Vergebens bath er, seine Absicht dabey nicht aus den Augen zu setzen, und die von ihm angeführten Zeugnisse Luthers und anderer Theologen zu erwägen; man drang vielmehr darauf, daß er die Personen nennen, und ihre Vergehen anzeigen sollte. Er antwortete zwar, er sey nie willens gewesen, einzelne Personen verdächtig zu machen, sondern habe nur überhaupt anzeigen wollen, was Gottes Wort und die rechtschaffensten Theologen von den meisten Geistlichen dieser Zeit sagten, damit selbige sich bessern, und Gottes Strafen von dem Lande abwenden möchten; allein man überging diesen Punkt mit Stillschweigen, und fragte ihn vielmehr, was er von Schwenkfelden und andern neuern Schwärmern halte. Endlich ward ihm bey Strafe der Absetzung

auferlegt, seine Schmähschrift innerhalb vier Wochen zu widerrufen, und sich indessen alles Schreibens zu enthalten.

Zum Unglücke hatte Breckling der Orthodoxie seiner Gegner manche andere Blößen gegeben. Verschiedene Schwärmer richteten um diese Zeit in dem Hollsteinischen und andern Gegenden viele Zerrüttungen an, und Breckling hatte sichs nur zu sehr merken lassen, daß er in der Hauptsache mit ihnen eines Sinnes sey, ob er gleich in Nebendingen anders dachte. Ueber dieß hatte er auch in manchen Stücken wider die Kirchenordnung gehandelt, und unter andern einen Menschen acht Wochen nach seiner Frauen Tode mit einer andern copuliret, mit welcher derselbe schon vorher im Ehebruche gelebt hatte, ohne den Fall vorher dem Consistorio zu melden. Da er sich nun zu keinem Widerrufe der obigen Schrift verstehen wollte, so ward er fünf Wochen darauf den 15ten März 1660 als ein Beleidiger der Majestät und des göttlichen Predigtamtes seines Dienstes entsetzet, und bis auf weitern königlichen Befehl der weltlichen Obrigkeit zur sichern Verwahrung übergeben. Es befanden sich zwar mehrere Geistliche in der Synode, welchen dieses Verfahren zu hart und tumultuarisch schien, und daher noch vor dem Urtheile die Versammlung verließen; allein sie wurden so wohl von der mehrern Anzahl überstimmt, als auch von dem Feuereifer des Superintendenten überwogen, daher das Urtheil auf der Stelle an ihm vollzogen ward, ungeachtet er an den König

appelliret hatte, auch verschiedene Geistliche in der Versammlung für ihn Bürgschaft zu machen sich erbothen. Dem Urtheil und der Absicht seines Gegners nach, sollte er in das Criminal-Gefängniß des Schlosses zu Flensburg gebracht werden; allein der Commendant dachte menschlicher, als seine geistlichen Richter, und ließ ihn bloß in einem sichern Zimmer seines eigenen Wohnhauses verwahren.

Allem Ansehen nach stellte Klotz die Sache zu Kopenhagen von der verhaftesten Seite vor, und da der Dänische Hof damahls eben so orthodox dachte, als der Superintendent zu Flensburg, so kam nach einigen Wochen nicht allein der Befehl, den Gefangenen zu mehrerer Sicherheit auf das Schloß zu Rendsburg zu setzen, sondern es ging auch das Gerücht, daß er im Falle des verweigerten Widerrufes entweder am Leben gestraft, oder zur ewigen Gefangenschaft werde verurtheilet werden. Ohne Zweifel gab der Commendant zu Flensburg dem Breckling davon bey Zeiten Nachricht; wenigstens gab er ihm Gelegenheit zur Flucht, die dieser sich auch nicht umsonst anbiethen ließ, sondern nach Hamburg entwischte.

Für seiner Gegner Rachgier war das ein kränkender Streich, daher sie einige Vertraute nach Hamburg schickten, welche im Nahmen des Königes von Dännemark bey dem Magistrate um Erlaubniß anhielten, ihn in gewissen Häusern, wo man ihn zu finden glaubte, suchen zu dürfen. Allein, man fand ihn nicht, und Breckling begab sich in

der Stille nach Holland, wo er noch 1660 seinen Triumphum veritatis schrieb, in welchem er den ganzen Vorgang der Sache mit allen Actenstücken erzählte, und seinen Gegnern ihre Intoleranz durch Bitterkeit und Vorwürfe reichlich vergalt.

In Holland, und wie es scheint, besonders zu Mönchendamm, ward er mit Herrmann Jungen, Ludwig Friedrich Giftheil, Joachim Betke, und andern Schwärmern bekannt, mit welchen er die vertrauteste Freundschaft errichtete, und dafür von ihnen, wie er selbst sagt, „bis in die interiora „velaminis, und durch das Decretum stultitiæ und „Mysterium crucis bis in die penetralia sapientiæ „divinæ eingeleitet", das ist verdollmetschet, zum völligen Narren gemacht ward. Vermuthlich waren es auch diese, welche die Lutherische Gemeinde zu Zwoll dahin vermochten, daß sie ihn gegen das Ende des Jahres 1660 zu ihrem Prediger wählte, doch mußte er sich dabey verbindlich machen, daß die Gemeinde wegen seiner Händel in Schleswig in keine Weiterungen verwickelt werden sollte. *)

Bald darauf machte ein ähnlicher Schwärmer, der Freyherr Ernst von Wels aus Oesterreich, im Deutschen Reiche einiges Aufsehen, indem er sich einbildete, daß das tausendjährige Reich heran nahe, und daher zu dessen Beförderung und Beschleunigung 12000 Thaler bestimmte, welche er

*) Sein damahls ausgestellter Revers stehet in den Unsch. Nachr. 1715, S. 645.

zur Bekehrung der Heiden anwenden wollte. Er begab sich mit seinem Wurme um 1664 nach Regensburg, und suchte die Gesandten der Evangelischen Stände durch zwey Schriften auf seine Seite zu ziehen, deren eine den Titel hatte: Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahle und Vorschlag zu einer christlichen Jesus-Gesellschaft, die andere aber Vermahnung an alle rechtschaffene Christen hieß. Die Gesandten, welche nicht auf die Heidenbekehrung nach Regensburg geschickt waren, hatten Mitleiden mit dem Träumer, allein der dasige Superintendent, Johann Heinrich Ursinus, nahm die Sache auf einem ernsthaftern Fuße, und schrieb wider ihn eine wohlgemeinte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung, worin er ihn als einen ächten Chiliasten schilderte. Doch dieser ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern da er sein erstes Augenmerk auf Gujana in Süd-Amerika gerichtet hatte, so ging er nach Holland, wo er mit dem Breckling eine vertraute Freundschaft errichtete, und ihn unter dem Nahmen des Brechenden in seine Jesus-Gesellschaft aufnahm, daher sich dieser in der Folge ein Mitglied der Jesus liebenden, fruchtbringenden, apostolischen Gesellschaft von dem Orden des Gekreutzigten, einen Königlichen Priester und Freyherrn in Christo, den Brechenden, zu nennen pflegte. Es scheinet, daß der Baron seinen nunmehrigen Mitbruder gerne beredet hätte, Theil an seinen geistlichen Abenteuern zu nehmen; allein dieser empfand

dazu noch keinen Wink von dem innern Lichte, und begnügte sich daher damit, jenen förmlich zum Apostel der Heiden einzuweihen. Der Freyherr trat darauf seine ferende Ritterschaft wirklich an, und segelte auf einem Holländischen Schiffe nach Süd-Amerika ab; allein sie hat allem Ansehen nach ein ihrer würdiges Ende genommen, denn man hat seitdem nichts mehr von dem Abenteurer erfahren.

Diese kleine Herzstärkung war dem Breckling nöthig, wenn er den Streit mit dem Lutherischen Consistorio zu Amsterdam, in welchen er gleich nach seiner Ankunft zu Zwoll verwickelt wurde, muthig fortsetzen sollte. Dieses Consistorium suchte sich schon seit langer Zeit die Herrschaft über alle Lutherische Kirchen und Gemeinden in Holland anzumaßen, und da Breckling schon als ein Schwärmer und Feind der kirchlichen Gewalt bekannt war, so war es kein Wunder, daß dasselbe seine Beförderung zu dem Predigtamte zu Zwoll zu hindern suchte, und da er dasselbe dennoch erhielt, ihm in der Folge mancherley Unruhen erweckte. Breckling stimmte dagegen seinen vorigen Ton an, warf den Gliedern des Consistorii pharisäische Gleißnerey und fleischliche Bauchsorge vor, und brachte sie dadurch ganz natürlich noch mehr auf. Es kam noch ein anderer Umstand dazu, welcher den Streit von beyden Seiten noch mehr erhitzte. Es hielten sich in Amsterdam verschiedene Dänen, Schleswiger und Schweden auf, welche weder Dänisch noch Holländisch ver-

standen, sich daher einen eigenen Prediger wünschten, und dazu einen gewissen Christian Abel, einen Dänen, wählten, denselben auch in Deutschland ordiniren ließen, da das Amsterdamsche Consistorium ihm die Ordination versagt hatte. Die Lutherischen Geistlichen zu Amsterdam, deren Einkünfte durch den Abtritt dieser neuen Gemeinde geschmählert wurden, eiferten auf allen Kanzeln auf das heftigste dawider, suchten auch die Aufhebung derselben so wohl bey dem Magistrate zu Amsterdam, als auch bey dem Könige von Dännemark, und dem Dänischen Erzbischofe Johann Suaning zu bewirken. Man kann leicht denken, daß alle diejenigen, welche Feinde der kirchlichen Gewalt waren, sich dieser Gemeinde werden angenommen haben, daher alle Lutherische Kanzeln auf das ärgerlichste von diesem Streite wiederhallten. Breckling war darunter einer der eifrigsten Verfechter der Dänen, und gab nicht allein verschiedene Schriften zu ihrer Vertheidigung heraus, sondern eiferte auch in ihrem neuen Bethhause auf das heftigste wider den Despotismus des Lutherischen Consistorii, wodurch er denn bewirkte, daß seine Gegner fast alle ihre Wuth auf ihn allein richteten, und ihn als einen Aufwiegler und Störer des Kirchenfriedens anschwärzten. Es kam dazu, daß selbst seine Gemeinde mit seinen chiliastischen Meinungen und übrigen Schwärmereyen unzufrieden war, daher er denn um 1665 zu Zwoll förmlich entsetzt wurde. Er lebte hierauf noch 45 Jahre über in der Stille und ohne öffentliches Amt,

theils zu Amsterdam, wo er einen Correktor in den Buchdruckereyen abgab, theils aber auch im Haag, und hatte eben nicht Ursache, sein Schicksal zu bedauern, indem er von seinen so wohl öffentlichen als heimlichen Freunden und Anhängern, deren er in Deutschland, Dännemark und Holland sehr viele hatte, hinlängliche Zuschüsse bekam. Unter vielen sind besonders von Lutheranern Phil. Jac. Spener, D. Herm. Schuckmann, Hofprediger zu Güstrov, Joh. Reinboth, Superintendent in Hollstein, Barthol. Elsner, zu Erfurt, von Seiten der Reformirten aber, Conrad von Beuningen, Bürgermeister zu Amsterdam, Wilh. Salden, Prediger zu Delft und Haag, und selbst die Königin von England Maria, und ihr Gemahl Wilhelm 3, bekannt, welche ihm von der Zeit seines Aufenthaltes im Haag an, jährlich 400 Ducaten gaben. Er starb endlich im Haag in einem hohen Alter von 82. Jahren.

Daß Breckling ein Schwärmer war, der an den Ausfluß der Körperwelt aus Gott, an das innere Wort, an das tausendjährige Reich, und andere damit verbundene Thorheiten glaubte, ist unläugbar, und kann im Fall der Noth, aus der ersten der besten seiner vielen Schriften bewiesen werden, ob er gleich dabey immer für einen wahren und ächten Lutheraner gehalten seyn wollte. Indessen ists auch wahr, daß er noch einer der bescheidensten war, daher er auch mit Kuhlmannen, den Quäkern und andern gröbern Fana-

tikern häufig zu streiten hatte. Die Vorwürfe, welche er den orthodoxen Lehrern der Kirche machte, waren freylich nur allzu sehr gegründet; allein es ist doch auch nicht zu läugnen, daß er sie mit einer allzu großen Heftigkeit und Bitterkeit würzte, welche nur Haß und Verfolgung, aber nicht Besserung bewirkte. Daher ist es denn kein Wunder, daß er sie fast alle wider sich hatte, und von den meisten mit eben so wenig Schonung behandelt wurde, mit welcher er sie anzugreifen gewohnt war. Sehr viel machte sich D. Val. Ernst Löscher mit ihm zu schaffen, der besonders in den Unschuldigen Nachrichten die meisten seiner Schriften anführte und beurtheilete.

Seine vielen Schriften bestehen zwar großen Theils aus Streitschriften; allein, da sie jetzt insgesammt selten sind, so will ich sie umständlich anführen. Es sind folgende:

I. Eigene Schriften.

1. Conclusiones nobiliores ex philosophia, Præs. M. Casp. Ebelio propositæ. Gießen, 1653, 4. seine Inaugural-Disputation.

2. Speculum s. Lapis Lydius Pastorum, darinnen alle Prediger und Lehrer dieser letzten Welt sich beschauen, und nach dem Gewissen, als für Gottes alles sehenden und richtenden Augen, ohne Heucheley ihrer selbst, ernstlich prüfen und examiniren sollen, ob sie rechte,

von

von Gott gesandte und erkannte Prediger, Lehrer, Bischöfe und Superintendenten seyn oder nicht, u. s. f. Amsterdam 1660, 12. Das ist die oben gedachte Schrift, welche seine Entsetzung in Schleswig veranlaßte.

3. Speculum Pastorum repurgatum. Amsterdam, 1661, 8; vielleicht nur eine neue Auflage des vorigen.

4. Veritatis triumphus, pro veris contra pseudo-Apostolos, Euangelicos & Lutheranos, & eorum Antesignanum D. *Steph. Klotzium*; die bittere aber doch heilsame Wahrheit, zu Wiederaufrichtung und Genesung des Reiches Dännemark, und anderer Fürstenthümer, Länder und Städte — zu Rettung seiner Unschuld, und Offenbarung des Beginnens eines fremden und stolzen Hamans. 1660, 12; vermehrt, ohne Jahr und Ort, in 12. Dies ist seine oben gedachte Vertheidigungsschrift, welche er gleich nach seiner Flucht in Holland heraus gab, und derselben zugleich die vornehmsten Akten-Stücke des wider ihn verhängten Inquisitions-Processes beyfügte. Klotzen werden hier die bittersten Wahrheiten gesagt; allein, er fand nicht rathsam, sich zu vertheidigen. Dagegen gab Dan. Luther, ein Landgeistlicher im Flensburgischen, der zugleich mit angegriffen war, dawider heraus: Daniel redivivus & e spelunca Leonum resurgens; Daniel Lutherus kömmt endlich aus der giftigen Triumph-Höhle oder Löwengrube vieler Ca-

lumnien Fried. Brecklingii, wieder hervor, u. s. f. Schleswig, 1661, 8. Aus welchem läppischen Titel sich ungefähr auf den Inhalt schließen läßt. Breckling antwortete ihm in der folgenden Schrift.

5. Tribunal conscientiæ, s. Prodromus judicii divini, d. i. Vorforderung aller Menschen, von den höchsten bis auf den niedrigsten, für den Richterstuhl ihres eigenen, alles mit ihnen wissenden Gewissens, — nebst einer gerechten Examination eines falschen Dan. Lutheri, Stephani (Klotzii) und aller Antichristen. Ohne Jahr und Ort in 12.

6. Vox de coelo, nosce te ipsum, & cognosce Christum, das ist, Erkänntniß unser selbst in Adam, zu unserer Demüthigung und Buße, und Erkänntniß Christi zu unserer Aufrichtung, Vereinigung, Erhöhung und Verherrlichung u. s. f. Amsterdam, 1660, 12; Leipzig und Quedlinburg, 1677, 12.

7. Ewiges Evangelium von der Gewißheit der Seligkeit aller bußfertigen und gläubigen Kinder Gottes in Christo Jesu. Amsterdam, 1660, 12; und in Hamburg wieder aufgelegt.

8. Ankündigung des Gerichts- und Rachtages Gottes an die heutige gottlose Obrigkeit und Priester in allen Ständen, Sekten und Orten. Amsterdam, 1660, 12.

9. Christus cum suis Prophetis & Apostolis redivivus; Gottes Wort, welches Gott dieser gegenwärtigen Welt, in allen Ständen, Sekten und Oerten, selbst redet, und von seinem

Zeugen, ohne Furcht und Ansehen der Person heute will geredet haben. Ohne Ort, 1661, 12.

10. Anatomia mundi, darin das ehebrecherische Herz dieser letzten Welt eröffnet, und dessen verborgene Abgötterey jedermänniglich offenbar vor Augen gestellet wird. Amsterdam, 1661, 12.

11. Biblia s. Verbum Diaboli ad suos Ministros, Apostolos & successores in mundo; die unheilige Schrift und Sendbrief des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, und hochwohlgebohrnen Fürsten und Herren, Lucifers, des Gottes dieser Welt, an seine geistlose, ungöttliche und antichristische Lehrer, Prediger und Nachfolger, in Kirchen, Schulen und Akademien, auf der höllischen Canzeley abgefertiget. Ohne Jahr und Ort und Nahmen des Verfassers, aber gewiß 1661, und nicht 1666 wie Arnold, Chr. Pasch, und andere wollen, in 12, und in eben demselben Jahre, mit dessen ausdrücklichen Meldung wieder aufgelegt. In das Holländische übersetzt, mit der Meldung des Verfassers, Zwoll, 1663, 12. Es ist eine Nachahmung der schon im 14ten Jahrhundert von einem Ungenannten heraus gegebenen Epistolæ Luciferi ad malos Principes ecclesiasticos, und eine heftige und ungesittete Schmähschrift auf das Lutherische Consistorium zu Amsterdam, und besonders auf Hub. Tollium. In den Unsch. Nachr. 1716. S. 627 f. wird diese Schrift angezeigt, aber mit eben so vielen

Heftigkeit beurtheilt. Daß auch andere Lutherische Theologen, besonders solche, welche sich gleichfalls getroffen fühlten, nicht werden geschwiegen haben, kann man sich leicht vorstellen, und einer derselben, D. Joh. Müller zu Hamburg, wollte den Verf. darüber gar zu einem Atheisten machen.

12. Excidium Germaniæ, Daniæ, Sueciæ, Angliæ, Galliæ, Italiæ, Hispaniæ, etc; in Deutscher Sprache, 1661, ein Bogen in 12, worin er dem ganzen Europa den Untergang drohet. S. Unsch. Nachr. 1716, S. 824.

13. Proeve der hedensdages also ganoemden Quäckers, Collegianten, Socinianen, Zwickerse, Felgenhaueriſche, ende aller anderer Geesten, of deselve uyt Good zien. Amsterdam, 1661, ein Bog. in 8. In das Deutsche übersetzt, nebst Christ. Redlichs, (Joa. Betkens,) Epistola, wie ein Prediger Christum seinen Zuhörern recht könne ins Herz predigen, ohne Ort, 1665, 12. Da Breckling unter den neuern Schwärmern immer noch einer der bescheidensten war, so konnte er freylich mit Felgenhauern, den Quakern, und andern gröbern Fanatikern nicht zusammen stimmen.

14 Christus triumphans sub cruce, etc. das heimliche, vor aller Welt und Vernunft verborgene Geheimniß von dem wunderbaren, thörichten, schwachen, verachteten — — Creutz-König, Christo Jesu. Amsterdam, 1661, 12.

15. Mysterium Iniquitatis, die Welt des Teufels Reich, wie sie Christi thörichtem Creutz-Reiche entgegen gesetzet wird; als der andre Theil des Christi triumphantis. Ohne Ort, aber vermuthlich zu Zwoll, 1662, 12. S. Unsch. Nachr. 1717, S. 236, f.

16. Rufende Stimme aus Mitternacht in dieser Mitternacht, an Ihre Kön. Maj. in Dännemark, und alle Könige, Chur- und Fürsten, und Obrigkeiten nach Mitternacht, darinnen mit dem Hahnengeschrey von Abend sonnenklar bewiesen wird: 1. daß unser heutiges Christenthum ein pur lauteres Antichristenthum, 2. daß die heutige antichristische Prediger davon die fürnehmste Schuld und Ursach, u. s. f. Ohne Ort, aber auch zu Zwoll, 1661, 8. S. davon Unsch. Nachr. 1703, S. 253 f. und 1708, S. 150 f.

17. Mysterium Babylonis & Sionis, End-Urtheil über Babel und Stimme vom Himmel: Gehet aus Babel. Der andere Theil des vorigen. Ohne Ort, 1663, 12.

18. Methodus catechizandi, einfältige Art und Weise, wie man den kleinen Catechismum Lutheri den Kindern und jungen Leuten recht vorkäuen soll. Amsterdam, 1662, 12.

19. Unterthänige Supplication an Ihro Königl. Majestät in Dännemark, vor Dero arme Unterthanen. 1662, 12; vermuthlich in der oben gedachten Streitigkeit der Dänischen Ge-

meine zu Amsterdam, mit dem dasigen Lutherischen Consistorio.

20. Biblia Pauperum, Evangelium der Armen, darinnen den Armen Christi ihre Seligkeit, Trost, Gut, Theil, Erbtheil — angekündiget werden. Ohne Ort, 1662, 12; in das Holländ. übersetzt, von Phil. von Zesen, Amsterdam, 1662, 12.

21. Mysterium magnum Christus in nobis, oder Traktat von dem Geheimnisse Christi in uns. Amsterdam, 1662, 12; und mit seiner Voce de coelo, Nosce te ipsum, & cognosce Christum, Quedlinburg, 1677, 12. Man weiß aus den vorigen Theilen dieses Werkes bereits, was dem Schwärmer der Christus in uns ist, nehmlich die Einbildungskraft und Empfindung. S. Unsch. Nachr. 1704, S. 886.

22. Religio libera, Persecutio relegata, Tyrannis exul, & justitia redux, oder hochnöthige Erinnerung an die hohe Obrigkeit — über einige Gewissensfragen von der Gewissensfreyheit und andern hochnöthigen Sachen. Freystadt, 1663, 12.

23. Letzte Posaune über Deutschland. Amsterdam, 1663, 8, ist in den hiesigen Gegenden sehr unbekannt geblieben.

24. Regina pecuniæ, mundi Politica, & Antichristi Theologia, oder sonnenklarer Beweiß, woher die gottlosen Beamten, Schreiber und Priester fast in allen Königreichen und Fürstenthümern Europa so reich, fett und mächtig

werden und die Königreiche verarmen. Freystadt, 1663, 8; Nürnberg, 1690, 8, wegen welcher letzten Auflage aber der Verleger, Joh. Th. Weidmann in das Gefängniß gesetzt wurde.

25. Majestas & Potentia, Libertas & Iustitia, Spes & Victoria, Triumphus & Gloria Christianorum cum capite Christo, das Wunder-Geheimniß von der Christen Recht, Freyheit, Gewalt, Erbtheil u. s. f. Amsterdam, 1663, 12.

26. Christus Iudex in & cum Sanctis, contra Gentes, secundum judicium & justitiam, das Geheimniß des Reichs von der Monarchie Christi auf Erden u. s. f. Ohne Ort, 1663, 12; 1666, 12; worin er den Chiliasmus sehr laut predigte, und daher auch alle Anti-Chiliasten dieser Zeit, den Christ. Laur. Meelführer, Joh. Wilh. Beyer, Aug. Pfeiffer, und andere zu Gegnern bekam.

27. Libertas & potestas Ecclesiæ vindicata, kurze Anleitung, wie die Creutzkirche Christi wieder zu ihrer Freyheit gelangen, und aus dem Babylonischen Gewissenszwange könne errettet werden, u. s. f. Ohne Ort, 1663, 12; wider das Lutherische Consistorium zu Amsterdam.

28. Pharisaismus detectus, convictus, judicatus, & Christianismus vindicatus, der Pharisäer Urtheil und Grabschrift, darinnen alle Pharisäer unter den Nachfolgern Lutheri, insonderheit aber die Unlutherische Pharisäer und Antichristen in den Unlutherischen Consistoriis

zu Amsterdam und Hamburg — entdeckt — werden. Amsterdam, 1664, 12.

29. Summa Summarum, soli Deo gloria et nobis ignominia, etc. Die Ehre Gottes und Seligkeit der Menschen gerettet, u. s. f. Amsterdam, 1664, 12.

30. Liber librorum, Confessio Christianorum, die heilige Schrift, als ein öffentliches Glaubensbekenntniß der übrigen Creutzdiener und Nachfolger des Lammes Christi auf dem Berge Zion auf den Leuchter gestellt u. s. f. Ohne Jahr und Ort, aber 1664, oder 1665, 12. S. davon Unsch. Nachr. 1717, S. 240 f.

31. Synagoga Satanæ, Satans-Schule, darinnen der heutigen Deutschen Akademien ihre Antichristische Verkehrtheit, Pharisäische Heucheley und Epikurische Greuel, jedermann vor Augen gestellet werden. Ohne Ort, 1666, 12. gegen die theologischen Facultäten zu Jena, Marpurg, Helmstädt und Rinteln, welche nachtheilige Responsa gegen Heinr. Ammershachs und Ge. Laur. Seidenbechers Schwärmereyen gegeben hatten.

32. Abfall der Lutherischen von der Augsburschen Confession, oder Beweiß, daß die Lutheraner von Christi, Pauli und Lutheri Lehre und der Augsburgischen Confession abgefallen. Amsterdam, 1666, 12.

33. Ankündigung des Gerichts an die heutigen Thiere Behemoth und Leviathan, von M.

Heinr. Ammersbachen, Pastor zu Halberstadt, ausgegeben. Görlitz, 1666.

34. Unterschiedliche Schriften, die allgemeine Noth dieser Zeit betreffend, durch Heinr. Ammersbach ausgegeben. Ohne Ort, 1675, 12. Es befinden sich darin: Ermahnung an die Obrigkeiten; Consultation, wie dem gefallenen Reiche Christi wieder aufzuhelfen; Bedenken auf Justiniani Ernesti, Baronen von Welß Buch, von der neuen Jesusliebenden Gesellschaft, u. s. f.

35. Europäisches Garaus, oder das letzte Gericht, so jetzt mit aller Macht herein bricht, und in kurzem über ganz Europa ergehen wird. Ex officina Henr. Betkii, 1675, 12.

36. Compendium Apocalypseos reseratæ, kurzer Auszug aus einem größern Tractat, oder Auslegung über die Offenbarung Johannis. Ohne Ort, 1678, 8. S. Unsch. Nachr. 1718, S. 627 f. und S. 793. f.

37. Leo rugiens per Prophetas redivivos, Gottes Wort, Stimme und Zeugniß für seine Arme und Elenden wider ihre Bedrenger. Ohne Ort, 1681, 8. S. Unsch. Nachr. 1716, S. 827 f.

38. Pseudosophia mundi etc. christliche Warnung für die heutige verführische Weltweisheit und Schlangenklugheit der falschen Lehrer, Meister, Verkäufer und Goldmacher. Ohne Jahr und Ort, aber 1682, 8.

39. Revelatio absconditorum & futurorum per Apocalypsin reseratam, geistlicher Schlüssel

zur Eröffnung des Himmels oder Offenbahrung des inwendigen Himmelreiches Christi und Höllenreiches des Satans — in einer kurzen Erklärung über die Offenbahrung. Ohne Jahr und Ort, aber 1682, 8. S. Unsch. Nachr. 1718, S. 412 f.

40. Christus mysticus, sol & sal sapientiæ etc. in deutscher Sprache. Ohne Ort, 1682, 8.

41. Mysterium paupertatis detectum & reclusum etc. auch in deutscher Sprache, und ganz chiliastisch. Ohne Ort, 1682, 8. S. Unsch. Nachr. 1717, S. 57. f.

42. David redivivus cum suo regno, dabey ein apostolischer Friedensgruß und Einladung zum Abendmahl des Lammes u. s. f. Ohne Ort, 1682, 8.

43. Abominatio desolationis in loco sancto, das eigensinnige, ungläubige und abgöttische Herz der Welt und aller Menschen und Secten, u. s. f. Ohne Ort, 1682, 8; auch in Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geschichte. Th. 4, S. 796 f.

44. Ausgang aus Babel und Eingang zu Gott durch Christum im Geiste. Ohne Meldung des Verfassers und Ortes, 1683, 8; auch in Arnolds Kirchen-Geschichte. Th. 4, S. 806 f. S. davon Unsch. Nachr. 1717, S. 735.

45. Summa dicendorum etc. in Deutscher Sprache. Ohne Ort und Jahr, aber 1683, 8. S. Unsch. Nachr. 1717, S. 596.

46. Friderieus resurgens, Anfang und Aufgang des Worts und Zeugnissen Gottes, welches der theure, in Gott ruhende Mysteriarch — Ludwig Friedrich Giftheil — bezeuget hat. Ohne Ort, 1683, 8; wo er sich nur ein Mitglied der Jesus-liebenden, fruchtbringenden, Apostolischen Gesellschaft — — den Brechenden nennet. S. Unsch. Nachr. 1717, S. 1102, f.

47. Gottes Ehre und Lehre wider aller Menschen Thun und Lügen gerettet. Ohne Ort und Jahr, aber 1684, 8. S. Unsch. Nachr. 1716, S. 1238 f.

48. Verbum abbreviatum ad victoriam verbi & regni divini, in deutscher Sprache. Ohne Ort und Jahr, aber 1684, 8. S. Unsch. Nachr. 1718, S. 1155.

49. Consummatio præcisa ad mundationem justitiæ, auch in Deutscher Sprache und nur einen halben Bogen stark. Ohne Jahr und Ort, aber auch 1684, 8.

50. Krieg und Sieg des ewigen Wortes Gottes wider und über aller Menschen und Secten Worte. Ohne Ort und Jahr, aber 1684, 8. S. Unsch. Nachr. 1718, S. 234 f.

51. Christliche Erinnerung und Warnung an alle Menschen, betreffend den rechten und wahren Ausgang so wohl aus der grossen und groben Welt — Babel, als aus dem subtilen Babel-Reiche der hoffärtigen Fladdergeister und Lucifers-Heiligen. Ohne Ort und Jahr,

1686, 8; wider die Böhmisten, Quir. Kuhlmann und andere grobe Schwärmer.

52. Biblia rediviva cum suis testibus. Wesel, 1687, 8; in Deutscher Sprache. S. Unsch. Nachr. 1717, S. 420 f.

53. Paulus redivivus cum suo Vale mundi, etc. letzter Abschied und Ausgang von allen heutigen Pharisäern, Secten, falschen Propheten und Aposteln u. s. f. Amsterdam, 1688, 8; auch in Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie. Th. 4, S. 781 f.

54. Anti-Calovius, darinnen gelehret wird, was von D. Abr. Calovii, Sam. Pomarii, Er. Francisci und anderer falsch — Gelehrten Büchern, Apologien und Schriften wider Jac. Böhmen, Herm. Jungium, J. C. Charias, M. Heinr. Ammershach, mich und andere Zeugen der Wahrheit zu halten sey. Wesel, 1688, 8. S. Unsch. Nachr. 1705, S. 266.

55. Einige Gewissensgründe und Fragen — um die rechte Wahrheit und Grundfeste des Chiliasmi sancti zu erforschen, u. s. f. Amsterdam, 1692, 12; Ohne Nahmen und wider Aug. Pfeiffers Anti-Chiliasmum.

56. Relation von dem Zustande und neuesten Spaltungen und Zerrüttungen der Lutherischen Gmeinen in den vereinigten Niederlanden; in Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie. Th. 4, S. 446 f.

57. Catalogus testium veritatis CLXXX, contra statum ecclesiarum Lutheranæ & Reformatæ

corruptum, Germanicus; eben daselbst S. 760 f. eine sehr verworrene Rhapsodie.

58. Vom Zustande und Beschreibung der Kirchen und wie eine rechte Kirchen-Historie zu verfertigen; eben das. S. 780 f.

59. Panharmonia pansophica, ad omnium rerum elucidationem absconditorum manifestationem etc. aus der Handschrift, in den Unsch. Nachr. 1719, S. 602 f. ganz Cabbalistisch.

60. Typus Pansophiæ; eben das. S. 945 f. ist nicht viel besser. Beyde zeigen die Verbindung der Mystik und aller Arten der theologischen Schwärmerey mit dem alten Systeme der Emanation.

61. Christliches Sendschreiben an den König von Dännemark, Türkenkrieg, von Bekehrung der Juden, und Vis veritatis fidei & verbi Dei, gibt er in dem Catal. testium veritatis selbst als gedruckt an; indessen sind die Umstände der Ausgabe unbekannt.

II. Von ihm heraus gegebene Schriften anderer.

1. *Wahremundi Freyburgeri*, Eliopolitani, Chiliasmus sanctus, oder schriftmäßige Erörterung des 20ten Cap. der Offenb. Joh. Amsterdam, 1660, 1673, 8. Dieser Freyburger war Ge. Laur. Seidenbecher, ein Prediger im Coburgischen, der seiner chiliastischen Grillen wegen abgesetzt ward, und in der Folge hier auch sein Plätzchen finden wird.

2. *Joach. Betkii* Excidium Germaniæ, oder — Bericht, wer daran Ursache, daß im Alten Testamente das Judenthum, und im Neuen das Christenthum zum zehnfachen Sodom worden. Amsterdam, 1666, 12.

3. Barthol. Schleien theosophische Schriften. 1686, zwey Bände in 8. Da Breckling des Fantasten Schriften nach Gutdünken verändert hatte, so gaben Kuhlmann, die Böhmisten und andere Anhänger desselben, eine neue ächte Ausgabe heraus, worin sie dem Breckling eben nicht zum besten begegneten. Dieser verantwortete sich in der oben No. 50 angeführten Schrift.

Hiels d. i. Heinr. Jansens, Schriften von dem unwesigen Leben Gottes 1687, drey Bände in 8; welche er gleichfalls nach Gutdünken veränderte.

---

39. Hans Engelbrecht, ein Fantast *).

War jener noch gewisser Maßen ein bescheidener Schwärmer, so war dieser desto plumper, wovon die Ursache freylich zum Theil in der so ver-

*) Den ersten Theil seines Lebens beschreibt er selbst sehr weitschweifig, in der wahrhaftigen Geschicht und Gesicht vom Himmel und der Höllen, S. 18 f. Sonst handelt auch von ihm, aber sehr partheyisch Arnold in der Kirchen- und

schiedenen Erziehung beyder, zum Theil aber auch in körperlichen Ursachen lag, wie so gleich erhellen wird.

Engelbrecht war am Ostertage 1599 zu Braunschweig gebohren, und hatte einen Schneider, Nahmens Jürgen oder George Engelbrecht zum Vater. Seine Erziehung war seinem niedrigen Stande gemäß, und er gestehet selbst, daß er in der Schule kaum so viel gelernet habe, das er ein Evangelium lesen, und seinen Nahmen schreiben können; eine Unwissenheit, welche so wohl durch seine nachmahligen Ausschweifungen, als auch durch seinen verworrenen seltsamen Styl hinlänglich bestätiget wird. Er erlernte das Tuchmacher-Handwerk drey Jahr lang, und arbeitete darauf bey einem andern Meister als Knecht; allein, weil seine Krankheit ihn sehr frühe anwandelte, so begab er sich wieder in sein väterliches Haus, und nährte sich eine Zeitlang kümmerlich mit Wollspinnen.

Daß seine Verrückung und die Offenbahrungen und Gesichter, welche er in der Folge hatte, wahre Wirkungen eines im hohen Grade kranken Körpers waren, der ihn von seiner Geburt an verfolgte, ist aus seiner eigenen Erzählung unläugbar, daher ich sie mit seinen eigenen Worten hersetzen will.

Ketzer-Historie. Th. 2, S. 211, unpartheyischer aber Moller in Cimbria litter. Th. 2, S. 184 f. In dem Bindbrief, dessen ich unter seinen Schriften gedenken werde, wird sein Leben gleichfalls erzählet.

„Ich bin aber mein lebelang ein betrübter „Mensch gewesen, traurig von Jugend auf, große „Seelenangst, und da große Traurigkeit von ge„habt, das hat mich bewogen, Gott immer stetes „anzurufen und zu bitten, daß er mich doch durch „seinen heiligen Geist wollte trösten. Ich habe „zwar drey Jahr lang das Lackemacher Handwerk „gelernt, aber ich habe es nicht können viel nütz„lich gebrauchen, wegen der großen Seelenangst „halber und Traurigkeit. Was das aber für eine „Angst ist, das kann ich nicht beschreiben, und „es kann auch kein Mensche recht erkennen, es „sey dann Sache, daß er auch mit derselben Angst „ist angefochten. Die Seelenangst aber ist ofte „so groß mit mir geworden, daß ich bin ofte ge„west beym Wasser, und ich habe mich wollen er„säufen, wenn mich Gott nicht hätte errettet. „So habe ich meinen Willen auch dahin gegeben, „daß ich mich selber habe wollen umbringen, auf „mancherley Art. Ich habe mich auch ofte wollen „vom Boden aus der Luken stürzen, erhengen, er„stechen. Ja ich bin ofte von der Arbeit aufge„standen, und bin gelaufen, und habe nirgend ge„wust für Angst zu bleiben. Ich bin ofte die „Nacht auf der Straßen gelegen, ich bin im „Hause im Keller wohl verborgen gelegen, und „habe nicht gewußt, wo ich mich vor Angst lassen „sollte. Ja, die Höllenangst und Seelenangst „hat mich so gequält; daß mich kein Mensch in „der Welt auch hat trösten können, weil sie keine „äußerliche leibliche Krankheit an mir gesehen.“

Ich

Ich dächte, das wäre ein sehr getreues Bild einer sehr tief eingewurzelten Hypochondrie, welche durch das Wollspinnen und übrigen Tuchmacherarbeiten nothwendig vermehret werden mußte, so, daß er, wie er sich selbst ausdrückt, „oft wie ein „toller Hund herum gelaufen und nicht gewußt, „wo aus noch ein.“ Diese Angst trieb ihn nun häufig in die Kirche, und daraus wird begreiflich, warum seine Krankheit gerade die folgende Wendung nahm. „Ich ging, fähret er „fort, täglich in die Kirche, daß ich meinete, ich „wollte dadurch getröstet werden, aber es half mir „auch nichts, ich konnte keinen Trost daraus schöpfen.“ In den Umständen nun wohl freylich nicht, wohl aber würde er aus einer derben Purganz mehr Trost haben schöpfen können, wenn jemand so vernünftig gewesen wäre, und sie ihm eingegeben hätte. Mit dem täglichen Kirchengehen verband er das Gebeth, und fiel des Tages viel Mahl öft zu halben Stunden lang auf seine Knie und bethete zu Gott, ihn von seiner Qual zu befreyen; lauter Mittel, den Körper noch kränker zu machen, und zugleich die Einbildungskraft und Empfindung zu erhitzen, die denn in einer solchen Verbindung nothwendig Wunder thun mußten.

Nachdem er sich viele Jahre so hingetrieben hatte, nahete sich im 23ten Jahre seines Alters seine Krankheit ihrer Entwickelung. Er befand sich am zweyten Advent-Sonntage, 1622 in der Kirche, und ward plötzlich von einer unbeschreiblichen Traurigkeit befallen, welche zum Theil daher

rührte, daß er so wenig Menschen in der Kirche sahe. So bald er zu Hause kam, legte er sich zu Bette, und bekam einen solchen Abscheu vor allem Essen und Trinken, daß er auch keinen Tropfen Wasser, noch einen Brosamen Brot hinunter bringen konnte. Als er den dritten Tag seiner Mutter zu gefallen etwas von einem gebratenen Fische zu essen versuchte, blieb es ihm in dem Halse stecken, und er wäre erstickt, wenn er es nicht wieder heraus gewürget hätte. Da er nun glaubte, daß er würde sterben müssen, so verlangte er nach dem Abendmahle, und siehe da, er konnte so wohl das Brot als den Wein ohne alles Hinderniß genießen, und bey sich behalten; aber gleich nach dem Abendmahle trat der vorige Abscheu wieder ein, und er konnte nicht das geringste weder von Speise noch von Getränke zu sich nehmen. Dabey schrie er so vor großer Angst, daß man es mehrere Häuser weit hören konnte, welches denn auch die Geistlichen bewog, in allen Kirchen auf den Kanzeln für ihn zu bitten. Ich weiß nicht, ob bey diesem langen Fasten, denn es dauerte acht Tage, nicht ein wenig Künsteley mit unter gelaufen, und ob nicht wenigstens der Umstand von dem ohne Widerwillen genossenen Abendmahle ein wenig erkünstelt ist, ob er sich gleich auch hinlänglich aus einer lebhaften Einbildungskraft erklären läßt. Indessen werden im Folgenden deutlichere Beweise vorkommen, daß Engelbrecht nicht bloß am Leibe und an der Einbildungskraft krank war, sondern, daß auch viel vorsetzlicher Betrug mit unter gelaufen.

In dieser Enthaltung von aller Nahrung und unaufhörlichen Angst, welche vornehmlich von dem Zweifel an seiner Seligkeit herrührte, ward er immer kraftloser, so, daß man auch alle Augenblicke seinem Tode entgegen sahe. Den achten Tag fing er wirklich an zu sterben, und zwar starb er, wie der Fantast handgreiflich fühlte, zwölf Stunden lang von unten auf, bis sein ganzer Leib so steif war, daß er kein Glied mehr bewegen, auch nicht mehr sprechen konnte, weil ihm selbst der Mund steif und kalt war. Zugleich fühlete er deutlich, wie ihm die Augen brachen; aber dessen ungeachtet hörte er alles, was die Umstehenden betheten und sprachen. Um 12 Uhr in der Nacht verging ihm endlich auch das Gehör, und da war es ihm, als wenn sein ganzer Leib so schnell wie ein Pfeil durch die Luft geführet würde. Nach einer kurzen Reise kam er vor den Pforten der Hölle an, sahe da eine dicke Finsterniß, und roch einen greulich bittern Stank, den er mit keinem Stanke in der Welt zu vergleichen weiß. In der Finsterniß hörte er eine Menge gräßlicher Stimmen, die da schrien: o ihr Berge fallet über uns! ihr Hügel bedecket uns! u. s. f. Aber er kam mit dem bloßen Zuhören nicht davon, sondern es setzten viele tausend Teufel an ihn und wollten ihn auch mit in die Hölle zerren. Aber Engelbrecht wußte sich zu helfen; er bethete ein langes und breites, und da verschwand die Finsterniß, der Stank verging und die Stimmen wurden stille, und nun erschien ihm der heilige Geist in

der Gestalt eines weissen Mannes, der setzte ihn da auf einen goldenen Wagen und führte ihn in das helle Licht der göttlichen Herrlichkeit. Da sahe er nun das Chor der heiligen Engel, das Chor der Propheten und Apostel „um Gottes „Stuhl singen und klingen mit himmlischen Zun„gen und Musik, aber nicht in solcher leiblichen „Gestalt, wie wir jetzt gehen und stehen, nein, „sondern alles in geistlicher Gestalt, die heiligen „Engel in Gestalt vieler Feuerflammen, die gläu„bigen Seelen in der Gestalt lichtheller Flinkeren, „Gottes Stuhl in Gestalt einer großen Klarheit," und was der Narr nicht alles weiter sah. Zugleich hörte er die himmlische Musik, gegen welche alle Musikanten in der Welt wie ein Kind mit der Blockpfeife waren, und roch dabey einen über alle Maßen schönen lieblichen Geruch. Nachdem er nun das alles gesehen, gehöret und gerochen hatte, ließ ihm Gott durch einen Engel befehlen, wieder in die Welt zu gehen, und es den Menschen zu verkündigen, was er gesehen, gehöret und gerochen habe; zugleich lehrete der heilige Geist ihm durch einen Engel in einem Augenblicke den ganzen Verstand der heiligen Schrift, und er lernte hier in einem Augenblicke mehr, als alle Doktores auf den irdischen hohen Schulen in hundert tausend Jahren lernen können. Unter andern ward ihm befohlen, die Menschen zur Buße zu vermahnen, weil der jüngste Tag nahe vor der Thüre sey, und die Heertrommel bereits vor den Füßen des Weltrichters hergehe. Diese Heertrommel bestehe in den Wundern und Zeichen, welche vor dem jüngsten Tage hergehen sollten,

und unter diesen sey seine jetzt eben erzählte Krankheit und Widererweckung eines der vornehmsten.

Nachdem diese Erscheinung vorüber war, lebte der Narr wieder zwölf Stunden lang von oben an nach unten zu auf. Zuerst bekam er sein Gehör wieder, darnach fühlte er seine Augen, und so weiter bis auf die große Zehe, da er sich denn so stark fühlte, daß er so gleich aufstehen konnte, und mehr Kräfte hatte, als jemahls, ungeachtet er in acht Tagen keine Nahrung zu sich genommen hatte.

Die ganze Geschichte kann der Hauptsache nach, bis auf einige vorsetzlich verschönerte Umstände, völlig wahr seyn, und wenn ich nicht sehr irre, so liegt der Schlüssel zu dem ganzen Wunder in „dem „teuflischen greulichen Höllenstank.“ Engelbrecht sagt ausdrücklich, daß alle Umstehenden den Stank gerochen hätten, und daß es ein so unleidlich böser Stank gewesen, den sie mit nichts vergleichen können. Er selbst roch den greulichen bösen Stank noch, als er aus dem Bette stieg. Was ist klärer, als daß die ganze Krankheit des Fantasten in versetzten Blähungen bestand, die den Pinsel marterten, und ihn die Hölle mit allen ihren Finsternissen und Teufeln sehen ließen. So bald sie fort waren, fühlte sich der Narr erleichtert, sahe, hörte und roch nichts, als himmlische Dinge, und war gesund. Aerzte wissen, was für Wunder verschlagene Winde thun können. Das sonderbarste ist, daß alle Umstehende den teuflichen bösen Stank rochen, aber keiner etwas von dem lieblichen himmlischen Geruch empfand, der darauf folgte.

Nichts desto weniger wollte der Unhold wirklich gestorben, und wieder von den Todten auferstanden seyn, und gründete auf dieses vorgegebene Wunder seinen Beruf, aller Welt Buße zu predigen, gab auch den teuflischen bösen Stank für einen untrüglichen Beweis aus, daß er wirklich vor der Hölle gewesen sey. Wahrlich ein schmutziger Prophet, der ein solches Siegel seiner Sendung bedarf!

Ungeachtet er sich nun nach seiner vorgegebenen Auferstehung stark und gesund fühlte, so stellte sich doch sein natürlicher Hunger erst sechs Tage hernach wieder ein, und auch das nicht eher, als bis er Gott eifrig darum gebethen hatte. Aber der Schlaf blieb noch viele Wochen lang aus, und dieser Umstand ward denn eine neue Ursache von Zufällen, die der Fantast für Wunder und Erscheinungen ausgab. Er lehrete, predigte, sang und trillerte den ganzen Tag, fühlte sich aber gegen die Nacht dadurch nicht entkräftet, sondern brachte sie schlaflos zu, und hörete ein und vierzig Nächte lang, eine so herrliche himmlische Musik, daß er sich nicht enthalten konnte, mit einzustimmen, und laut mit zu singen. Er macht sich zwar selbst den Einwurf, daß die gehörte Musik ein Spiel der durch Anstrengung bey Tage und darauf folgende Schlaflosigkeit erhitzten Einbildungskraft gewesen seyn könne, beantwortet ihn aber damit, daß eine alte Frau, welche einmahl des Nachts bey ihm gewacht, ihr Ohr an das seinige gelegt, und die himmlische Musik gleichfalls sehr deutlich ge-

hört habe. Allein, gesetzt auch, daß sie das Brausen und Klingen seiner Ohren nicht hätte empfinden können, so höret ja ein altes Mütterchen alles, was es nur hören will. Diese Schlaflosigkeit hielt drey Vierteljahre an, und war durch nichts zu heben, ob ihm gleich ein Medicus einmahl einen sehr starken Schlaftrunk eingab.

Nachdem nun der Fantast durch die obigen Wunder völlig war ausgerüstet worden, so trat er sein prophetisches Lehramt, zu welchem er berufen zu seyn glaubte, ungesäumt an. Erst lehrte und predigte er nur in seinem Hause, und da trieb die Neuheit der Sache täglich eine Menge Menschen zu ihm, so, daß sie auch drausscn an den Fenstern hinauf kletterten, ihn zu sehen, welches denn den Narren nur immer mehr aufblähete. Endlich bekamen die Seinigen des Ueberlaufes satt, besonders da sich die Hundstage näherten, indem sie besorgten, er möchte von dem vielen Reden wahnsinnig werden, daher sie die Thür vor dem Zudringen fremder Personen verschlossen; ohne zu bedenken, daß die Hundstage schon lange zum voraus auf ihn gewirket hatten. Das war nun freylich dem Narren ungelegen, den die tägliche Menge der Zuhörer nicht wenig kitzelte. Aber er wußte sich bald zu helfen; Gott schickte ihm einen Engel, der ihm ausdrücklich befahl, da keine Leute mehr zu ihm kommen dürften, so sollte er zu den Leuten gehen, und ihnen Buße predigen. Engelbrecht ließ sich das nicht zwey Mahl sagen, sondern lief in alle Häuser, wo man ihn nur einlassen wollte, lehrete

und predigte, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Zugleich hatte er Erscheinungen, Gesichte und Offenbahrungen ohne Zahl, brachte auch oft zwey und drey Wochen ohne alle Nahrung zu. Nur ein paar Wunder dieser Art zur Probe. Da er mit seinen verworrenen Predigten in Braunschweig nicht selten verspottet ward, so nahm er sich einmahl vor, sein Predigen einzustellen; allein Gott strafte ihn unmittelbar mit Stummheit, welche neun Tage anhielt, nach deren Verlauf Gott ihm einen Engel schickte, der ihm befahl zu predigen, widrigen Falls würde Gott ihn ewig stumm werden lassen. Zur andern Zeit erschien ihm in der Nacht auf dem Felde ein Engel, der ihm drey Predigten sechs Stunden lang hielt; die eine von der Gnade Gottes, die andere vom Glauben, und die dritte von dem Kreutze. Zu Braunschweig sahe er einmahl in der Kirche bey hellem Tage die Engel um die Frommen her, und die Teufel um die Gottlosen; aus welchen und vielen andern ähnlichen Erscheinungen erhellet, daß nach dem abgegangenen ersten bösen Stank noch viele Blähungen bey ihm müssen seyn verschlossen gewesen.

Engelbrecht ward in seiner oben beschriebenen Krankheit fleißig von den Geistlichen zu Braunschweig besucht, und es fanden sich einige darunter, welche kurzsichtig genug waren, seine Krankheit für etwas Uebernatürliches und für ein göttliches Wunder zu erklären, ihn auch als ein auserwähltes Rüstzeug

Gottes von den Kanzeln zu erheben. Er selbst nennet besonders den Joachim Jordan, Prediger zu S. Catharinen, der ihm anfänglich seinen ganzen Beyfall geschenket habe. Allein, als er nach seiner Genesung in die Häuser lief und predigte, dabey den Geldgeitz und Stolz der Geistlichen strafte, sie auch wohl in das Angesicht zur Besserung ihres ungeistlichen Wandels ermahnete: so giengen ihnen die Augen über ihm auf, und sie fielen darüber in das andere Extremum, indem sie nunmehr alles für Wirkungen des Teufels erklärten. Sie ließen den Schwärmer vor sich kommen, ermahnten ihn, das Predigen zu unterlassen, seine Offenbahrungen andern nicht bekannt zu machen, sondern sie vielmehr ihnen anzuvertrauen, übrigens aber seines Handwerkes zu warten, weil er zu diesem, nicht aber zum Predigen berufen sey. Das war in der That glimpflich genug, und als der Fantast dadurch, wie man leicht glauben wird, nicht zur Vernunft zu bringen war, so begnügten sie sich, ihn von dem Abendmahle, so lange bis er sich bessern würde, abzuweisen, und das Volk von den Kanzeln vor ihm zu warnen. Engelbrecht nahm diese Gelindigkeit von einer ganz falschen Seite. Denn, sagt er, da sie mich noch in der Stadt leiden, und mich nicht, wie sie das Recht haben, als einen Ketzer aus der Stadt jagen: so müssen sie meine Lehre nothwendig für göttlich halten. — Also gibt es Fälle, wo man selbst mit der glimpflichsten Duldung bey dem Schwärmer keinen Dank verdienet.

Der unsrige schien nach der Verfolgung zu ringen, und da er sie in Braunschweig nicht fand, so suchte er sie auswärts. Er ging 1624 von Braunschweig weg und irrete mehrere Jahre in Niedersachsen und Schleswig herum, kramte überall seine Offenbahrungen und Gesichter aus, erfuhr neue Wunder, fand Freunde, und bestand Abenteuer, wie es einem Schwärmer gebühret. Zuerst scheinet er sich nach Nortorf in Holstein gewandt zu haben, wo er den dasigen schwärmerischen Prediger, Paul Egard, für sich einzunehmen wußte, der ihm zwey Mahl ein rühmliches Zeugniß gab, und darin versicherte, daß alles, was er an ihm bemerket habe, Gottes Werk sey. Wohin er sich zunächst von Nortorf gewandt, kann ich nicht genau sagen, genug, daß er zu Winsen, Göttingen, Husum, Glückstadt, Hamburg und an andern Orten war.

Seine Offenbahrungen, oder vielmehr seine Bähungen verfolgten ihn überall, und gaben zu manchen seltsamen, mit unter auch zu ernsthaften Auftritten Anlaß. Er selbst erzählt verschiedne derselben; allein, da er selten Ort und Zeit bemerket, so kann ich sie auch nur so anführen, als ich sie bey ihm finde. Zu Winsen ward er in das Paradies entzückt, und da sahe er die Auserwählten wie Funken von einem großen Brande herum fliegen. Es wandelte ihn die Lust an, mit zu fliegen, und so gleich nahm er die Sonne in die eine, und den Mond in die andere Hand, und hüpfte unter ihnen herum. Auch sahe er David

und Salomo mit fliegenden Vögeln auf ihren Fingern herum fliegen. Zu Oldenburg ward er von der Geistlichkeit verhört, aber wieder frey gelassen, vielleicht weil man ihn für verrückt hielt, ob er gleich sagt, man habe ihn öffentlich für unschuldig erklären müssen. Zu Lüneburg, Schleswig und Oschersleben machte die Obrigkeit gleichfalls Jagd auf ihn. Zu Glückstadt ließ der Statthalter ihn durch Soldaten aus der Stadt weisen; aber das bekam ihm sehr übel. Engelbrecht prophezeihete, der Mann, der ihn jetzt bey Tage ausführen lasse, werde in kurzem bey der Nacht selbst ausgewiesen werden; und das traf pünctlich ein. Der Statthalter war ein Graf, und hatte König Christians 4. Tochter zur Gemahlin, lebte aber mit andern Personen im Ehebruche. Als seine Gemahlin ihn deswegen zur Rede setzte, gab er ihr eine Ohrfeige, welche sie mit einem Pistolenschusse vergalt, ihn aber nicht traf, sondern sich nach Kopenhagen begab, und den König so wider den Grafen aufbrachte, daß er in Verhaft genommen und entsetzt wurde, worüber er denn wahnsinnig ward, und hernach sein Brot bey den Bauern betteln mußte. Ich bin jetzt nicht im Stande, die Wahrheit dieser Geschichte zu untersuchen, daher ich sie dahin gestellet seyn lasse; allein man kann bey Erzählungen dieser Art nie genug auf seiner Hut seyn.

Nach diesem ersten Austritte befand er sich nun 1631 wiederum in Braunschweig, wo er mit der Geistlichkeit, welche ihn immer nicht zum Abend-

mahle zulassen wollte, neue Händel hatte. In Rethmeiers Braunschweig. Kirchengeschichte befinden sich einige Actenstücke, welche sich darauf beziehen, als seine Bittschrift an den Rath wegen der Zulassung zu dem Abendmahle, nebst seinem Glaubensbekenntnisse vom 16ten Jun. 1631; seine Verantwortung an das Ministerium zu Braunschweig, vom 24ten Aug. 1631; und seine Erklärungsschrift an dasselbe, vom 3ten Sept. 1631.

Wie lange er sich jetzt in Braunschweig aufgehalten, oder wo er sich hernach herum getrieben, kann ich nicht sagen. Allein 1639 kommt er auf einmahl zu Hamburg wieder zum Vorschein. Es scheint, daß er sich mehr als einmahl in dieser Stadt aufgehalten, und daselbst mehrmahls Anfechtungen gehabt habe, welches niemanden befremden wird, welcher weiß, wie unerbittlich dieselbe zu allen Zeiten wider alle Ketzereyen in der Lehre gewüthet hat. Er versichert, daß der Senior vor Hartkopfen ihn in seinem Hause gefangen nehmen, und zu dem Bürgermeister Blau führen lassen, mit dem Verlangen, ihn in das Zuchthaus sperren zu lassen. Vermuthlich war der Bürgermeister nicht so orthodox als der Senior, daher er ihn gelassen anhörete, und ihn darauf in Freyheit setzte, mit der Ermahnung, er sollte thun, was ihm Gott befohlen habe, und sich an keine Priester kehren. So erzählt es wenigstens Engelbrecht selbst.

Dem sey nun wie ihm wolle, so lief sein zweyes Abenteuer in Hamburg nicht so glücklich ab,

und da es das letzte ist, welches ich von ihm aufgezeichnet finde, so will ich es erzählen. Er kam 1639 wieder nach Hamburg, und hatte unter Weges eine neue Erscheinung, in welcher ihm viele schreckliche Dinge offenbahret wurden. Da er diese gleich nach seiner Ankunft sorgfältig zu verbreiten suchte, und von einigen ausgelacht ward, so erboth er sich, die Wahrheit der gehabten Offenbahrung durch ein Wunder zu beweisen. Dieses bestand denn darin, daß er 15 Tage ohne alles Essen und Trinken zubringen wollte. Er trat die Fasten an, und hielt sie die gesetzte Zeit glücklich aus, ohne daß er die ganze Zeit über etwas genossen hätte, als zuweilen ein wenig Wasser, welches sich aber sogleich in seinem Munde in den herrlichsten süßen Wein verwandelte. Unter dem gemeinen Volke machte das Aufsehen; allein es fanden sich gar bald Spötter, welche behaupteten, daß er Nahrungsmittel bey sich verborgen habe, und einige wollten ihn gar haben essen sehen. Den Unhold verdroß es, daß sein Betrug entdeckt werden sollte; aber er wußte sich bald zu helfen. Sein Engel erschien ihm, und befahl ihm, um den Unglauben der Welt zu beschämen, noch 15. Tage zu fasten, und damit aller Verdacht eines Unterschleifes wegfallen möchte, so sollte er sich von dem Magistrate in das Zuchthaus einsperren und sorgfältig bewachen lassen. Er brachte seine Sache auch wirklich bey demselben an; allein, anstatt den Antrag anzunehmen, schafte man den Verrückten aus der Stadt.

Engelbrecht begab sich nunmehr wieder in seine Vaterstadt; allein die Kräfte seines kranken Körpers waren erschöpft, und er starb bald darauf im Februar 1642, im 43sten Jahre seines Alters. Da es nicht leicht einen Narren gibt, der nicht größere zu Bewundern hätte, so fehlte es auch diesem plumpen Fanatiker, der noch dazu manches vorsetzlichen Betruges wenigstens sehr verdächtig ist, nicht an solchen, welche ihn für einen göttlich erleuchteten und unmittelbar von Gott getriebenen Wundermann hielten, wohin besonders die Bourignon, Poiret, Christ. Hohburg, Gottf. Arnold, der vorige Breckling, und andere Schwärmer und Schwärmergenossen mehr gehören.

Engelbrecht war so unwissend, daß er auch nicht lesen konnte; wenigstens rühmte er sich noch 1640, daß er die Bibel nie gelesen habe, und doch so schön davon predigen könne, welches er denn als einen Beweis der gehabten göttlichen Offenbahrungen angesehen wissen wollte. Ich halte es vielmehr für einen Beweis seiner Ruhmredigkeit und seines Betruges. Wenigstens hat er verschiedene Schriften geschrieben, und so verworren und unzusammen hängend sie auch abgefasset sind, so sind sie doch geschrieben, und mit vielen zusammen geraften Stellen aus der Bibel, mit Anführung des Ortes, wo sie stehen, angefüllet. Es sind folgende:

1. Wahrhaftige Gesicht und Geschicht vom Himmel und Hölle. Ohne Ort, aber zu Braunschweig, 1625, 1640, 4; Amsterdam, 1690, 4.

Es enthält die Geschichte seines vorgegebenen Todes und seiner Wiedererweckung, sehr ekelhaft und weitschweifig erzählt.

2. Göttlich und himmlisch Mandat und Befehl, aus der himmlischen Canzelley, durch einen getreuen Engel ihm offenbahret. Bremen, 1625, 4. Diese Schrift befindet sich nicht mit in der folgenden Sammlung seiner Schriften. S. davon Rethmeiers Braunschweig. Kirchen-Historie. S. 474 f.

3. Copia eines Briefes an M. Nicol. Hartkopf, Senior zu Hamburg, dabey ein Schreiben, — — welche die beste Religion sey. 1640, 4. S. Rethmeier l. c. S. 481.

4. Antwort wie man Gott im Neuen Testamente fragen solle, mit dem Schreiben an die Gelehrten. 1641, 4. S. Rethmeier. l. c.

5. Christlich Schreiben an die Gelehrten von seinen Schriften. Wahrenburg. 1641, 4; ohne Meldung des Orts, 1641, 4, und 1684, 8. S. davon Unsch. Nachr. 1702, S. 873. f.

6. Gesicht von den dreyen Ständen — — stehet Französisch in den Werken der Bourignon.

7. Obige Schriften, No. 2 ausgenommen, wurden sehr bald zusammen gedruckt und zwar unter dem Titel: Hans Engelbrechts Schriften, Gesichte, und göttliche Offenbahrungen, und zwar zuerst 1625, 8; welche Ausgabe aber nur die erste der vorigen enthalten kann; ferner (Braunschweig,) 1640; mit Pet. Poirets Vorrede, Amsterdam, 1686, 4; in das Holländische

übersetzt, Amsterdam, 1697, 8; und so gar in das Französische, eben das. 1680, 8.

8. Wundertheicher Bindebrief, darinnen Hans Engelbrechts Leben beschrieben wird. 1684, 8. Der Bindebrief ist eine Schrift, womit ein Ungenannter, (vermuthlich Paul Egard,) den Fantasten 1638 an seinem Nahmenstage anbindet. Die Erzählung seines Lebens und seiner Offenbahrungen ist von Engelbrechten selbst. S. Unsch. Nachr. 1702. S. 502.

40. Nicolaus Blume.

ein Teufelsbanner *).

Teufelsbanner sind zwar in der protestantischen Kirche etwas seltenes; daß sie aber nicht ganz unerhört sind, zeigt folgende Geschichte. Der Held derselben ist sonst sehr unbekannt, und wir würden jetzt

*) Ich entlehne diese Nachricht aus der von ihm selbst herausgegebenen Schrift: der verlohrne und wieder gefundene Sohn, oder historische Erzählung von einem besessenen Studenten zu Prag, wie selbiger endlich zu Pirna erlöset worden. Leipzig, 1603, 8; eben das. 1605, 4. Sie stehet auch in Joh. Quirsfelds evangelischen Herzensschatz, und in den Unschuldigen Nachrichten 1716, S. 964 f. und S. 1211 f. Er hat außerdem noch einige Sachelchen geschrieben, als Bußpredigten, Leichenpredigten u. s. f. welche aber keine Anführung verdienen.

jetzt kaum seinen Nahmen mehr wissen, wenn er ihn nicht auf diese Art zu erhalten gewußt hätte.

Das wenige, was Dietmann in der Churfächs. Priesterschaft Th. 1. S. 1250 von ihm sagt, bestehet darin, daß er Pastor und General-Superintendent zu Brieg war, aber 1598 Pastor zu Dohna, einem Städtchen in der Pirnaischen Diöces, (folglich nicht zu Dresden, wie es in Jöchers Gel. Lex. irrig heißt,) ward, wo er dem enthaupteten Nicol. Crell die Leichenpredigt hielt, welche auch zu Leipzig 1601 in 4. gedruckt worden, und daß er den 9ten Febr. 1613 starb.

Also zur Geschichte selbst. Sie ist so ungereimt und abgeschmackt, daß man sie für die Erfindung eines müßigen Kopfes halten würde, der den leichtgläubigen Geistlichen damit zum besten haben wollen, wenn er sie nicht selbst erzählte, und sich dabey nicht auf die Einwohner zu Pirna und Dohna beriefe, welche den ganzen Verlauf mit ihren Augen angesehen hätten.

Ein junger Mensch aus einer angesehenen Familie zu Leitmeritz in Böhmen, die der Teufelsbanner aber, um sie zu schonen, nicht nennen will, hatte von einem andern Studenten hexen gelernet, sich auch gegen denselben mit seinem eigenen Blute verschrieben, diese Kunst nur vertrauten sichern Personen zu offenbaren, daher er denn auch mehrere junge Leute dazu einweihete. Eine Zeitlang ging das Hexen gut, obgleich nicht gesagt wird, worin die Hexerey bestanden habe; allein in kurzer Zeit veränderte sich der junge Mensch ganz, so,

daß es auch seinen Hauslehrer befremdete. Dieser stellete ihn deshalb mehrmahls zur Rede, und brachte endlich das ganze Geheimniß heraus, mit dem Zusatze, daß er von dem Teufel mehrmahls in der Luft herum geführet werde. Sein Lehrer suchte ihn von dieser Verbindung zurück zu bringen, und wandte alle Gründe aus der Religion dazu an, aber vergebens; der junge Mensch blieb verstockt, spie auf ihn, und die Bibel, wenn er ihn ermahnen wollte, und wurde endlich 1622 zu Anfang des Advents leibhaftig von dem Teufel besessen, der ihn von dieser Zeit an grausam marterte und peinigte, ihn bald in die Höhe hob, bald hin und her warf, bald wie eine Kugel zusammen rollte, ihm die Zunge aus dem Halse riß, und das Gesicht auf den Rücken drehete. Zugleich stieß er die abscheulichsten Lästerungen wider die Religion aus, war aber in seinem eigenen Glauben sehr wankend, indem er bald mit katholischen, bald mit reformirten Gründen fochte.

Seine Aeltern bekannten sich zur protestantischen Religion, daher auch der erste, der sein Heil an ihm versuchen mußte, ein vertriebener Prediger aus Oesterreich war, der aber dem Gott sey bey uns! nichts anhaben konnte. „Pfaffe, sagte „der Teufel zu ihm, wenn ich ausfahre, so will „ich in dich fahren. Teufel, erwiderte der Geistliche beherzt, ich bin Gottes Kreatur, Geschöpf „und Eigenthum; an mir hast du keinen Theil. „Fahre in den Papst zu Rom, der ist deine schöne „Kreatur. — Freylich, schrie der Teufel, ist der

„Papst meine schöne Kreatur; ich habe aber noch „eine andere schöne Kreatur, das ist Gottlieb zu „Prag.“ Als man sich weiter erkundigte, so erfuhr man, daß der Provinzial der Jesuiten zu Prag mit dem Vornahmen Gottlieb hieß. Nach diesen vorläufigen Complimenten erzählte der Teufel dem Geistlichen, daß er und seine Glaubensverwandten wegen ihrer Sicherheit aus Oesterreich vertrieben worden, daß er, der Teufel, getreulich dazu geholfen habe, und was des Dinges mehr war. Außer dem Geistlichen zog man noch drey Medicos zu Rathe, welche den Kranken untersuchten, aber einstimmig aussagten, daß leibliche Arzeney hier nichts helfe, und daß man seine Zuflucht bloß zur geistlichen nehmen müsse. Man ließ einen reformirten Geistlichen kommen, der dem Besessenen communicirte, aber damit nur übel ärger machte. Ein vornehmer Katholik erbot sich, entweder Jesuiten oder Capuciner von Prag kommen zu lassen, die mit dem Teufel bald fertig werden würden. Als man dem Kranken diesen Vorschlag schriftlich that, denn der Teufel machte ihn zuweilen taub und stumm, so schrieb er zur Antwort auf die Tafel: „Ich lasse einen Teufel „den andern nicht austreiben ꝛc.;“ zugleich verlangte er zu dem D. Hunnius nach Wittenberg, einem rüstigen Orthodoxen dieser Zeit, der ihn allein von der Gewalt des Bösen befreyen könnte.

Sonderbar ist es, daß der Teufel noch so bescheiden war, und seinen Sitz nicht in dem Herzen, sondern in dem männlichen Gliede genommen

hatte. Dieses konnte mann deutlich daraus sehen, daß er seinen Urin nie anders als mit den größten Schmerzen lassen konnte, und lange Zeit zubringen mußte, ehe er ihn tropfenweise von sich gab.

Da der Besessene beständig dabey blieb, daß er in Böhmen, als einem Lande der Abgötterey, von dem Teufel nicht könnte erlöset werden, sondern daß dasselbe in Meissen, als dem Sitze der wahren Kirche, geschehen müsse; so beschloß man endlich, mit dem Teufel dahin zu wandern. Dieser sperrete sich zwar entsetzlich dagegen, und verlangte dafür zu den Jesuiten nach Prag; allein man folgte weislich dem Besessenen und nicht dem Teufel, packte ihn auf einen Wagen und wanderte mit ihm nach Meissen zu. Kaum war man über die Gränze, so that die rechtgläubige Luft schon ihre Wirkung; der Teufel verlohr einen Theil seiner Gewalt über den jungen Menschen, und dieser empfand Linderung. Als sie zu Pirna angekommen waren, ging der Oesterreichische Geistliche mit seinem Clienten zu dem dasigen Superintendenten, Balthasar Cademann, welcher in den Crellischen Händeln bekannt geworden ist, ward aber von ihm an das Consistorium zu Dresden verwiesen. Dieses hatte damahls den bekannten Polycarpus Leyser an seiner Spitze, welcher die Sache mit den übrigen Geistlichen überlegte, da denn beschlossen wurde, den Besessenen nach Pirna zu schicken, und dem Pastor Nicolaus Blum in Dohna den Feldzug wider den Argen unter des Superintendenten Cademann Aufsicht aufzutragen.

Da damahls noch die ganze christliche Welt an Hexen, Zauberey und Besessenen glaubte, so kann dieser Beschluß des Dresdener Consistorii nicht befremden, zumahl da es allem Anscheine nach den Besessenen nicht näher untersuchte, sondern dem Oesterreichischen Geistlichen auf sein Wort glaubte, in Ansehung des übrigen aber sich auf den Blum verließ. Warum man gerade diesen wählte, ist mir unbekannt; vielleicht hatte er sich schon vorher durch eine oder die andere Jagd auf den Teufel bekannt gemacht. So viel ist gewiß, daß man sich an keinen leichtgläubigern Mann hätte wenden können, wie aus dem Folgenden erhellen wird.

Blum nahm den Auftrag willig an, verfügte sich nach Pirna und bewillkommte den Teufel mit diesen Worten: „Teufel, was machst du hier? „Solltest du nicht im Himmel seyn, Gott loben, „preisen und singen: Heilig, heilig, bist du Herr „Zebaoth, Himmel und Erde sind voll deiner „Ehr und Herrlichkeit? Was hast du gethan, daß „dich Gott aus dem Himmel verstoßen hat? du „mußt gewiß ein rechtes Bubenstück ausgelassen „haben. Schäme dich, wenn noch einige Scham „in dir ist, daß du aus einem schönen Engel ein „so schändlicher Bengel, und ein höllischer Henker „geworden bist. Den Sohn Gottes hast du neben „dir verachtet, dich über denselben erhaben, bist „auch Gott undankbar gewesen, und hast dir „am Ebenbilde Gottes nicht lassen genügen. Die„ser deiner unleidlichen Hoffarth und verfluchten

„Undankbarkeit willen bist du aus dem Paradiese
„verstoßen. Pfui dich an, Teufel, ich sehe wohl,
„womit du umgehest; du hast warlich den Schnup-
„pen nicht in der Nasen, und siehest und merkest
„es, daß dieser junge getaufte Student im Him-
„mel das Fürstenthum und das Haus, welches
„du verlassen hast, ewiglich bewohnen und be-
„sitzen soll. Daran wolltest du ihn gerne hindern.
„Aber warte ein Bischen, der Possen soll dir nicht
„gelingen.“ In dem Tone gehet die Strafpre-
digt noch lange fort, wobey dem Teufel Sack und
Seil von seiner ersten Jugend an vorgeworfen wird.
Nachdem hierauf gebethet, und die Litaney gesun-
gen worden, so folgte wieder eine derbe Straf-
predigt. „Teufel, hieß es, der Sünden halber
„hast du über diesen Menschen gemessene Gewalt
„bekommen. — Aber seine Sünden sind ihm ver-
„geben; ja Christus hat sie in seinem Blut er-
„säuft und vertilget. Ist dir so viel an seinen
„Sünden gelegen, ey, so gehe zum rothen Meere
„des Blutes Christi; da wirst du sie finden, aber
„nicht lebendig, sondern ersäuft. Aber hüte dich
„vor dem rothen Meere, daß du nicht selbst darin
„ersäufst, und wenn du uns noch einmahl kommst,
„so wollen wir dich selbst in dies rothe Meer wer-
„fen, und dich mit aller Tyranney darin ersäufen.
„Zu dem sage an, Teufel, bist denn du so gar
„fromm und Engelrein? Mit nichten! du bist ein
„hundert tausendmahl grösserer Sünder als er ist.
„Du hast im Himmel und auf Erden wider Gott,
„Engel und Menschen gesündiget. O du verfluch-

„ter Splitterrichter und Balkenträger, daß du ver-
„dammt werdest mit allen deinen Sünden! — —
„Lieber, wir können's nicht lassen, wir müssen dir
„ein schön Vater Unser erzählen. Da sollst du
„Geselle Wunder hören, wie wir wider dich bethen:
„Vater Unser, nicht des Teufels Vater, sondern
„strenger Richter u. s. f. Nachdem er das Vater
„Unser auf diese Art mit einem Commentar wider
„den Teufel gebethet, und es mit dem kräftigen
„Fluche beschlossen hatte: Teufel, dein ist die
„Hölle, die Ohnmacht, die Schande und Unehr,
„Amen, Amen. Teufel, sprich auch Amen!" so
folgte eine schaale Anrede an die Umstehenden,
worauf wieder dreymahl gebethet, ein halb Dutzend
Lieder gesungen, der Katechismus gelesen, und
der Teufel auf alle nur mögliche Art genecket und
heraus gefordert wurde.

Dieser war dabey so kirre wie ein Lamm, und
gab keinen Mucks von sich. Aber, als der Geist-
liche ihm alle Vortheile der Christen vorhielt, und
ihn hierauf so anredete: „sage, Teufel, wenn du
„alles das hättest, wolltest du da auch noch an
„Gottes Gnade und Barmherzigkeit verzagen?
„Ein Schelm würdest du seyn, wenn du es thä-
„test. Ey, wir wollens auch nicht thun, wir wol-
„len nicht zu Schelmen werden:" so lief ihm end-
lich die Galle über, und er schrie: bisher habe ich
ihn nur am Leibe angegriffen; aber jetzt will ich
ihn erst am Herzen angreifen. Er hielt auch rich-
tig Wort, und griff den armen Menschen zwey-
mahl entsetzlich an, ward aber durch das Gebeth

sehr bald wieder zur Ruhe gebracht. Der Teufel, der in die Enge getrieben war, fing nunmehr an, in einem reformirten Tone von der Gnadenwahl zu sprechen, und mit Syllogismen um sich zu werfen, z. B. alle Menschen sind Lügner; Christus ist Mensch, Ergo u. s. f. Einen dümmern Teufel mußte es wohl in der Hölle nicht geben, daher der Pfarrer freylich bald mit ihm fertig werden konnte, zumahl da er immer mehr Schimpfworte als Gründe wider ihn gebrauchte.

Das war der erste Austritt des Pfarrers wider den Teufel. Den folgenden Tag ging der zweyte auf eben die Art vor sich. Der Unhold ward erst weidlich ausgehunzet und heraus gefordert, dann ward gebethet, gesungen, Psalmen und der Catechismus gelesen u. s. f. wie man alles der Länge nach in der zur Anfange gedachten Geschichte selbst lesen kann. Unter andern hielt der Teufelsbanner einmahl, da des Besessenen Bruder aus Böhmen angekommen war, folgende kräftige Rede: „Wenn „einer einen abgesagten Feind hat, so rüstet er sich „wider ihn, so gut er kann. Befindet er sich zu „schwach, so ruft er seine Bundsgenossen, Freun„de und gute Nachbarn um Beystand an, bestellt „auch tapfere Kriegsleute, Reuter, Soldaten und „Schanzgräber; versiehet sich auch mit Wehren „und Waffen, Büchsen, Spießen und Helleparten, „Kartaunen und Schlangen, Kraut und Loth, auch „mit Geld und Proviant, befestigt und provian„tirt seine Städte und Schlösser, zumahl seine „vornehmste Festung. Das thun nun die, welche

„mit Fleisch und Blut zu kämpfen haben. Wie „viel mehr sollen es die thun, die mit Fürsten und „Gewaltigen, nehmlich mit den Herren der Welt, „mit den bösen Geistern unter dem Himmel zu „kämpfen haben. Hier will vornehmlich vonnöthen „seyn, daß wir unsere Bundsgenossen, Freunde „und Nachbarn um Beystand begrüßen, Kriegs„leut bestellen, uns auch selber rüsten, und unsere „Festung wohl bestätigen. Unsere Bundsgenossen „sind Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. — „Unsere Freunde sind die heiligen Engel. — Unsere „Nachbarn sind der Herr Superintendent, seine „Collegen und andere Diener des Worts zu Dohna „und Dresden, die werden uns in der Noth nicht „verlassen, sondern uns beystehen. Die Kriegs„leute werden seyn, die wahren Glieder unserer „Kirchen, insonderheit die lieben Schüler und „Kinderlein, die haben in ihrem Munde eine große „Macht zu vertilgen den Feind und den Rachgie„rigen. Die Wehren und Waffen erzählt Paulus „Eph. 6. — Karthaunen und Schlangen werden „seyn unser Herz und Mund. Die Kugeln sind „des Gläubigen Herzens Seufzer und Vater Unser. „Das Zündpulver sind die edlen Verheissungen des „Evangelii von der gewissen Erhörung des Ge„beths. Das Feuer, welches das Pulver anzün„det, und die Kugeln in die Feinde treibet, ist „der heilige Geist, der macht auch unterm Bethen „die Herzen feurig, u. s. f.“

Nun mußte dem armen Teufel wohl bange werden, zumahl da immer mit Sprüchen aus der

Bibel unaufhörlich auf ihn zugeschlagen wurde. Indessen wollte er doch noch nicht weichen, daher der Großsprecher den folgenden Tag seine Hülfstruppen aufboth, und den Superintendenten, die Schul-Collegen und die ganze Schule einlud, das Abenteuer ritterlich mit ihm zu besehen. So bald sich der Superintendent Cademann nur blicken ließ, erhob der Teufel ein Freudengeschrey und schrie, gewonnen! Aber er kam häßlich an, indem er mit Sprüchen aus der Bibel so gründlich widerleget ward, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als das Evangelium eine Fabel, und seine Beschwörer Narren und Fabelhänse zu schelten, mit welchen er nicht disputiren möchte. Es wurde ihm zwar aus seiner Geschichte klärlich bewiesen, daß er der Narr sey, weil er Christum am Charfreytage zu erwürgen geglaubt, aber sich dadurch erst eine rechte Ruthe gebunden habe; aber er führte sich immer ungezogener auf, so, daß man ihn endlich auch durch ein langes und kräftiges Gebeth zur Ruhe verweisen mußte.

Nach diesem Strauße war er sechs Tage lang so schachmatt, daß er auch keine Sylbe von sich hören ließ. Die Operation hatte dessen ungeachtet ihren Fortgang, und es wurden dem Besessenen unter andern eine Menge schöne Sprüche aufgeschrieben, daß er sie lesen sollte. Manche ließ der Teufel ihn lesen, wenn sie aber nicht in sein Kram dienten, so verblendete er ihm die Augen, daß er nicht lesen konnte; aber so bald nur gebethet wurde, konnte er sehen und lesen.

Aber dessen allen ungeachtet wollte der Teufel eilf Tage lang weder weichen noch wanken. Der Pfarrer wußte nicht, woran es lag, bis ihm endlich ein Licht aufging. „Der Geist Gottes, sagte „er zu des Besessenen Bruder, der, wie ich nicht „zweifele, in mir wohnet, offenbahret mir, daß „Gott mit seiner Gnade uns in diesem Hause „nicht erscheinen werde. Wir sind hier in einem „öffentlichen Gasthofe, und gerade in dieser Stube „soll sich der Hexenmeister Scotus aufgehalten ha„ben. Auch viele von Adel haben hier logiret, ge„soffen und gespielet, wie aus ihren Wappen an „den Wänden deutlich erhellet. Mein Rath wäre, „daß wir uns nach einer andern Herberge umthun.“

Der Besessene ward also den zwölften Tag zu einer frommen Wittwe gebracht, und der Erfolg zeigte, daß der Pfarrer eine feine Nase gehabt hatte. Man kam den Sonnabend vor Sexagesima des Morgens um sieben Uhr in der neuen Wohnung an, und der Teufel wüthetete sogleich zweymahl wider den Besessenen; aber das war auch seine letzte Wuth. Der Beschwörer stimmte mit den Anwesenden das Lied an: Eine feste Burg ist unser Gott, und weg war der Teufel, so, daß der Besessene, der bisher taub und stumm gewesen war, aus vollem Halse mit singen konnte: und wenn die Welt voll Teufel wär u. s. f. Er fuhr in der Gestalt eines feurigen Gerstenkornes und in einem Rauche davon; ob er den gewöhnlichen standesmäßigen Gestank hinter sich gelassen habe, wird nicht gemeldet, ist aber sehr glaublich. Er

verlangte zu guter letzte nur noch ein Haar von dem Besessenen, aber es ward ihm standhaft abgeschlagen.

Drey Wunder machten diese Geschichte noch merkwürdiger. Der Kranke hatte eine gläserne Flasche, aus welcher er beständig Wermuthwein trank. Diese bekam gleich den ersten Abend seiner Ankunft einen Riß, zu einem deutlichen Beweise, daß des Teufels Gewalt bereits einen eben so großen Riß bekommen habe. Als er hernach ausfuhr, zerfiel die Flasche von selbst in kleine Stücke. Beynahe sollte man glauben, daß zwischen der Flasche und dem Teufel ein mehr als gewöhnlicher Zusammenhang gewesen. Das folgende Wunder ist nicht weniger merkwürdig. Als man den Besessenen bey der gedachten Wittwe einzumiethen suchte, war ihre Nachbarin dawider, und rieth ihr, sich mit dem Teufelsbraten nicht einzulassen; aber das kam ihr theuer zu stehen. Acht Tage darauf fiel eine Frau vom Lande plötzlich vor der Thür der Nachbarin um und blieb todt, mußte auch bis an den Abend liegen bleiben, so sehr auch die Nachbarin bey der Obrigkeit anhielt, den Körper fort schaffen zu lassen. Das dritte Wunder begab sich so. Als der befreyete junge Mensch auf der Rückreise nach Prag kam, und nach der Capuciner-Kirche gehen wollte, kam ein Mönch auf ihn zu, und rührte ihn an; so gleich fiel ein Bild herunter und schlug den Mönch mausetodt. Ohne Zweifel hatte der ausgefahrne Teufel das auf den

Studenten gemünzt, traf aber aus Dummheit oder Ungeschicklichkeit den unrechten.

Der Ausgang der Geschichte machte in der ganzen Gegend viel Aufsehen und Freude, welches desto weniger zu verwundern ist, da es eben in Pirna Jahrmarkt war, und Blum aus Eitelkeit die Zuschauer eher angelocket, als abgehalten zu haben scheint. Zu Dohna und Pirna wurde zwey Sonntage nach einander das Te Deum gesungen, und alles erschallete von dem Ruhme des Teufelsbanners.

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über dieses Possenspiel, weil jeder ohne mein Erinnern sehen wird, daß das ganze Ding ein Betrug war, den ein paar lüderliche junge Leute dem Pfarrer zu Dohna gespielet, der einfältig genug war, sich diese theologische Nase drehen zu lassen.

---

41. Paul Grebner,

ein prophetischer Fantast*).

So wichtig auch der Platz ist, welchen dieser Unhold in der Gallerie der Narren behauptet, so sparsam sind doch die Nachrichten von ihm, so,

*) Sehr kurz handeln von ihm Arnold in der Kirchen- und Ketzer-Historie Th. 2, S. 332 und Th. 3, S. 207, und Moller in Cimbria liter. Th. 2, S. 245, und daraus Jöcher im Gel. Ler. und Thieß in der Hamburg. Gel. Gesch. Einige

daß sich nicht leicht eine zusammen hangende Geschichte seines Lebens heraus bringen läßt; welches denn bey solchen unstäten Schwärmern, welche sich bald hier, bald da aufzuhalten pflegen, gemeiniglich der Fall ist.

Er war seiner eigenen Versicherung nach aus Schneeberg in Meissen gebürtig, indem er sich auf dem Titel seines Fili ferici ausdrücklich Nivemontanum ex Mysnia Germaniæ regione & electoratu Saxoniæ orinduum nennet; aber wer sein Vater gewesen, wo er studiret, und wo er zuerst befördert worden, finde ich nirgends angemerkt. In Christ. Melzers Schneebergischen Chronik, wo doch alle Berg- und Civil-Beamte, Geistliche und Schullehrer, selbst von dem geringsten Stande aufgeführet werden, finde ich seinen Familien-Nahmen nicht, daher er von geringer Herkunft gewesen zu seyn scheint. Zwar führet er ihn S. 601 (der neuen Ausg. von 1716) unter den auswärts beförderten Schneebergern an, aber blos auf Arnolds Zeugniß; daher auch ihm von dessen Familie nichts bekannt gewesen seyn muß. Daß er Theologie studiret hatte, ist wohl gewiß; aber wie weit er es darin gebracht, wird aus dem Folgenden erhellen.

Ich finde seinen Nahmen zuerst 1562 und 1563 genannt, denn in den gedachten Jahren

Umstände mehr hat Götz in den Merkwürd. der Dresd. Bibl. bey der Anzeige seines Fili ferici, S. 335.

gab er die zwey lateinischen Gedichte heraus, deren ich unter seinen Schriften gedenken werde, und zwar das eine davon zu Antwerpen. Ob man daraus schließen könne, daß er sich in den Niederlanden aufgehalten habe, wage ich nicht zu behaupten, sondern muthmaße es nur. Götz ersahe aus seinem Filo lerico, daß er vor 1567 Schulmeister in Bremen gewesen, und hernach Kriegesdienste gethan, aber schon damahls ein ganzer Narr war. Da nicht gesagt wird, in welchen Diensten er gestanden, so ist es möglich, daß er sich in den Niederlanden befunden, und bey dieser Gelegenheit seine beyden Gedichte drucken lassen.

Von 1572 an wird er bekannter, denn um diese Zeit war er nicht nur Lehrer an der Michaelis-Schule zu Lüneburg, sondern fing auch nunmehr an, mit seinen Prophezeihungen viel Geräusch zu machen, welche ihm durch göttliche Offenbahrung sollten seyn mitgetheilet worden. Daß er, wie Moller versichert, und alle übrige ihm nachgeschrieben haben, 1572 Prediger im Magdeburgischen gewesen, ist ein Irrthum, der durch einen Druckfehler im Arnold veranlasset worden. Dieser sagt Th. 3, S. 207: „Anno 1672 hat ein Pfar„rer im Erzstift Magdeburg, Paul Grebner, ei„nen Tractat publicirt unter dem Titel: Conjectu„ren vom neuen Stern, worinnen von denen er„folgten Kriegeshändeln von 1618 bis 1640 gar „viel erinnert wird.“ Daß hier ein Druckfehler sey, sahen so wohl Moller als andere; allein, da sie seine Conjecturen nicht selbst vor

Augen hatten, so machten sie aus 1672 das Jahr 1572, da sie doch 1622 hätten lesen sollen, wie ich im Folgenden zeigen werde.

Während der Zeit, daß er sich in Lüneburg aufhielt, muthete er dem Herzog Erich dem jüngern zu Calenberg zu, seine Prophezeihungen durch einen eigenen Gesandten an den König von Spanien zu schicken. Es befand sich eben ein Jesuit bey dem Herzoge, der den Narren erst durch vernünftige Vorstellungen heilen wollte, aber da er sahe, daß diese nichts fruchteten, ihn lächerlich zu machen suchte; allein man weiß schon, daß ein Schwärmer gegen beyde Waffen unverletzlich ist.

Vermuthlich war das eben die Weissagung, welche er 1574 drucken ließ, und sie hernach auch mit in sein Filum sericum verwebte. Arnold führet sie unter dem Titel an: Weissagung von der angehenden großen Veränderung des Römischen Reichs an die Könige in Frankreich, Dännemark, England und andere, an die Churfürsten, Grafen und Herren des Reichs; und theilet daraus folgende Stelle mit: „Ich habe „nicht allein die Sache, die mir Gott gegeben, „nur als in einem Bild und Form gesehen, sondern es ist mir auch nicht anders gewesen, als „ob eine gewisse Stimme mit wohl vernehmlichen „menschlichen Worten sich verlauten lassen, und „also mit mir redete: daß ich Befehl empfing, sie „mit denen, was dazu gehörig, treulich auszurichten. Darum, wie es schon der Augenschein

„zum

„zum Theil erwiesen hat, daß mir meine Prophe-
„zeihungen wahrhaftig sind von Gott gegeben wor-
„den; als daß ich von Prinz Heinrich von Wallis,
„wie er außer Lande zu Frankreich, zu Cron Poh-
„len kommen, sich aber nicht lange darauf wieder
„heimlich anheim begeben werde; ingleichen vom
„Duc d' Alba, daß er aus den Niederlanden zie-
„hen müßte, geweissaget habe, welches denn alles
„geschehen. Eben also wird noch ferner, was noch
„hinterstellig, und noch nicht ergangen ist, als
„von der großen Veränderung in den Niederlan-
„den, Spanien, Frankreich, vom Kaiserthum
„Deutschland, und der Zerstörung der Antichristi-
„schen Residenz-Stadt Rom nicht längst die Zeit
„und Erfahrung gewiesen haben.“ Was es mit seinen beyden Prophezeihungen von dem Prinzen Heinrich und dem Herzog von Alba für eine Bewandniß habe, kann ich zwar nicht sagen, weil ich sie nicht gesehen; allein ich glaube, daß mit den gewöhnlichen prophetischen Kunstgriffen beyde Begebenheiten leicht vorher zu sagen waren. Aber was er von der Zerstörung Roms geweissaget haben will, ist wenigstens bis auf diesen Tag noch nicht eingetroffen, und ich glaube, daß es sich mit den übrigen angeführten Weissagungen ungefähr eben so verhalten wird.

Sein Aufenthalt in Lüneburg muß von keiner langen Dauer gewesen seyn, weil er sich 1574 bereits zu Magdeburg befand, wo er sein Sericum mundi filum, s. vaticinium, quo nunciatur subita & plus quam miraculosa orbis terrarum mutatio,

h. e. Antichristi Pontificis occidentalis, & Mahometi orientalis horribilis interitus, atque ecclesiæ Dei in toto terrarum orbe & septentrione per verbum & linguas lætissima restitutio, unterschrieb. Da dieß sein Meisterstück und der ganze Inbegriff seines prophetischen Schatzes war, so schrieb er dasselbe mehrmahls ab, und machte von dieser Zeit an bis gegen das Ende dieses Jahrhundertes ein eigenes Geschäft daraus, in Deutschland und Europa herum zu reisen, und seine Prophezeihungen Königen und Fürsten anzuschmieren. Aus Mangel der gehörigen Nachrichten kann ich seine Reisen nicht im Zusammenhange erzählen, sondern führe nur das an, was ich davon gefunden habe.

Ohne Zweifel, war Churfürst August von Sachsen der erste, dem er diese Mißgeburt seines Verstandes überreichte; denn daß er sie ihm zu Annaberg wirklich übergeben, wird auf dem Titel des 1631 zu Amsterdam gedruckten Auszuges ausdrücklich versichert. Da er diesem Churfürsten sehr herrliche Sachen geweissaget hatte, so versprach er sich ohne Zweifel eine ansehnliche Belohnung; allein, es scheint, daß er sich in seiner Hoffnung betrogen gefunden, und daher seinen Stab weiter gesetzet. Wohin er sich zunächst gewandt, finde ich nicht gemeldet. Allein Götz entdeckte in der Churfürstlichen Bibliothek eine Holländische Uebersetzung seiner Prophezeihungen, und sahe daraus, daß er 1582 in England gewesen, und seine Handschrift der Königin Elisabeth überreicht habe, wel-

che sie ihrem Sekretär, D. Nevil, gegeben, von welchem sie auf die Universitäts-Bibliothek zu Cambridge gekommen sey. Entweder vorher oder gleich darauf befand er sich an dem Hofe des Herzogs Adolph von Holstein zu Gottorp, dem er seinen Filum gleichfalls zuschrieb, aber auch nicht sehr muß seyn belohnet worden, weil Moller einen Brief von ihm an den Herzog gesehen hatte, worin er bitterlich über seine Armuth klagt, und um einen neuen Rock bittet. 1585 befand er sich zu Hamburg, wo er eine neue Zuschrift seiner Mißgeburth an den König Heinrich 4. von Frankreich, an den König Christian 4. von Dännemark, an die Königin Elisabeth u. s. f. unterschrieb. Ob er wirklich in Frankreich und Dännemark gewesen, kann ich nicht sagen; aber was für ein schlechter Prophet er war, läßt sich unter andern auch daraus abnehmen, daß er nicht wußte, daß Heinrich 4. von Frankreich, dem er so große Dinge weissagte, katholisch werden, und zuletzt eines gewaltsamen Todes sterben würde. Doch das sind Kleinigkeiten, an welche sich ein Schwärmer nicht kehret. Aus diesem Umstande seiner weiten Reisen, auf welchen er seine Weissagungen immer zu vertrödeln suchte, wird es begreiflich, woher in mehrern Bibliotheken Abschriften derselben zu finden sind. Einige Jahre darauf scheint er sich wieder in Sachsen befunden zu haben. Hier war indessen Churfürst August, dem er die kaiserliche Würde mit so vieler Zuverlässigkeit geweissaget hatte, 1586 gestorben, ohne selbige bekleidet

zu haben, und sein Sohn Christian 1. kam zur Regierung, starb aber bereits 1591 und hatte Christian 2. zum Nachfolger. Es scheint, daß es der erste war, dem er das auf der Churfürstlichen Bibliothek zu Dresden noch jetzt befindliche Exemplar von neuem zuschrieb, und auch ihm die kaiserliche Würde prophezeihete.

Grebner bildete sich auf seinen prophetischen Geist nichts geringes ein, denn auf dem Titel dieses Fili serici und in den Zuschriften nennet er sich bald Vatem Dei & prænuntium Antichristi Romani nidi eversionis, debellationisque Asiæ & Africæ magnum præconem, bald Paulum secundum, bonarum artium studiosum, fulmen ac lumen Papæ Romani. Der Hauptinhalt des ganzen Wustes gehet dahin, daß der Papst und die Türken in kurzem völlig ausgerottet werden sollten, daß auch das Haus Oesterreich seinem Untergange nahe sey, daß der König von Dänemark die katholischen Niederlande, die Königin Elisabeth aber Amerika und Spanien erobern würden, u. s. f. dann würde das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen und alles unter Einem Hirten in der schönsten Eintracht leben.

Ich habe schon gesagt, daß der Narr dem Churfürsten August die kaiserliche Würde prophezeihet hatte, denn dieses wollte er unter andern auch mit dem bekannten Oesterreichischen Symbolo A. E. I. O. V. beweisen, welches ihm zu Folge nichts geringers bedeuten konnte, als Augustus Elector Imperator Omnium Victor.

Als August starb, ohne Kaiser geworden zu seyn, prophezeihete er die kaiserliche Würde dessen Sohne Christian 1. und da auch dieser ungekrönt mit Tode abging, seinem Nachfolger Christian 2. Man bewundere die Stirn des Fantasten, den eine so oftmahlige mißrathene Erfüllung nicht schamroth machte. Um recht sicher zu gehen, nahm er nach Christian 2. noch zwey Augustos an, wovon er den ersten Churfürst Augusts Enkel, den zweyten aber den Kleinern nennet. Beyde sollten Kaiser seyn, und der letzte sollte die Türken überwinden, und zu Constantinopel begraben werden, daher ihm der Unhold schon die Grabschrift so wohl in Deutscher als Lateinischer Sprache setzet. Nun, wenn man so in den Tag hinein weissagt, so müßte es mit Kräutern zugehen, wenn nicht einmahl etwas davon eintreffen sollte, und so geschahe es denn, daß in der Folge wirklich zwey Churfürsten von Sachsen den Nahmen August führten, wovon der eine die Türken wirklich schlug. Nur Schade, daß sie über hundert Jahr darnach lebten, da doch der erste des oben genannten Augusts Enkel seyn sollte; nur Schade, daß sie zwar Könige von Pohlen wurden, aber keiner davon Kaiser war; nur Schade, daß keiner zu Constantinopel begraben worden, daher denn die schöne Grabschrift zur Zeit noch auf ihren Mann wartet. Ich denke, das ist nebst dem vorigen hinlänglich, das Abgeschmackte in diesen und allen ähnlichen Prophezeihungen zu zeigen.

Nichts desto weniger machte dieses Gewäsch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als Churfürst Friedrich August unter dem Nahmen August 2. den Pohlnischen Thron bestieg, doch einiges Aufsehen, weil es hieß, daß diese Begebenheit bereits vor hundert Jahren von einem gewissen Paul Grebner sey geweissaget worden. Die Veranlassung dazu wird folgender Gestalt erzählet *). König August 2. betrachtete 1698, also gleich nach seiner Gelangung auf den Pohlnischen Thron, die Gemählde in der Gallerie auf dem Schlosse zu Torgau, und da fiel ihm besonders ein Bild auf, welches einen Menschen vorstellete, der von Löwen angefallen, von Tigern aber beschützet wurde. Der König war begierig zu wissen, was das Gemählde bedeutete, da denn sein Leib-Medicus, der alte D. Erndel ihm sagte, daß es ein Traum einer gewissen Person sey, und daß er in einer alten Handschrift ehedem viel da-

*) Zuerst befand sich diese Erzählung in dem Commentario rerum toto orbe gestarum, welcher 1700 heraus kam, worauf Bayle sie in seiner Reponse aux Questions d'un Provincial, von 1704, wiederhohlte, und vermuthete, daß die Weissagung untergeschoben sey. Wilh. Ernst Tengel berichtigte in seiner Curieusen Bibl. Th. 3, S. 209 einige Umstände in der ersten Erzählung, z. B. daß nicht die Königin, sondern die verwittwete Churfürstin das Mst. gekauft, daß sie nicht 200 Ducaten, sondern nur 120 Rthlr. dafür gegeben, und daß sie es nicht von einem Unbekannten, sondern von dem Leib-Medico, D. Erndel selbst gekauft. Da Tenzel den übrigen Umständen nicht widerspricht, so nehme ich sie als historisch wahr an.

von gelesen habe. Ohne Zweifel hatte der König, so bald er hörte, daß es ein Traum sey, von der Sache genug, daher er sich nicht weiter darum bekümmerte; denn man weiß, daß Aberglaube und Leichtgläubigkeit seine Schwachheit nicht war. Allein bey seiner Mutter als einer bejahrten Dame machte die Sache einen tiefern Eindruck, daher sie den Leib-Medicus bath, ihr das Buch zu verschaffen, welches denn auch nicht schwer hielt, indem er es selbst besaß, sich aber die Gelegenheit so gut zu Nutze zu machen wußte, daß sie ihm den Quark mit 120 Rthlrn. bezahlte.

Ohne Zweifel ist es eben dasselbe Exemplar, welches der Fantast um 1590 oder 1591 dem Churfürsten Christian I. selbst zugeschrieben hatte. Ohne Zweifel, hatte derselbe keinen Werth darauf gesetzt, daher es denn in Privat-Hände und zuletzt an den D. Erndel gekommen war. Aber wie es zugegangen, daß dessen ungeachtet aus den darin befindlichen abenteuerlichen Figuren eine zu Torgau in der Churfürstlichen Gallerie copiiret worden, kann ich nicht sagen. Genug, man fand die verlangte Prophezeihung mit dürren Worten, denn es stand auf dem Rande eines Blattes geschrieben: Ruina Papæ Romani incidit in annum 1690. Exterminium ejus totum fit a. 1699. Und bald darauf: Saxo in Regem Poloniæ creatur, atque sub Imperatore Romano rutigero Papa totus deletur.

Ohne Zweifel war die Verbindung, worin diese Prophezeihung stand, dem damahligen Hofe

zu Dresden nicht angenehm, aber die prophezeihete Königskrone machte doch immer Eindruck, und das Gerücht davon verbreitete sich, besonders durch Baylens Wiederhohlung der Geschichte. Da dieser gemuthmaßet hatte, daß die ganze Prophezeihung aus Gewinnsucht untergeschoben worden, so bekam Wilh. Ernst Tenzel von dem Könige Befehl, die Sache auf das genaueste zu untersuchen, und dieser versprach in der vorhin angeführten Stelle, eine Lateinische Abhandlung darüber heraus zu geben, welche aber nicht erschienen ist, versicherte aber vorläufig, daß das ganze Werk von Grebnern mit eigener Hand geschrieben sey, und das sich keine Spur einer geschehenen Verfälschung in demselben entdecken lasse; und so bekam denn diese Weissagung wieder einiges Gewicht.

Allein, daß Tenzel das Ding entweder nicht genau untersucht, oder falsch gesehen, bewies hernach Götz, in seinen Merkwürdigkeiten der Dresdner Bibliothek, welcher Folgendes von der Handschrift anmerkt: 1. Es befinden sich in dem Texte selbst überall Veränderungen und Einschaltungen von des Verfassers eigenen Hand, der seine geweissagten Begebenheiten, wenn der Erfolg ihn Lügen gestraft hatte, entweder anders aufstutzte, oder weiter hinaus rückte. 2. Die oben angeführte Prophezeihung, welche hier vornehmlich in Betrachtung kommt, befindet sich am Rande, und ist von einer etwas veränderten Hand. Allein, wenn man auch zugibt, daß sie von dem Verfasser

selbst herrühret, der diese Offenbahrung als einen Anhang zu seinem ersten Aufsatze erhalten: so ist z. auch diese in den Zahlen augenscheinlich verfälscht, indem statt der jetzt daselbst befindlichen Zahlen 1690 und 1699 anfänglich 1590 und 1599 gestanden, die folglich, als die Prophezeihung zu der bestimmten Zeit nicht eingetroffen, hinterher verändert worden, wie aus der schwärzern Dinte, womit diese Veränderung geschehen, erhellet. Da nun der Unhold so auf gerathewohl weissagte, und den Churfürsten aus dem Hause Sachsen bald die Kaiserkrone, bald die Pohlnische Königswürde, bald etwas anders versprochen, so ist es kein Wunder, daß von allem in hundert Jahren etwa einmahl eines zufälliger Weise zutreffen können.

Ich setze noch hinzu, daß nichts das Abgeschmackte dieser Prophezeihung deutlicher beweiset, als diese Prophezeihung selbst. Der Hauptinhalt des ganzen Buches gehet auf den Untergang des Römischen Stuhles und des Hauses Oesterreich; das war der große Punkt, um welchen sich das verbrannte Gehirn aller After-Propheten des 16ten und 17ten Jahrhunderts drehete, und welchen sie von einem Jahre zu dem andern weissagten. Das war auch Grebners Wurm, zu welchem Ende er einen Churfürsten aus dem Hause Sachsen Kaiser werden läßt, der so wohl den Türken, als den Papst stürzen sollte; sub Imperatore Romano rutigero Papa totus deletur. Neben bey läßt er ihn auch König von Pohlen werden. Hätte der Narr nur etwas vom Prophezeihen verstanden, so

hätte er wissen müssen, daß eben der Churfürst, den er König von Pohlen werden läßt, zugleich die katholische Religion annehmen würde; welches denn ein gewaltiger Strich durch seine Rechnung war, weil die Römische Kirche, anstatt durch ihn gestürzet zu werden, in ihm ein mächtiges Reichsglied mehr bekam. Doch der Aberglaube hat einen starken Magen, und dergleichen Brocken sind ihm leicht zu verdauen, daher auch Arnold, Petersen *) und andere seines ehernen Glaubens den Grebner noch immer für einen sehr glaubwürdigen Propheten halten, so oft ihn auch schon der Ausgang Lügen gestraft hat.

Von dieser Zeit an, d. i. nach dem Jahre 1591 höret man von dem Narren lange nichts mehr, daher auch der ungenannte Herausgeber seiner Vaticiniorum, Amsterdamm, 1631, und mit ihm Moller muthmaßen, daß er bald darauf zu Hamburg gestorben sey. Allein dreißig Jahre darauf, nehmlich 1621, tritt wieder ein solcher prophetischer Fantast auf die Schaubühne, welcher Prediger im Magdeburgischen ist, und dem vorigen so ähnlich siehet, als ein Ey dem andern.

*) Petersen, ein sehr bekannter Schwärmer, übersetzte Grebners Filum sericum in das Deutsche und schrieb es der Mutter des Königes Augusts 2, zu einer Zeit zu, da sich des Narren Prophezeihungen schon lange als Lügen bestätiget hatten. Diese Uebersetzung ist indessen nicht gedruckt worden, sondern befindet sich nach Götzens Versicherung nur handschriftlich in der Churfürstlichen Bibliothek zu Dresden.

Dieser schreibt sich zwar Paul Gräbner, dagegen sich der erstere, so viel ich weiß, jederzeit Grebner zu schreiben pflegte; allein da um diese Zeit das tiefe e und das ä in der Orthographie beständig mit einander abwechseln: so kann das wohl nicht ein Beweis der Verschiedenheit beyder Narren seyn. Hingegen läßt sich die Entfernung der Zeit mit mehrerem Rechte als ein Einwurf ansehen; denn wenn man annimmt, daß Paul Grebner 1562, da er zuerst zum Vorscheine kommt, nur 24 Jahr alt gewesen, so müßte er 1621 bereits drey und achtzig Jahr alt gewesen seyn. Das ist denn nun freylich ein seltenes, aber doch nicht ganz unwahrscheinliches Alter, und Brecklings Beyspiel beweiset, daß auch ein Schwärmer dasselbe erreichen kann. Ueberdieß muß der Verfasser derjenigen Weissagung, welche ich sogleich näher anzeigen werde, bald nach 1622 gestorben seyn, weil er auf dem Titel der neuen Auflage von 1631, Weiland Pfarrherr im Stift Magdeburg heißt.

Die Prophezeihung, welche ich vor Augen habe, heißt: Prognosticon oder Erklärung über den 1618 erschienen Kometen-Stern und dessen Operation, von Veränderung der höchsten Potentaten dieser Welt und von dem Untergang des Türkischen Kaisers. Beschrieben durch Paul Gräbnern, Pfarrherrn im Stift Magdeburg. Sie kam zuerst ohne Ort, 1621 in 4. heraus, und ward 1631 gleichfalls wieder aufgelegt. Ich finde in dieser Schrift, welche in

der zweyten Auflage vier Bogen stark ist, nur einen Umstand, welcher etwas von dem Verfasser schließen lässet. S. 4, wo er die Veranlassung seines Gesichtes erzählet, sagt er: „Anno 1620 „den Tag vor Johannis des Täufers, wie ich aus „der Vesper in mein Studier-Stüblein kam, fiel „mir in Ablegung meines Rocks der Gedanken ein, „siehe, du hast dich weit und fern, beydes zu Land „und zu Wasser versucht, setze dich und zeichne auf „deine Wanderschaft u. s. f. Statt seiner Wanderschaft erfähret man nun zwar weiter nichts, als sein Gesicht; allein ich glaube doch, die Versicherung, weite Reisen zu Wasser und zu Lande gethan zu haben, macht es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß dieser Paul Gräbner kein anderer als der vorige Paul Grebner gewesen, von welchem aus dem vorigen erhellet, daß er sich wenigstens vierzig Jahr lang in einem großen Theile von Europa herum getrieben hat. Zwar setzt er gleich darauf hinzu, daß er solche Gedanken (er verstehet sein Gesicht) zuvor nie gehabt habe, und sich daher gewundert, wie er selbige jetzt bekommen. Allein das zuvor kann auch nur auf die nächsten Jahre vorher gehen, und wenn es auch seine ganze vorige Lebenszeit bedeuten sollte, so weiß man, daß Propheten dieser Art der Lügen schon gewohnt sind, und es daher so genau nicht nehmen.

Ohne Zweifel ward Grebner endlich des langen Herumstreifens müde, und da er mit seinen Prophezeihungen alle Jahre zu Schande ward, und es ihm folglich an Spott nicht fehlte: so sehnte

er sich in allem Ernste nach einer gewissern Versorgung, hing das Propheten-Handwerk an den Nagel, und erschlich im Magdeburgischen eine Pfarre. Hier lebte er viele Jahre in der Stille, weidete seine Schafe, und schämte sich vielleicht der Thorheiten seiner vorigen Jahre; wenigstens finde ich nicht, daß er in der langen Zeit von 1591 bis 1618 einen prophetischen Anfall gehabt. Allein, zum Unglück erschien in dem letzt gedachten Jahre ein Komet, der sein ganzes Concept verrückte, und den Geist der Weissagung auf einmahl in ihm wieder anfachte. Ein Komet! Warlich, die Gelegenheit war zu schön, als daß sie nicht sollte genützt werden, denn ein solcher Unglücksstern erscheint nicht alle Tage. Genug, Grebner fiel in seine vorige Narrheit zurück, und sahe nun wieder den Untergang des Papstes, des Türken und aller katholischen Mächte, den Triumph der wahren Kirche, das tausendjährige Reich, kurz alles, was er schon vorher so oft gesehen, und immer falsch gesehen hatte. Seine Prophezeihung ist nicht blos astrologische Deutung, sondern ein wirkliches Gesicht, über dessen Wahrheit er Gott zum Zeugen anruft, und welches er nicht verschweigen könne, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte.

Es würde eine undankbare Bemühung seyn, viel von dem Unsinn abschreiben zu wollen, wo entweder jede Zeile durch den Erfolg widerlegt worden, oder doch alles so schwankend und unbestimmt ist, daß es alles, was man will, bedeuten

kann, folglich im Grunde nichts bedeutet. Aber damit man sehe, daß er in seinem hohen Alter nicht klüger geweissaget, als in seinen jüngern Jahren, so will ich ein paar Stellen abschreiben. Seine Prophezeihungen gehen auf die Jahre 1630 bis 1640. Nachdem er vorläufig sein Gesicht beschrieben, und viel von der Uneinigkeit der Fürsten Europens geschwatzt, welches sich 1621 leicht schwatzen ließ, stellet er den gedachten Jahren folgendes Prognosticon.

1630. Was bisher ein Edelmann gewesen, soll jetzt ein Freyherr und Ritter und mit großer Herrlichkeit begabt werden; versteht sich, wenn er seinem Herrn treu dienet, und nicht zum Verräther wird.

1631. Was jetzt ein Ritter und Freyherr ist, soll ein Graf werden.

1632. Was jetzt ein Graf ist, soll ein Fürst werden.

1633. Was jetzt ein großer und berühmter Fürst ist, soll ein König werden.

1634. Ein deutscher Fürst wird Kaiser werden über Europa, aber keinen Scepter führen, wie andere Kaiser, sondern einen stählernen. Er wird den Antichrist schlagen und bis 1640 ganz Europa verändern; seine alte Narrheit, denn aus andern Stellen erhellet, daß dieser deutsche Fürst wieder der Churfürst von Sachsen ist.

1635. Die Geistlichkeit wird schwerlich bleiben mögen.

1636. Es wird ein großes Wunder geschehen. Aber was für eins, das weiß der Narr nicht.

1637. Es wird eine neue Welt entstehen.

1638. Der Türkische Kaiser und alle Mächte in Asien und Afrika werden vor dem neuen Kaiser erstaunen. Dieser wird ganz Europa umkehren, so, daß auch alle Doctoren der heiligen Schrift drey Jahr lang sich über ihn zu Narren erstaunen werden u. s. f.

Doch es ist des Unsinns schon zu viel. Von allen den wichtigen Begebenheiten des dreyßigjährigen Krieges, von der 1631 geschehenen gänzlichen Zerstörung der ihm so nahen Stadt Magdeburg, u. s. f. weiß sein prophetischer Geist nichts, wohl aber, daß Freyherren und Ritter zu Grafen sollen gemacht werden. Wichtige Wahrheiten, die einer unmittelbaren Offenbahrung wohl bedurften!

Das ist der Schwanengesang des Fantasten, der seiner vorigen Ausschweifungen völlig würdig ist. Wahrscheinlich überlebte er denselben nicht lange, sondern ging bald nach 1621 dahin, wo zwischen Narren und Weisen kein Unterschied mehr ist. Es ist nur noch übrig seine Schriften kürzlich zu wiederhohlen. Es sind folgende:

1. Paraphrasis Elegiaca Cantici Salomonei & Threnorum Jeremiæ. Antwerpen, 1562, 4; welche ihm König in Bibl. vet. & nova, S. 361 und Spachius in Nomenclat. Phil. S. 163 beylegen.

2. Oda de conjunctione fidelium cum Christo 1563. Nach Königs Versicherung, der aber weder den Ort des Druckes noch das Format angibt.

3. Vaticinium Europæ s. Fata tristia & bella cruenta &c. Anno 1573, Junii, 23; befindet sich handschriftlich in der Zaluskischen Bibliothek, (Mizlers Warsch. Bibl. 1754, S. 20), wird aber von dem Folgenden wohl nicht sehr verschieden seyn.

4. Vaticinia ex serico mundi filo, libro, jussu divino, Augusto, Electori Saxoniæ, in arce Annæbergensi exhibito. Amsterdam, 1631, 8. Ob sie schon vorher gedruckt worden, ist mir unbekannt.

5. Weissagung von der angehenden großen Veränderung des Römischen Reiches, an die Könige in Frankreich, Dännemark, England und andere 1574 geschrieben, und hernach im 17ten Sec. von T. H. M. wieder aufgelegt, und in deutsche Verse gesetzt; führt Arnold Th. 2, S. 332 an; ist aber vermuthlich auch nur das vorige. Götz gedenkt auch einer Holländischen Uebersetzung unter dem Titel: Monarchy ofte geen Monarchy in Engelant. Grebneri Prophecy &c. ohne sie weiter zu bezeichnen.

6. Sericum mundi Filum &c. welches oben hinlänglich beschrieben worden, und welches nur handschriftlich vorhanden ist, z. B. in der Churfürstl. Bibliothek zu Dresden.

7. Pro-

7. Prognostikon oder Erklärung über den 1618 erschienenen Cometen. Ohne Ort, 1621, 4; 1631, 4. Im Arnold war das Jahr der ersten Ausgabe 1622 angegeben; Moller wollte den Fehler verbessern, setzte aber eben so irrig dafür 1572.

---

42. Thomas Campanella,

ein philosophischer Schwärmer.

So oft auch das Leben dieses sonderbaren Mannes beschrieben worden *), so ist es doch wohl der Mühe werth, dasselbe noch einmahl zu bearbeiten, und es vollständiger und dabey unpartheyischer vor-

*) Die vornehmste und beynahe einzige Quelle, aus welcher die meisten Verfasser seines Lebens geschöpft haben, ist des Campanella Schrift, de libris propriis, worin er zugleich die vornehmsten Umstände seines Lebens erzählet, und deren ich unter seinen Schriften umständlicher gedenken werde. Aus dieser schöpfen Erythräus in Pinacotheca, Toppi und Nicodemi in der Bibl. Napolit. Crasso in den Elogi Th. 2, S. 243, Bullart in der Academie des sciences, Th. 2, S. 125, wo sich auch, so wie im Crasso sein Bildniß befindet, und andere. Ernst Sal. Cyprian handelte 1699, als er die philosophische Professur zu Helmstädt antrat, in einem Programm gleichfalls dessen Leben ab, und da dasselbe Beyfall fand, so erweiterte er es, und gab es zu Amsterdam, 1705, 8. in Form eines Tractates heraus, welche Ausgabe eben daselbst, 1722, 8. mit vielen Zusätzen wiederhohlet ward. Er übertraf darin alle seine Vorgänger, da er außer des Campa-

zutragen, als fast von allen unten genannten Schriftstellern geschehen, welche theils aus Unkunde der philosophischen Geschichte den Mann weit höher heben, als er es verdient; theils sich vornehmlich an seinen eigenen Nachrichten von sich halten, welche nicht selten mit einer unverzeihlichen Ruhmredigkeit angefüllet sind. Besonders ist der wichtigste Umstand in seinem Leben, ich meyne seine lange Gefangenschaft in Neapel und deren Veranlassung, von den wenigsten in seinem wahren Lichte gesehen worden, daher der Unhold immer noch für einen philosophischen Märtyrer gelten muß, so sehr er auch in dieser Sache als ein tollkühner Fanatiker und grober Verbrecher erscheinet.

Er war den 5ten Sept. 1598 zu Stilo, einem Flecken in Calabrien, gebohren, wo seine Aeltern von einem guten bürgerlichen Stande waren. Er ließ von seiner frühesten Jugend an sehr viele Fähig-

nella eigenen Schrift noch verschiedene andere Werke gleichzeitiger Verfasser genützet hat. Allein er siehet ihn immer zu sehr mit theologischen Augen an, und möchte ihn besonders gern zu einem Gotteslängner herab würdigen. In Echards und Quetifs Bibl. Dominican. wurde ihm daher in vielen Stücken widersprochen, und man kann nicht läugnen, daß die Dominicaner in verschiedenen Umständen Recht haben, ob sie gleich ihren Held auf der andern Seite wieder zu hoch erheben. Nach diesen neuen Hülfsmitteln bearbeiteten dessen Leben, Niceron in seinen Memoires, Th. 7, S. 82, Brucker in der Hist. Phil. Th. 4, B. 2, S. 107 f. wo er von der philosophischen Seite am besten geschildert wird, und Chaufepie' in seinem Dictionn. Einiger anderer Schriftsteller, welche nur einzelne Umstände von ihm anführen, werde ich im Folgenden gedenken.

keiten blicken, besonders in Ansehung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, daher er auch in kurzer Zeit ungewöhnliche Fortschritte machte. Im fünften Jahre seines Alters wußte er alles an den Fingern herzubethen, was seine Aeltern und Lehrer ihm von der Religion oder andern Kenntnissen beygebracht hatten. Im dreyzehenten hatte er die Redner und Dichter, welche man damahls in den Schulen zu lesen pflegte, bereits völlig inne, hielt Reden und machte Verse, wenn und worüber man nur wollte *).

Wie stark die Einbildungskraft schon in seiner frühen Jugend bey ihm gewesen, erhellet aus ein paar Beyspielen, welche er selbst erzählet. Als er ungefähr funfzehn Jahr alt war, bekam er eine Milzkrankheit, von welcher ihn eine alte Frau durch Gebethe und abergläubige Weidesprüche im Angesichte des abnehmenden Mondes befreyete **). Das machte nun einen solchen Eindruck auf den jungen Fantasten, daß er von dieser Zeit an auf nichts so erpicht war, als auf die Magie und ge-

*) Equidem quinquennis adhuc literulis ac pietati adeo studiosam operam dedi, ut quicquid parentes, & avi & concionatores de divinis ecclesiasticisque rebus dicerent, & quicquid pædagogi docerent, animo conderem. Anno decimo tertio Grammaticorum dogmata ac versificatoriæ artis ita perceperam, ut quicquid liberet, prosa ac metro possem eloqui, multaque carmina tunc edidi, haud tamen nervosa. Campanella de libris propriis, S. 3.

**) Ego in pueritia sanatus sum a morbo lienis, cujusdam mulieris verbis & precibus, in aspectu deficientis lunæ. Campanella de sensu rerum, B. 4, Kap. 18.

heimen Wissenschaften. Ein anderer Umstand, welcher ihm bald darauf begegnete, machte ihn nur noch begieriger darnach. Einige Knaben von seiner Bekanntschaft hatten einen Mantel verlohren. Um nun zu erfahren, wohin er gekommen sey, hingen sie ein Sieb an eingesteckten Scheren auf, (tenentes cribrum forficibus infixis appensum), und sprachen dabey die Worte: „Bey dem „heiligen Petrus und bey dem heiligen Paulus, „sage mir, hat nicht der — — und der — — „den Mantel gestohlen?“ Sie nannten viele Nahmen, und das Sieb blieb unbeweglich; aber so bald sie den Nahmen Flavius nannten, drehete es sich im Kreise herum. Campanella erstaunte darüber, bethete mit den übrigen, daß Gott sie nicht von dem Teufel möchte verblenden lassen, und versuchte darauf das Ding von neuem, aber so bald man den Nahmen Flavius nannte, drehete sich das Sieb wieder wie ein Kräusel herum. Er wiederhohlte das Experiment nachmahls noch öfter, und fand immer einerley Wirkung. — — Dergleichen Schwachheiten könnte man nun zwar dem Knaben Campanella verzeihen; aber daß Campanella, der Mann und der Philosoph, das noch in seinem Alter als Wahrheit erzählt, und steif und fest an das Ding glaubt, kann uns schon vorläufig einigen Vorschmack von seiner Philosophie geben.

Seine Aeltern hatten ihn den Rechten gewidmet, und wollten ihn daher, als er in das sechzehnte Jahr ging, zu einem ihrer Verwandten,

dem Julius Campanella, welcher Professor der Rechte zu Neapel war, schicken. Allein Andacht und Ehrgeitz, welche mit vereinigten Kräften auf den jungen Schwärmer wirkten, vereitelten dieses Vorhaben, und da er gelesen und gehöret hatte, zu was für großer Ehre Albert der Große und Thomas von Aquin in dem Dominikaner-Orden gelanget waren, so beschloß er gleichfalls in denselben zu treten. Er vollzog diesen Entschluß in seiner Vaterstadt, und wurde darauf nach San-Giorgio, einer Stadt in Abruzzo geschickt, die Logik und Philosophie daselbst zu studiren. Er that sich auch hier durch seinen Fleiß und guten Fähigkeiten hervor, und als bald darauf der Herr des Ortes die Regierung antrat, so bewillkommte Campanella denselben im Nahmen seines Ordens mit einer Rede in heroischen Versen, und mit einer sapphischen Ode, machte auch sonst viele Gedichte, so wohl bey kirchlichen, als weltlichen Anlässen. Er vernachlässigte dabey die Philosophie nicht, wenigstens brachte er die logischen, physischen und psychologischen Vorlesungen seiner Lehrer in einen kurzen zusammenhängenden Vortrag *).

Allein, als er darauf nach Cosenza geschickt ward, die Theologie daselbst zu studiren, verfiel er anstatt derselben mit einem unbegränzten Eifer auf die Philosophie, welche er bisher blos aus Pflicht und Gewohnheit studiret zu haben scheinet, und

*) So verstehe ich wenigstens seine Worte: Præterea lectiones logicas, physicas & animasticas forma concinna compendiosaque descripsi.

nunmehr fing er auch den Kreislauf von Thorheiten und Schwärmereyen an, welchen er nicht eher als mit seinem Leben beschloß. Cyprian theilet in seinem Leben Campanellä S. 37 f. einen Brief mit, welchen ein gewisser Carl Caffa, ein ehemahliger Neapolitanischer Mönch, der zur Lutherischen Kirche übertrat, und Professor der neuern Sprachen zu Jena ward, an den Johann Andr. Schmid zu Helmstädt schrieb, und worin er ihm einen Umstand von des Campanella Aufenthalt zu Cosenza erzählt, welcher allen seinen Lebensbeschreibern unbekannt ist. Caffa hatte, da er noch im Neapolitanischen war, einen alten achtzigjährigen Dominicaner kennen lernen, der des unsrigen Mitschüler zu Cosenza gewesen war, und ihm erzählet hatte, daß derselbe in seiner Jugend von so stumpfen Fähigkeiten gewesen, daß er auch von allen übrigen Mitschülern sey verachtet und verspottet worden. Von ungefähr sey ihm, als er einmahl in dem Kloster spatzierete, ein Rabbine begegnet, den Campanella mit auf seine Zelle genommen, sich acht Tage lang mit ihm allein beschäftiget, und die Cabbala von ihm erlernet habe. Nachdem er ihn hierauf wieder entlassen, sey Campanella ganz ein anderer Mensch gewesen, und habe von dieser Zeit an in allen seinen Uebungen die größten Fahigkeiten an den Tag geleget. Brucker bezweifelt zwar die Wahrheit dieses Vorgebens, weil Campanella, seiner eigenen Versicherung nach, von der frühesten Jugend an, vorzügliche Fähigkeiten geäußert habe. Ich glaube, die Ge-

schichte kann im Ganzen genommen sehr wahr seyn, wenn gleich der Umstand von seinen trägen Geisteskräften ungegründet ist. Aus dem Folgenden wird erhellen, daß Campanellä Philosophie größtentheils Cabbalistisch und theurgisch war, und da wüßte ich denn nicht, wie er damahls in Italien zur Cabbala hätte kommen können, wenn nicht ein Jude ihm auf die Sprünge geholfen hätte. Vielleicht war er vorher vor lauter Grübeln tiefsinnig und mürrisch, welches seine Mitschüler für Trägheit des Verstandes können gehalten haben, die sich aber in Heiterkeit verwandelte, so bald er den Schlüssel zu dem Grillenkasten gefunden hatte.

Genug, Campanella fing in Consenza sehr frühe an, auf eine Reformation der Philosophie zu denken. Es ist bekannt, daß damahls noch in den katholischen Schulen die scholastische Philosophie die herrschende war, und wer da weiß, wie dürre, und ganz in Abstraktionen und Spitzfindigkeiten gehüllet diese war, wird sich nicht wundern, daß ein junger Mensch von einem lebhaften Genie und einer überspannten Einbildungskraft, der bereits an die Magie und ähnliche Possen glaubte, keinen Geschmack daran finden konnte. Es stiegen ihm daher allerley Zweifel wider die Peripatetische Philosophie auf, deren Auflösung er in den Lateinischen und Arabischen Auslegern des Aristoteles vergebens suchte. Er klagte sie seinen Lehrern, allein auch diese konnten ihn nicht befriedigen. Er fing nunmehr an, alle Hoffnung aufzugeben, sie jemahls bey dem Stagyriten zu finden, und beschloß, sie bey

andern Philosophen aufzusuchen. Bey seiner Ungeduld und ungestümen Einbildungskraft, las er alles, was ihm vor die Fäuste kam, den Plato, den Plinius, den Galen, die Stoiker, und die Epikurer, tumultuarisch und ohne Ordnung durch einander, und da mußte natürlich das erfolgen, was nachmahls wirklich erfolgte, er mußte den Kopf voll verworrener Begriffe bekommen, von welchen sich diejenigen am tiefsten ihm einprägten, die seiner ausschweifenden Einbildungskraft am angemessensten waren, ich meine die Träume der Platonischen und übrigen Emanistischen Schulen. Auf eben demselben Wege war sein Landsmann und Ordensbruder, Jordan Brunus, dessen Leben in dem ersten Theile beschrieben worden, zu einem ähnlichen Fantasten geworden. In diesem Zustande kann nun der oben gedachte Rabbine zu ihm gekommen seyn, der ihm durch seine Cabbala den Kopf völlig verrückt haben kann. Wahr ist es, die scholastische Philosophie, welche damahls alle Köpfe beherrschte, war keinen Pfifferling werth; aber der Unsinn, welchen Campanella und andere Schwärmer dieser Art ihr unterschoben, war nicht allein noch weniger werth, sondern stiftete auch unendlich mehr Schaden, wie sogleich aus des Schwärmers eigenem Beyspiele erhellen wird. Er versichert zwar, daß er die Philosophie der oben genannten Schulen gegen Gottes lebendiges Buch, die Natur, gehalten habe, damit er durch die Vergleichung des Originales mit den Copien die Abweichungen der letztern von dem erstern ent-

decken können; nur Schade, daß der Narr die Natur durch einen abenteuerlichen Hohlspiegel sahe, und nur zu oft seine Einbildungskraft für die Natur hielt. Die Naturkunde war zu seiner Zeit auf das äußerste vernachlässiget, und anstatt ihr aufzuhelfen, suchte er sie durch seine magischen, astrologischen und theurgischen Possen nur noch mehr zu verdunkeln.

Ehe dieses noch zum völligen Ausbruche kam, ereignete sich ein Umstand, welcher nicht wenig dazu beytrug, seinen Ehrgeitz zu spornen, auf der betretenen Laufbahn muthig fort zu gehen. Die Franciscaner hatten zu Cosenza eine Disputation, und sein Pater Rector sollte dabey die Stelle eines Opponenten vertreten. Dieser ward plötzlich unpaß, und da er die Schwatzhaftigkeit seines Schülers kannte, so schickte er denselben an seine Statt dahin, und dieser hielt sich so gut, und griff die Peripatetische Philosophie mit so vieler Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit an, daß jedermann ihm Beyfall zurief, und sagte, es müßte des Telesius Geist in ihn gefahren seyn. Das mußte einen jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren nothwendig aufblasen; allein der Nahme des Telesius war ihm unbekannt geblieben, daher er so gleich nach dessen Schriften forschte, und sie eifrig zu studiren anfing.

Bernardinus Telesius, war einer der verdientesten Philosophen dieser Zeit. Er war aus Cosenza gebürtig, ward Professor der Philosophie zu

Neapel, und war kurz vorher zu Cosenza 1588. gestorben. Da er mit damahls seltenen mathematischen Kenntnissen ausgerüstet, das so sehr vernachlässigte Feld der Naturlehre anzubauen anfing, so mußten ihm nothwendig die Augen über die Peripatetische Philosophie aufgehen, daher er sie auf das nachdrücklichste bestritt, aber bey den Mönchen so vielen Widerstand fand, daß sie ihn auch zu Tode ärgerten. Und diesen Mann, der ihm der Zeit und dem Orte nach so nahe war, sollte Campanella nicht einmahl dem Nahmen nach gekannt haben? Campanella, der damahls mit einem wahren Heißhunger über die Philosophie herfiel, und damahls schon die Schwächen der Aristotelischen Philosophie gleichfalls einsahe? Die Sache ist beynahe unglaublich, und doch versichert sie Erythräus. Er selbst hingegen nennt den Telesius ausdrücklich mit unter denjenigen Philosophen, deren Schriften er schon zu S. Giorgo durchlas. Ich glaube, beyde Erzählungen lassen sich sehr gut mit einander vereinigen. Der junge schwärmerische Mönch las zu S. Giorgo alles unter einander, was ihm vorkam, und da er den Kopf schon mit magischen Possen und andern Brocken der sogenannten geheimen Philosophie angefüllet hatte, so las er alles nur obenhin und ohne besondere Theilnehmung, daher er erst durch die oben gedachte Disputation auf den Telesius vorzüglich aufmerksam gemacht ward. Er selbst versichert, daß er sich von dieser Disputation an vorzüglich in den Telesius verliebt habe.

Dieser war damahls nicht mehr am Leben, daher er sich an dessen Schriften halten mußte, welche er nunmehr mit großer Begierde durchlas, und um desto ungehinderter studiren zu können, begab er sich nach Montalto. Allein der Erfolg zeigte, daß des Telesii Philosophie wenig Eindruck auf den Träumer gemacht haben muß. Vor dem Aristoteles gab es in der griechischen Philosophie zwey Hauptschulen, die Emanistische, welche alle Dinge aus dem göttlichen Wesen fließen ließ, wohin Pythagoras, Sokrates, und mit einigen Abänderungen auch Plato gehörten, und die ihr entgegen gesetzte Eleatische, zu welcher sich unter andern auch Parmenides bekannte. Des letztern Physiologie suchte Telesius wieder auszuschmücken, dagegen Campanella ganz auf die Seite der Pythagorischen Schwärmerey hing. Wenn ihm daher Telesius gefiel, wenn er ein Gedicht zu dessen Lobe verfertigte, und ihn wider den Marta vertheidigte, so geschahe es mehr in Rücksicht auf dessen standhafte Bestreitung der Peripatetischen Physik, als daß er sich zu dessen System sollte bekannt haben. Jacob Antonius Marta, ein Rechtsgelehrter aus Neapel, hatte einige Jahre vorher ein Buch unter dem Titel Pugnaculum Aristotelis wider den Telesius drucken lassen; dieses widerlegte Campanella, ob er gleich nur noch ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren war, zu Montalto auf Anrathen eines Arztes, Nahmens Johannes Franciscus Brancha, der ihn auch mit den nöthigen Büchern dazu versahe.

Doch diese Arbeit beschäftigte ihn zu Montalto nicht allein, sondern er heckte hier auch sein eigenes philosophisches System aus, von welchem ich so gleich reden werde.

1590 begab er sich nach Neapel, um nicht nur die gedachte Vertheidigung, sondern auch etwas von seinem eigenen Systeme daselbst drucken zu lassen, und hier erfuhr er sehr bald die Wirkung von dem Hasse der Mönche gegen alle diejenigen, welche sich der herrschenden Peripatetischen Philosophie widersetzten. Als er aus dem Schiffe gestiegen war, ging er von ungefähr vor einem Franciscaner-Kloster vorbey, und da er viele Menschen aus- und eingehen sah, so fragte er nach der Ursache. Man sagte ihm, daß eine philosophische Disputation gehalten würde, daher er hinein ging, sich Erlaubniß zu opponiren ausbath und bekam, und sich so gut hielt, daß er jedermanns Beyfall gewann, und von den anwesenden Mönchen seines Ordens gleichsam im Triumphe in ihr Kloster begleitet ward. Dieser Umstand machte ihn sogleich berühmt, erweckte aber auch schon heimlich den Neid, der gleich darauf bey einer andern Gelegenheit öffentlich ausbrach. Er wohnte einer theologischen Disputation bey, und da ein alter Professor seines Ordens etwas sagte, das ihm gefiel, so überhäufte er ihn mit Lobeserhebungen. Den alten Geck, der vielleicht schon eifersüchtig war, verdroß es, daß ein junger naseweiser Mensch sich heraus nahm, ihn zu loben, und hieß ihm schweigen, weil es einem so jungen Menschen nicht zukomme, sich

in theologische Streitfragen zu mischen. Das verdroß den Campanella, der ihm trotzig antwortete, wenn er gleich jung sey, so könne er ihm doch wohl noch etwas aufzurathen geben. Er griff ihn hierauf auf das lebhafteste an, und trieb den alten Theologen so in die Enge, daß jedermann ihm Beyfall zuklatschte. Der Mönch ward darüber so erbittert, daß er auch seinen Gegner als einen Zauberer bey der Inquisition angab, weil er sich einbildete, daß er so viele theologische Weisheit nicht anders als mit Hülfe des Teufels haben könnte. Erythräus, der beyde Umstände erzählet, sagt nicht, wie die Sache abgelaufen; allein, es konnte dem Campanella ohne Zweifel nicht schwer fallen, die seltsame Beschuldigung, die Theologie bey dem Teufel studiret zu haben, zu widerlegen.

Beyde Vorfälle erwarben ihm so gleich vieles Ansehen in Neapel, welches durch die Schrift, die er 1591 daselbst heraus gab, noch vermehret ward; sie hat den Titel: Philosophia sensibus demonstrata, und ist die oben gedachte Vertheidigung des Telesius wider den Marta, worin er aber nicht so wohl das System des erstern zu behaupten suchte, als vielmehr die Peripatetische Philosophie angriff, und die Nothwendigkeit zeigte, von ihr völlig abzugehen. Darin hatte er nun wohl sehr recht, und es würde wahres Verdienst gewesen seyn, wenn er dabey geblieben wäre. Allein er wollte auch eine andere Philosophie dafür eingeführet wissen, aber zum Unglück war die, welche er ausgebrütet hatte, in ihren Gründen und Folgen unendlich nachthei-

liger als die Peripatetische. Er arbeitete sie noch während seines Aufenthaltes zu Neapel aus, indem er hier zwey Schriften verfertigte, wovon die eine de sensu rerum, die andere aber de Investigatione rerum, handelte, und zugleich seine Metaphysik auszuarbeiten anfing. Die Schrift de Investigatione rerum ist, so viel ich weiß, nicht gedruckt worden; allein die beyden übrigen kamen in der Folge heraus, und da sie schon das ganze schwärmerische System des Verfassers enthalten, ohne welches sich seine folgende Geschichte nicht verstehen läßt, so muß ich ein wenig dabey verweilen.

Ich fange mit seiner Metaphysik an, weil sie den Grund der folgenden Träume enthält. Nachdem das höchste Grundwesen von Ewigkeit her, in unendlicher Herrlichkeit gelebet hatte, beschloß es, Bilder (Plato's Ideen), entstehen zu lassen, welche dessen Güte darstellen sollten. Da sie möglich waree, so machte er sie auch wirklich, und theilte ihnen seine Weisheit, Macht und Liebe mit. Hierauf breitete Gott einen fast unendlichen Raum aus, der das Bild der sich immer gleichen Ewigkeit und der Ort des Weltgebäudes ist. Dieser Ort ist die erste Substanz. In den Ort setzte Gott einen ungeheuern, unförmlichen, leblosen Körper, der aber der Ordnung und Thätigkeit fähig war. Dieser kann zwar bis ins Unendliche getheilt werden; allein den Sinnen nach muß man bey gewissen kleinen, aus nicht weiter theilbaren Theilchen stehen bleiben, welche die zweyte Substanz oder die Materie ausmachen, und das leidende Grundwesen

der Körper sind. Diese Materie ist unthätig, folglich unsichtbar, schwarz und finster. In dieser körperlichen Masse ließ Gott zwey unkörperliche Werkmeister entstehen, die Wärme und die Kälte, welche nur allein in Körpern da seyn können. Dieß sind die beyden thätigen Grundwesen, welche einander von Anfange an zuwider waren. Denn die Wärme zerstörete viele Materie, und suchte sich dieselbe ganz zu unterwerfen, und dahin zu gelangen, wo die Kälte ihr nicht widerstehen könne; daher begab sie sich in die Höhe, und daraus entstanden Himmel, Luft und Meere. Die Kälte versammelte sich in der Mitte des Firmaments und vereinigte alle ihr unterworfene Theile in eine Kugel, um ihrem Feinde besser widerstehen zu können, und diese nannte Gott die Erde. Auf der Erde herrscht also die Kälte, und im Himmel die Wärme. Da die Wärme nun merkte, daß sie doch wohl von der Kälte könnte angegriffen werden, so vereinigte sie sich in den obern Gegenden gleichfalls in Kugeln und daraus entstanden die Sterne. Wegen des Widerstandes der Kälte konnte sie nahe an der Erde nicht so viele Sammlungen bilden, daher gibt es nur sieben Planeten. Was die Elemente in ihrem ersten Streite behalten haben, das hat Gott zu ihrer Natur gemacht. Die Erde blieb aus Furcht vor der Wärme in der Mitte stehen, daher ist die Unbeweglichkeit ihre Natur geworden, so wie die Bewegung die Natur der Sterne ist. — Auf diese abenteuerliche Art beschreibt er im Folgenden den ganzen Ursprung der Welt, und alle Erscheinungen

gen in der Natur, wohin ich ihm aber nicht folgen kann.

In der Schrift de sensu rerum setzt er diesen Traum fort, und sucht zu beweisen, daß alle Körper in der Welt mit Sinnen oder Empfindung begabt sind, und die Sätze, welche er darin behauptet, sind ungefähr folgende. Kein Ding kann einem andern etwas geben, was es selbst nicht hat; was sich also in der Wirkung befindet, muß auch schon in der Ursache vorhanden seyn. Alle Thiere haben Sinne; da nun kein Sinn aus Nichts entstehen kann, so müssen auch alle ihre Bestandtheile, als die Ursachen, mit Sinnen begabt seyn. Folglich haben der Himmel und die Erde eben so gut Sinne, als die Thiere, welche auf der letztern und unter dem erstern leben, so wie die Würmer im Menschen Sinne und Empfindung haben, obgleich ihre Sinne von den Sinnen des Menschen verschieden sind. Alle Thiere haben einen freyen Geist in einer ihm angemessenen Wohnung; sie haben Gedächtniß- und Beurtheilungskraft, (discursus). Nicht so die Pflanzen, welche einen stumpfen, in grobe Theile eingeschränkten und gebundenen Geist bekommen haben. Die Seele ist ein zartes Ding, welche von allen ihr ungleichen Dingen Eindrücke empfangen kann; nicht aber von ihr völlig gleichen Dingen, daher empfindet ein Geist den andern eben so wenig, als ein Geist die Luft empfindet.

Also waren ihm Luft und Geist völlig gleiche Dinge. Ohne Empfindung wäre die Welt ein Chaos, es könnte auch weder Auflösung noch

Zeu-

Zeugung Statt finden. Die Wirkungen der natürlichen Dinge, woraus ihre Sinne erkannt werden, rühren weder von Gott, noch von den Engeln, noch von der Weltseele, noch von einem verständigen Wesen her, sondern von den natürlichen Formen, obgleich nicht ohne Mitwirkung Gottes. Alle Dinge fliehen den leeren Raum, folglich empfinden sie, und streben nach der gegenseitigen Berührung; folglich ist die Welt ein Thier. Der für die Körper bestimmte Raum ziehet die Körper an sich, nicht vermittelst eines Werkzeuges, sondern vermöge des begehrenden Sinnes, denn auch er hat Kraft, Empfindung, Liebe, und das Vermögen so zu seyn, als er von Gott erschaffen ist. Er ist nicht Gott selbst, wohl aber der allgemeine Grund alles was ist, der mit den Körpern zugleich erschaffen worden. Daher werden die Dinge mit einem gewissen Vergnügen zu demselben gezogen, und bestreben sich, ihn auszufüllen. Augen, Ohren, Hände und Füsse, sind sinnliche Werkzeuge des in einen groben Körper eingeschlossenen thierischen Geistes. Die Welt ist ein Wesen höherer Art, daher ist die runde Figur zu ihrer Bewegung hinreichend. Die Strahlen und verbreitende Kraft sind ihre Hände, die Sterne ihre Augen. Die allgemeine Materie, welche der Ort aller Formen ist, ist körperlicher Art. Bey der Aufnahme der Formen verhält sie sich nicht blos leidend, sondern sie empfindet ein Verlangen, die Formen aufzunehmen, und thut es mit Vergnügen; folglich hat sie Sinne und Empfindung. Die Seele ist ein zarter,

warmer, beweglicher Geist, welcher leiden, folglich auch empfinden kann. Alles ist mit Seele angefüllet, weil sich in allen Dingen eine gewisse Wärme befindet. Alle Dinge haben ihre Bewegung von dem Feuer, denn die bewegende Seele ist ein warmer Geist. Harte Körper empfinden nur unvollkommen; ein wenig mehr die Pflanzen; noch mehr die flüssigen Körper; am leichtesten Wind und Luft; am allermeisten aber Licht und Wärme. Folglich empfindet die ganze Welt in allen ihren Theilen; nur in einigen mehr, als in andern. Der Geist oder die Seele in dem Körper befragt zuweilen den göttlichen Verstand. Ist dieser göttliche Verstand gleich nicht die erste Weisheit, so ist er doch die Weltseele. Denn da der Mensch außer dem körperlichen Geiste noch einer unsterblichen Seele bedarf; wie viel mehr muß in der Welt, als dem vollkommensten Dinge, eine vortrefliche Seele seyn, welche die Engel noch übertrift, und alles regieret. Eine solche Weltsele ist nothwendig, weil keine erschaffene Natur des unendlichen Einflusses Gottes anders, als vermittelst einer endlichen Modifikation fähig ist. Folglich hat die Welt einen Geist, welches der Himmel ist; sie hat einen groben Körper die Erde; sie hat Blut, das Meer; endlich hat sie auch die oben gedachte Seele. Der Himmel und die Sterne sind von feuriger Art und haben Empfindung. Sie bewegen sich aus eigener Kraft, können aber auch von Engeln beseelet styn. Es ist wahrscheinlich, daß die Sterne einander ihre Gedanken zu verstehen

geben, da sie sich mit ihrem Lichte bestrahlen. Die Luft hat auch ihren Geist, ob er gleich von unruhiger Art ist. Daß sie unsern Geist nähret, lehret die Erfahrung. Sie ist folglich der gemeinschaftliche Geist, welcher dem einen thierischen Geiste Kenntniß von dem andern gibt. Daher können scharfsichtige Geister aus der Luft wissen, was andere denken; weil der Gedanke eine Bewegung des Geistes ist, die der Luft mitgetheilet wird. Daher können auch Geister weissagen. Denn die Luft weiß nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen Dinge, und theilet uns selbige mit; vornehmlich im Schlafe, weil der Mensch alsdann den Unterricht von dem Luftgeiste weit besser empfängt, als im Wachen. Die natürliche Weissagung geschiehet vermittelst des Geistes, die übernatürliche vermittelst der Seele. Die in den Dingen befindlichen Geister lassen sich durch die Magie beherrschen. Es giebt aber eine dreyfache Magie; eine göttliche, zu welcher der Mensch ohne Gottes Beyhülfe nicht gelangen kann, wozu Freundschaft Gottes und Glaube gehöret, und vermittelst welcher die Propheten und Apostel ihre Wunder thaten; eine natürliche, vermittelst der Sterne und Medicin, doch mit Zuziehung der Religion; und eine teuflische, vermittelst des Giftes und der Zauberey. Zur natürlichen Magie dienen alle Künste und Wissenschaften, doch einige mehr als andere. Wer die Kunst verstehet, die Feinheit, Beweglichkeit, Helle oder Wärme des menschlichen Geistes durch ähnliche oder entgegen-

gesetzte Dinge zu verändern, oder in ihn zu wirken, der kann die Gemüthsbewegungen verändern, und magische Wirkungen hervor bringen. Auch todte Körper haben Empfindung, aber nur eine stumpfe; daher bluten ermordete Körper in Gegenwart des Mörders. Ein vollkommener Magus kann die Astrologie nicht entbehren, weil alle Zeugung, Auflösung u. s. f. durch den Einfluß der Sterne und ihres Geistes geschiehet.

Das ist nun das hochgepriesene System, welches der Träumer selbst erfunden, oder vielmehr aus Gottes leserlichen großen Buche, aus der Natur, geschöpft haben wollte; freylich, wenn die Einbildungskraft die Natur wäre, denn es ist weiter nichts, als ein aberwitziger Traum, und noch dazu hat er diesen Traum nicht einmahl selbst geträumet, sondern es ist das ganze Platonische System, nur hier und da ein wenig anders aufgestutzt, und den Lehren des Christenthums in manchen Stellen mehr angepaßt. Man weiß, daß Plato's Philosophie den gröbsten Aberglauben aller Art nicht blos begünstigte, sondern sogar systematisch lehrte, daher es denn kein Wunder ist, daß auch sein Affe, Campanella, an Träume, Astrologie, Magie, Weissagungen u. s. f. so fest glaubte, als wenn es Evangelia gewesen wären. Mit diesen Thorheiten verband er denn auch die Medicin, welche bey ihm ein Theil der natürlichen Magie war. Der oben angeführte alte Dominicaner des Carl Caffa versichert, daß er des Campanella medicinische Schüler noch gekannt habe,

welche auf den Hyppokrates und Galen geschmähet, und mit ihren geheimen aus dem Worte Gottes hergenommenen Mitteln erstaunliche Curen gethan hätten.

Habe ich Unrecht, daß ich den Mann, welchen noch immer viele für einen großen und scharfsinnigen Philosophen halten, zu den Narren und Fantasten herab würdige?

Da er seine vorgegebene neue Philosophie in Neapel bey aller Gelegenheit auskramete, so mußte ihm das nothwendig Feinde machen, und zwar nicht blos, weil er den Aristoteles verachtete und bestritt, der damahls noch für eben so untrüglich gehalten wurde, als der Papst selbst, sondern auch wegen der Seltsamkeit und Schädlichkeit seiner eigenen Philosophie; ob gleich er selbst den Haß gegen ihn für eine Wirkung des Neides ausgibt. Eine Zeit lang schützte ihn der Marchese Cavellio, in dessen Hause er wohnte; allein, als Campanella aus allen Umständen sahe, daß er in Neapel mit seiner Philosophie den Ruhm nicht erjagen würde, welchen sein Ehrgeitz verlangte, so ging er 1592 von Neapel weg.

Von dieser Zeit an streifte er sechs Jahr lang in den vornehmsten Städten Italiens herum, seiner neuen Philosophie Bewunderer zu verschaffen, und von diesem seinem unstäten Aufenthalte wissen wir wenig mehr, als was er selbst davon sagt, welches doch größtentheils nur seine während dieser Zeit ausgearbeiteten Schriften betrift. Er war in diesen sechs Jahren zweymahl in Rom, das eine

mahl 1592 gleich nach seiner Abreise von Neapel, und das andere mahl 1598, als er wieder dahin zurück ging. Von seinem ersten Aufenthalte sagt er sehr wenig, und weiter nichts, als daß es ihm daselbst nicht besser gegangen sey, als in Neapel, und seine Lebensbeschreiber wissen auch nicht mehr. Vermuthlich gerieth er der Inquisition in die Hände, vor welcher ein solcher Schwärmer wie er, nirgends sicher war.

Vom Rom ging er 1593, nach Florenz, in der Hoffnung, von dem Großherzoge Ferdinand I, welcher die Wissenschaften und besonders die Philosophie liebte, Ehre und Versorgung zu bekommen, daher er ihm auch seine oben gedachte Schrift de sensu rerum, in der Handschrift zueignete. Der Großherzog nahm ihn gnädig auf, und wollte ihm sogar eine Professur geben; welches aber aus unbekannten Ursachen nachmahls nicht geschahe *). Er nahm daher seinen Weg nach Venedig und Padua, in der Absicht, seine bisher ausgearbeiten Schriften daselbst drucken zu lassen, und seine neue Philosophie weiter zu verbreiten. In Bologna scheint er auf der Durchreise neue Händel mit der Inquisition bekommen zu haben, denn er sagt, daß er daselbst durch diebische Hände um alle seine Schriften gekommen sey; gleich darauf aber versichert er, daß er sie bey seinem Aufent-

*) Ich ersehe dieses aus einem spätern Briefe des Campanella an den Großherzog Ferdinand 2. von dem Jahre 1638, welcher in den Lettere inedite di Uomini il lustri, (Florenz, 1774, 8), Th. 2, S. 4, befindlich ist.

halte in Rom in der Inquisition wieder gefunden habe, und daselbst verantworten müssen. Es ist dieses von seinem zweyten Aufenlhalt zu Rom zu verstehen, dessen ich sogleich gedenken werde. Zu Padua hielt er sich einige Jahre auf, gab denen, welche es verlangten, Unterricht, und schrieb eine Menge Bücher, welche ihm doch zum Theil auf seiner zweyten Reise nach Rom verlohren gingen. Indessen scheinet es nicht, daß er seine Absicht, seine Schriften in diesen Gegendenheraus zu geben, erreicht habe; wenigstens wüßte ich keine seiner Schriften, welche um diese Zeit zu Venedig oder Padua wäre gedruckt worden. Er mischte sich dabey in alles, und schrieb über alles. Er suchte die Philosophie des Empedokles wieder aufzuwärmen, schrieb über den Ursprung der Nerven, Puls- und Blutadern, zur Vertheidigung des Telesius; ferner de Monarchia Christianorum und de Regimine ecclesiæ an den Papst. In beyden rieth er auf gut Machiavellistisch, die katholische Religion durch die Gewalt der Waffen und durch andere politische Mittel wieder allgemein zu machen. Zugleich gab er auf Verlangen Unterricht in der Rhetorik.

Nach einigen Jahren finde ich ihn zum zweyten-Mahle in Rom, wo er nach der Versicherung seiner Lebensbeschreiber, besser aufgenommen wurde, als das erstemahl, und sich so gar die Gunst einiger Cardinäle erwarb, welches doch einer starken Einschränkung bedarf, wie sogleich erhellen wird. Er selbst erwähnt in dem Buche de libris propriis, von diesem Aufenthalte nur die vielen Schriften,

die er während desselben so wohl in Prosa als Poesie ausarbeitete, wovon aber jetzt noch immer nichts gedruckt wurde. So schrieb er daselbst eine kurze Physiologie, welche Tobias Adami nachmahls 1611 heraus gab; ferner über die Vorzüge des Ritterstandes; ein Bedenken, ob die Republik Venedig verbunden sey, zu verstatten, daß sich die fremden Gesandten vor dem Rathe ihrer Muttersprache bedienten; ein Gespräch, wie man die Ketzer ohne viele Umstände in einer einzigen Disputation überführen könne; viele Reden, politische Abhandlungen u. s. f. Dabey machte er viele Gedichte, so wohl in lateinischer als italiänischer Sprache, und letztere oft in lateinischen Sylbenmaßen. Zugleich schrieb er eine Poetik nach ganz neuen Grundsätzen, die aber nachmahls ein Spanier unter seinem eigenen Nahmen heraus gab. Ueberall ist es der unruhige, geschäftige Mann, der mit seinen verworrenen schwärmerischen Begriffen alles reformiren will, und keinen Gegenstand für sich zu schwer hält. Wohl ihm, wenn seine Reformirsucht bey der Philosophie oder Poetik wäre stehen geblieben!

Während dieses seines zweyten Aufenthaltes bekam er mit der dasigen Inquisition Händel und gerieth in Verhaft. Seine Lebensbeschreiber wissen zwar von diesem Verhafte nichts, allein, er ist deshalb nicht weniger gewiß. Er selbst sagt an einem Orte *), daß er 1598 wegen der ihm in Bologna weggenommenen Schriften in Anspruch

*) In Prodromo Philosophiæ instaurandæ.

genommen worden, und daß man ihn besonders wegen seiner Bestreitung der Peripatetischen Philosophie zur Rede gestellt habe. Er sagt zwar nicht, daß dieses in Rom geschehen; allein da er den Cardinal Sanctorius und die Geistlichen Bernieri und Sarnano als seine Richter nennet, so ist selbiges unstreitig. Noch deutlicher spricht davon Giannone in seiner Geschichte von Neapel, deren ich sogleich im Folgenden gedenken werde, wo er sagt, Campanella habe vor seiner Ankunft in Calabrien eine lange Gefangenschaft in Rom ausgestanden, weil sein unstätes Leben und sein unordentlicher Wandel ihm den Verdacht einer Ketzerey zugezogen habe, daher sey er von der Inquisition mit aller Strenge behandelt worden. Weil er aber eine ernstliche Reue über seine Ausschweifungen bezeuget, so habe man ihn zwar wieder in Freyheit gesetzt, aber ihm zugleich ein kleines Kloster in Stilo zu seinem Aufenthalte angewiesen.

Er ging auch 1598 wirklich über Neapel nach Stilo; spielte aber daselbst eine ganz andere Rolle, als ihm die Inquisition auferleget hatte. Zu Neapel vollendete er seine Philosophie und Moral, und ging darauf in sein Vaterland Calabrien, wo er unter andern auch von den Hülfsmitteln der Gnade für die Thomisten wider den Molina, und in Calabrischer Mundart ein Trauerspiel von der Königin Maria in Schottland schrieb; vermuthlich, weil er selbst schon mit einem Trauerspiele umging, welches aber für ihn selbst am traurigsten ausfiel.

Wir sind nunmehr an der wichtigsten Periode seines Lebens, da er als ein Staatsverbrecher eingezogen, siebenmahl mit der Tortur belegt ward, und hierauf sieben und zwanzig Jahr in einer engen Gefangenschaft zubringen mußte; eine Begebenheit, welche alle seine bisherigen Lebensbeschreiber mit einer beynahe unglaublichen Nachlässigkeit behandelt haben, ungeachtet sie die einzige ist, welche uns den Mann ganz so zeiget wie er war. Daß er selbst mit leichten Füßen über diesen Auftritt hinschlüpft, indem er weiter nichts davon sagt, als man habe ihn nunmehr nach Neapolis geführet, und des Majestäts-Verbrechens beschuldiget, ist ihm allenfalls zu verzeihen; aber daß fast alle seine Lebensbeschreiber das wiederhohlen, und den Grund seines Schicksals allenfalls in einem bloßen Verdacht suchen, und ihn wohl gar als einen philosophischen oder politischen Märtyrer darstellen, läßt sich mit nichts entschuldigen. Cyprian weiß nicht, wie er mit seinem Helden daran ist, ob er gleich eine lange Stelle aus dem Cäsarius a Branchedoro *) anführet, welche ihm völliges Licht

*) Ich will die Stelle hersetzen, weil sie der folgenden Erzählung des Giannone zur Bestätigung dienet. Sie stehet in des Branchedoro orat. prænonitoria de ortu Pontificum, vor den Monitis politicis de curiæ Romanæ potentia moderanda, Frankfurt 1611, und lautet so: Omnium fidem superarent, si quæ nostra memoria atque nuper adeo Dominicanus Monachus fuit molitus, eventum sortiri potuissent. Is est frater Thomas Campanella, etiamnum in vivis, & fruitur aura squalidi carceris Neapolitani. Qui elati ingenii monachus, cum nullo esset apud Romanos numero, &

hätte geben können. Echard ſagt blos, er ſey wegen einiger ihm entfallener Ausdrücke über die Spaniſche Regierung verdächtig geworden, und

ad magna procedere ſeſe poſſe deſperaret, præſentem vitæ ſtatum ſtomachatus, Roma in regnum Neapolitanum conceſſit, novam ibi religionem, novumque imperium ſpirans. Sed homo nudus & incuſtoditus cum rem tantam tamque arduam aggredi non valeret, nec peſtiferi ſui virus contagione Proceres ulli inficerentur, armis ſibi viam faciundam ſatius duxit. Itaque cum Turcis de Crotone, nobiliſſima Italiæ in ſinu Tarentino civitate, quam ille inſtituto ſuo peropportunam ratus unice delegit, tradenda & conſignanda pepigit, Zigalemque Baſſam cum claſſe Turcica evocavit. Ea in poteſtatem redacta, cogitabat cum exercitu ad montana Calabriæ rectis itineribus contendere, illisque occupatis atque inſeſſis, excogitatæ ſuæ religionis leges & cæremonias, tanquam a Deo in montium faſtigiis acceptas, prorogare, & mellito eloquentiæ flumine, cuius naturali ſuavitate cuncta exorabula advocatorum, & decipulas magorum, & artificia dicentium facile conciliavit, inundatos vulgi animos ſcite permulcere, & ad imperata ſibi facienda conformare. Ad hunc enim modum dictitare ſolet omnes legum latores nova orſuros imperia, omnesque generis humani ſeductores, horrorem mandatis ſuis & obſequelam paraſſe, ut montana in ſpeciem religionis, ſed revera ſui cauſa præſidii, adverſus repentinos tumultus aut finitimorum vim, anticiparent, ita Nembrodum, Abrahamum, Moyſem, Davidem, ipſum Chriſtum (ignoſce, o mitiſſime Domine Jeſu, qui, ut nos liberos atque reges conſtitueres, ſervus fieri voluiſti, quod bipedum iſtius ſceleſtiſſimi atque ſacerrimi nebulonis blasphemias ingratiſſimo tuo generi cogor exprobrare) ita Minoëm, Numam, Mahometum, alios feciſſe aſſeverat. Non cogitavit homo miſer, non bellorum, ſed pacis auctorem Deum eſſe, & cæteras religiones, quippe falſas, vi aut aſtu fundatas, ſolam chriſtianam, ut veram & unicam, juſtitia, lacrymis, precibus ſtabilitam fuiſſe, veteres Chriſtianos occidi, quam occidere maluiſſe; ſic cognominatos, quod fidei ſuæ

und eben so Niceron. Auch Brucker suchte ihn in der ersten Ausgabe seiner Geschichte der Philosophie zu entschuldigen und des Branchedoro Zeugniß verdächtig zu machen; doch gibt er es in den

testimonium proprio sanguine obsignaverunt. Verum, dum ita totius Italiæ imperium animo suo agitat, & iam classis Turcica in alto apparet, ab uno ex complicibus, sive atrocitate inauditi facinoris, patratuque periculosissimi, territo, seu pœnitentia (ut aiunt) coniurationis ducto, proditio detegitur, Campanellaque captus & vinctus Neapolim perducitur. Quo in carcere ubi plusquam Spartana nobilitate crudelia tormentorum genera superavit, de Proregis sententia ad perpetuam custodiam condemnatus. Tobias Adami und Gabriel Naude, zwey vertraute Freunde und Bewunderer des Fantasten, geben gleichfalls nicht undeutlich zu verstehen, daß derselbe an dem Majestäts-Verbrechen so unschuldig nicht gewesen, als er sich selbst macht. Der erste, dessen ich im Folgenden umständlicher gedenken werde, sagt in der Vorrede zu des Campanella Prodromo Philosophiæ instaurandæ; Etsi autem vir iste, cum donis suis abuti velle visus esset, occulto Dei iudicio ad frugem ipsum revocante, ingentibus miseriarum fluctibus, tanquam exemplar fragilitatis humanæ, involutus sit, quibus inimica sors ipsum quasi infra seipsum inexplicabili afflictione dejecit, ut ne adhuc quidem emergere, post tot annos ex hoc ærumnarum oceano potuerit; castigatione tamen hac admonitus eo resipiscendo annisus est, ut & sui & publici boni ergo indefatigabili diligentia mirabilem in modum proficeret. Und wenn Naude in den Considerations politiques sur les coups d'etat, (Paris, 1644, 8,) den Einfluß der Kanzelberedsamkeit auf das Volk und in das Schicksal der Staaten schildern will, so beruft er sich auf das Beyspiel des Campanella, und sagt mit dürren Worten, daß er sich zum Könige in Obercalabrien habe aufwerfen wollen, und dabey an dem Dionysius Ponzio, einen berühmten Kanzelredner, einen getreuen Gehülfen gehabt habe. Ludwig

Zusätzen Th. 5, S. 825, der neuen Ausgabe ein wenig näher.

Den völligen Aufschluß der ganzen Sache gibt Giannone in seiner Geschichte von Neapel, B. 35, Kap. 1, oder Th. 4, S. 402 f. der deutschen Ausgabe, wo er den ganzen von dem Fantasten angezettelten Aufruhr umständlich beschreibt, und da er, wie er ausdrücklich versichert, die Inquisitions-Acten vor Augen hatte, auch sonst wegen seiner Aufrichtigkeit hinlänglich bekannt ist, so wüßte ich nicht, was man wider seine Glaubwürdigkeit einwenden könnte, daher ich in der Folge den ganzen Vorgang mit seinen Worten erzählen werde. Chaufepie' hatte ihn zwar auch schon vor Augen, führet ihn auch an, aber nur in der Anmerkung, und ohne daraus in dem Leben des Campanella einigen Nutzen zu ziehen.

Dieser besaß bey einer rastlosen Geschäftigkeit einen unbegränzten Ehrgeitz und Eigendünkel, welcher aus allen seinen Schriften hervor guckt, wo er mit der unerträglichsten Prahlerey von sich und seinen Verdiensten spricht. Er hatte durch seine

de Mai widerspricht zwar in seinen Anmerkungen zu dem Naude dieser Versicherung; aber bloß aus Muthmaßungsgründen, weil er dem Campanella einen solchen Unsinn nicht zutrauen kann, und daher lieber glauben will, daß er nach einem großen Kirchenamte getrachtet, und sich dazu des Ponzio Beredsamkeit bedienet habe. Aber eine solche schaale Muthmaßung wird durch das Folgende hinlänglich widerlegt werden, gesetzt auch, daß sie als bloße Muthmaßung einige Aufmerksamkeit verdiente.

Reformation der Philosophie Ruhm und Ehre zu erjagen geglaubt, aber bisher nichts als Verfolgung, Mangel und Dürftigkeit gefunden. Ueberdieß ward sein verbranntes Gehirn von einer zügellosen Einbildungskraft beherrschet, und war mit der plumpesten Schwärmerey aller Art angefüllet, daher es nur einer geringen Veranlassung von außen bedurfte, einen Menschen dieser Art zu den tollkühnsten Unternehmungen zu verleiten. Diese fand er nun 1598 bey seiner Ankunft in seinem Vaterlande. Spanien, welches gegenwärtig in dem Besitze des Königreiches Neapel war, ließ dasselbe durch Statthalter regieren, welche mehr auf ihre eigenen und ihres Hofes Vortheile, als auf das Beste des Landes sahen, das Volk durch Auflagen und unzählige Erpressungen aussogen, und daher dasselbe beynahe zur Verzweiflung brachten. Der gegenwärtige Statthalter, Graf von Olivares, hatte durch seine Härte und Strenge, auch den Adel und die Städte wider sich aufgebracht, und da die Spanische Regierung auch den großen Freyheiten und Vorrechten, worauf die Mönche und Geistliche Ansprüche machten, nichts weniger als günstig war, so war auch dieser Stand mißvergnügt, und schien sehr gern die Hände zu einem allgemeinen Aufruhr biethen zu wollen, zumahl da er den Römischen Stuhl auf seiner Seite hatte, dessen Eingriffen in die weltliche Macht sich die Spanischen Statthalter bisher standhaft widersetzt hatten.

In diesen Umständen kam Campanella nach Neapel, und da die Reformation der Philosophie

und aller übrigen Wissenschaften ihm bisher nur ein Kinderspiel gewesen war, so glaubte er eben so leicht auch ganze Staaten umbilden zu können, zumahl da seine schwärmerische Einbildungskraft ihm alle nöthige Mittel dazu an die Hand gab. Es kam nur darauf an, den Mönchen und dem Volke einen Theil derjenigen Schwärmerey einzuflößen, von welcher sein eigener leerer Kopf überfloß; welches jetzt desto leichter zu seyn schien, da König Philipp 2. von Spanien eben gestorben war, und die Gemüther ohnehin mit Ideen von bevorstehenden Veränderungen angefüllet waren. Er begab sich daher *) nach Stilo in Calabrien, und suchte zuförderst die Mönche, und besonders seinen Orden, mit in seinen unsinnigen Plan zu ziehen. Er machte ihnen weiß, daß nach dem Stande der Gestirne 1600 große Staatsveränderungen in der Welt, und besonders in Neapel vorgehen würden, daher man sich bey Zeiten dazu schicken, und mit bewehrter Mannschaft versehen müsse, damit wenigstens der geistliche Stand bey dieser Veränderung nicht leer ausgehe. Er habe für seine Person Muth genug, das unterdrückte Reich in eine weise Republik zu verwandeln, es der Tyranney der Könige von Spanien zu entreissen, und überall die Fahne der Freyheit aufzupflanzen. Um diese Gesinnung desto besser zu verbreiten, bediente er sich der Predigten, und sagte, er sey von Gott zu dieser Veränderung ausersehen, deren bereits

*) Von hier an erzähle ich mit des Giannone Worten.

in den Prophezeihungen der heil. Brigitta, des Abtes Joachim, des Savonarola, ja der Offenbahrung Johannis selbst gedacht würde, welches Buch zwar andern dunkel, ihm aber völlig klar und aufgedeckt sey. Sie zu bewirken, habe er zwey Mittel, die Zunge und die Waffen; mit der Zunge müsse man die Freyheit wider die Tyranney der Fürsten und Prälaten predigen, und die Unterthanen reitzen, das Joch abzuwerfen; er habe zu dem Ende einen großen Anhang von vielen Geistlichen, welche überall mit ihm Aufruhr predigen würden. Was die Waffen betreffe, so hoffe er von den Banditen und Landesverwiesenen, von welchen Calabrien damahls voll war, leicht Hülfe zu erlangen, und wenn er diese einmahl auf seiner Seite habe, so werde ihnen der Pöbel von selbst zulaufen. Er wolle alsdann die Gefängnisse erbrechen, die Prozeß-Acten verbrennen, und alle Verbrecher in Freyheit setzen, wodurch seine Macht beträchtlich würde vermehret werden. Zugleich hoffe er, viele vornehme Herren und Prälaten auf seine Seite zu ziehen, so wie es denn auch nicht schwer seyn würde, eine Türkische Flotte zur Unterstützung des großen Werkes zu bekommen. So ward aus dem schwärmerischen Philosophen ein tollkühner Priester des Aufruhrs; zu einem lebhaften Beweise, daß die Schwärmerey, wenn sie einmahl Wurzel gefaßt hat, keine Grenzen mehr kennet, so bald ihr nur die Umstände von außen günstig sind.

Auf diese Art suchte Campanella zuförderst die Mönche zu Stilo, und darauf auch die Einwohner der benachbarten Dörfer auf seine Seite zu ziehen, und da besonders Calabrien damahls mit verwiesenen und verarmten mißvergnügten Einwohnern angefüllet war, welchen jede Veränderung erwünscht kam, so hatte er sehr bald einen Anhang, zumahl da auch die Mönche so gleich Feuer fingen. Besonders zeichnete sich sein Ordens-Bruder in Catanzaro, Dionysius Ponzio, aus, welcher den Campanella an schwärmerischer Tollkühnheit, wo möglich war, noch übertraf. Dieser predigte, daß sein Held ein von Gott gesandter Mann sey, dem man daher Glauben beymessen müsse, zumahl da er alle Menschen an Gelehrsamkeit übertreffe. Es müßten sich 1600 große Staatsveränderungen zutragen, daher sie diese Gelegenheit nicht versäumen sollten, ihre Freyheit zu erlangen. Man habe vielen Predigern von verschiedenen Orden, besonders den Augustinern, Franciscanern und Dominicanern auftragen, die Unterthanen zu unterweisen, daß die Könige von Spanien Tyrannen wären, daß sie dieses Reich auf eine ungerechte Weise beherrschten, und daher in den Klauen des Teufels wären. Die Unterthanen müßten wegen der vielen Auflagen und Bedrückungen an Leib und Seele zu Grunde gehen. Gott habe daher seinen Willen verschiedenen Mönchen offenbaret, indem er beschlossen habe, das Reich von diesen Unterdrückungen zu befreyen, da die Minister des Königes das Recht beugten, Menschenblut für

Geld verkauften, und die Armen zu Boden drückten. Es sollte daher ein jeder zur Vollziehung des Willens Gottes behülflich seyn, und seine Freunde und Verwandte davon unterrichten, damit sie, wenn sie an einem gewissen Tage Freyheit! rufen hörten, sich insgesammt empören und zu den Waffen greifen könnten. Es wären bereits viele Orte in der Provinz dazu bereit, auch wäre man mit einigen Herren und Bischöffen einverstanden, welche die Castelle in ihrer Gewalt hätten, und sich auch des Schlosses von Cotrone zu bemeistern suchten.

Wer den alten Streit zwischen der kirchlichen und weltlichen Gewalt in Neapel, und die fanatische Wuth der Italiänischen Ordensgeistlichen dieser Zeit kennet, wird sich nicht wundern, daß jetzt so viele Mönche und Pfaffen an den Köder bissen. Die hitzigsten Anhänger des Campanella waren, außer dem Ponzio, die Dominicaner Joh. Baptista von Pizzoli, Peter von Stilo, und Dominicus Petroli von Strignano! Außer diesen hatte er in dem Dominicaner Kloster Pizzoli fünf und zwanzig Mönche auf seiner Seite, welche den Samen des Aufruhrs schon überall ausgestreuet, und bereits viele Verwiesene und Banditen an sich gezogen hatten. Das Feuer der Empörung glimte auch nicht blos in Calabrien, sondern hatte sich schon in den nahe gelegenen Provinzen ausgebreitet. Giannone fand aus den Proceß-Acten, daß über 300 Mönche von Augustinern, Franciscanern und Dominicanern zu dem Complotte gehöreten, worunter 200 Kanzelredner waren, welche das

Volk heimlich und öffentlich aufzuwiegeln suchten. Unter den Prälaten, welche die Sache beförderten, befanden sich die Bischöfe von Nicastro, Girace, Melito und Oppido; auch waren einige, obgleich nur wenige, Baronen mit in dem Verständnisse.

Mit zweyhundert schwärmerischen Kanzelpfaffen kann man schon etwas ausrichten, daher ward der Geist der Empörung sehr schnell und weit verbreitet, indem nicht allein das Landvolk, sondern auch die Bürger in vielen Städten, auf das erste Zeichen zum Aufstande bereit waren. Man nennet darunter besonders die Städte Stilo, Catanzaro, Squillace, Nicastro, Cerifalco, Taverna, Tropeja, Reggio, S. Agata, Cosenza, Cassano, Castrovillari, Terra Nuova und Satriano, mit den dazu gehörigen Dörfern. Die Verschwornen hatten bereits einige Schlösser in ihrer Gewalt und 1800 Banditen unter den Waffen, deren Anzahl täglich zunahm, weil man ihnen von Freyheit und andern Herrlichkeiten vorschwatzte.

Der große Plan war, Calabrien, und wo möglich, ganz Neapel in einen neuen freyen Staat umzubilden, dessen Haupt Campanella unter dem Nahmen des zukünftigen Messias seyn sollte, welchen Titel er sich bereits wirklich geben ließ. Der Hauptort des neuen Staates sollte Stilo seyn. Zugleich wollte man alle Nonnen aus den Klöstern befreyen, alle Priester und Mönche, welche es nicht mit ihnen halten würden, nieder machen, und überhaupt alle Jesuiten niederhauen. Da das eine gute Gelegenheit war, zugleich die

von dem Fantaſten entworfene Reformation aller Wiſſenſchaften auszuführen, ſo ſollten alle Bücher verbrannt, und lauter neue Geſetze gemacht werden.

Die Pforte war bisher mehrmahls mit dem Königreiche Neapolis im Kriege befangen geweſen, und da ihre Seemacht jetzt in der Nähe war, ſo hielt Campanella es für nothwendig, ſich mit ihr in Unterhandlung einzulaſſen, und ſich ihres Beyſtandes zu verſichern. Er ſetzte daher in der Gegend von Guardavalle Wachen aus, welche den vorbey ſegelnden Türkiſchen Schiffen ihr Vorhaben bekannt machten, und ſie um Unterſtützung anſprachen, wofür man der Pforte viele Feſtungen und Städte abtreten wollte. Da ſich dieſe Art der Unterhandlung zu ſehr in die Länge zog, ſo ſchickte Campanella den Mauritius von Rinaldo nebſt acht von den Mitverſchwornen zu der Flotte des Murath Rays, unmittelbar mit demſelben zu unterhandeln. Murath erſchien im Junius 1599 wirklich mit ſeiner Flotte in den Gewäſſern von S. Catharina und Guardavalle, und nun ward förmlich verabredet, daß die Flotte im September landen ſollte, da man ſich denn bey ihrer Erblickung ſogleich empören, und alles, was ſich widerſetzen würde, niedermachen wollte.

Allein wenig Wochen vorher, ehe die Mine ſpringen ſollte, ward das ganze Vorhaben verrathen und vereitelt. Zwey Mitverſchworne, Fabius von Lauro und Johan Baptiſta Blibia von Catanzaro, entdeckten die Sache dem Ludwig Xarava,

dem damahligen Kron-Fiscal in dem jenseitigen Calabrien, und dieser gab dem neuen Statthalter, der indessen angekommen war, dem Grafen von Lemos, unverzüglich Nachricht davon. Dieser schickte sogleich den Carl Spinelli mit hinlänglicher Vollmacht nach Calabrien, den Aufruhr in der Geburt zu ersticken, und sich der Verschwornen zu bemächtigen. Dieser begab sich zu Ende des August nach Catanzaro, und traf die nöthigen Anstalten, doch blos unter dem Vorwande, die Küsten vor den Streifereyen der Türken zu sichern. Die Aufrührer ließen sich dadurch sicher machen, und Spinelli wußte einen nach dem andern in der Stille davon in seine Gewalt zu bekommen, worunter sich auch Mauritius von Rinaldo befand. Allein endlich ward die Sache ruchtbar, daher noch viele mit der Flucht entkamen. Campanella suchte gleichfalls zu entwischen, ward aber durch Beyhülfe des Fürsten Della Roccella in einer Hütte an der Küste ertappt. Ponzio entkam zwar glücklich auf einem Schiffe, ward aber bald darauf zu Monopoli entdeckt, und gleichfalls gefangen genommen.

So ward das ganze Unternehmen gerade noch zur rechten Zeit vereitelt, denn den 14ten September ließ sich der Türkische Bassa Cicala wirklich mit 30 Galeeren bey dem Vorgebürge Stilo sehen; allein, da keiner von den Verschwornen zum Vorschein kam, die Türken vielmehr die Küste mit Soldaten besetzt fanden, so konnten sie sich leicht vorstellen, was vorgegangen war, daher sie

sich zurück zogen, und einige Tage darauf wieder nach der Levante absegelten.

Spinelli ließ die Gefangenen verhören und auf die Tortur bringen, da sie denn noch mehrere Mitschuldige entdeckten, welche mit ihnen auf vier Galeeren nach Neapel geschickt wurden. Als diese in dem Hafen angekommen waren, ließ der Statthalter, um andern einen Schrecken einzujagen, sogleich zwey von den Gefangenen viertheilen, vier aber an den Seegelstangen aufknüpfen; die übrigen wurden in die Gefängnisse gebracht, wo ihnen der Proceß gemacht werden sollte. Campanella, als der vornehmste Rädelsführer, ward nebst dem Ponzio und einigen andern Priestern und Mönchen in das Castell gesetzt.

Mit den weltlichen Gefangenen ward man bald fertig, indem viele davon sehr grausam hingerichtet wurden. Mauritius von Rinaldo suchte sich zwar durch die Angabe vieler neuen Mitschuldigen zu retten; allein er mußte dennoch sein Leben am Strange beschließen.

Ehe den Geistlichen der Proceß gemacht werden konnte, ward der alte Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder rege, indem die Geistlichkeit behauptete, daß Geistliche nur von ihr gerichtet werden könnten, die königlichen Minister hingegen darauf bestanden, daß Verrath und Majestätsverbrechen vor die weltlichen Gerichtshöfe gehöreten, wovon kein geistlicher Charakter sie befreyen könnte. Endlich verglich man sich, daß der päpstliche Nuntius zugleich mit einem

königlichen Minister über die Priester und Mönche urtheilen sollte. Da auch diese vieler und großer Ketzereyen beschuldiget wurden, so wurde beliebt, daß der Weihbischof von Neapel mit Zuziehung des Bischofs Benedict Mandini über diese Gegenstände erkennen sollte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß man den gefangenen Geistlichen nicht sehr gütlich werde gethan haben, besonders dem Rädelsführer Campanella. Sie wurden insgesammt auf die Folter gebracht, und viele davon gestanden alles, was man nur wissen wollte, und noch weit mehr. Allein, Ponzio behauptete den Charakter eines hartnäckigen Schwärmers, und ließ sich auch mitten in den grausamsten Martern kein Wort entfahren. Von dem Campanella behaupten seine Bewunderer ein gleiches; allein Giannone versichert, er habe von ihm ein langes Geständniß vom Febr. 1600 gelesen, in welchem er nach Art eines Verrückten, die ihm vorgeworfenen Verbrechen bald gestanden, bald geläugnet, überhaupt aber alles verworren unter einander gemenget habe. Wegen des vielen unsinnigen Geschwätzes habe es ihm auch geglückt, daß man ihn für wahnsinnig gehalten, ihn mit der Lebensstrafe verschonet, und blos zur ewigen Gefangenschaft verurtheilet habe *). Diese Unbeständigkeit in seinen Aussagen war vermuthlich auch die Ursache, daß man ihn so oft auf

*) So weit gehet des Giannone Nachricht von dieser Geschichte.

die Tortur brachte, welches nach seiner eigenen Versicherung sieben Mahl soll geschehen seyn.

Er selbst macht an einem Orte *) von der Art, wie er im Anfange in seinem Gefängnisse behandelt worden, ein sehr klägliches Bild, welches

*) In seiner eigenhändigen noch ungedruckten Vorrede vor seinem Atheimus triumphatus, welche sich auf der Universitäts-Bibliothek zu Jena befindet, woraus Burc. Gotth. Struv sie in seinen Actis literar. Fasc. 2 hat abdrucken lassen. Vide quæso, sagt er, simne asinus ipsorum, qui quidem iam in quinquaginta carceribus hucusque clausus afflictusque fui, septies tormento durissimo examinatus. Postremumque perduravit horis quadraginta, funiculis arctissimis ossa usque secantibus ligatus, pendens manibus retro contortis de fune super acutissimum lignum, qui carnis sextertium in posterioribus mihi devoravit, & decem sanguinis libras tellus ebibit. Sanatus tandem post sex menses divino auxilio, in fossam demersus sum. Quinquies citatus in iudicium, primo causam dixi interrogantibus, qui litteras scit, cum non didicerit? ergone dæmonium habes. At ego respondi, me plus olei, quam ipsi vini consumsisse & mihi ab iis dictum fuisse sacra suscipienti: accipe spiritum sanctum. — Secundo accusatus, quod tempore nocturno quid contra prælatum paraverim, quod sane mihi non modo propter Philosophiam id non admittenti, sed visus defectu laboranti, impossibile erat. — — — Deinde accusarunt me, quod composuerim librum de tribus impostoribus, qui tamen invenitur typis excusus annos triginta ante ortum meum ex utero matris. Deinde quod sentirem cum Democrito; quoniam ego iam contra Democritum libros edideram. Item quod de ecclesiæ republica & doctrina male sentirem, cum tamen ipse de monarchia Christianorum scripserim, ubi ostendi, nullum Philosophum potuisse sic rectam depingere rempublicam, ut Romæ ab Apostolis instituta est. Item quod sim hæreticus; ego autem scripseram dialogum contra hæreticos nostri temporis. — Nunc tandem me rebellem hæreticumque fecerunt, quoniam prædico signa in sole & luna & stellis

denn in Rücksicht auf sein Verbrechen wohl niemanden befremden kann. Er sagt, er sey in funfzig Gefängnissen herum geschleppet worden, und habe siebenmahl die Tortur ausgestanden, wovon die letzte vierzig Stunden gedauert habe. Man habe ihm mit den Schnüren das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitten, und ihn mit hinter dem Rücken zusammen gebundenen Händen, an einem Stricke hängend, auf ein spitziges Holz gesetzet, welches ihm tief in den Hintern gegangen sey, wobey er zehn Pfund Blut vergossen habe. Nachdem er von dieser Tortur nach sechs Monathen mühsam geheilet worden, habe man ihn in eine Grube gesperret. Er kommt dabey zugleich auf die über ihn gehaltenen Verhöre, erwähnt aber nur der Fragen, welche ihm seine geistlichen Richter vorgelegt. So fragte man ihn, woher er denn seine Wissenschaft habe, da er sie nicht erlernet habe? Und ob er sie nicht von dem Teufel habe? Die Frage scheint seltsam, ist es aber so sehr nicht, wenn man bedenkt, daß er sich nicht allein öffentlich der Magie gerühmt, sondern auch vorgegeben hatte, daß er seine außerordentliche Wissenschaft aus sich selbst und aus göttlicher Offenbahrung habe. Er antwortete: er habe mehr Oehl verbrannt, als

contra Aristotelem æternantem mundum. — — — Hoc autem facinus rebellionis molimen esse interpretantur, quicunque Macchiavellistico sunt animo. Putarres omnem doctrinam & conatum esse dominandi gratia excogitatum, & posuerunt me sicut Jeremiam in lacu inferiori, ubi nulla lux, nullus aër. — Nec tamen unquam de stabulo fugi ad Turcas, neque ad hæreticos, cum possem.

seine Richter Wein getrunken, und da sie ihn zum Priester geweihet, hätten sie ja ausdrücklich die Worte über ihm gesprochen: nimm hin den heiligen Geist! Die übrigen Fragen, welche die Inquisitoren ihm vorgelegt haben sollen, kann man in der vorstehenden Anmerkung lesen; indem er davon vermuthlich nur das anführet, was ihm gelegen war, denn er hatte auch in Ansehung der Religion weit größere Blößen gegeben. Dabey verschweigt er sehr bedächtig alles, was in den Verhören vor den weltlichen Richtern mit ihm vorgefallen, weil ihn dieses nothwendig als den strafbarsten Aufwiegler darstellen mußte. Daher ist es denn gekommen, daß jeder, der ihn blos nach seinen eigenen Worten beurtheilte, ihn nothwendig für einen Märtyrer der Philosophie halten mußte.

Campanella war nunmehr zur ewigen Gefangenschaft verurtheilet, und wurde im Anfange derselben sehr hart gehalten, indem er mit niemanden sprechen durfte, und ihm weder Bücher zugelassen, noch das Schreiben verstattet wurde. In Ansehung des letztern wußte er die Wachsamkeit seiner Richter sehr bald zu hintergehen; aber da er keine Bücher hatte, auch sein Gemüth zu ernsthaften Beschäftigungen anfänglich nicht aufgelegt seyn konnte, so schrieb er eine Menge Gedichte, so wohl in lateinischer als italiänischer Sprache, in welchen er zum Theil seinen Platonisch-Pythagorischen Grillenfang mit anbrachte. Auf diese Art entstanden seine Gedichte von der ersten Weisheit und Macht, von der ersten Liebe, von dem Guten und

Schönen, Psalmen von Gott und seinen Werken, und selbst prophetische Lieder; woraus erhellet, daß die Gabe der Prophezeihung ihn noch nicht verließ, ungeachtet sie ihn selbst am meisten getäuscht hatte, indem von allen großen Veränderungen, welche er geweissaget hatte, nicht nur nichts eingetroffen war, sondern er auch nicht einmahl sein eigenes Unglück vorher wissen können. In andern Gedichten ermahnete er, seiner eigenen Versicherung nach, seine Mitgefangenen zur Standhaftigkeit; wodurch er deutlich genug zu verstehen gibt, daß er Mitschuldige gehabt. Aus diesen Gedichten gab nachmahls Joh. Adami eine Auswahl unter dem Titel: Scelta d' alcune Poesie filosofiche in Deutschland 1622 heraus, worin er aber den wahren Verfasser unter dem erdichteten Nahmen, Squilla Settimontano verbarg.

Nach und nach scheint er ein wenig mehr Freyheit bekommen zu haben, und nun war des Schreibens kein Ende, indem er alle die verworrenen Ideen, welche in seinem Kopfe herum schwärmten, zu Papier brachte, und sich dabey wieder in alles mischte. Er arbeitete nicht nur sein ganzes philosophisches System in mehrern Schriften wieder von neuen aus, sondern schrieb auch einen Entwurf einer vollkommnen Republik unter dem Nahmen Civitas solis, welche, seinem Vorgeben nach, besser seyn sollte, als Plato's Republik, aber nach Conrings Urtheil der Utopia des Morus weit nachstehet. Die übrigen Werke, welche er in seiner Gefangenschaft schrieb, sind, eine Vertheis

digung seiner Prophezeihungen, aus der heiligen Schrift, und besonders aus der Offenbahrung Johannis; Medicinalium libros VII, wodurch die bisher blinde Medicin erst Augen bekommen sollte, obgleich das ganze Ding ein Gewebe magischen und schwärmerischen Unsinnes ist; de Astrologia ex naturæ decretis, wovon ich wohl weiter nichts sagen darf; Astronomicos libros IV, worin er des Ptolemäus und Copernicus System stürzen, und auf ihren Trümmern sein eigenes gründen wollte; 29 Bücher von der Theologie; eine Schrift de conceptione virginis; eine andere: Quod reminiscentur & convertentur ad Dominum universi fines terræ, worin er die Christen, Heiden, Juden und Mahomedaner auf ein General-Concilium berufte, und sie durch geistliche Waffen zur wahren Religion bringen wollte; ein Werk wider die Gotteslängner, welches nachmahls unter dem Titel Atheismus triumphatus erschien, und was des vielen Zeuges mehr ist. Zugleich mischte er sich in auswärtige Angelegenheiten, vermuthlich sich dadurch Freunde zu erwecken. Besonders schrieb er über die damahligen Händel zwischen dem Papste und Venedig, worin er das Verfahren des Papstes zu rechtfertigen suchte. In andern Schriften suchte er sich mit der spanischen Regierung, welche er so sehr wider sich aufgebracht hatte, wieder auszusöhnen, wobey denn Machiavellistische Grundsätze mit unter liefen, welches wohl niemand wird billigen können. Dahin gehöret seine Schrift, de Monarchia Hispanica, worin er dem

Könige von Spanien Mittel vorschlägt, zur Universal-Monarchie zu gelangen; eine Schrift von den Rechten des Spanischen Monarchen über die neue Welt; Vorschläge, wie die Einkünfte des Königreichs Neapel über eine Million zu erhöhen; über die Regierung von Neapel, u. s. f.

Alle diese und noch viel mehr Schriften, setzte er ohne alle Bücher aus seinem bloßen Kopfe auf, der fruchtbar genug war, ihn in seiner langen Muße mit Hirngespinsten aller Art zu weiden. Vieles davon ward in der Folge auf seine und seiner Freunde Veranstaltung gedruckt; vieles aber ist handschriftlich geblieben. Manches ist auch gar verlohren gegangen; denn da die Inquisition auch während seiner Gefangenschaft ein wachsames Auge auf ihn hatte, so ward ihr das viele Schreiben des Mannes verdächtig, daher der päpstliche Nuntius ihm 1611 einige seiner Schriften wegnehmen ließ, um doch zu sehen, mit was für Gegenständen er sich beschäftigte. Dieses Schicksal traf besonders seine Astronomie, und seine Metaphysik, welche letztere er doch nachmahls von neuem wieder ausarbeitete.

Indessen bewegte des Campanella Schicksal viele zum Mitleiden, welche entweder sein wahres Verbrechen nicht kannten, oder ihn doch aus Anhänglichkeit an der Platonischen Philosophie, welche damahls noch viele Bewunderer fand, für einen sehr wichtigen Mann hielten. Man nennet besonders die reichen und angesehenen Fugger zu Augsburg, welche sich bey dem Kaiserlichen uns

Spanischen Hofe mehrmahls um seine Befreyung bemühet haben sollen, aber nie etwas ausrichten konnten. Von mehrerer Wirkung hätte die Verwendung des päpstlichen Hofes für ihn seyn müssen, wenn nicht die Umstände auch diese vereitelt hätten. Man sagt, daß der Papst Paulus 5. durch seinen Nuntius mehrmahls um seine Loslassung, oder vielmehr nur um seine Auslieferung nach Rom angehalten habe, und da er bey der Regierung nichts ausrichten können, 1608 den bekannten Scioppius ausdrücklich deswegen nach Neapel geschickt, dessen Bemühung aber gleichfalls vergeblich war. Fast alle seine Lebensbeschreiber sehen die Verwendung des Papstes als einen Beweis der Unschuld des Verhafteten an, und schmähen die Spanische Grausamkeit und Härte, welche gegen alle Bemühungen unbeweglich blieb. Allein aus dem Vorhergehenden wird man das ganze Verhältniß in einem andern Lichte erblicken. Die Vorurtheilung eines Geistlichen von der weltlichen Gewalt war zu Rom ein Eingriff in die Gerechtsame der Kirche, welche man damahls besonders in Neapel aufrecht zu erhalten suchte. Man konnte dabey mit desto mehrerm Scheine auf die Auslieferung des Campanella dringen, da er der Ketzerey nicht blos verdächtig, sondern wirklich zweymahl überführet war, und daher um so viel mehr der kirchlichen Gewalt übergeben werden müßte. Aber eben die Ursache, warum man in Rom seine Auslieferung verlangte, war in Neapel Grundes genug, selbige zu verweigern, wo man standhaft

behauptete, daß Verbrecher gegen den Staat auch von demselben müßten gerichtet werden, von welchem Stande sie übrigens auch seyn möchten. Vielleicht wußte man auch zu Neapel, daß die Verschwörung, welche Campanella angezettelt hatte, ganz nach dem Geschmacke des Römischen Hofes gewesen war, daher er es auch in Ansehung der Ketzerey mit demselben so genau nicht würde genommen haben. Daß man sich darin nicht irrete, bewies nachmahls der Erfolg, als der Schwärmer 1626 wirklich nach Rom ausgeliefert ward.

Campanella versäumte nichts, den Scioppius für sich einzunehmen, und da dieser selbst einen starken Hang zur prophetischen und apokalyptischen Schwärmerey hatte, so konnte ihm das nicht schwer fallen. Er schrieb ihm so gar sein Buch wider die Gotteslängner zu, welches er ihm in der Handschrift mitgab, um es drucken zu lassen, oder auch nur dem Papste zu überreichen. Scioppius that keines von beyden; denn eben dieselbe Handschrift, welche ihm Campanella mitgab, befindet sich mit dessen eigenhändigen Zuschrift*) noch jetzt in der Universitäts-Bibliothek zu Jena, daher Campanella das Werk nachmahls zu Rom selbst heraus gab. Echard sagt, dessen Schicksal sey durch den Fall des Statthalters von Neapel, Petrus

*) Diese Zuschrift, welche nachmahls Struv in den Actis litter. abdrucken ließ, ist vom 1ten Jun. 1607, daher Scioppius nicht erst 1608 nach Neapel kann seyn geschickt worden, wie gemeiniglich behauptet wird.

Giron, Herzog von Ossuna, verschlimmert worden. Dieser sey 1611 Vice-König geworden, sey sehr gnädig gegen den Gefangenen gesinnet gewesen, und habe sich in vielen Stücken seines Rathes bedienet; allein, als dieser nachmahls der Verrätherey beschuldiget worden, so habe solches Gelegenheit gegeben, ihn härter zu halten. Brucker, Niceron und Chaufepié, verbinden das mit der Sendung des Scioppius und behaupten, daß dessen Bemühung durch diesen Umstand vereitelt worden. Allein beydes ist ein Fehler wider die Zeitrechnung, indem der Herzog Ossuna erst 1616 Statthalter ward, und 1620 entsetzt wurde, daher er des Campanella Loslassung 1607 weder erleichtern noch erschweren konnte.

Nachdem die erste Strenge der Gerechtigkeit gegen ihn nachgelassen hatte, ward ihm erlaubt, Besuche anzunehmen, doch so, daß die Wache bey den jedesmahlichen Unterredungen zugegen seyn mußte. Unter allen Einheimischen und Fremden, welche ihn theils aus Neugier, theils aus Hang zur Platonischen Philosophie besuchten, ward ihm niemand nützlicher, als Tobias Adami, ein Deutscher, welcher mit einem jungen Rudolph von Bünau in Palästina gewesen war, und auf seiner Rückreise 1611 nach Neapel kam, wo er sich mit dem Campanella bekannt machte, und so vielen Geschmack an dessen Schwärmerey fand, daß er sich nicht nur acht Monathe lang, ihm zu Gefallen in Neapel aufhielt, sondern auch nachmahls vieles zu der Verbreitung derselben in Europa bey-

beytrug *). Da er den Campanella so oft besuchen konnte, als er wollte, so errichteten beyde die vertrauteste Freundschaft mit einander, welche so weit ging, daß Adami ganz von des Campanella Philosophie bezaubert ward, und dieser ihm viele von seinen Schriften anvertrauete, damit er sie heraus geben sollte. Adami hielt besser Wort als Scioppius, und machte von 1617 an verschiedene derselben in Deutschland durch den Druck bekannt, und bereitete die übrigen zur Ausgabe vor, die aber nach seinem Tode größtentheils sind zerstreuet worden. Von dieser Zeit an ward Campanella auch außer Neapolis bekannt, und seine Philosophie fand bald Bewunderer, bald Gegner und Verächter, je nachdem jeder mehr oder weniger Hang zur Schwärmerey besaß, oder mehr oder weniger im Stande war, seine Schwächen zu durchschauen.

Wenn Echards im vorigen angeführte Versicherung, daß Campanella mit in das Schicksal

*) Tobias Adami, welchen Brucker irrig einen Sachsen von Adel nennt, war den 30sten Aug. 1581 zu Werda im Voigtlande gebohren, ward Hofmeister bey einem jungen von Bünau, welchen Campanella irrig Rudolphum Binarium nennet, und führete denselben nach Palästinam und verschiedenen Europäischen Staaten auf Reisen. Das Zeugniß des Provinzials der Franciscaner Gaudentii Saybanti, daß er wirklich zu Jerusalem gewesen, ist vom 20sten Octbr. 1611 und stehet in den Unsch. Nachrichten 1720, S. 900. Er ward hernach Sachsen-Weimar- und Eisenachischer Hofrath, und starb zu Weimar den 29sten Nov. 1643.

des Herzogs von Ossunna verwickelt gewesen, einigen Grund hat, so gehöret die ganze Sache in das letzte Viertel seiner Gefangenschaft. Er sagt: „er habe irgendwo gelesen (legi), daß der berühmte „Petrus Giron, Herzog von Ossunna, als er „1611 Vice-König von Neapel geworden, den „Campanella in seinem Gefangnisse zu besuchen, „und sich seines Rathes in Regierungssachen zu „bedienen pflegte; welche Verbindung aber dem „Gefangenen nachtheilig gewesen, weil der Vice-„König nachmahls des Hochverrathes schuldig befun-„den worden, da man denn auch den Campanella „wieder härter behandelt, und seine Gefangenschaft „verlängert habe." Ob nun gleich das angegebene Jahr unrichtig ist, des Campanella Gefangenschaft auch keiner Verlängerung bedurfte, weil er einmahl zum ewigen Verhafte verurtheilet war: so kann doch etwas an der Sache seyn, welches aus der Geschichte des gedachten Herzogs bey dem Giannone *) wahrscheinlich wird. Peter Giron, Herzog von Ossuna, der bisher Statthalter in Sicilien gewesen war, kam 1616 als Vice-König nach Neapel. Gleich darauf gerieth der Spanische Hof mit der Republik Venedig in Mißhelligkeiten, und da der Herzog aus persönlichem Hasse gegen die Republik und wider die Befehle seines Hofes dabey nicht allein thätiger war, als es die Klugheit erlaubte, sondern auch mit dem Marchese von Bedmar 1618 die bekannte Verschwörung in

*) Th. 4, S. 421 f. der deutschen Uebersetzung.

Venedig selbst angezettelt hatte, so sollte er bereits in dem gedachten Jahre wieder zurück berufen werden. Er wußte dieses zwar durch seine Freunde in Madrit noch eine Zeit lang zu hintertreiben, allein da die Klagen über ihn immer lauter wurden, und auch der Adel sich auf das nachdrücklichste über seine Tyranney und Wollust beschwerte, so suchte der Herzog allen Folgen davon dadurch zuvor zu kommen, daß er sich selbst zum unumschränkten Herren von Neapel machen wollte. Da der Adel ihn hassete, so suchte er das Volk zu gewinnen, und bediente sich zu dem Ende eines gewissen Julius Genovino, der den Pöbel für ihn einnehmen mußte. Allein, der Hof ließ ihm nicht die nöthige Zeit, indem er 1620 nach Madrit kommen mußte, wo er 1624 im Gefängnisse starb. Der Cardinal von Borgia, der den Herzog ablösen mußte, ließ die angestiftete Empörung untersuchen, und die Schuldigen bestrafen.

Bey diesen Umständen ist ein gewisses Verständniß zwischen dem Herzog und dem Campanella wenigstens nicht unwahrscheinlich. Der letztere war immer fruchtbar an politischen Projecten, und wird selbige vermuthlich nicht bey sich behalten, sondern wenn er konnte, sie den Vice-Königen in die Hände gespielet haben, sein Schicksal dadurch zu erleichtern. Der Herzog konnte ihn theils dadurch, theils aus seinem Processe als einen unternehmenden Kopf kennen lernen, und da er selbst mit einer Empörung schwanger ging, so mußte er ihn nothwendig als ein brauchbares Werkzeug zu Erreichung

seiner Absicht ansehen, da er sich schon vorher als einen geschickten Aufwiegler gezeiget hatte. Aus Ermangelung aller übrigen Nachrichten kann ich nicht sagen, wie weit beyde in ihrem Verständnisse gekommen seyn mögen; allein nach den Folgen zu urtheilen, so scheinet es nicht, daß sich der Herzog weit mit ihm eingelassen, oder ihm viel von seinem Geheimnisse anvertrauet habe; vielleicht weil der Hof ihm nicht die gehörige Zeit zur Ausführung seines Vorhabens ließ. Denn wenn man den Campanella einigen Antheils an des Herzogs Vorhaben hätte überführen können, so würde der Cardinal Borgia ihn wohl schärfer bestrafet haben. Echard sagt zwar, daß man ihn von dieser Zeit an härter behandelt habe; allein es muß solches von keiner Bedeutung gewesen seyn, wenigstens nicht lange gedauert haben, theils weil er selbst nichts davon gedenkt, theils auch, weil er gleich darauf wieder Freyheit hatte, zu correspondiren und Besuche anzunehmen.

Denn gegen das Ende des Jahres 1622 schickte er einige seiner Schriften an die Sorbonne nach Paris *), mit Bitte, ihnen ihre Genehmhaltung zu ertheilen, weil er sie vermuthlich wollte drucken lassen. Die Facultät erkannte, daß des Träumers Schriften nicht gebilliget werden könnten, brauchte aber doch den Glimpf, daß sie ihm antworten ließ, die Facultät pflege auf die verlangte Art weder fremde noch einheimische Schriften zu billigen.

*) Echard im Leben des Campanella.

Unter den Fremden, welche ihn nach dem Vorgange mit dem Herzog von Ossuna besuchten, finde ich besonders den nachmahligen großen Staatsmann, Christoph Forstner angemerket, welcher auf seiner Reise, die er in seiner Jugend in Italien that, auch bey dem Campanella war, und gleichfalls sehr für ihn eingenommen ward. Das Jahr, wenn solches geschehen, wird zwar nicht gemeldet, allein aus einigen Umständen schließe ich, daß solches nicht lange vor seiner Entlassung gewesen. Forstner war 1598, also gerade das Jahr vorher gebohren, da sich Campanella's Verhaft anfing, und da er nach vollendeten akademischen Jahren reisete, so konnte er wohl nicht viel eher mit dem Gefangenen bekannt werden. Man weiß auch aus andern Nachrichten, daß Forstners Aufenthalt in Italien in die Jahre 1625 und 1626 fällt. Böcler *) erzählt von diesem Besuche einen Umstand, welchen er als einen Beweis von den tiefen Einsichten des Campanella ansiehet. Es kamen mit dem Forstner mehrere Fremde zu dem Campanella in seinen Verhaft und überreichten ihm ihre Stammbücher. Nachdem er sich eingeschrieben hatte, sahe er sie nach einander an, nannte auf einmahl den Forstner, den er doch vorher nie gesehen hatte, bey seinem Nahmen, nahm ihn bey der Hand, und sagte ihm seine künftigen Ehrenstellen und noch einige andere Dinge vorher. Gesetzt, die Geschichte wäre buchstäblich wahr, so

*) Johann Heinrich Böcler im Elogio Chph. Forstneri S. 20 f.

läßt sie sich doch ganz natürlich erklären, ohne dem Träumer die Gabe der Weissagung zuzugestehen. Daß er den Forstner beym Nahmen genannt, kann durch einen sehr gemeinen und bekannten Kniff, den auch die Zigeuner anzuwenden wissen, geschehen seyn. Daß er einem jungen gelehrten Manne, der sich damahls schon durch Schriften gezeiget hatte, künftige Ehrenstellen vorher gesagt, hat noch weniger Wunderbares, zumahl da nicht gemeldet wird, ob er sie ihm bestimmt, oder welches wahrscheinlicher ist, nur in allgemeinen Ausdrücken versprochen habe, auch die übrigen Dinge, welche er ihm soll prophezeihet haben, bedächtlich verschwiegen werden.

Vermuthlich hatte er seine nahe bevorstehende Befreyung sich eben so wenig selbst prophezeihet, als er sich 27 Jahr vorher seinen schrecklichen Verhaft prophezeihen können. Allein sie erfolgte endlich doch, und zwar auf Vermittelung des Papstes Urbani 8, welcher den Thron 1623 bestiegen hatte, und sich durch den Bischoff zu Catanea in Sicilien, Innocentius Maximi, darum bewarb. Da auch des Gefangenen Ordensbruder, Seraphinus Rinaldi, sein Ansehen an dem Spanischen Hofe, zu seinem Besten anzuwenden wußte, so willigte König Philipp 4, endlich in dessen Auslieferung, und gab dem damahligen Vice-Könige in Neapel, dem Herzog von Alba, Befehl, ihn des Verhaftes zu entlassen. Campanella und seine Bewunderer sind bey diesem Umstande sehr kurz, und wissen alles zu dessen Vortheil zu drehen. So sagen sie,

Urban 8, habe aus dessen Schriften eine vorzügliche Achtung gegen denselben geschöpft, und sich blos um deswillen um dessen Befreyung verwendet. Campanella sey in Neapel in völlige Freyheit gesetzet worden, sey gleich darauf nach Rom geeilet, und von dem Papste mit offenen Armen aufgenommen worden.

Allein so wohl aus dem Vorhergehenden als Nachfolgenden, werden folgende Umstände, wo nicht gewiß, doch sehr wahrscheinlich. 1. Die vornehmste Ursache, warum der Römische Hof bisher auf dessen Entlassung gedrungen hatte, war, weil er durch dessen Verhaft eines der vornehmsten Rechte der Kirche für verletzt hielt. Um diese verhaßte Saite nicht zu sehr zu berühren, gab man vor, er sey ein Ketzer, und könne als ein solcher nur von der Kirche gerichtet werden. Bisher waren diese Vorstellungen vergebens gewesen; allein Urban fand ohne Zweifel Mittel, seine Ansprüche bey dem Spanischen Hofe geltend zu machen. Es ist auch bekannt, daß Urban mit dem Herzog von Alba auf einem bessern Fuße stand, als seine Vorgänger mit den Vice-Königen zu stehen pflegten. 2. Des Campanella Entlassung aus dem Verhafte zu Neapel, war keine völlige Befreyung, wenigstens sollte sie es nicht seyn. Der Papst verlangte seine Auslieferung als eines Ketzers, und der Spanische Hof willigte blos unter der Bedingung darein, daß man ihn als einen solchen bestrafen sollte; daher derselbe in der Folge auch so aufgebracht ward, als er erfuhr, daß man

den Sünder in Rom so glimpflich behandelte. Ich schließe daraus, daß man ihn nicht wird so frey gelassen haben, daß er gehen konnte, wohin er wollte, sondern daß man ihn als einen Gefangenen nach Rom wird gebracht haben.

Genug, er wurde seines sieben und zwanzigjährigen Verhaftes in Neapel den 15ten May 1626 entlassen, und nach Rom gebracht, wo ihn sogleich die Inquisition wieder in ihre Gefängnisse aufnahm, in welchen er wieder beynahe drey Jahre zubringen mußte, und mehrmahls verhöret wurde. Wahr ist es indessen, daß er in diesem Verhafte glimpflicher behandelt wurde, als man sonst in Rom Ketzern zu begegnen pflegt; wovon die Ursachen nicht schwer zu finden sind. Gesetzt auch, der Römische Stuhl hätte die von ihm ehedem in Calabrien entworfene Verschwörung gemißbilliget, so sahe man ihn doch als einen Märtyrer der kirchlichen Gerechtsame an, und glaubte, ihm in Ansehung seines langen Verhaftes einige Schadloshaltung schuldig zu seyn. Als Ketzer mußte er nach Römischen Begriffen freylich sehr schwarz seyn; allein, es kam ihm doch das zu statten, daß er bey allen seinen Ketzereyen die höchste Gewalt des Papstes über alle weltliche Monarchen auf das eifrigste behauptet hatte, und man weiß schon, daß bey dem Römischen Hofe jedes Verbrechen durch ein solches Verdienst aufgewogen wird. So hatte er noch in seinem Verhafte zu Neapel die Monarchiam Messiæ geschrieben, worin er mit biblischen und philosophischen Gründen zu beweisen

sucht, daß dem Papste die höchste weltliche so wohl als kirchliche Gewalt über alle Fürsten und ihre Unterthanen in der Welt zustehe. Einem solchen wohlgerathenen Sohne konnte die Kirche ja wohl ein halbes Hundert anderer Ketzereyen übersehen.

Da Campanella in seinem Verhafte zu Rom Freyheit hatte, Besuche anzunehmen, und zu schreiben, was er wollte, so lernte er nunmehr auch den Gaffarelli kennen, einen kabbalistischen Fantasten, dessen Leben ich in einem der vorigen Theile beschrieben habe. Nützlicher war ihm die Bekanntschaft des Gabriel Naude', der sich damahls zu Rom aufhielt, und eine vertraute Freundschaft mit ihm errichtete, welche bis an des Schwärmers Tod dauerte. Unter diejenigen, welche an des Campanella erleichtertem Schicksale aufrichtigen Antheil nahmen, gehöret auch der oben gedachte Christoph Forstner, welcher ihm in einem Schreiben *) vom 15ten Octbr. 1627 von Orleans aus zu seiner Befreyung Glück wünschte. Da er in Orleans nicht wußte, daß sein Freund nach Rom war gebracht worden, so hatte er den Brief noch nach Neapel gerichtet. Er spricht darin von ihm und seinem göttlichen Genie mit der größten Bewunderung **), welches nicht befremden darf, wenn

*) Es stehet in Le Brets Magazin Th. 4, S. 242.

**) So heißt es daselbst: Libertatem (quanquam te etiam in carcere, quod soli sapienti contingit, quam maxime liberum fuisse, non ignoro), tibi ex animo gratulor. Deo & posteritati nunc debes, ut, quod ante commoda non poteras, nunc seculum divini ingenii tui monumentis erudire pergas.

man bedenkt, daß Forstner damahls noch ein junger Mann war, und überdies leicht ein besserer Staats- und Geschäftsmann, als Philosoph seyn konnte; daher Arnold, der diesen Brief gleichfalls anführet, nichts zum Vortheile seines Helden daraus hätte herleiten sollen.

Hatte Campanella in seinem Verhafte in Neapel viel geschrieben, so schrieb er während seines Aufenthaltes in Rom noch weit mehr. Ich will die Titel seiner gegenwärtigen Schriften, so wie er sie selbst angibt, in der Anmerkung *) mit-

Debes hoc, quod dixi, Deo; cujus cum ingenium tuum contemplamur, magnitudinem admiramur. Debes posteritati nobisque, quibus erudiendo benefacere humanitatis lex est; debes famæ tuæ, qua te seculi miraculum atque heroem potius ac dæmonem, quam hominem credit.

*) Es sind folgende: Animadversiones ad libellum Parlamenti pro Rege Christianissimo; ein Buch de fato siderali vitando; de Titulis, als der Papst den Cardinälen den Titel Eminentissimus beylegen wollte; de assistentia Cardinalium in curia & de non-residentia in episcopatibus; in Italiänischer Sprache, ob es für den Adel und das Volk besser sey, unter geistlicher oder unter weltlicher Herrschaft zu stehen; quod Libertas sub Papatu major est, quam sub quocunque alio Principatu aut Republica; ein Bedenken an die Könige von Frankreich und Spanien, pro pace perpetua circa prætensiones ad regnum Neapolitanum; quibus, quotve modis pauci contra plures pugnare & vincere possint; de Philosophia gentilium non recipienda, & de novæ cudendæ utilitate; an sit contra S. Scripturam ac Patres assertio Copernici de motu terræ & quiete solis; apologia pro scholis piis; eine Erklärung des 9ten Kap. des Briefes an die Römer, wider die Reformirten und Lutheraner; cento Thomisticus de prædestinatione & reprobatione, auxiliis & libero arbitrio, adversus Pseudo-Tho-

theilen, und man wird erstaunen, wie verworren alles in dem Kopfe des Mannes durch einander gegangen ist. Da eine dieser Schriften, nehmlich die de fato siderali vitando, nebst seinem astrologischen Werke indessen zu Lyon heraus kam, er aber hatte angeloben müssen, nichts ohne Genehmigung der Inquisition drucken zu lassen, so hätte das seine gegenwärtige Lage beynahe gar sehr verschlimmert. Doch er log sich damit durch, daß er vorgab, das Buch sey ohne sein Wissen gedruckt worden, und den ganzen abergläubigen Inhalt mißbilligte.

Da das Verfahren der Inquisition wider ihn ein bloßes Spielgefechte war, den Spanischen Hof nur zum Scheine zu befriedigen, so ward er endlich zu Anfange des Jahres 1629 *) seines bisherigen Verhaftes entlassen, wobey ihm zugleich

mistas; de canonisatione Sanctorum; de utilitate potus calidi; de aulicorum technis; oratio pro Rupella recepta; orationes quatuor de laudibus b. Thomæ, und ein weitläuftiger Commentarius über des Papstes Urbani 8. Gedichte.

*) Daß es um diese Zeit geschehen, erhellet aus seiner Vorrede zu seinen Quæstionibus physiologicis, wo er von seiner in Deutschland gedruckten, in Rom aber verbothenen Philosophia reali sagt: Quia obstabat decretum, non quidem S. Congregationis, sed Magistri S. Palatii, qui non examinatos libros nec visos, ea solum de causa, quod majestatis apud Parthenopen simulato crimine tenebar, non debere liberos esse, detento auctore, arbitrabatur; curavimus Romæ anno 1629 die 6. April. me liberato liberari etiam codices meos S. S. ac sapientissimo Vrbano papa VIII jubente &c.

alle seine Schriften zurück gegeben wurden. Der Past war so besorgt, einem so nützlichen Sohne seine bisher ausgestandenen Leiden zu versüßen, daß er ihm nicht nur einen monathlichen Gehalt gab, sondern ihn auch unter seine Hofleute aufnahm, und ihm einen freyen Zutritt verstattete, daher auch Naude' dadurch bewogen ward, dem Papste 1632 wegen der seinem Freunde bewiesenen Wohlthaten eine ordentliche Lobrede zu halten *).

Campanella war dafür nicht unerkenntlich, denn zu geschweigen, daß er die Ansprüche des Römischen Stuhles auf eine Universal-Monarchie so weit trieb, als nur möglich war, so schrieb er 1630 dem Papste den Atheismus triumphatus zu, welcher 1631 mit allen nöthigen Genehmhaltungen zu Rom gedruckt wurde. Ich habe in dem vorigen bemerket, daß er dieses Werk in der Handschrift bereits 1607 dem Scioppius gegeben hatte, daß er es sollte drucken lassen. Da dieser es nicht gethan hatte, so gab er dasselbe nunmehr selbst heraus, und da er des Scioppii nicht mehr bedurfte, so ließ er die ehemahlige Zuschrift an denselben weg, und widmete das Buch dem Papst Urban 8. Schon die Unterschrift der Dedication ist ein Beweis seines schwärmerischen Kopfes, da-

*) Gabr. Naudæi Panegyricus Vrbano VIII dictus ob beneficia ab ipso in Th. Campanellam collata. Pavia, 1644, 8; eine seltene Schrift, welche vielleicht noch einige Umstände mehr enthalten mag.

her ich sie unten wiederhohle *). Aber die Vorrede ist es noch mehr, indem er darin mit fanatischer Wuth wider die Toleranz eifert, daher auch daraus unten eine Probe **). In der Genehmhaltung des Dominicaners Joh. Thomä de Alassio heißet es ein goldenes, einem so großen Manne würdiges Werk, welches den Styl der alten Philosophen verrathe, und zu den gegenwärtigen Zeiten vorzüglich nothwendig und nützlich sey. Und dennoch ist der Verfasser dieses Buches wegen von Katholiken und Protestanten mehrmahls zu einem Gotteslängner gemacht worden, daher ich ein paar Augenblicke dabey verweilen muß.

*) Sie lautet so: Fr. Thomas Campanella tibi sonans, Dominicanus tibi latrans, nil cudens noviter nisi ut statuat vera; non de suis viribus sed de thesauris Sapientiæ incarnatæ, quorum es dispensator, præsumens; prostratus ad pedes tuos in timore & spe. D.

**) Neque enim secta falsa ulla vigeret, nisi Principes vellent. Volunt autem qui nullam putant esse veram. Propterea tandem hoc putant, quoniam pluris faciunt partem, quam Totum: & pluris seipsos, quam Genus humanum; & tandem pluris quam Deum. Aestimatio hæc vilissima, proles inopiæ & amoris proprii, assectantis copiam, unde non est, non unde est; incepit in Diabolo, incedit per Diabolicos filios, & in inferno consummabitur — — — — Principes Protestantes Luthero faverunt, ut bonis Ecclesiæ ditarentur. Batavi & Angli, ut zelo conscientiæ libertatem a subiectione arriperent. Neque enim in Boreali regione fides aliqua apud illos reperitur Principes, qui decreto communi statuerunt, ut populus eam teneat Religionem, quam Princeps: & cum mutat, mutet. Et quidem sectas in multas secti continuo mutant, atque permutant. Ex illis etiam exiit liber De tribus impostoribus, nihil in Religione ponens, nisi astutiam, & deceptionem.

Der Verfasser hatte ihm den Titel gegeben: Recognitio religionis secundum omnes scientias contra Antichristianismum Machiavellisticum; allein Scioppius legte ihm den obigen schicklichern Titel bey, den Campanella auch in der Folge behielt. Es bestehet aus 19 Abschnitten, deren Inhalt ich hersetzen will, damit man es ganz übersehen könne. 1. Beweis, daß die Verschiedenheit der Religionen den Glauben der Rechtgläubigen nicht zweifelhaft mache. 2. Hebung der Zweifel gegen die Religion und den katholischen Glauben; welche hin und wieder stark nach Platonischen Grundsätzen schmeckt. 3. Von dem sichersten Wege, Gott und seine Vorsehung zu erkennen, und von der natürlichsten Religion; wo neun Beweise für das Daseyn Gottes vorkommen, welche doch größtentheils auf die Zufälligkeit und Ordnung der Welt hinaus laufen. 4. Beweis der Vorsehung Gottes, der Lehre von der Menschwerdung Christi, der Gesetzgebung und der Dreyeinigkeit. Die letztere ist bey ihm ganz Platonisch. 5. Beweis, daß nur ein Gott sey, in welchem nichts Böses befindlich ist. 6. Beweis, daß in der Welt nichts als ein Ding (ens) sondern nur verhältnißmäßig böse sey. Das Böse rühre von dem Nichts her, woraus alles geschaffen worden; wieder ganz Platonisch. 7. Beweis der Unsterblichkeit der Seele, eines ewigen Lebens und einer besondern Vorsehung Gottes in Absicht der Menschen. Die Unsterblichkeit beweiset er aus dem Vermögen, künftige Dinge vorher zu sagen, durch

Offenbahrung der Engel und Gottes, aus den Erscheinungen der Verstorbenen, u. s. f. 8. Gespräch der obern und untern Kräfte der Seele, von dem gegenwärtigen und künftigen Leben. 9. Beweis, daß die Religion keine Staatserfindung, sondern natürlich sey. Er kennet auch eine thierische Religion, die er mit der Kniebeugung der Elephanten, ihrer Reinigung u. s. f. beweiset. 10. Untersuchung aller Religionen, und Beweis, daß die christliche, die einzige wahre und natürliche sey. Er beweiset es aus der bey allen Völkern befindlichen Ueberlieferung, daß sie einmahl alle unter einem Gesetze würden vereiniget werden, welches ihm denn kein anderes, als das christliche seyn kann. 11. Glaubwürdigkeit der übernatürlichen Wahrheiten, und Vorzug der christlichen Religion vor allen andern. Die Lehre von der Transsubstantiation beweiset er damit, daß es Gott anständiger sey, ein substantielles als zufälliges Zeichen zu geben. 12. Beurtheilung des äußern Gottesdienstes der Religionen, wo er alle die verwirft, die keine Opfer haben. 13. Untersuchung der Sendung aller Gesetzgeber, ob sie von Gott seyn, oder nicht; wo Luther und Calvin garstig wegkommen, weil sie vom Teufel gesandt worden. 14. Näherer Beweis der göttlichen Sendung Mosis, der Propheten, Christi und der Apostel, aus ihren Wundern, dem Märtyrertode u. s. f. 15. Vorzug der Augenzeugen vor denen, die etwas nur als eine bloße Meinung behaupten; wo nebenbey die Wahrheit der Römischen, und die

Unrichtigkeit der Reformirten, Lutherischen und Mahomedanischen Religion mit astrologischen Gründen bewiesen wird. Die letztern entstanden nehmlich gleich nach der großen Zusammenkunft des Mars im vierten Grade des Scorpions, und während des Gedrittscheins desselben mit der Sonne. Wahrlich, ein herrlicher Beweis! 16. Beweis der Richtigkeit der Wunder. 17. Wiederhohlung des vorigen und Widerlegung noch einiger Einwürfe. 18 und 19. Bestreitung des Machiavell.

Mag es doch seyn, daß alles das ohne Plan und Ordnung unter einander geworfen, und in einen höchst barbarischen dunkeln Styl eingekleidet ist; mag es doch seyn, daß der stumpfe Kopf mit unter eine Menge schwacher und nichts beweisender Gründe anführet: so könnte man das allenfalls als einen Beweis seiner verworrenen Begriffe, seines von gründlicher und nützlicher Gelehrsamkeit leeren Gehirnes, und seines gänzlichen Mangels an Beurtheilungskraft ansehen. Aber ihn um deswillen zu einem förmlichen Gotteslängner zu machen, wie Gisbert Vortius, Böcler, Cyprian, la Croze und so viele andere wollen, heißt doch die Ungerechtigkeit auf das höchste treiben. Aber das sind immer die Folgen, wenn man nur bey einzelnen Behauptungen und Fällen stehen bleibet, und nicht auf das ganze System eines Verfassers siehet. Campanella war einer der unsinnigsten Schwärmer der neuern Zeit, der als ein solcher das göttliche Wesen überall erblickte, und eben darauf seine Schwärmerey bauete. Er glaubte

also im Grunde von dem göttlichen Wesen viel zu viel, weit mehr als Cyprian und la Croze, die daher eher für Gotteslängner ausgegeben werden können, als er, weil sie die wesentliche und örtliche Anwesenheit Gottes in allen Dingen gewiß nicht würden zugegeben haben, und also im Grunde, wenn ich so sagen darf, weniger Gott glaubten, als er.

Der Spanische Hof war schon über die Gelindigkeit mißvergnügt, mit welcher Campanella von der Inquisition behandelt wurde; allein, als er endlich gar auf freyen Fuß gesetzt, und ihm von dem Papste und den Cardinälen mit einer Art von Achtung begegnet ward, so sahe er endlich wohl, daß er getäuschet war. Es kam dazu, daß Campanella häufig in dem Hause des Französischen Gesandten, des Grafen von Noailles, aus- und einging, und von demselben zu verschiedenen Berathschlagungen gezogen ward, welches denn in den gegenwärtigen Umständen dem Spanischen Hofe noch mehr Unruhe erwecken mußte.

Es ist bekannt, daß Spanien und Frankreich sich 1501 in das Königreich Neapel theilten, auch beyde von dem Papste als Lehensherren die Lehen über ihren Antheil erhielten, aber daß Frankreich wenig Jahre darauf völlig von Spanien vertrieben wurde, so, daß dieses allein Herr des Königreiches war. Von dieser Zeit an hatte Frankreich seine Ansprüche auf Neapel nie aufgegeben, und bereits mehrere, ob gleich vergebliche Versuche gemacht, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen, und da der Papst so wohl

als Papst, als auch als Lehnsherr in vielfache Streitigkeiten mit den Königen von Spanien verwickelt war, so begünstigte er, nachdem es die Zeitumstände mit sich brachten, bald die Französischen Ansprüche, bald suchte er auch Neapel für sich zu erobern. Jetzt war Spaniens Schwäche und Frankreichs Uebermacht in Italien für letzteres eine neue Lockspeise, seinem alten Nebenbuhler dieses schöne Königreich zu entreissen, und Urban 8, der eine persönliche Neigung für dasselbe hatte, war bereit, die Hände dazu zu biethen. Mit diesen Gedanken ging man zu Rom besonders 1631 schwanger, und das war gerade der Zeitpunkt, da dem Campanella von dem Papste und dem Französischen Gesandten mit so vorzüglicher Achtung begegnet ward, die man also nicht als einen Beweis seiner persönlichen Verdienste ansehen darf, sondern nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Staatskunst beurtheilen muß. Er kannte Neapel und hatte es aus Lüsternheit, sich in alles zu mischen, noch besser kennen lernen, als man sonst von einem Mönche hätte erwarten können. Er war verwegen und unternehmend, und besaß in seiner Schwärmerey ein sicheres Mittel, das Volk zu gewinnen; lauter Eigenschaften, die ihn dem Papste und dem Französischen Hofe als ein nützliches Werkzeug der Staatskunst bey einem künftigen Einfalle in das Reich empfehlen mußten.

Aber eben diese Eigenschaften mußten auch seine gute Aufnahme in Rom dem Spanischen Hofe sehr verdächtig machen, der ohnehin Ursache genug

hatte, auf das gute Vernehmen zwischen dem Papste und der Krone Frankreich eifersüchtig zu seyn. Da man leicht vorher sehen konnte, daß durch Vorstellungen bey Urban 8 nichts würde ausgerichtet werden: so machte man in Neapel allerley Anstalten, einen so gefährlichen und zu allem fähigen Menschen, in Rom mit List in seine Gewalt zu bekommen, und wieder nach Neapel zu schicken. Campanella oder seine Beschützer bekamen bey Zeiten Nachricht davon, und da sie kein besseres Mittel wußten, ihn vor den Spanischen Nachstellungen in Sicherheit zu setzen, so beschlossen sie, ihn in der Stille nach Frankreich zu schicken. Er ward also 1634 in der Verkleidung eines Franciscaners in der Kutsche des Französischen Gesandten aus Rom auf ein Französisches Schiff gebracht, mit welchem er nach Marseille segelte, wo er im October ankam. Der Gesandte hatte ihn an den berühmten Peirescius zu Aix empfohlen, der ihn in einer Sänfte abhohlen ließ, und ihn einige Monathe bey sich behielt, bis von dem Hofe Befehl kam, ihn nach Paris zu schicken *).

*) Keiner von allen denen, welche dieses Schwärmers Leben beschrieben, oder seiner nur gedacht haben, weiß etwas von der oben gedachten Lage der Sachen zwischen Spanien, Rom und Frankreich, daher sie die Spanischen Nachstellungen blos einem wüthenden Hasse gegen den Campanella zuschreiben, die gute Begegnung von Seiten des Papstes und des Französischen Hofes aber als einen Beweis seiner Unschuld und großen philosophischen Verdienste ansehen.

Er kam also im May 1635 in Paris an, und die oben gedachten Umstände der Zeit, und die Empfehlung des Papstes und des Französischen Gesandten machte, daß er besser empfangen ward, als er es als ein bloßer schwärmerischer Mönch erwarten durfte. Besonders nahm ihn der damahlige Minister, der Cardinal von Richelieu, der damahls mit Ernst auf eine Unternehmung auf Neapel dachte, sehr gütig auf, und verschafte ihm nicht allein ein Jahrgeld von 2000 Livres, sondern zog ihn auch mehrmahls in den Berathschlagungen über die Italiänischen Angelegenheiten zu Rathe *). Wie seine Rathschläge beschaffen gewesen, und ob dieselben befolgt worden, kann ich nicht sagen, denn als Frankreich 1640 einen ernsthaften, aber vergeblichen Angriff auf das Königreich Neapel that, war Campanella nicht mehr am Leben. Indessen hatte der Cardinal noch eine Nebenabsicht, warum er den Mönch, da er ihn einmahl kannte, schätzen mußte. So ein großer Minister der Cardinal auch war, so war er, bey vielen andern Schwächen, auch überaus abergläubig. Aus dem vorigen Theile ist bekannt, daß er den Gaffarel, einen

*) Der mehrmahls erwähnte Forstner sagt in seinen Anmerkungen über den Tacitus, S. 59: In aula Gallica vidi aliquoties, dum apud Cardinalem Richelium Ludovicus Rex in consilio esset, Thomam Campanellam fama super æthera notum, accitum, deque rebus Italicis sententiam rogatum fuisse, nimirum in iis quisque negotiis adhiberi debet, quibus par est. Ein hinlänglicher Beweis, daß man ihm blos aus Staatsursachen so gütlich begegnete.

Erz-Kabbalisten und Fantasten, schätzte und schützte, und an dem Campanella fand er nun auch seinen Mann, der aus den Sternen herlesen konnte, was man nur wollte. Man sagt *), der Cardinal habe ihn einmahl, da Ludwig 13, noch nicht beerbt war, gefragt, ob des Königs Bruder, Gaston von Bourbon, welchen er tödtlich haßte, und ihn auch nachmahls seiner Eifersucht aufopferte, jemahls König werden würde. Campanella antwortete, wie es der Cardinal gern hören wollte, behielt sich aber doch auf allen Fall durch eine Zweydeutigkeit eine Hinterthür offen. Imperium sagte er, non gustabit in æternum,

Die Achtung, welche der Hof und der Minister gegen ihn bewiesen, wirkte auch auf andere, und verschaffte ihm bey vielen ein grösseres Ansehen, als seine eigenen Verdienste ihm hätten geben können. Man nennet besonders die Gebrüder du Puys, Moreau, Diodati, la Mothe le Vayer, Gassendi, Gaffarelli, Patin, Mersennus und Stingeland, welche ihm ihre Freundschaft geschenket. Gaffarelli war ein Schwärmer wie er, daher solches nicht zu bewundern ist. Von den übrigen waren einige zu wenig Philosophen, als daß sie den Werth des Mannes richtig hätten beurtheilen können, und andere, die es waren, als le Vayer und Gassendi, schätzten in ihm den muthigen Gegner der scholastischen Philosophie, welcher sie sich gleichfalls entgegen setzten, ohne weiter an

*) Naudæana. S. 6.

an seinen eigenen Grillen Theil zu nehmen. In des Gassendi Werken befinden sich sechs Briefe von ihm an den Campanella, und zwey von diesem an ihn.

Campanella lebte mit dem Jahrgelde, welches er von dem Hofe bekam, in dem Dominicaner-Kloster in der Gasse S. Honore', und beschäftigte sich von 1635 an mit der Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, die er in zehn Bänden in Folio und Quart an das Licht stellen wollte, und die auf nichts geringers, als auf eine gänzliche Reformation aller Wissenschaften abzielten. Da viele davon bey seinen vorigen Schicksalen waren verlohren gegangen, so setzte er sie von neuem auf, welches ihm denn bey seiner ausschweifenden Einbildungskraft, und der großen Fülle von verworrenen Ideen nicht schwer fallen konnte. Er hat den Plan selbst *) angegeben, nach welchem er diese Ausgabe einrichten wollte, und die Schriften genannt, die in jedem Bande erscheinen sollten. Es sind solches folgende:

B. 1. Die Philosophia rationalis in fünf Theilen, nehmlich die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Poetik und Historiographie.

B. 2. Die Real-Philosophie in vier Theilen, der Physiologie, Ethik, Politik, Oekonomik, nebst einigen dahin gehörigen Schriften.

*) Am Ende der Philosophiæ rationalis, woraus Echard das Verzeichniß in seinem Leben des Campanella wiederhohlet, aber den 8ten Band ausgelassen hat.

B. 3. Die praktische Philosophie in drey Theilen, ein ganz neues System der Medicin, die Schriften de sensu rerum & magia, de Magia, Astrologia u. s. f.

B. 4. Die Universal-Philosophie oder Metaphysik, in 15 Büchern.

B. 5. Die göttliche Philosophie oder ein System der Theologie für alle Nationen.

B. 6. Die praktische Theologie mit den Schriften pro conversione nationum, contra Atheistas u. s. f.

B. 7. Die praktische Politik in vier Theilen, de Monarchia Christianorum ad Principes, de Monarchia Messiæ, de Monarchia Hispanorum, u. s. f.

B. 8. Astronomische (vielmehr astrologische) Geheimnisse, de symptomatibus mundi per ignem interituri secundum naturam & scripturam; articuli profetales ex divina & humana sapientia de instanti mutatione seculorum.

B. 9. Seine sämmtlichen Gedichte.

B. 10. Die Miscellan-Schriften, Reden, Predigten, Apologien u. s. f.

Es erschienen von dieser neuen Ausgabe in dem Jahre 1638 auch wirklich der erste, zweyte und vierte Theil; allein der Tod erlaubte ihm nicht, das Ganze zu vollenden, indem er den 21sten May 1639 im 71sten Jahre seines Alters starb. Da auf den folgenden 1ten Junii eine große Sonnenfinsterniß einfiel, vor welcher er sich sehr fürchtete, so hatte er geraume Zeit vorher durch Räuchern,

Segensprechen u. s. f. allerley thörichte und abergläubige Mittel angewandt, den nachtheiligen Folgen derselben zu entgehen. Allein sein prophetischer Geist, der ihn in seinem Leben schon so oft zum Besten gehabt hatte, täuschte ihn auch dieses Mahl, indem er diese Finsterniß nicht einmahl erlebte.

Ich hoffe, das vorige wird hinreichend seyn, den Charakter dieses Abenteuerers richtiger zu bestimmen, als bisher von den meisten geschehen. Als bloßer Mensch und Bürger betrachtet, finde ich nichts empfehlendes an ihm, es müßten denn Aufruhr und Verrath, niedrige Heucheley, Ehrgeitz und Prahlerey einem Menschen zur Empfehlung dienen können. Um sich dem Spanischen Hofe angenehm zu machen, schlägt er demselben Mittel vor, sich den Weg zur Universal-Monarchie zu bahnen. In Rom ist er der unsinnigste Verfechter der übertriebensten päpstlichen Gewalt; aber in Paris hütet er sich wohl, diese Saite zu berühren. Ueberall prediget er Intoleranz und Ausrottung der Ketzer, die er insgesammt für Atheisten erkläret, mit wahrer Mönchswuth; man sehe davon nur die Stellen, die Cyprian aus seinen Schriften gesammelt hat. Zuweilen macht er Mine, den Machiavell zu widerlegen, da doch dieser gegen ihn noch ein Heiliger war.

Als Philosoph verdient er eben so wenig Achtung. Die einzige gute Seite an ihm ist, daß er die Schwächen der scholastischen Philosophie einsahe und bestritt; allein, das thaten damahls schon

mehrere, und zum Theil mit weit bessern Waffen als er, daher das Verdienst wieder sehr vermindert wird. Aber es verschwindet völlig, wenn man bedenkt, daß er statt der aristotelischen eine verchristlichte (wenn ich so sagen darf), platonische oder vielmehr emanistische Philosophie mit allen ihren schwärmerischen Greueln, der in allen Dingen verbreiteten Weltseele, der Magie, Astrologie, Traumdeutung, Geisterseherey u. s. f. auf den Thron heben, und blos einen Teufel austreiben wollte, um ihrer sieben dafür wieder einzuführen. Ich habe schon im vorigen einige Beyspiele seines abgeschmackten Aberglaubens mitgetheilet. Hier sind noch einige aus seinen eigenen Schriften. Wenn ihm etwas Böses bevorstand, so hörete er so wohl im Schlafen als Wachen eine Stimme, die ihm zurief, Campanella! Campanella! und oft noch einige Worte hinzu setzte *). Ob ihm diese Stimme vor dem Aufruhre in Calabrien, oder vor seiner Gefangenschaft in Neapel auch so zugerufen, sagt er nicht. Zuweilen erschien ihm in seinen Gefangenschaften ein Geist von schrecklicher Gestalt, der sich durch den Nahmen Gottes wieder vertreiben ließ. Aber nicht selten ließ sich Campanella mit ihm in ein Gespräch ein. So fragte er ihn einmahl, ob Gott die Schicksale und Uebel der Menschen ändern könne? Der Geist, der sich für Gott ausgab, antwortete, daß er die Uebel zwar verkürzen und erleichtern, zurück hal-

*) De sensu rerum B. 3. Kap. 10.

ten oder beschleunigen, aber nicht aufheben könne, wenn sie einmahl durch das Schicksal und die Vorherbestimmung beschlossen worden. Campanella legte ihm folgenden Syllogismus vor: wenn Gott die Dinge vorher nach dem unveränderlichen Schicksale bestimmet, so bestimmt er auch die Zeit, und die Art und Weise; folglich kann er die Uebel weder beschleunigen, noch erleichtern. Der Schluß war dem Geiste zu rund, daher er weiter nichts antwortete, als Campanella sey ein Narr *); worin er denn eben nicht sehr unrecht hatte.

Es ist nur noch übrig, daß ich das nothwendigste von seinen Schriften sage. Echard theilet davon ein vierfaches Verzeichniß mit, welches Cyprian in seiner neuen Ausgabe wieder hat abdrucken lassen. 1. Nach der Zeitordnung, wie er sie geschrieben, aus seinem eigenen Syntagmate de libris propriis. 2. Nach der Ordnung, wie sie in den oben gedachten zehn Theilen heraus gekommen sind. 3. Ein Verzeichniß der wirklich gedruckten, und 4. der vielen noch ungedruckten in verschiedenen Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Englands befindlichen Schriften. Ich will hier nur der gedruckten gedenken, und zwar nach der Ordnung, wie sie erschienen sind:

1. Philosophia sensibus demonstrata, & in octo disputationes distincta adversus eos, qui proprio arbitratu, non autem sensata duce natura

*) In einer seiner Schriften, nach Voetii Anführung in Disp. Selectis Th. 1, S. 292.

philoſophati ſunt, ubi errores Ariſtotelis & aſſeclarum — convincuntur, — cum vera defenſione Bern. Teleſii, &c. Neapel, 1591, 4; die erſte und ſeltenſte unter allen ſeinen Schriften. Sie iſt vornehmlich gegen den Ant. Jac. Marta und deſſen Schrift wider den Teleſius gerichtet. S. davon Clement Bibl. cur. Th. 1, S. 151 f.

2. Prodromus Philoſophiæ inſtaurandæ, id eſt, diſſertationis de natura rerum compendium ſecundum vera principia, ex ſcriptis Thomæ Campanellæ præmiſſum. Frankfurt 1617, 4; welches der im vorigen gedachte Tobias Adami heraus gab. S. Nachr. von den Büchern in der Stolliſchen Bibl. Th. 1, S. 330; Baumgartens Hall. Bibl. Th. 3, S. 418; Clement l. c. S. 153. Jacob Thomaſius glaubte, nach Fellers Monum. ined. S. 637, Adami ſey Verf. dieſes Buches, welches er aus Campanellä Schriften gezogen habe. Allein dieſer eignet ſich daſſelbe in Synt. de libris propriis ausdrücklich zu, und ſagt, daß Adami die Handſchrift in Padua bekommen, und ſie hernach heraus gegeben habe.

3. De ſenſu rerum & magia, libri IV, pars mirabilis occultæ Philoſophiæ, ubi demonſtratur, mundum eſſe Dei vivam ſtatuam, beneque cognoſcentem; omnesque illius partes, partiumque particulas ſenſu donatas eſſe &c. Tobias Adami recenſuit & nunc primum evulgavit. Frankfurt 1620, 4; von dem Verfaſſer ſelbſt verbeſſert heraus gegeben, Paris 1637, 4; wovon es auch Exemplare mit der Jahrzahl 1636 geben

muß. S. davon Sinceri Nachr. von raren Büchern, Th. 1, S. 1209; Freytags appar. S. 193; Voigt Cat. libror. rar. S. 166; Echard in dem Verz. seiner Schriften; Clement Bibl. eur. Th. 6, S. 154. Athanasius Rhetor, ein griechischer Priester, der sich damahls zu Paris aufhielt, schrieb dagegen ein weitläuftiges Werk in griechischer Sprache, Ανατροπη δογματων των περι αιρεσεως των αντων &c. aus welchem doch nur ein lateinischer Auszug unter dem Titel: Anti-Campanella in compendium reductus, Paris, 1655, 4; gedruckt ist. Ich habe den Inhalt dieses abenteuerlichen und schwärmerischen Buches oben kürzlich angegeben.

4. Apologia pro Galilæo, Mathematico Florentino, ubi disquiritur, utrum ratio philosophandi, quam Galilæus celebrat, faveat sacris Scripturis, an aversetur. Frankfurt, 1622, 4; von Adami heraus gegeben. S. Nachr. von den Büchern in der Stollischen Bibl. Th. 1, S. 332; Clement l. c. S. 156.

5. Scelta d' alcune Poesie filosophiche di Settimontano Squilla, cavate da' suo libri detti la Cantica. Ohne Ort, 1622, 4; gleichfalls von Adami heraus gegeben. S. davon Deutsches Museum 1780, S. 481 f, wo aber von dem Schwärmer viel zu günstig geurtheilt wird. Echard, Clement und andere haben diese Ausgabe nicht gekannt, ob er gleich seiner Gedichte in seinem Synt. de libris propriis mehrmahls gedenkt.

6. Realis Philoſophiæ epilogiſticæ partes IV, h. e. de rerum natura hominum moribus, Politica (cui Civitas ſolis iuncta eſt), & Oeconomica, cum adnotationibus phyſiologicis. Frankfurt, 1623, 4; auch von Adami heraus gegeben. S. davon Baumg. Hall. Bibl. Th, 8, S. 110 f. Clement Bibl. cur. l. c. S. 158; Chaufepie' Dict. not. E.

Die Civitas ſolis kam auch einzeln heraus, Utrecht, 1643, 12. Sie befindet ſich auch in Mundus alter & idem, Utrecht, 1643, 12; ingleichen mit Grokii Anmerkungen, in deſſen Ineditis quibusdam, Amſterdam, 1652, 12.

7. Aſtrologicorum libri VI, in quibus Aſtrologia — phyſiologice tractatur ſecundum S. Scripturas & doctrinam S. Thomæ & Alberti. Lyon, 1629, 4; und unter dem Titel: Aſtrologicorum libri VIII &c. Frankfurth, 1630, 4; S. davon Clement, l. c. S. 163.

8. Ad divum Petrum Apoſtolorum principem triumphantem. Atheiſmus triumphatus ſ. reductio ad religionem per ſcientiarum veritates. Rom, 1631, (am Ende 1630), 4. Neue vermehrte Ausgabe unter dem Titel: Ludovico Juſto XIII regi Chriſtianiſſimo. Ad Chriſtianæ rei patrocinium. Dedicat Fr. Thomas Campanella tres hoſce libellos, videlicet: Atheiſmus triumphatus, ſ. contra Antichriſtianiſmum — De Gentiliſmo non retinendo. De Prædeſtinatione & Reprobratione & auxiliis divinæ gratiæ Cento Thomiſticus. Paris, 1636, 4. S. davon

Sinceri Nachr. Th. 1, S. 209; Vogt Catal. libr. rar. S. 166; Baumg. Hall. Bibl. Th. 7, S. 512; Clement l. c. S. 159 f. und die daselbst angeführten Schriften.

Da die beyden der letzten Ausgabe beygefügten Schriften ihre eigenen Titelblätter haben, so werden sie oft als besondere Schriften angeführet, ob sie gleich eigentlich nur Anhänge des Atheismus triumphatus sind.

9. Monarchia Messiæ. Aesii (vermuthlich Aix in Provence), 1633, 4; welche seltene Schrift weder Cyprian noch Niceron kannten. S. davon Beyers Memor. librar. rarior. S. 32; Vogts Catal. S. 165, und Clement l. c. S. 167.

10. Medicinalium juxta propria Principia libri VII. Lyon, 1635, 4; von dem Fantasten Gaffarell heraus gegeben. S. Clement l. c. S. 168.

11. Disputationum in IV Partes suæ Philosophiæ realis libri IV — Suorum Operum Tomus II dus. Paris, 1637, Fol. S. Clement l. c. S. 170. In dem Catal. Bibl. Duboisianæ finde ich Th. 1, S. 238; Thomæ Campanellæ Quæstiones physiologicas. Paris, 1637 f. Vermuthlich sind sie nur ein Stück der Disput. wo die Questiones physiologicæ das dritte von den darin befindlichen Stücken ausmachen.

12. Philosophiæ rationalis partes V, videlicet: Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Poetica, Historiographia juxta propria principia.

Suorum Operum Tomus Imus. Paris, 1638, 4. S. Element l. c. S. 169.

13. Universalis Philosophiæ s. Metaphysicarum rerum, juxta propria dogmata, Partes III, libri XVIII. Suorum Operum Tomus IVtus. Paris, 1638 Fol. S. Element l. c. S. 173.

14. Ecloga in portentosam Nativitatem Delphini Galliæ. Paris, 1639, 4; ein unpoetisches Gedicht von 249 Versen, welches Clement nicht kannte, dessen aber so wohl im Chaufepie', als in des Le Long und Fontette Bibl. historique de France Th. 4, No. 22178 Meldung geschiehet.

15. De Monarchia Hispanica. Amsterdam, 1640, 24; Harderwik, 1640, 24; Amsterdam, 1641, 24; eb. 1653, 12; Frankfurt an der Oder, 1686, 12. Das Buch war eigentlich Italiänisch geschrieben, allein Besoldus, dem eine Abschrift in die Hände fiel, übersetzte es in das Lateinische, nachdem er schon vorher, nehmlich 1620 eine deutsche Uebersetzung ohne Meldung des Orts in 4 heraus gegeben hatte, welche 1623 wieder aufgeleget ward. Eine Englische Uebersetzung erschien zu London 1654, 4. Er lehret darin, wie Spanien zur Universal-Monarchie gelangen könne, und zeigt die von ihm bemerkten Fehler der Spanischen Regierung. Die vornehmsten Machiavellistischen Grundsätze, worauf Campanella seine Rathschläge bauet, führet Cyprian S. 31 f. daraus an. Dagegen erschien: Spanischer übergroßer Durst

nach Hoch- und Niederdeutschen Landen. Aus Beschauung der hitzigen Leber Fr. Campanellä. Ohne Ort, 1632, 4.

16. Discursus de Belgio sub Hispani potestatem redigendo. Ohne Ort und Jahr in 8. Diese Schrift, deren keiner von allen seinen Lebensbeschreibern als gedruckt gedenkt, finde ich nur in dem Cat. Bibl. reg. Paris. und zwar in dem Bande, der die Juristischen enthält, S. 88, No. 1255.

17. De libris propriis & recta ratione studendi. Paris, 1642, 8; eb. 1688, 8; auch in Grotii & aliorum diss. de studiis instituendis, Amsterdam, 1645, 12; ingleichen mit Crenii Anmerkungen in dessen Tract. de Philologia, Leiden, 1696, 4. Einen Auszug daraus hat Heumann in den Act. Philos. Th. 1, S. 545. Gabriel Naudé, der Herausgeber dieser Schrift, versichert, daß Campanella ihm dieselbe in die Feder dictiret habe; allein aus dem guten und reinen Style erhellet, daß Naudé etwas mehr daran gethan, als blos nachgeschrieben. Des Campanella eigener Styl ist in allen seinen Schriften verworren, dunkel, und höchst barbarisch. S. Clement l. c. S. 174.

43. Johann Rudolph Glauber, ein Charlatan.

Glauber hat so wie Becher, das unverdiente Glück gehabt, daß er immer von sehr vielen für einen großen Mann in seiner Kunst gehalten worden, und zum Theil noch gehalten wird. Ich gebe gerne zu, daß er in der Chymie manche gute Einsichten gehabt; allein ich weiß nicht, ob das für einen Menschen, der seine ganze Lebenszeit an dem Schmelztiegel zugebracht hat, ein großes Verdienst ist. Von einem solchen ist man ohnehin schon berechtiget, vorzügliche Kenntnisse in seiner Kunst zu erwarten, zumahl wenn man, wie Glauber, Gelegenheit gehabt hat, sie durch weitläufige Reisen und Kosten anderer auf alle nur mögliche Art zu erweitern. Wenn man denn aber diese große Erwartung nicht erfüllet findet, sondern bey einigen wenigen guten Einsichten viele Unwissenheit, eine gränzenlose Prahlerey, und einen herrschenden Hang, sich durch große Vorspiegelungen von der Leichtgläubigkeit anderer zu nähren, antrift: so weiß ich nicht, ob ein solcher Mann noch einiger Achtung werth ist. Die Nachrichten von seinem Leben sind sehr selten und sparsam *), und da ich

*) In Kästners medicinischen Lexico kommt er gar nicht vor, und im Jöcherschen Gel. Lex. werden blos die Titel seiner Schriften angeführet.

bey keinem mir bekannten Schriftsteller etwas befriedigendes gefunden, so habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, aus seinen zahlreichen Schriften die hierher gehörigen Nachrichten zusammen zu lesen.

Daß Franken sein Vaterland gewesen, sagt er in seinen Schriften mehr als einmahl selbst, und nach Herrn Fuchs ist er zu Carlstadt gebohren worden. Eben daselbst wird das Jahr 1604 als sein Geburthsjahr angegeben. Vielleicht ist 1603 das richtigere; dann in dem 1668 geschriebenen Glauberus concentratus sagt er S. 51 selbst, daß er sich damahls noch in seinem Anno Climacterico (dem 65sten Jahre seines Alters) befunden habe; nach welcher Angabe er denn 1603 gebohren seyn müßte. Von seinen Aeltern und ersten Erziehung finde ich nichts. Er selbst versichert *), daß er nie auf hohen Schulen gewesen, sondern von Jugend auf die Hände in die Kohlen gesteckt habe; woraus ich vermuthe, daß er die Apothekerkunst erlernet

Eloy sagt im Dictionn. de la Médécine zwar etwas mehr von ihm, aber blos im allgemeinen, von seiner Ruhmredigkeit und Charlatanerie. In Hrn. G. F. C. Fuchs Uebersicht der chymischen Literatur, (Altenburg, 1785, 8,) einer sonst sehr unordentlichen und unverdauten Compilation, habe ich noch die meisten Umstände von ihm gefunden, obgleich sehr in das Kurze gezogen. Der Verf. beruft sich dabey auf Goosen von Brenswyk Silvere Rivier ofte Konings Fontein; da ich aber dieses Buch weder besitze noch erfragen können, so weiß ich nicht, ob daselbst noch mehrere Nachrichten von ihm befindlich sind.

*) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 1, S. 96.

hat, und auf dieselbe gereiset ist. Allein er muß dabey sehr frühe auf die Alchymie gerathen seyn, indem er selbst sagt *), daß er in seiner Jugend manches Land durchreiset, und fleißig nachgeforscht habe, ob er einen erfahrnen Philosophum (Goldmacher) finden können, habe seine Erwartung aber niemahls erfüllet gesehen, ob er gleich zuweilen einen fleißigen Medicum angetroffen habe, der seine chymischen Arzeneyen selbst bereitet.

Da die Goldseuche in dem vorigen Jahrhunderte fast alle deutsche Höfe besessen hatte, und man überall Laboratoria hielt, in welchen ein junger Mensch, der mit der Chymie umzugehen wußte, willkommen war, so fiel es dem Glauber nicht schwer, in solchen Anstalten unterzukommen, und auf Kosten anderer zu laboriren, wie er denn unter andern zwey Jahre in dem Laboratorio eines gewissen fürstlichen Hofes zubrachte, welchen er doch nicht nennet. **) Vermuthlich ist es von solchen Reisen auf chymische Abenteuer zu verstehen, wenn es bey Hrn. Fuchs heißt, daß er sich vor seiner letzten Niederlassung in Holland, in den Niederlanden, nachher zu Salzburg, dann zu Kitzingen, zu Frankfurt am Mayn und zu Cöln am Rhein aufgehalten habe. Daß er in Wien und Basel gewesen, versichert er in seiner Schrift de natura salium selbst. Doch erhellet aus seiner eigenen Versicherung, daß er vor seiner Ankunft in Hol-

*) Von den drey alleredelsten Gesteinen S. 32.
**) Fegefeuer der Weisen, S. 44.

land eine Zeit lang, in Kitzingen, und zwar noch 1645, gewohnet habe *). Er will die Welt bereden **), daß er während dieses Aufenthaltes einmahl zurück gebrachtes aufgeschlossenes Gold an die Wurzel eines Weinstockes geleget, da denn derselbe vergoldete Beeren getragen habe; ein Umstand, welcher schon einen kleinen Vorschmack von der Wahrheitsliebe des Menschen geben kann. Wahrscheinlicher ist, daß er dem Bischof von Bamberg und dem Markgrafen von Anspach, allerley Projecte gemacht, so wohl die unzeitigen flüchtigen Golderze mit Nutzen zu schmelzen, als auch Gold aus den Eisenerzen zu gewinnen ***), wovon aber keines gelingen wollte; kein Wunder, denn da ihm als einem Goldkoche beständig dieses edle Metall vor Augen schwebte, so sahe er es auch überall, und sollte er oft auch nur Schwefelkies für Gold angesehen haben.

Daß er dabey, wie jeder rechtschaffener Alchymist, ein ganzer Schwärmer war, der an Erscheinungen und Offenbahrungen glaubte, erhellet aus folgendem Mährchen †), wenn man dasselbe nicht lieber auch für eine vorsetzliche Erdichtung halten will. Er hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wie er ein Ferment finden könnte, die Metalle in Gährung zu bringen, und durch dieses Mittel

*) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 3, S. 23.

**) Contin. mirac. mundi in Opp. Th. 1, S. 271.

***) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 3, S. 144, 228.

†) Feuerbüchlein, S. 42 f.

einen Metallgeist zu erhalten. Alles sein Nachdenken war vergebens, bis ihm endlich Gott um 1630 das Geheimniß durch ein Gesicht offenbahrete. Es traumte ihn, als wenn er ganz melancholisch auf dem Felde spatzierte, und über die Schriften der Alchymisten nachdachte. Indem kam ein alter grauer Mann zu ihm, und redete ihn mit folgenden Worten an: „Sohn, warum „bist du so traurig? Was fehlet dir?“ — Der Träumer erschrack, weil er allein zu seyn glaubte, und der Alte seinem Vater ähnlich sahe. Doch faßte er endlich Muth und sagte: Sollte ich nicht traurig seyn, da ich mich schon so viele Jahre mit den Schriften der Philosophen geschleppt habe, und doch nichts Kluges darin finden kann? denn je mehr ich lese, desto verwirrter werde ich. — Der Alte sprach weiter nichts, als: ex fece, de fece, debes carpere vinum tuum. In der Alchymie muß alles räthselhaft seyn, folglich sind es auch die göttlichen Offenbahrungen. Glauber wachte auf, schlief wieder ein, erwachte wieder, und hatte er vorher nicht gegrübelt, so grübelte er jetzt, aber ohne das geringste heraus zu bringen, bis ihm endlich nach dreyßig Jahren der Spiritus volatilis metallorum in die Hände fiel, und eine neue göttliche Eingebung ihn daraus seine Metallhefen machen lehrete. Das mag mir doch eine Offenbahrung seyn!

So wenig umständliches ich auch vor seiner Niederlassung in Holland von ihm angeben kann, so ist doch gewiß, daß er den größten und besten

Theil seines Lebens dem Goldwurme nachgegangen ist, und dabey, wie es scheint, immer auf anderer Kosten laboriret hat. Allein, als er sahe, daß er von dem gewünschten Ziele immer gleich weit entfernt blieb, und er sich durch das viele Schmelzen des Arseniks, Auripigmentes, Kobalds, Queckssilbers und Zinnobers nur einen leeren Beutel und siechen Körper errang: so gab er endlich das Goldmachen als ein Hauptgeschäft auf, und entschloß sich, die Kenntniß, welche er von chymischen Arzeneyen in den vorigen Zeiten bekommen hatte, zu nützen, und von ihrem Ertrage vermittelst seiner Marktschreyerey sich und seine Familie zu ernähren *); aber ohne doch die Alchymie dabey ganz an den Nagel zu hängen, sondern vielmehr seine vorgegebenen Geheimnisse so theuer als möglich an den Mann zu bringen.

Er begab sich daher, und zwar wie es scheinet, um 1648 nach Holland, dem Paradiese aller Abenteuerer und Charlatane, wo er die reiche Leichtgläubigkeit am besten brandschätzen zu können glaubte. Vielleicht hätte er sich auf eine ehrliche Art hinbringen können, wenn er die gehörige Klugheit angewandt, und sich an der medicinischen Chymie begnüget hätte. Er gab auch wirklich 1648 seinen philosophischen Ofen heraus, welches unstreitig sein bestes Buch ist, weil es die Ausübung der Chymie, welche damahls noch mit vielen unnützen Weitläuftigkeiten verbunden war, kürzer und bequemer vor-

*) Von den drey alleredelsten Steinen, S. 32 f.

trug, und daher geschickt war, ihn als einen erfahrenen Chymiker anzukündigen; allein seine Prahlerey und sein unverständiger Aufwand verdarb ihm bald alles. Er miethete sich für 1000 Fl. jährlich ein großes massives Haus in Amsterdam, welches schon vorher von einem Alchymisten besessen war, und sieben feuerfeste Laboratoria hatte, ließ kleine und große Oefen, Wind- und Stichöfen bauen, große und kleine Blasebälge anrichten, kaufte eine Menge Geräthschaften und Meublen, und nahm viele Leute und Arbeiter an. Zugleich verschickte er seine Arzeneyen durch ganz Europa, und posaunte sie als ein Charlatan mit vollen Backen aus, denn alle seine folgenden Schriften sind insgesammt nichts als Anpreisungen seiner Geheimnisse und Medicamente, welche er für Geld ausbiethet, und daher ihre Zubereitung sorgfältig verschweiget, weil man, wie er sehr höflich sagt, die Perlen nicht für die Säue werfen müsse *).

Indessen scheinet es doch nicht, daß seine Marktschreyerey die gewünschte Wirkung gethan, wenigstens trug sie ihm nicht so viel ein, als ihm sein unbesonnener Aufwand kostete, denn er sahe sich in wenig Jahren genöthiget, die theure Miethe aufzugeben, seine meisten Geräthschaften zu verkaufen, und sich mit seiner Gold- und Tropfenküche in die Enge zu ziehen. Zwar erzählet er die Sache sehr zu seinem Vortheile, und schiebt die ganze Schuld auf böse Menschen. Das Haus,

*) Von den drey alleredelsten Steinen, S. 9, 16.

sagt er *), sollte Schulden wegen verkauft werden, und da kamen durch die Bosheit des Mäklers, der den Verkauf zu besorgen hatte, seine eigenen Geräthschaften in Concurs, und ob gleich der Mäkler seine verdiente Strafe erhielt, indem er plötzlich von dem Teufel gehohlet ward, Glauber auch zwey Jahre prozessirte, so erhielt er doch nichts wieder. Allein man siehet aus allen Umständen, daß die goldene Kunst ihm nicht Stich hielt, daher er sich genöthiget sahe, wenigstens seinen Aufwand zu vermindern, wenn er auch seine Einnahme durch Charlatanerie nicht sollte vergrößern können. Er gestehet selbst, daß er wenig Geld eingenommen, und sich daher zuweilen genöthiget gesehen, bey guten Freunden zu borgen, aber oft abschlägige Antwort bekommen. Zwar setzt er weislich hinzu, habe es ihm nicht an Gold, sondern nur an Silbergeld gefehlet, daher er ihnen auch schöne Ungarische Ducaten von einem Schlage gewiesen; allein, auch das wollte sie nicht kirre machen, indem sie sein Gold für gemacht hielten. Wenn jemand diese Bemäntelung seiner Verlegenheit für gegründet hält, so habe ich nichts dawider; wenigstens sollte man es von dem Glücklichen, der andere durch seine Geheimnisse zu dem Besitze von Millionen verhelfen konnte, nicht glauben, daß er jemahls in die Verlegenheit zu borgen, würde kommen können.

Denn daß er dergleichen zu haben vorgab, erhellet aus den vielen Schriften, welche er von 1651

*) Eben das. S. 10 f.

an bekannt machte, und worin er sie mit der unerträglichsten Prahlerey zum Verkaufe ausbot. Nur ein paar Beyspiele zur Probe.

Die erste Windbeuteley, mit welcher er auftrat, war die Goldtinctur, oder das Aurum potabile, welches seit des Roger Baco Zeit nächst dem Steine der Weisen das Leibpferd aller Alchymisten und Goldhasen war, daher Glauber kein rechtschaffener Goldmacher hätte seyn können, wenn er es nicht auch geritten hätte. Er gab deshalb 1651 eine eigene Schrift heraus, worin er sie mit aller einem Charlatan eigenen Ruhmredigkeit empfahl, und diese Empfehlung in fast allen seinen nachfolgenden Schriften wiederhohlte. Aber es war auch der Mühe werth; denn nach dem Glauberus concentratus verkaufte er die Unze für 6, so wie eine ähnliche Silbertinctur für 2 Ducaten. Man weiß jetzt, was man von allen solchen Auflösungen zu halten hat; aber schon zu Glaubers Zeit hatte Kunkel *), ein ganz anderer Chymicus, ob er gleich auch einen kleinen Goldschuß hatte, bewiesen, daß alles bloße Geldschneiderey sey, indem sich das Gold auf die vorgegebene Art unmöglich auflösen oder extrahiren lasse; wenn es aber auch möglich seyn sollte, daß es die vorgegebenen Wunder nicht hervor bringen könne.

1653 gab er sein Miraculum mundi heraus, worin er seinen menstruum universale aus dem

*) In den nützlichen Observationen, Hamburg, 1676, 8.

Salpeter anpreiſet, welches nichts anders als der Liquor nitri fixi iſt, deſſen Erfindung ihm gemeiniglich zugeſchrieben wird, und welchen er in einer andern Schrift ſchon unter dem Nahmen des Alkaheſt ausposaunet hatte. Vermittelſt dieſes Menſtrui konnte er nicht allein alle Körper, ſelbſt Gold und Silber aufſchließen, ſondern auch alle flüchtige und unzeitige Erze damit in drey Stunden figiren und flüchtig machen, das Silber und jedes unvollkommenes Metall innerhalb drey Stunden damit goldhaltig machen, ja vermittelſt deſſelben auf dem kürzeſten Wege zu dem Steine der Weiſen gelangen. Er iſt zugleich eine Univerſal-Medicin in allen Krankheiten, welche er der Länge nach mühſam aufzählet, von der Peſt, Venus-Seuche und Waſſerſucht an, bis auf das Zahnweh. Die Mahler können damit die ſchönſten Farben bereiten, die Bildhauer ihre Werkzeuge damit härten, die Uhrmacher Eiſen und Stahl damit zuſammen löthen, die Schneider Flecken damit aus Kleidern bringen, die Bäcker den Teig damit gehen machen, die Gärtner, die Früchte damit zur Reife bringen, wenn ſie ihn an die Wurzel gießen, und die Bauern, wenn ſie den Saamen darein weichen, die Fruchtbarkeit vermehren, und die Feldfrüchte früher zur Reife bringen. Kurz, es iſt beynahe nichts zu erdenken, wo dieſer Spiritus nicht ſollte Wunder thun können, welches alles mit der ekelhafteſten Weltſchweifigkeit hergezählet wird. Dieſer fixe Salpetergeiſt iſt jetzt bekannt genug, daher ich nicht nöthig habe, die Aufſchneiderey aufzudecken. Er giebt dabey

nicht undeutlich zu verstehen, daß er zwar dieses Wunder selbst heraus gebracht habe, daß es aber doch nichts ganz Neues sey, indem schon die alten Goldmacher dasselbe gekannt hätten. Wenigstens machte schon Paracelsus von einem ähnlichen Alkahest oder allgemeinen Auflösungsmittel eben so viel Geschrey.

Seine Pharmacopoea spagirica, welche 1654 erschien, mag immer noch manches brauchbare enthalten, wenigstens für sein Zeitalter; aber es ist doch auch mit sehr vieler Charlatanerie und Anpreisung seiner Medicamenten und Geheimnisse durchflochten, so, daß sie, so wie alle seine übrigen Schriften, blos um dieser willen geschrieben zu seyn scheint.

In der Wohlfahrt Deutschlandes aber, welche von 1656 bis 1661 in sechs schwachen Theilen heraus kam, übertrift er sich selbst, denn sie steckt ganz voller Geheimnisse, die er mit der unverschämtesten Prahlerey feil biethet. Er kann Wein und Bier durch Einsieden bis zur Honigdicke concentriren, und hernach durch Vermischung mit Wasser wieder in Wein und Bier verwandeln. Er hat eine Holzpresse, nicht allein alles unnütze Holz, sondern auch alle Pflanzen dadurch auszupressen, da man denn Salpeter daraus sieden, und unglaubliche Reichthümer damit gewinnen kann. Er weiß die Kunst, nicht allein aus dem Kochsalze, sondern auch aus dem Seewasser Gold zu schmelzen, und durch Hülfe des Salpeters alle flüchtige und unreife Mineralien zu zeitigen, daß sie im Schmelzen beständig Silber und Gold von sich geben, und was des Dinges mehr ist. Zugleich gibt er nicht undeutlich zu

verstehen, daß er auch in der Alchymie vorzügliche Geheimnisse besitze, welche er der Welt zum Besten auf Verlangen offenbahren wolle; versteht sich gegen gute Bezahlung. Zuweilen stellet er sich, als wenn er etwas entdecken wolle, hält aber gleich zurück, und sagt, daß man es den Eseln nicht zu leicht machen, und die Perlen nicht vor die Säue werfen müsse. Ueberhaupt ist er mit unter unausstehlich grob. „Ich hätte nicht glauben können, „heißt es an einem Orte *), daß in der Welt solche „dumme Esel wären, die nicht so viel Lichts in „der Natur haben sollten, dieses zu begreifen, daß „aus Holz Salpeter werden könnte. Nun habe „ichs aber erfahren, daß deren viel, die für groß „wollen angesehen, und sich dafür nennen lassen, „nicht allein daran gezweifelt, ob es der Kunst zu „thun möglich wäre, sondern öffentlich dagegen „gestritten, und als ein unmöglich Werk ausge„schrien; das mögen wohl rechte Esel seyn, und „nimmt mich sehr Wunder, daß man solche Nar„ren hochgelehrt titulirt, die so gar nichts im Licht „der Natur verstehen oder wissen.“ Daß seine Gegner, worunter er sich besonders mit einem gewissen Farner und Anton Nissen viel zu thun macht, welchen letztern er seinen gewesenen Jungen nennet, nicht besser wegkommen, kann man sich leicht vorstellen. Wider Farnern schrieb er 1656 eine eigene Apologie, welche voller Grobheit ist. Ein anderer Gegner war ein gewisser Johann Harprecht

*) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 2, S. 95.

Stark, ein herum irrender Goldmacher, welcher sich für einen Sohn Sendivogs ausgab, sich auch zuweilen Salomon Angel nannte, und verschiedene Schriften heraus gegeben hat.

Man müßte die Leichtgläubigkeit des großen Haufens aller Art nicht kennen, wenn man zweifeln wollte, daß seine Windmachereyen nicht manchen nach den großen Geheimnissen, welche er versprach, und nach den Reichthümern, welche damit gewonnen werden konnten, lüstern gemacht haben sollten, welcher ihm denn sein Vertrauen theuer genug bezahlen mußte. Er selbst versichert *), daß unter andern der Abt von Stablo aus Westphalen ausdrücklich zu ihm nach Amsterdam gekommen sey, die Kunst, das flüchtige Gold in unreifen und armen Erzen zu figiren und zu gewinnen, von ihm zu lernen. Allein der Abt sey bald nach seiner Rückkunft mit Tode abgegangen, hätte also die ihm mitgetheilte Kunst nicht anwenden können. Vermuthlich verlohr der Abt dadurch die Zeit und Gelegenheit, sein aufgewandtes Geld zu bereuen, denn es wird in mehrern Schriften dieser Zeit darüber geklagt, daß Glauber seine Kunden betrogen, und ihnen entweder ganz unmögliche Dinge, oder doch bekannte und nur durch seine Prahlerey neu aufgestutzte Handgriffe für vieles Geld verkauft habe. Oft verkaufte er auch einem Liebhaber einen Prozeß sehr theuer, mit dem Versprechen, daß er ihn keinem andern bekannt machen

*) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 3, S. 232.

wollte; hielt aber nicht Wort, sondern ein solcher Prozeß war ihm unter eben derselben Bedingung so oft feil, als sich nur Liebhaber dazu fanden *). Daß viele seiner Prozesse bloße Wirkungen seiner Einbildungskraft waren, und daß er in Holland überhaupt der große Laborant nicht war, für den er doch wollte gehalten wissen, scheinet aus dem Monconys zu erhellen **), der ihn 1656 besuchte, aber fand, daß er gar nichts mehr that, auch nicht einmahl einen Ofen hatte. Monconys, der doch sonst ein großer Verehrer chymischer Abenteuer war, macht überhaupt wenig aus ihm, und sagt, daß er weiter nichts, als eine purpurrothe Mixtur, welche er für Goldtinctur ausgegeben, und zwey Arten Phosphorus bey ihm gesehen habe. Glauber versichert zwar an mehrern Orten seiner Schriften, daß er sein weitläuftiges Laboratorium mit Fleiß in das Kleine gezogen habe, weil er die Kunst verstehe, alle chymische Arbeiten auf seinem

*) Eloy im Dictionn. de la Médécine. Barner sagt von ihm in der Vorrede zu seiner Chymie: Et sane dolendum est, tot mendacia falsosque processus ordine ab aliis exscriptos ac subscribentium more approbatos, circumferri hodie, ignorantiæque quæ malorum mater est, accessit vana quædam persuasio, qua plurimi sibi suaviter fingunt, processus experientiæ eos æque respondere, prout quidem opinioni suæ ac conceptæ spei credentes. In hoc scribendi genere hodie insigniter excelluit Glauberus, qui quicquid de nocte vel somno concepit, somnioque, subito chartæ commisit ac publicæ luci. Hinc tot in eum opprobria prostant publice, tot querelæ, tot mendaciorum reus agitur.

**) Monconys Reisen, S. 654 der deutschen Uebersetzung.

Bette und bey einem Lampenfeuer zu verrichten. Allein das ist unstreitig eine seiner gewöhnlichen Aufschneidereyen, und es scheint vielmehr, daß er aus Mangel an Absatz, und aus Armuth sein Laboriren habe einstellen müssen.

Bey dieser Muße hatte er denn freylich Zeit genug, eine Skarteke nach der andern in die Welt zu schicken, und in denselben Angeln nach den Beuteln anderer auszuwerfen. So gab er 1657 unter andern seinen Trost der Seefahrenden heraus, worin er nicht nur sein concentrirtes Bier empfahl, sondern auch ein concentrirtes Wasser und Arzeneyen wider alle Seekrankheiten, und selbst wider den Hunger anboth; verstehet sich, daß es lauter Arcana waren, welche mit Gelde gelöset werden mußten. Unter den Arzeneyen empfiehlet er vorzüglich sein Goldöhl, welches zugleich ein Löwenherz und Gemüth, und gesund stark Fleisch generiren soll, so, daß man zum Sitzen keiner Polster bedarf; daher es den armen Matrosen, welche ohnehin auf den Schiffen keine Polster haben, sehr zu statten kommen mußte. Vermuthlich war dieses Goldöhl auch nichts anders als seine Goldtinctur, welche die Matrosen ihm die Unze für 6 Ducaten bezahlen sollten, um der Polster entbehren zu können. Seine Schrift de natura salium ist eine ähnliche Charlatanerie, so wie die de Medicina universali. In der ersten preiset er sein Wundersalz an, in der letzten posaunet er seine Goldtinctur von neuem aus. Beyde erschienen 1658.

Dieses sein Wundersalz, welches nichts weiter ist, als eine mit dem mineralischen Laugensalze verbundene Vitriol-Säure, wird gemeiniglich für Glaubers Erfindung gehalten, und daher auch noch jetzt in den Apotheken von ihm benannt. Allein Kunkel versichert *), daß dieses Salz in dem Churfürstlichen Laboratorio zu Dresden schon über hundert Jahr vor Glaubern bekannt gewesen, und daß dieser kein anderes Verdienst um dasselbe habe, als daß er ihm den prächtigen Nahmen beygeleget. Kunkel hatte viele Jahre in dem Sächsischen Laboratorio gearbeitet, und dabey das Archiv in seiner Verwahrung gehabt, daher er die Sache wohl wissen konnte. Mit welcher marktschreyerischen Beredsamkeit Glauber dasselbe anpreiset, mag aus folgender Probe erhellen: „Spitze „nun deine Ohren und thue deine Augen auf, und „merke, was ich dir Gutes vom Salze sagen werde, „probire oder prüfe solches, ob es mit Gott, der „Natur und Wahrheit überein kommt. Thust „du dieses, so zweifele ich nicht, es werde dir ein „großes Licht aufgehen, und du gleichsam ein neu„gebohrner Mensch werden; wiltu aber aus Hof„farth oder Hochmuth solches, das du nicht ver„stehest, oder verstehen noch lernen willst, verach„ten, so bistu ein Narr und bleibst ein Narr, „wenn dir schon Aristoteles, alle Professores und „Doctores auf den langen Ohren säßen, und du „mit

*) In seinem Laboratorio chymico S. 681.

„mit solchen, (wie der Esel mit seinem Sack),
„deine Thorheit und Hoffarth zu bemänteln herum-
„trügest.“ Er nennt es bald den grünen Löwen, bald seinen güldischen Liquor, bald Sal elixum, bald Vitriolum Solis, bald Sal aureum, und gibt es wieder für ein allgemeines Auflösungsmittel aller Körper, selbst des Goldes, für eine Universal-Medicin, kurz, für den größten Schatz der Welt aus, und an einem andern Orte *) heißt es gar, daß, wenn man ein todtes abgestorbenes, ja selbst zu einer Kohle gebranntes Holz, zu diesem Salze in den Tiegel lege, so werde der schwarze Todtenkörper des Holzes in einer Viertelstunde wieder grün und lebend, und mit diesem grünen Holzsafte könne man alle andere halb abgestorbene Bäume wieder grünend, wachsend und fruchtbringend machen.

Allein es scheinet doch, daß alle diese Marktschreyerey nicht die gewünschte Wirkung thun wollte, denn 1659 beschloß er feyerlich: „daß er nicht weiter gesinnet sey, zu des Vaterlandes Wohlfahrt
„ein mehrers in Druck zu geben, weil auf solche
„Weise die Perlein nur für die Schweine, und
„der Kinder Brot für die Hunde geworfen wür-
„den **).“ Dagegen wollte er dem Vaterlande einen andern wesentlichen Dienst thun, und gegen den Junii 1660 in seinem Laboratorio drey seiner wichtigsten Geheimnisse, den deutschen Fürsten

*) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 1, S. 16 f.
**) Eben das. S. 6, 29.

und ihren Abgeordneten, die er denn dazu förmlich einlud, demonstriren. Diese drey Geheimnisse waren: 1. Aus nicht geachteten und überall befindlichen Dingen einen guten Salpeter zu bereiten; 2. Vermittelst dieses Salpeters das flüchtige so wohl als fixe Gold, Silber und Kupfer ohne Schmelzen, in Menge, und mit großem Nutzen aus den Erzen zu ziehen; und 3. daß die Alchymie wahrhaftig und kein Traum sey, sondern daß alle nicht geachtete Mineralien und Metalle, bloß durch Feuer und Salz fix und zeitig gemacht, und Silber und Gold daraus gezogen werden könne. Allein er besann sich bald anders, denn da indessen der ihm so aufsätzige Farner etwas wider ihn geschrieben hatte, so schob er das ganze Ding auf, weil die Vertheidigung seiner Ehre ihm lieber sey, bedauerte aber indessen das Deutsche Vaterland, daß, wenn er indessen sterben sollte, diese kostbaren Geheimnisse mit ihm untergehen würden *).

Um eben die Zeit machte er mit einer neuen Windbeuteley viel Geräusch, nehmlich mit seinem feurigen Wasser **), welches er schon vor 20. Jahren erfunden haben wollte, es aber, weil es mehr Schaden als das Schießpulver thun könnte, aus christlicher Liebe bisher geheim gehalten habe. Allein, da jetzt in der ganzen Christenheit Friede sey, und die Türken immer mehr anfingen, die Christen zu verfolgen, so habe er alle andere wich-

*) Eben das. S. 29.

**) Deutschlands Wohlfahrt, Th. 6, S. 25, 50, 62.

tige Geschäfte bey Seite gesetzt, und dieses feurige Wasser in Menge bereitet, es wider die Türken zu gebrauchen, um so viel mehr, da es niemanden tödte, sondern man vermittelst desselben den Feind nur gefangen nehmen könne. Es sey so wirksam, daß auch Weiber, wenn gleich der Feind schon in die Stadt gedrungen sey, denselben damit überwältigen könnten. Da er nun nicht zweifele, daß diese Erfindung begierig werde gesucht werden, so habe er einige dazu dienliche Instrumente verfertigen lassen, und sie nebst dem feurigen Wasser an solche Orte geschickt, wo man den Türken Widerstand thun müsse. Dieses sein nasses Feuer sey desto nützlicher, da Wasser dasselbe nicht lösche, sondern man mit demselben vielmehr unter dem Wasser Kugeln und Granaten schießen könne. Zuletzt erstaunt er über seine eigenen Erfindungen, und glaubt gänzlich, daß eine solche wundervolle Zeit vorhanden sey, dergleichen die Menschen seit der Sündfluth nicht erlebet haben.

Allem Ansehen nach hat er damit den rauchenden Salpetergeist gemeinet, der da entstehet, wenn man den Salpeter mit der Vitriolsäure destilliret, da man denn eine Säure erhält, welche rothe Dämpfe ausstößt. Man schreibt diese Erfindung gleichfalls dem Glauber zu, ob es sich gleich damit auch so verhalten mag, als mit seinem Wunderſalze. Was aber auch sein feuriges Wasser oder nasses Feuer gewesen seyn kann, so wird die unverschämte Auffschneiderey wohl einem jeden in die Augen leuchten.

Sie konnte daher auch wohl zu ihrer Zeit keinen Eindruck machen, und wenn sie es gethan hätte, so ward Glauber gar bald außer Stand gesetzet, Nutzen davon zu ziehen, denn das viele Gift, welches er bey seinem vorigen Laboriren im Arsenik, Kobalt u. s. f. seiner eignen Versicherung nach, in sich gezogen hatte, machte ihn schon 1660 oder doch das Jahr darauf so contract und bettlägerig, daß er alles Laboriren aufgeben mußte, und die ersten zwey Jahre beynahe keine Hand rühren konnte. Von 1662 an ward er in so weit besser, daß er schreiben, und von Zeit zu Zeit aufstehen konnte; allein er behielt doch einen siechen Körper bis an seinen Tod. Ganz natürlich wird man fragen, wie ein Mensch, der so viele Universal-Arzeneyen in seiner Gewalt hatte, die in allen nur möglichen Krankheiten Wunder thaten, sich nicht von der Lähmung heilen können? Sie hängt mit einer andern zusammen, der nehmlich, wie es möglich war, daß ein Mensch, der so viele alchymische Geheimnisse besaß, unendliche Reichthümer zu erwerben, der aus allen Mineralien, ja aus allen Körpern, bis auf das Salz und Seewasser, mit leichter Mühe und geringen Kosten Gold und Silber ziehen konnte, doch immer so arm war, daß ihm auch zu Amsterdam Holz und Kohlen zu theuer waren? Beyde Fragen beantworten sich auf einerley Art.

Doch, um ihm auch nicht Unrecht zu thun, so that Gott, nachdem er zwey Jahr völlig contract gewesen war, vermittelst seiner Arzeney, wirklich

ein Wunder an ihm *). Er verweiset zwar in Ansehung desselben auf seine Schrift: In herbis, verbis & lapidibus magna est virtus; allein das ist gerade eine von den wenigen, welche ich nicht besitze. Ich vermuthe indessen, daß es eben dasselbe Wunder gewesen, welches er in einer andern Schrift **) umständlich gedenkt, aus welcher ich es mit seinen eigenen Worten erzählen will. Nachdem er seinem philosophischen Salze, (vermuthlich sein Wundersalz), eine seiner gewöhnlichen Lobreden gehalten, und unter andern auch behauptet hatte, daß es so leicht und fröhlich mache, daß man sich auch wie ein Vogel aus eigener Kraft von der Erde erheben könne, führet er zum Beweise sein eigenes Beyspiel an. „Denn da ich, fähret er fort, zu„vor vier ganzer nach einander folgender Jahre die „mehrere Zeit auf dem Bett in Schwachheit zu„bringen müssen, und in währender Zeit durch „viel Speculiren und Probiren endlich die Wahr„heit gefunden, das wunderthätige Salz auf Me„talle und Stein probirt, und solches nach der „Beschreibung der Philosophen alles richtig befun„den, so hat sich meine ganze Natur gleichsam „darüber entsetzet, und so merklich von Tage zu „Tage verbessert, daß ich mich nicht genugsam dar„über verwundern, und Gott für solche große „Gaben danken können. Denn da ich zuvor gar „selten vor Mittag wegen Schwachheit aus dem

*) Glauberus concentratus, S. 52.

**) Von den dreyen Anfängen der Metalle, S. 115.

„Bette kommen, hernacher aber frühe aufstehen, „und wiederum in mein Laboratorium gehen kön„nen, welches mir zuvorn unmüglich gewesen. — „Auch habe ich mehr als ein ganzes Jahr aus „Schwachheit des Leibes, kaum zur Noth bisweilen etliche Zeilen schreiben können, welches verhindert, daß in zwey Jahren nichts von mir in „den Druck gekommen ist u. s. f.“ Also hatte das bloße Meditiren über sein Wundersalz die Besserung gewirket; was würde erst geschehen seyn, wenn er es wirklich eingenommen hätte? Er mag es nun eingenommen haben oder nicht, so ward er doch nie völlig hergestellet, indem er in allen folgenden Schriften über seinen bettlägerigen Zustand klagt.

Aber so bald er nur wieder so weit hergestellet war, daß er seine Fäuste gebrauchen konnte, ging auch das Schreiben und Ausschneiden wieder an, und je älter er ward, und je mehr sein Bedürfniß wuchs, desto unverschämter ward er auch in seinen Prahlereyen. 1663 erschien sein Feuerbüchlein und sein Gesprächbüchlein. In dem ersten prahlet er von verschiedenen Arten geheimen Feuers, ewige Lampen zu machen, u. s. f. unter andern auch von seinem Wasserfeuer, Gold und Silber radicaliter damit aufzulösen. Das Gesprächbüchlein ist blos eine Anpreisung seiner Universal-Medicin, von deren vorgegebenen Kraft sein eigener Zustand doch die beste Widerlegung war. In dem Novum lumen chymicum, welches 1664 erschien, behauptet er, daß man in allen Orten der Welt, wo es nur Sand und Steine gebe, Gol

in Menge aus denselben ziehen könne, indem man keinen Fuß hinsetze, wo nicht Gold wäre; den Kalkstein allein ausgenommen, als welcher nicht goldhaltig sey. Die Art und Weise aber, wie es ausgezogen werden könne, behält er weislich für sich; doch ist sie so leicht, daß ein einziger Mann in einem Tage 1000 Pfund Sand extrahiren könne.

Eloy versichert, Glauber habe die Staaten von Holland beredet, daß man aus dem Sande Gold schmelzen könne; man habe auch wirklich Versuche gemacht, allein das gewonnene Gold habe die Kosten nicht getragen. Nach des Windbeutels Vorgeben war die Sache allerdings thunlich; allein ich finde nicht, daß man auf seine Prahlereyen geachtet. Eloy hat vermuthlich den Glauber mit Bechern verwechselt, der eben dasselbe für möglich hielt, und in Holland wirklich Versuche machte, wie ich in seinem Leben erzählet habe. Ueberdies war Glauber jetzt bettlägerig, und zu solchen Versuchen wohl nicht geschickt. Ich bemerke noch den Widerspruch, daß er hier in allen in Holland befindlichen Stein- und Sandarten Gold finden wollte, an andern Orten aber sein unterlassenes Laboriren damit entschuldiget, daß es in Holland keine goldhaltige Mineralien gebe. Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Widersprüche des Unholds rügen wollte.

Aus dem Jahre 1665 ist mir keine Schrift von ihm bekannt; vielleicht verstattete seine Krankheit ihm nicht zu schreiben. Aber 1666 gab er die Schrift von den drey Anfängen der Metalle heraus, welche wieder Anpreisungen seiner Geheim-

nisse und Arzeneyen enthält. 1667 erschien die Schrift über die höllische Göttin Proserpina und im folgenden Jahre die de Elia Artista. In der ersten deutet er die Fabel von der Proserpina auf die Alchymie, und preiset zugleich seine Erfindung an, aus dem Silber mit gutem Nutzen Gold zu machen, und aus allen unedlen Metallen beständig Gold und Silber zu scheiden. Die Schrift de Elia Artista, ist wieder eine Empfehlung seines Wundersalzes, denn aus Elias kommt durch Versetzung der Buchstaben mit einer geringen Veränderung Salia heraus. Das Purgatorium Philosophorum, welches 1668 erschien, enthält eine ähnliche Anpreisung. Er behauptet zugleich, vermittelst des Auri fulminantis könne man Eisen und Stahl in Gold verwandeln, und betheuert, daß er einmahl 20 bis 30 Nadeln nur mit der Spitze halb in das Fulmen gesteckt habe, da denn die untere Hälfte zu schönem Golde geworden sey.

Man frage mich nicht, warum er nicht mehr Eisen auf diese Art in Gold verwandelt habe, seiner Armuth abzuhelfen; denn 1669 kam er so weit herunter, daß er auch alle seine noch vorräthigen Präparata nebst allen seinen Geräthschaften und Büchern zum Verkaufe ausboth. Er schrieb deswegen den Glauberus concentratus, worin er seine Geheimnisse nochmahls anpries, und zugleich seine Habseligkeiten feil both. Er sagt in der Vorrede, ob er gleich seit sechs Jahren so krank sey, daß er nicht von dem Bette aufstehen könne, so wolle er doch nicht aufhören, der bösen undank-

baren Welt noch mehr Gutes zu thun, und seinen Lohn dafür in jenem Leben erwarten.

Und da es zu bejammern seyn sollte, wenn solche herrliche und ungemeine Medicamenta als er habe, nach seinem Tode an unwürdige und hoffärtige Faullenzer gerathen sollten; so wolle er sie lieber noch bey seinem Leben unter die Bedürftigen für einen billigen Preis austheilen. Nun, damit man von der Billigkeit des Preises urtheilen könne, will ich einige der vornehmsten Medicamente hersetzen.

Panacea auri, von Purpurfarbe, die Unze 4 Ducaten.

Eine andere aus dem Antimonio, von gelblicher Farbe, die U. 4 Duc.

Lapis ignis aus dem Mercurio Antimonii bereitet, die U. 8 Duc.

Elixir proprietatis, die U. 1 Duc.

Nepenthes, eine schlafmachende Medicin, die U. 4 Duc.

Mercurius fixus corallinus, gegen das Podagra, die U. 8 Duc.

Gold-Vitriol, ohne Corrosiv gemacht, die U. 4 Duc.

Goldgelbes Aurum potabile, 6 Duc.

Absynthium minerale oder weisser Silber-Vitriol, 2 Duc.

Argentum potabile, 2 Duc.

Elementum ignis ex sulphure non fixo, 1 Duc.

— ex Sulphure fixo, das höchste Cordial, die U. 20 Duc.

Elementum Veneris, 1 Gran $\frac{1}{5}$ Thaler.
Liquor Alkaheſt, 1 Pfund 1 Thal.
Sal Tartari volatile, die Unze 1 Duc.
Mercurius vini ſ. Sal coeleſte ex Spiritu Vini, die Unze 8 Duc.
Sal volatile Corallorum & Perlarum, die Unze 4 Duc.
Mercurius Saturni per ſe gemacht, die Unze 8 Duc.
Mercurius Martis, die Unze 20 Duc.

Es ſcheinet nicht, daß es auf dieſen Ausruf viele Ducaten bey ihm geregnet habe, denn im folgenden Jahre nahm er wieder zu ſeiner gewöhnlichen Marktſchreyerey ſeine Zuflucht. Denn in ſeinem Lapide animali will er das Geheimniß beſitzen, den Stein der Weiſen aus dem Menſchenkothe zu verfertigen, und dieſe Sauerey fängt er mit den Worten an: „Im Nahmen der allerheiligſten Dreyfaltigkeit fange ich an, die großen Wunderwerke Gottes und Geheimniſſe der Natur der finſtern böſen Welt bekannt zu machen u. ſ. f.“ In dieſer Schirft ſchnaubet er zugleich wider ſeinen Feind Farner, wider Amelung in Leipzig, und Bechern, die ſich mit ihren langen Midas-Ohren unterſtanden, ſeine Geheimniſſe für Windbeuteley zu erklären, daher er denn, um ſie recht zu Schanden zu machen, dieſes ſein Dreckgeheimniß bekannt mache. Sie ſollen aus teufeliſchen Neid ſo gar mörderiſche Buben wider ihn gedungen haben, welche mehrmahls verſucht, ihn um das Leben zu bringen.

Das war zugleich, so viel ich weiß, die letzte Schrift dieses Menschen, und sie war auch völlig werth, die Laufbahn eines solchen Fantasten zu krönen, denn er starb endlich den 19. März 1670, und ward in Westerkerk begraben. Hätte er noch länger gelebt, so würde er noch eine Menge ähnlicher Skarteken haben drucken lassen, denn er sagt an einem Orte*) selbst, daß seine bisherige Schriften noch nicht der zehnte Theil seiner Erfindungen und Geheimnisse enthielten, sondern, daß er noch ganze Folianten voll in der Handschrift vorräthig habe.

Es scheinet, daß er mehr als ein Mahl verheurathet gewesen; denn in einer seiner letzten Schriften **) gedenkt er seines jetzigen Weibes, welches denn doch wohl ein ehemahliges voraus setzet. Nun mit der letzten hatte er acht Kinder, welche 1669 noch am Leben waren, worunter aber zum Glück keines war, welches zur Alchymie Lust gehabt hätte, vermuthlich weil sie den untrüglichsten Beweis der Thorheit derselben an ihrem eigenen Vater hatten. Er versichert, er habe sie nicht zwingen wollen, denn ob gleich mit der Chymie viel Geld zu verdienen sey, indem man mit einem einzigen Prozesse täglich wohl hundert Gulden spielend zu erwerben könne, so schleppe sie doch viel Schimpf, Spott und Gefahr nach sich; daher

*) Glauberus concentratus, S. 48

**) Von den drey alleredelsten Steinen, S. 23.

hätte ein Theil seiner Kinder das Mahlen, andere etwas anders erlernet.

Ich habe zwar seiner vornehmsten Schriften bereits im vorigen gedacht; allein es ist nothwendig, sie vollständig und nach der Zeitordnung noch einmahl anzuführen. Ich bemerke vorläufig, daß Herr Fuchs bey vielen Schriften zugleich lateinische Ausgaben anführet; allein ich glaube, daß das ein Irrthum ist, welchen die lateinischen Titel, welche fast alle seine Schriften haben, veranlasset. So viel ich weiß, ist nur die einzige Schrift von der Extrahirung des Weinsteins aus den Weinhefen in das Lateinische übersetzt worden. Er selbst konnte wohl nicht Latein schreiben.

1. Furni novi philosophici oder Beschreibung einer neu erfundenen Destilirkunst. Amsterdam, 1648, 1649, fünf Theile in 8; eben daselbst 1658, 1661, 8; Frankfurt, 1652, 8; Prag, 1700, 8. In das Französische übersetzt, von du Teil, Paris, 1659, 8.

2. Annotationes über den appendicem zu Ende des 5ten Theils philosophischer Oefen. Amsterdam, 1661, 8; Frankfurt, 1702, 8.

3. Opus minerale oder Beschreibung vieler künstlichen und nützlichen metallischen Arbeiten. Amsterdam, 1651, 1652, drey Theile in 8; Frankfurt, 1655, 8; Prag, 1705, 8.

4. De auri tinctura seu auro potabili was solche sey u. s. f. Frankfurt, 1651, 8; Amsterdam, 1658, 8; Altenburg, 1678, 8; Prag, 1705, 8.

5. Miraculum mundi, oder ausführliche Beschreibung — des großmächtigen Subjecti von den Alten Menstruum universale, oder Mercurius Philosophorum genannt. Amsterdam, 1653, 1660, zwey Theile in 8; Hanau, 1653, 8; Prag, 1704, 8.

6. Pharmacopoea spagyrica, oder gründliche Beschreibung, wie man aus den Vegetabilien, Animalien und Mineralien — Arzeneyen zurichten und bereiten soll. Nürnberg, 1654, f. sieben Theile mit drey Anhängen in 8; Amsterdam, 1668, 8; cura H. F. Clauderi, Nürnberg, 1736, 4.

7. Gründliche und wahrhafte Beschreibung, wie man aus den Weinhefen einen guten Weinstein in großer Menge extrahiren soll. Nürnberg, 1654, 8. In das Lateinische übersetzt, unter dem Titel: de Tartaro ex vini fecibus, Frankfurt, 1655, 8.

8. Deutschlands Wohlfahrt. Amsterdam, 1656; 1661, sechs Theile in 8; Frankfurt, 1703, 8; Prag, 1704, 8. Der erste Theil ward unter dem Titel: Curieuser Tractat vom Gebrauch und Nutzen des Weins, Korns und Holzes zu Amsterdam, 1686, besonders wieder aufgelegt.

9. Explicatio oder des Miraculi Mundi ausführliche Erklärung. Amsterdam, 1656, 8; Prag, 1704, 8.

10. Apologie der Wohlfahrt Deutschlands — gegen Christ. Farners Lügen. Amsterdam, 1656, 8.

11. Miraculi mundi continuatio, darinnen die ganze Natur entdeckt — auch klärlich dargethan wird, daß aus dem Salpeter aller Vegetabilien, Animalien und Mineralien höchste Medicin zu bereiten möglich. Amsterdam, 1657, 8.

12. Testimonium veritatis. Amsterdam, 1657, 8.

13. Trost der Seefahrenden, darin gelehret und angewiesen wird, wie sich die Seefahrenden vor Hunger und Durst, auch Krankheiten verwahren können. Amsterdam, 1657, 8.

14. De Medicina universali s. auro potabili vero, Verehrung an alle hohe Staats-Personen. Amsterdam, 1658, 8.

15. De natura Salium, oder ausführliche Beschreibung der bekannten Salien. Amsterdam, 1658, 8.

16. De Signatura Salium, Metallorum & Planetarum, oder gründlicher Unterricht, wie man nicht allein der Salien, Metallen, und Planeten, sondern auch der Wörter und Nahmen ihre verborgene Kraft — erlernen und ausrechnen kann. Amsterdam, 1658, 8; Prag, 1703, 8.

17. Aphorismi, apologetischer Schriften — — — — — auch in seinen Operibus chym. Th. 2.

18. Annotationes über die Continuatio Miraculi mundi. Amsterdam, 1659, 8.

19. Reicher Schatz- und Sammelkasten, oder Appendix generalis über alle dessen heraus

gegebene Bücher. Erste und zweyte Centurie. Amsterdam, 1660, 8. Dritte bis fünfte Centurie, eb, 1668, 8. Soll auch bis zehn Centurien seyn fortgesetzt worden.

20. Libellus Ignium, oder Feuerbüchlein, darinnen von unterschiedlichen fremden und bis dato noch ganz unbekannten Feuern gehandelt wird. Amsterdam, 1663, 8; Frankfurt, 1703, 8.

21. Libellus Dialogorum oder Gesprächbüchlein zwischen einigen Liebhabern der Hermetischen Medicin, Tincturam universalem betreffend. Amsterdam, 1663, 8; ohne Ort, 1703, 8.

22. Novum lumen chymicum, oder eines neu erfundenen und der Welt noch niemahls bekannt gemachten Secreti Offenbahrung. Amsterdam, 1664, 8.

23. Explicatio, oder Auslegung über die Worte Salomonis: In herbis, verbis, & lapidibus magna est virtus. Amsterdam, 1664, 8.

24. Von den drey Anfängen der Metallen, als Schwefel, Mercurio, und Salz der Weisen. Amsterdam, 1666, 8.

25. Kurze Erklärung über die Höllische Göttin Proserpina. Amsterdam, 1667, 8.

26. De Elia Artista, oder was Elias Artista für einer sey. Amsterdam, 1667, 1668, 8.

27. De tribus Lapidibus ignium secretorum, oder von den drey alleredelsten Gesteinen, so

durch drey secrete Feuer gebohren werden. Amsterdam, 1667, 1668, 8; Frankfurt, 1703, 8.

28. De Purgatorio Philosophorum oder von dem Fegfeuer der Weisen. Amsterdam, 1668, 8.

29. Glauberus concentratus oder Laboratorium Glauberianum, darin die Specification und Taxation derer medicinalischen und chymischen Arcanitäten u. s. f. Amsterdam, 1668, 8.

30. De Igne secreto Philosophorum, oder geheimen Feuer der Weisen. Amsterdam, 1669, 8.

31. De Lapide animali oder von dieser animalischen Materie und Subjecto, welche Gott im Paradies dem Adamo und Evä eingepflanzt u. s. f. Amsterdam, 1669, 8.

32. Seine bis 1658 heraus gekommenen Schriften wurden in diesem Jahre zu Frankfurt, in zwey Theilen in 4. zusammen gedruckt. Eine andere Sammlung soll zu Amsterdam, 1667 in fünf Bänden 4. erschienen seyn. Man hat auch eine, Frankfurt, 1687, Fol. und unter dem Titel: Glauberus concentratus, Leipzig und Breslau, 1715, 4.

---

44. Anna Owena Hoyerin, eine Schwärmerin *).

Daß das schwächere Geschlecht bey seiner lebhaften Einbildungskraft, Mangel an gründlichen Kenntnissen und reitzbarem Nerverbaue zur Schwärmerey vorzüglich geneigt ist, ist eine alte und sehr richtige Bemerkung. Machen sie gleich nicht immer so vieles Geräusch als das männliche, und schränket sich ihre Schwärmerey gemeiniglich nur auf die Religion ein, so hat man das den eingeschränkten äußern Umständen zuzuschreiben, in welchen sie leben. Indessen fehlt es doch leider! auch nicht an einer Bourignon, Guyon, Petersen und andern, welche Aufsehen genug gemacht haben. Zu diesen gehöret denn nun auch unsere Hoyerin.

Sie war um 1584 zu Coldenbüttel im Eiderstädtischen, im Herzogthum Schleswig gebohren. Dieses Jahr erhellet aus ihren eigenen Gedichten, in welchen sie Seite 281 versichert, daß sie im Jahr 1648 vier und sechzig Jahr alt gewesen.

*) Joh. Heinr. Feustking Gynecæum hæret. fanat. S. 356, f; Moller in Cimbria litter. Th. 1, S. 263 f. und daraus Chaufepie' im Dictionn. andere, die ihrer nur mit wenig Worten erwähnen, wie Lehms in Deutschl. galanten Poetinnen Arnold in Kirchen- und Ketzer-Hist. Jöcher, im Gel. Lex. Wetzel in Liederdicht. Th. 4, u. s. f. nicht zu gedenken.

welches denn das obige Jahr gibt; daher es ein Irrthum, oder doch ein Druckfehler ist, wenn Arnold und Wetzel, sie 1548, Jöcher aber um 1594 gebohren werden lassen. Ihr Vater, Joh. Ovens oder Oweni, war ein reicher und angesehener Mann, der zugleich in der Astronomie sehr erfahren gewesen seyn soll. Moller vermuthet, daß sie ihre Schwärmerey vielleicht in dem väterlichen Hause eingesogen, bringt aber keine weitern Umstände davon bey, gedenkt auch ihres Vaters nicht unter den von ihm aufgeführten Schriftstellern, daher es mir wahrscheinlich wird, daß sich seine astronomischen Kenntnisse auf ein bischen Astrologie werden eingeschränket haben. Indessen hatten sich die Joristischen, Wiedertäuferischen und Mystischen Schwärmereyen, um diese Zeit in ganz Niedersachsen, Holstein und Schleswig gar sehr verbreitet, daher es möglich ist, daß auch er davon kann seyn angestecket worden.

Von den frühern Jahren ihres Lebens wird uns wenig gemeldet. Sie ward den 15ten April 1599 mit Hermann Hoyer, einem von Adel, Staller oder Landvogt der Landschaft Eiderstädt, verheurathet, dem sie 100000 Mark Lübisch zum Heurathsguthe mitbrachte, daher ihr Vater ein vermögender Mann gewesen seyn muß, wenn sie auch nur sein einziges Kind gewesen seyn sollte. Ihr Ehegatte muß auch Vermögen gehabt haben, weil ihm das adelige Guth Hoyerswört gehörete, welches er von seinem Vater, Caspar Hoyer, einem gelehrten und angesehenen Manne, der gleichfalls

Landvogt gewesen war, geerbt hatte *). Sie lebte mit ihrem Manne, der ihre Schwärmerey mißbilligte, in einer unzufriedenen Ehe, zeugte aber doch fünf Kinder mit ihm, deren ich hernach gedenken werde. So lange derselbe lebte, ward von ihr wenig bekannt, allein, nachdem er den 13ten Sept. 1622 gestorben war, beobachtete sie weder Mäßigung noch Klugheit mehr, besonders als sie mit dem Nicolaus Teting, einem Erzschwärmer und Goldmacher, bekannt ward, dessen Leben ich in einem der folgenden Theile beschreiben werde. Dieser hatte bereits an mehrern Orten Händel mit der Geistlichkeit gehabt, und hielt sich jetzt zu Windert im Eiderstädischen auf. Er hatte ein bischen Medicin studiret, und quaksalberte in der Gegend herum, daher die Hoyerin ihn 1623 zu sich hohlen ließ, ihren Sohn, der eben krank war, zu curiren. Da sie schon lange eine Schwärmerin war, so fiel es ihm nicht schwer, ihr den Kopf völlig zu verrücken, und sie zu allen Arten der gröbsten Schwärmerey einzuweihen. Sie behielt den Teting, den sie für einen göttlichen Propheten ausgab, zum großen Aergernisse der ganzen Gegend nicht nur bey sich, sondern machte auch aus ihrem Guthe Hoyerswört eine öffentliche Niederlage aller Wiedertäufer und Schwärmer, für deren Vorsteherin sie sich erklärte, und dem Teting Macht ertheilte, zu taufen und zu lehren, wie er wollte. Daß die Geistlichen dabey nicht

*) S. von ihm Moller in Cimbria Th. 1, S. 266.

werden stille gesessen haben, kann man sich leicht vorstellen. Anfänglich brauchten sie vielen Glimpf, und suchten sie und den Teting durch gütliche Vorstellungen von ihrem Unfuge abzubringen. Nicolaus Wedov, Propst zu Eiderstädt, mußte sich auf Befehl des Hofes den 24sten May 1623 nach Hoyerswört begeben, und ein förmliches Religions-Gespräch mit beyden anstellen, welches aber fruchtlos ablief. Teting ward darauf zu einer neuen Unterredung auf den 28sten Julii nach Oldensworth gefordert, erschien aber nicht, sondern begab sich das Jahr darauf nach Husum, wo man ihn aber auch bald vertrieb.

Sie fuhr nach seiner Entfernung nicht weniger fort, ihre Schwärmerey mündlich und schriftlich zu verbreiten, weissagte, daß 1625 Eiderstädt untergehen würde, und schmähete dabey, wie alle Schwärmer zu thun gewohnt sind, auf das heftigste auf alle Geistliche, und besonders auf Frid. Damius, Habacuc Meyer und Frid. Johannides zu Flensburg, die sie Fantasten, falsche Propheten, Pfaffen, u. s. f. nannte. Ihre Schriften waren insgesammt in Reimen abgefaßt, denn Gedichte kann ich sie nicht nennen, wie aus den Proben, welche ich unten mittheile, erhellen wird. Dabey lebte sie auf eine so verschwenderische Art, daß sie ihr eigenes und das von ihrem Manne geerbte ansehnliche Vermögen in weniger als zehn Jahren durchbrachte, wovon die Wiedertäufer und andere schwärmerische Schmarotzer wohl das meiste mögen genossen haben. Sie sahe sich daher ge-

nöthiget, ihr Guth Hoyerswörth der verwittweten Herzogin Augusta, von Holstein, gewesenen Gemahlin des Herzogs Johann Adolph zu verkaufen. Da sie sich in der ganzen Gegend verhaßt gemacht hatte, so begab sie sich 1632 nach Schweden, und in ihren Gedichten berühmt sie sich, daß Herzog Friedrich von Holstein sie an die Königin von Schweden empfohlen habe. Feustking und andere versichern, sie habe ihres Unfugs wegen ganz Holstein räumen müssen; Moller aber läßt diesen Umstand ungewiß.

Sie hielt sich anfänglich zu Westerwik in Gothland auf, wo sie sich noch 1633 befand, und wo es scheint, daß sie ihr mitgebrachtes weniges Vermögen daselbst völlig verzehret hat; denn die verwittwete Königin Eleonora Maria, von Schweden, der sie entweder aus der obigen Empfehlung, oder auf andere Art bekannt ward, schenkte ihr aus Mitleiden ein Gütchen in Laagard bey Stockholm, welchem sie den Nahmen Sittwik gab, und wo sie ihre übrige Lebenzeit zubrachte.

Da die Schwärmerey, wenn sie einmahl Wurzel geschlagen hat, sehr gerne weiter gehet, und am Ende alle Gränzen überschreitet, die ein Ueberrest von gesundem Verstande ihr noch verschreiben könnte, so ging es zuletzt auch bey dieser Schwärmerin. Sie mochte durch ihr unaufhörliches Grübeln in fanatischen Schriften etwas von der Seelenwanderung des Pythagoras und der morgenländischen Religionen und der darauf gegründeten Enthaltung von der Tödtung lebendiger Thiere gelesen

haben, und sogleich ahmte sie es nach. Sie tödtete nicht allein kein Thier, wenn es auch nur ein Fisch gewesen wäre, sondern aß auch keine andere als abgestandene Fische, und auch diese nicht eher, als bis sie bereits stinkend und halb verfault waren; vermuthlich, um desto gewisser zu seyn, daß die Seele nicht mehr vorhanden sey. Aus eben dem Grundsatze hielt sie eigene Hunde, damit Läuse und Flöhe eine sichere Freystätte hätten, wenn sie von den Menschen verfolgt würden; eine Barmherzigkeit, welche auch in Ostindien üblich ist. Beyde Arten von Schwärmerey konnte sie aus Val. Weigels Schriften haben kennen lernen. Arnold erkläret das zwar für eine Verläumdung, allein Moller versichert, daß Vinc. Placcius, der mit ihr verwandt gewesen, ihm diesen Umstand erzählet. Wer da weiß, in wie genauer Verwandtschaft alle Arten von Schwärmereyen unter sich stehen, und den ungebildeten rohen Geist dieser Frau kennet, wird die Sache wenigstens nicht unwahrscheinlich finden.

Sie starb endlich zu Sittwik 1656 im 72sten Jahre ihres Alters, nachdem sie sich kurz vorher an einen verborgenen Ort begeben hatte, damit niemand ein Augenzeuge ihres Todes seyn sollte. Sie hatte mit ihrem Manne fünf Kinder, drey Söhne und zwey Töchter gezeuget, welche das Opfer ihrer Verschwendung waren, und wenigstens nicht nach ihrer adeligen Geburt, und nach dem großen Vermögen ihrer Aeltern versorgt wurden. Die eine Tochter, Christina, heurathete einen Kupfer-

stecher in Schweden. Der eine Sohn, Caspar, hielt eine Dorfschenke auf dem Gute seiner Mutter; der andere, Christian, pachtete eine Eisengrube, nicht weit von Stockholm, und der dritte, Frid. Hermann, ward ein Kupferstecher zu Stockholm.

Da die Schwärmerey aus einer lebhaften ausschweifenden Einbildungskraft bestehet, so sollte man glauben, das Schwärmer wenigstens gute Dichter seyn müßten; allein in den meisten Fällen sind sie gerade die schlechtesten, wie aus den Beyspielen des Jord. Brunus, Campanella, und so vieler anderer erhellet, zu einem deutlichen Beweise, daß die Einbildungskraft bey diesen Leuten ganz verschoben ist, daher sie in keinem Stücke etwas erträgliches zu Markte bringen kann. Damit man nicht denke, daß ich unserer Schwärmerin Unrecht thue, so will ich ein Paar Stellen aus ihren Gedichten einrücken, so wie Arnold *) sie schon angeführet hat, denn selbst habe ich ihre Schriften nicht gesehen.

In einem Gedichte auf Caspar Schwenkfelden reimt sie von dem innern Worte, dem Steckenpferde aller Schwärmer, so:

Aber Gottes Wort, Jesus Christ,
Ist geist und leben, redt inwendig,
Machet allein das herz verständig,
Aendert der menschen sinn und muth,
Reicht weiter dann der buchstab thut.

*) In der Kirchen- und Ketzer-Historie, Th. 3, S. 102 f.

Das äusser nur die ohren rührt,
Das inner wort zum geist einführt,
Bringt mit ihm lebens-kraft und saft,
Ohn diß das äusser wenig schaft;
Drum soll man nach dem innern trachten,
Das äusser aber nicht verachten,
Sondern zum zeugnis nehmen an,
Weil es uns dazu dienen kann,
Und ist darum gebracht ans licht,
Daß es uns sey zum unterricht,
Uns tröst, lehr und vermahn mit fleiß,
Zuführ, und auff das inner weiß:
Kann sonst nicht mehr, ist viel zu schlecht;
Der geist ist herr, der buchstab knecht.
So ich des worts kraft soll geniessen
Muß der herr selbst mein herz auffschliessen;
Gleich wie der purpur-krämerinnen,
Als wir in Actis lesen können.
Umsonst ist, was man hört und list,
So nicht das wort inwendig ist.
Paulus pflanzt, Apollo begeust,
Vom HErren das gedeyen steust,
Das inner kann seine wirkung haben
Ohn äusser mittel und buchstaben:
Aber ohn kraft des innern lichts,
Wirken die äussern mittel nichts.
So uns soll nutz seyn hören und lesen,
Muß wirken diß das wahre wesen.
Das wort, das uns die schrift erklärt,
Die salbung, die uns alles lehrt,
Ist die wahrheit, die niemand treugt;

Ein mund ohn falschheit, der nicht leugt,
Der schlüssel Davids, der auffschleust,
Der brunn, daraus die weißheit fleust,
Ein licht, so das herz illustrirt.
Der weg, so uns zum vater führt.
Im anfang war diß lebens-wort,
War bey GOtt, war GOtt; lebt hinfort
Bey GOtt, und GOtt in Ewigkeit,
Und diß wort ward fleisch in der Zeit,
Ist zu uns in die welt gekommen,
Ward von der welt nicht angenommen,
In der finsterniß scheint diß licht,
Die finsterniß begreifft es nicht.
Durch diß wort ist die welt gemacht,
Und was man sieht, ans licht gebracht:
All wachsende ding kommen fort,
Noch täglich durch diß kräfftig wort.
Diß wort ist der balsam in allen,
In thieren, kräutern und metallen.
Alles wird durch diß wort bewegt,
In diesem wort sich alles regt.

In dem Gedichte, die einfältige Wahrheit, klagt sie folgender Gestalt über die Lutherischen Geistlichen:

Daß aber wir recht zum gebrauch
Seins lebens mögen kommen auch,
Neu creaturen werden;
Und nach seiner vollkommenheit
Streben sollen in dieser zeit,
Tödten Adam auf erden,

Und forschen fleißig nach dem geist,
Auff welchen der schrifft buchstab weist;
Davon will keiner wissen,
Sie haltens für unnöthig ding
Daß man die zeit damit zubring,
Und darinn sey geflissen!
Die wesentliche gegenwart
Christi in uns ist viel zu hart,
Mögens nicht hören nennen:
Das kommt daher, sie sind ohn licht,
Wissen seins fleisches ursprung nicht,
Wollen ihn auch nicht kennen.

Und in eben diesem Gedichte kurz vorher:

Die G'lärten sind (wie Luther sagt)
Die verkehrten, GOtt seys geklagt,
Nennen sich evangelisch,
Und führen einen feinen schein,
Die grösten aber in gemein
Sind gut Aristotelisch.
Das heilig evangelium
Ist ihnen viel zu schlecht und thum;
Ingleichen die Propheten
Und Moses reden gar zu schlecht,
Nicht Academisch, wie man pflegt
Auff Universitäten.
Da, spricht man, ist geschicklichkeit
Von dannen kommen kluge leut,
Die der welt können dienen,
Durch die man grosse ding verricht,
Sie sind die bäume, die man sicht

In allen garten grünen.
Sie meinen, schweren drauf ein eydt,
Bey ihnen sey allein weißheit,
Und nirgend sonst zu finden
Kein grösser Klugheit wird begehrt,
So gar ist ihr verstand verkehrt,
GOtt erbarm sich der blinden.
Wie läßt sich das unwissende volk
Von ihnen durch ein dunkel wolk
So führen ab zur Seiten.

Und in dem geistlichen Gespräch urtheilt sie von den evangelischen Lehrern in keinem bessern Tone.

Wie offt bist wol zur kirchen gangen?
Sag, was hast du für nutz empfangen?
Welcher Pfaff sagt vom innern wort?
Hast von der salbung auch gehört?
Von der tauff mit dem geist und feur?
Wie ist doch diese lehr so theur?
Keiner thut uns davon bericht,
Man hörts in ihren kirchen nicht,
Ihr keiner uns den Mosen lehrt,
Und die Propheten recht erklärt:
Wer macht dir auch das buch bekannt,
So offenbarung wird genannt?
Wer ist von allen, ders auslegt,
Und die geheimniß deutet recht?
Wer kennet doch den geist der schrifft?
Wer ist der seinen sinn recht trifft?
Darinn die höchste weißheit steckt,

Das alles bleibt für uns verdeckt.
Keiner zum innern grund uns führt,
Und das Gemüth recht contentirt,
Nenn mir von allen Pfaffen einen
Ders thut, ich weiß, du findest keinen.
Mutter, ich muß fürwahr bekennen,
Ich weiß euch keinen hinzu nennen,
Hör diß von ihnen nicht erklären,
Sie lästern vielmehr, die so lehren,
Verfluchen, ketzern und verjagen,
Mögen davon nicht hören sagen,
Das schelten auch nicht lassen kann
Der pöbel und gemeine mann,
Nennet verführer und Phantasten,
Ja träumer und Enthusiasten,
Alle die von der salbung lehren.

Und wenig Blätter darnach:

Die Pfaffen auff der Fürsten häuser,
Und in der stadt sind etwas weiser,
Haben den fuchs noch baß versteckt:
Weil ihr zuhörer insgemein
Witziger denn die bauren seyn,
Wissen sie sich darein zu schicken:
Fein gravitätisch sie ihre person
Agiren, und auch ihr Sermon
Mit Griechisch und Lateinisch spicken.
Sie bleibn bey den Historien nicht
So schlecht, wie auff dem dorff geschicht,
Können mehr ding einführen,
Die glaubens-puncte baß umrühren

Scharff pro und contra disputiren,
Und auch die ketzer condemniren,
Haben ihr thun mit kunst geziert,
Ausbündig Logicam studiert,
Darum sind sie in ehren
Auff hochzeiten und gastereyen u. s. w.

— — —

Sie wissen an tag zu geben,
Daß sie gelernet recht die kunst,
Dadurch man kann erhalten gunst,
Erlangen geld darneben;
Zu dem end erstreckt sich ihr seemann,
Das heist alsdann g predigt schon,
Die lehr ist gut gewesen.
Ey, spricht mann dann,
Wie zierlich kann
Dieser mann alles bringen an,
Wie wol ist er belesen?
Damit gehn sie zur kirchen aus,
Folgen dem pfaffen ins trink-hauß,
Den leib auch zu versorgen.
So ist versorget die gemein,
Christo der weg bereitet sein,
So stärket man die müden.
Hat nur der pfaff den Beutel voll,
Von seinen schaffen milch und woll,
So ist er schon zufrieden:
Bekümmert wenig sich darum,
Ob die Zuhörer werden fromm,
Wenn sie ihm nur vertrauen,

Und glauben alles, was er spricht,
Schlecht hin, und forschen weiter nicht,
Das heist die kirche bauen.

— — —

Mir sind bekannt beyde frau und mann,
Die ich, wanns seyn soll, nennen kann,
Bey welchen vielmehr klarheit
In der erkänntniß JEsu Christ,
GOtt sey gelobt! zu finden ist,
Ja gröſſer geist und wahrheit,
Als bey dem der sie lehren soll:
Und ob sies wissen besser wohl,
Müssen sie dennoch schweigen.
Und hören zu in der gemein,
Da der Pfaff hat das wort allein,
Als wenn es wär sein eigen.
Will nicht, daß jemand einred führ,
Vielweniger ihn reformir,
Es darff ihn keiner fragen.
Er allein redet was er will,
All andre müssen schweigen still,
Niemand darf ihm einsagen.
Spricht er schon, daß das krumm sey schlecht,
Das schwarze weiß, es muß seyn recht,
Er bildets ein den Bauren,
Die nur auff ihren Priester sehn,
Vom recht und krumm nicht viel verstehn,
Ist diß nicht zu betauren!
Hat es ein solch gelegenheit

Gehabt zu der Apostelzeit?
Hat Paulus so gelehret? u. s. w.

In dem Schreiben an die Hollsteiner geräth sie endlich gar in Wuth:

Der Teuffel aller Boßheit voll
Ist in den Pfaffen rasend toll,
Und macht sie tobend, wie die Heiden,
Daß sie friedliebend leut nicht leiden,
Der friedsam fürst darff sie nicht schützen,
Die doch seynd seines landes spitzen.
Sie lassen nicht ab zu suppliciren,
Der Fürst soll wie sie wollen regieren.
Ist er denn nicht dazu geneigt,
So wird die straff ihm angezeigt,
Und muß er sich bald von den schwätzern
Auffs greulichste lassen mit verketzern;
Das machet allen leuten bang,
Hält Herrn und Fürsten auch im zwang.
Denn es erschricket jedermann
Für Pfaffen-zorn und ihrem bann,
Und meinet, Gott werd die nicht lassen
Gedeyen, die die Pfaffen hassen.

— — —

Woher brennts feuer im römischen reich,
Wist ihrs, sagt mirs, ich frage euch,
Hats nicht gethan der Pfaffen teuffel?
Ja freylich, daran ist kein zweiffel,
Er hat so lang das spiel regiert,

Die Herrn zusammen in streit geführt,
Daß so viel städt sind ruinirt.

Dagegen sind Schwenkfeld, David Joris, Teting, Lohmann und andere Schwärmer ihre Helden, an welche sie die größten Lobeserhebungen verschwendet; z. B.

Heran ihr Pfaffen, alle heran!
Laßt euch zur schulen führen
Vom Herrn Teting und Lohmann
Lernet weißheit studieren,
Und gebt euch unter Gottes gewalt
In ihrer Lehr bey zeiten,
Sonst wird sich euer ansehn bald
Verlieren bey den leuten.

Aus solchen Reimen bestehen nun ihre sämmtliche Schriften, nur mit dem Unterschiede, daß sich darunter auch einige Gedichte in Niederländischer Mundart befinden. Es sind folgende:

1. Süßbittere Freude oder eine wahrhaftige Historie von zwey liebhabenden Personen, unter verdeckten Nahmen Euryali und Lucretiä, durch Aeneam Sylvium lateinisch beschrieben, durch Nicol. von Weil — verdeutscht, jetzt aber in Deutsche Reime gestellt durch Aneno Hireijo zu Horstrowey in Testredey. Schleswig, 1617, 4; wo die angegebenen Nahmen insgesammt anagrammatisch sind. Vermuthlich mißbilligte sie nachmahls diese Arbeit; wenigstens befindet sich dieses Werk nicht mit in ihren sämmtlichen Gedichten.

2. Ge-

2. Gespräch eines Kindes mit seiner Mutter, vom Wege der Gottseligkeit 1628, 8; 1634.

3. Frauenpflicht, zu lernen Gott und ihren Männern zu gehorsamen, geschrieben durch eine tugendhafte Frau und Liebhaberin Christi, Amsterdam, 1636, 12; ohne Nahmen.

4. Zwey geistliche Lieder. Eb. 1644, 8.

5. Geist- und weltliche Poemata. Amsterdam, 1650, 12; eb. 1661, 12; eb. 1665, 12. Da sich in dieser Sammlung mehrere Stücke befinden, von welchen ich nicht weiß, ob sie vorher einzeln heraus gekommen sind, so will ich den Inhalt nach dem Moller hersetzen. 1. Das obige geistliche Gespräch. 2. Einfältige Wahrheit, kurz, schlecht und recht, 1630 beschrieben; wo sie sich Johannem Osanaverum, Theosophiæ amat. nennet. 3. Schreiben von I. O. T. A. an die Herren Titelträger von hohen Schulen. 4. Schreiben an Peer Nielsön, 1633. 5. Das Buch Ruth in deutsche Reime gestellt, und Mariä Eleonorä, Königin von Schweden, zugeschrieben, 1634. 6. Trost im Trauren aus der Fürsehung Gottes. 7. Christi güldne Kron, treuer Kämpfer Lohn, an ihre fünf Kinder 1643 geschrieben. 8. Guter Rath allen alten Wittwen gegeben, daß sie sich nicht sollen wieder verheurathen, 1645. 9. Kurz Bedenken von der alten Weiber Heurath, da Gott nichts mit zu schaffen hat, 1643. 10. Judicium über Caspar Schwenkfelds Buch vom Worte Gottes, 1632. 11. Deutsche Wahrheit, 1644. 12. Posaunen-

schall vom Abendmahl, 1643. 13. Schreiben an die Gemeine im Lande Holstein, 1642. 14. Der Dänische Dörppaye, im korten Tüche up Düdsch uthstafferet von J. O. T. A. 1630. 15. Ein Schreiben übers Meer gesandt, an die Gemeine in England. 16. Lobliedlein, zu Ehren der Schwedischen Krone, 1644. 17. Freudenliedlein, über die Ankunft der verwittweten Königin in Stockholm, 1648. 18. Zwey geistliche Lieder. 19. Von Geldliebenden Weltfreunden. 20. Ein geistlichs Lied und ein Neujahrslied.

---

45. Andreas Goldmayer,

ein Sterndeuter *).

Das Leben dieses Menschen ist zwar so einförmig und unbedeutend, als das Leben eines bloßen Kalenderschreibers nur seyn kann. Allein, da er den astrologischen Unfug sehr weit getrieben, und so gar bis auf die Geschichte voriger Zeiten getrieben hat, so verdienet er doch einige Erwähnung.

Er war 1603 zu Gunzenhausen im Fürstenthum Anspach gebohren, und studierte von 1629 an zu Altorf. Er hatte sich eigentlich der Medicin

*) Frehers Theatrum viror. eruditor. J. G. Doppmayers Nachr. von Nürnberg. Mathematicis und Künstlern, S. 100; Will Nürnberg. Gelehrten-Lex.

gewidmet, verließ aber, wie es scheinet, selbige bald wieder, und hing ganz der Mathematik, oder vielmehr nur der Astrologie nach. Zu seiner Zeit lehrte Daniel Schwenter zu Altorf, ein sonst guter Mathematicus, der aber mehr auf das Wunderbare und Unterhaltende in seiner Wissenschaft, als auf das Gemeinnützige und Gründliche sahe. Vielleicht hatte er dabey die gute Absicht, seinen Zuhörern eine an sich trockene Wissenschaft dadurch angenehm zu machen; allein, er stiftete doch dadurch den Schaden, daß schwache Köpfe bey dem Wunderbaren und Angenehmen stehen blieben, und das Gründlichere übersahen.

Von dieser Art war nun Goldmayer. Daß er sich sehr frühe mit der Astrologie abgegeben haben müsse, erhellet aus einem Umstande, welcher, so sehr er auch das Ansehen eines Mährchen hat, doch seine Anhänglichkeit an diese Thorheit beweiset. Er hatte sich 1632 nach Strasburg begeben, und da er gleich nach seiner Ankunft aus den Sternen zu lesen glaubte, daß der König, Gustav Adolph, von Schweden, in kurzem bey Lützen eines gewaltsamen Todes sterben würde, so machte er sich dadurch so verhaßt, daß er die Stadt räumen mußte, da er denn nach Tübingen ging. Allein, als der König darauf den 6ten Nov. eben desselben Jahres wirklich bey Lützen blieb, so brachte das seine Prophezeihung so in Ansehen, daß er ungehindert wieder nach Strasburg kommen durfte, wo er sich denn noch einige Jahre aufhielt. So erzählt

Freher *) die Sache, und so viel ich weiß, ist er auch der einzige, der ihrer gedenkt.

Daß der Fantast den Tod des Königes wirklich in den Sternen sollte gesehen haben, wird heutiges Tages wohl niemand mehr glauben; am allerwenigsten aber, daß er so gar den Ort sollte benennet haben, wo er seinen Tod finden würde. Eine solche genaue Bestimmtheit ist auch wider die Gewohnheit aller solcher Wahrsager und Zeichendeuter, welche ihre Prophezeihungen immer auf Schrauben zu stellen pflegen, damit man sie drehen kann, wie man will, und es ist gar nicht glaublich, daß Goldmayer von der löblichen Gewohnheit seiner Zunftgenossen abgegangen seyn sollte. Ich stelle mir die Sache ungefähr so vor. Er kam nach Strasburg, und da er arm war, und von der Leichtgläubigkeit anderer leben mußte, so hielt er für nothwendig, sogleich durch eine wichtige Prophezeihung Aufsehen zu machen. Er prophezeihete also, daß ein großer Monarch in kurzem das Leben verliehren würde, und überließ es dem Ungefähr, ob es unter den vielen Monarchen Europens in kurzer oder langer Zeit einen abfordern, und dadurch sein Prognosticon wahr machen würde. Auf eine so unbestimmte Art kann ein jeder alle Tage weissagen, und dabey der Erfüllung seiner Prophezeihung sehr gewiß seyn. Wer die große Gährung bedenkt, welche damahls in Europa herrschte, und dabey den starken Glauben dieser

*) Im Theatro viror. eruditor. S. 1551.

Zeit an Astrologie und Weissagung erwäget, den wird es nicht befremden, daß eine solche Prophezeihung, so unbestimmt sie auch war, Aufsehen machte. Eben so begreiflich ist auch, daß jeder den Monarchen zu errathen glaubte, auf welchen sie gehen sollte, und daher bald diesen, bald jenen nannte, je nachdem er gesinnet war. Vermuthlich sind die meisten auf den Kaiser Ferdinand 2. gefallen, der sich allen Protestanten sehr verhaßt gemacht hatte, und daher das gewöhnliche Ziel aller Afterpropheten dieser Zeit war. Eben dieser Umstand aber konnte auch die Stadt Strasburg, welche als eine Reichsstadt Ursache hatte, das mächtige Haus Oesterreich zu schonen, nöthigen, den Träumer fortzuschaffen. Durch einen Zufall blieb Gustav Adolph noch in demselben Jahre, und nun hieß es, er habe nicht allein den Tod des Königes, sondern auch die Art desselben und den Ort geweissaget, ungeachtet vielleicht weder er noch sonst jemand vorher auf diesen König gerathen haben mochte. Alles das ist freylich nur Muthmaßung; allein, wer mit der Geschichte solcher Prophezeihungen nur ein wenig bekannt ist, wird sie wenigstens sehr wahrscheinlich finden.

Goldmayer kam also wieder nach Strasburg, und da er jetzt eine so gute Empfehlung für sich hatte, so fanden sich vermuthlich Leichtgläubige genug, welche sich für gute Bezahlung die Sterne deuten und die Nativität stellen ließen; denn aus allen Umständen erhellet, daß er daraus seine ganze Beschäftigung gemacht hat. Zwar geben seine

Lebensbeschreiber ihn für einen guten Mathematiker aus, und führen zum Beweise dessen an, daß man ihm 1635 zu Strasburg, und das folgende Jahr zu Altorf die mathematische Professur angetragen habe, welche er aber aus Liebe zur Unabhängigkeit ausgeschlagen habe. Ich muß diesen Umstand freylich dahin gestellet seyn lassen; allein, wenn er auch gegründet seyn sollte, so läßt er sich aus der herrschenden Denkungsart dieser Zeiten leicht erklären. Die Astrologie stand damahls noch in einem vorzüglichen Ansehen, und sehr oft verstand man unter dem Nahmen der Mathematik nichts anders als diese Kunst. Goldmayer hatte sich durch die obige Prophezeihung in den Ruf eines guten Astrologen gesetzt, daher man schloß, daß er auch ein guter Mathematiker seyn müsse, und es gab damahls auf den deutschen Universitäten Professores der Mathematik genug, welche weiter nichts konnten, als ein wenig Puncti-ren und Nativität-Stellen. Es erhellet auch aus den folgenden Schriften dieses Fantasten, daß sich seine mathematischen Kenntnisse nicht viel weiter erstreckten, als etwa auf so viel Astronomie, als zur Astrologie und zum Kalendermachen unentbehrlich ist. Ohne Zweifel war ihm bey seinen Prophezeihungen das Ungefähr in Strasburg nicht immer so günstig, als das erstemahl, daher sein Beyfall, und mit demselben auch sein Unterhalt fiel. Er sahe sich also genöthiget, sich einen andern Schauplatz zu wählen, und begab sich nach Nürnberg, wo er sich sehr kümmerlich mit Mal-

vität-Stellen und Kalendermachen nährte. Seine Lebensbeschreiber versichern, daß das erstere selten eingetroffen sey, welches man ihnen denn sehr wohl glauben kann. Indessen muß der Zufall doch zuweilen seinem Sterndeuten günstig gewesen seyn, weil einige Deutsche Fürsten ihn zu ihrem Mathematiko, Kaiser Ferdinand 3. aber ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannte, ein Titel, mit welchem man damahls schon an dem kaiserlichen Hofe sehr freygebig war, daher er auf keine vorzügliche Verdienste schließen läßt.

Denn daß das bloße Kalendermachen dafür nicht gelten kann, darf ich wohl nicht erinnern. Weil er darin sehr fleißig war, und Kalender nach eines jeden Geschmack verfertigte, so ernannte der Rath zu Nürnberg ihn zu seinem Kalenderschreiber, und legte ihm einen kleinen Gehalt bey. Als man 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg über die Verbesserung des alten Kalenders rathschlagte, gab er, so wie andere, eine kleine Schrift heraus, worin er Vorschläge dazu that; ich kann aber nicht sagen, wie diese Vorschläge beschaffen gewesen, oder wie sie aufgenommen worden.

So oft nun auch der Erfolg sein Nativität-Stellen und seine astrologischen Weissagungen Lügen strafen mochte, so ließ er sich dadurch dennoch nicht von der Trüglichkeit seiner Kunst überzeugen, sondern eröffnete sich in Ansehung derselben ein neues Feld. Er sahe nehmlich zu seinem großen Verdrusse, wie wenig die Geschichtschreiber auf den jedesmahligen Stand der Gestirne bey den

erzählten Begebenheiten Rücksicht nahmen, da doch eine Geschichte nur alsdenn pragmatisch seyn könne, wenn man die Ursachen der Begebenheiten erforsche, und diese Ursachen könnten nirgends anders als in der Natur erforschet werden, wozu man nur vermittelst der Astrologie gelangen könne *). Er fing daher sehr frühe, und zwar schon zu Strasburg an, so wohl die Universal-Geschichte, als auch die Geschichte einzelner Länder und Städte astrologisch zu bearbeiten, und glaubte sich dadurch ein sehr wichtiges Verdienst, so wohl um die Geschichte, als um die Astrologie zu erwerben; um jene, weil dieses das einzige Mittel sey, sie pragmatisch zu machen, um diese aber, weil er dadurch ihr Gebieth erweiterte, und sie vollkommner machte. Um deswillen hob er die vornehmsten Begebenheiten aus den Chroniken heraus, berechnete den Stand der Gestirne dazu rückwärts, und glaubte darin die wahre Ursache jeder wichtigen Veränderung gefunden zu haben. Wenigstens hatte er den Vortheil davon, daß die Erfüllung seiner Weissagungen hier nicht von dem Zufalle abhing, sondern er zu den geschehenen Begebenheiten nur die Weissagung hinzu dichten durfte.

Zur Probe, wie der Narr dabey zu Werke gegangen, mag die erste die beste Stelle aus seiner Strasburgischen Chronike, S. 63 dienen.

„Im Jahr 1563 am Johannis-Tag kam „Morgens früh ein Erdbidem gen Strasburg, „that aber keinen großen Schaden."

*) Strasburgische Chronik; Vorbericht.

„Dazumahl stund Progressio media in 16 „Grad der Zwilling, im Quadrat Martis, fun„datæ Vrbis, und regierte der Jupiter mit dem „Wassermann, dahin der Gegenschein Martis „einfellet.“

„Im Jahr 1574 den 17ten Junii kam ein er„schröcklich Wetter sammt einem Erdbidem nach „Strasburg, jedoch ohne sondern Schaden, ohne „daß die Mauer am Rauscher Wall erschüttert in „den Graben fiele.“

„Das rührete daher, weil Mars im 14 Grad „des Scorpions im Gegenschein Veneris, und „Vereinigung Jovis des Thematis, wie auch die „Sonn im 5ten Grad des Löwen, sodann der „Trachenkopf, Mercurius und der Mond, im „13 Grad der Zwilling ihren Lauf und Stand „hatten.“

„Im Jahr 1590 hörete man zu Strasburg „und an andern vielen Orten in Deutschland „Erdbiden.“

„Als die Venus mit dem Steinbock regierte, „auch Saturnus im Zwillinge und Jupiter in der „Waag gelaufen.“

Das mag mir doch eine pragmatische Geschichte seyn!

Unter diesen und andern ähnlichen Beschäftigungen brachte der arme Mensch sein Leben kümmerlich hin, bis er 1664 in der äußersten Dürftigkeit, wie es einem Sterndeuter gebühret, in dem Hospitale zu Nürnberg starb. Nach Hrn. Will. im Nürnberg. Gel. Lex. hat er den Tag und die

Stunde seines Todes sehr genau vorher gesagt; allein, so lange kein besserer Beweis, als ein man sagt, davon angeführet wird, verdienet diese Prophezeihung und ihre Richtigkeit so wenig Glauben, als alle ähnliche Vorspiegelungen.

Die Schriften dieses Thoren sind:

1. Nothwendige und kürzliche Erinnerung von dem großen Blutvergießen, so den 2ten 3ten und 4ten Nov. 1631 geschehen wird, genommen aus dem Laufe des Kometens, der 1618 im Herbste erschienen. Die Umstände der Ausgabe werden nicht gemeldet; allein die Geschichte des Jahres 1631 weiß von keinem Blutvergießen an einem der genannten Tage.

2. Beschreibung von Kriegsläuften des Jahrs 1631, genommen aus dem Lauf des Gestirnes 1631, 4. Könnte mit dem vorigen allenfalls eine und eben dieselbe Schrift seyn.

3. Strasburgische Chronica, astrologisch beschrieben. Strasburg, 1636, 4. Er findet darin aus den Sternen so gar die Stunde und Minute, wenn die Stadt gebauet worden, nehmlich: nach Erschaffung der Welt 2683 den 14ten Junii, an einem Mittwoch, um 1 Uhr 40 Minuten nach Mittag.

4. Bereschith oder Mundi natalis. Strasburg, 1636, 4.

5. Himmlische Harmonia, d. i. harmonische ewig währende astronomische Tafeln des Laufs der Sonnen und des Monds. Nürnberg, 1639.

6. Geheimniß der heil. Schrift und des Lichts der Natur. Eb. 1643.

7. Computus creationis astronomicus, d. i. astronomischer Calculus und kurze Beschreibung der wahren Zeit der Erschaffung gesammter Fixstirne und Planeten, auch Adams und Eva. — — — Wenn dieses nicht mit dem obigen Bereschith einerley ist.

8. Historische, astronomische und astrologische Beschreibung vom ersten Ursprung der deutschen Völker, dabey in specie von der Stadt Augsburg gehandelt wird. Nürnberg, 1644, 4.

9. Historische, astronomische und astrologische Beschreibung der Stadt und Bisthum Bamberg. Eb. 1644, 4.

10. Eben eine solche Beschreibung der Stadt Würzburg. Eb. 1645, 4.

11. Ingleichen der Stadt Leipzig. Eben das. 1645, 4.

12. Vom Ursprung der Hessischen Völker, und von Erbauung der Stadt Marburg. Marburg, 1645, 4.

13. Directorium mathematicum oder Beschreibung astronomischer Jahrrechnung der Nativitäten.

14. Computus astronomicus director, oder neu inventirte astronomische Tafeln. — — —

15. Astronomischer Calculus von der wahren Zeit der Erschaffung der gesammten Fixsterne und Planeten. Nürnberg, 1647, 4.

16. Calendarium biblicum, eccleſiaſticum, politicum & perpetuum. — —

17. Kurzer Extract bibliſcher Chronica, von Erſchaffung der Welt bis auf die Zerſtörung Jeruſalems. Nürnberg, 1653.

18. Calendarii nova baſis. Nürnberg, 1654, 4.

19. Computus aſtronomicus, eccleſiaſticus & politicus univerſalis, d. i. Hauptrechnung u. ſ. f. Eb. 1656. Vielleicht einerley mit No. 16.

20. Computus Directionum aſtronomicus, d. i. neu inventirte und calculirte aſtronomiſche Tafel der Jahrrechnungen der Nativitäten durch Satz-Cirkel. Strasburg, 1657, 4.

21. Eine neue Ausgabe von Jac. Bartſchii introductio compendiaria Planiſphærii ſtellati. Nürnberg, 1661, 4.

---

46. Heinrich Horch,

ein Chiliaſt *).

Es iſt merkwürdig, wie lange ſich gewiſſe Vorurtheile und Irrthümer im Anſehen erhalten, und wie ſehr ſie allen Widerſprüchen der Vernunft

*) Das Leben dieſes Schwärmers iſt lange Zeit ſehr unbekannt geweſen, bis endlich Hr. Carl Franz Lubert Laas, Profeſſor zu Marburg, eine umſtändliche aus den Acten geſchöpfte Lebensbeſchreibung zu Caſſel, 1769, 8, heraus gab, aus welcher ich dieſen Auszug liefere.

trotzen können, wenn sie nur einiger Maßen der Einbildungskraft schmeicheln. Von dieser Art ist auch der Chiliasmus oder die uralte Ueberlieferung von einem tausendjährigen Reiche und der damit verbundenen Wiederbringung aller Dinge.

Den Stoff dazu findet man schon bey den ältesten Völkern Asiens, lange vorher, ehe sich die Griechen noch etwas von einer Philosophie träumen ließen. In Chaldäa und Aegypten, wo man sehr frühe astronomische Beobachtungen anstellte, bemerkte man schon die scheinbare Bewegung der Fixsterne von Abend gegen Morgen, und suchte selbige zu berechnen. Man bestimmte sie auf 24000 Jahre, und ob gleich diese Berechnung nicht ganz richtig ist, indem die genauesten neuesten Beobachtungen 25920 Jahre für diesen Zeitraum geben, so kann man ihnen diesen Fehler bey der Unvollkommenheit ihrer Instrumente leicht zu gute halten. Da sich die Einbildungskraft in den frühern Zeiten noch so sehr in alles mischte, was eigentlich ein Gegenstand der Philosophie und reinen Vernunft seyn sollte, so nahm man diese 24000 Jahr für das große Jahr des Ewigen und für die Dauer aller erschaffenen Dinge an. Man theilte sie wieder in vier gleiche Theile, so, daß für die Schöpfung, oder die allmählige Entwickelung der Körperwelt aus dem Wesen Gottes, 6000 Jahre, und für die Dauer der Welt in ihrer gegenwärtigen Gestalt wieder eben so viel angenommen wurden. In der Anwendung der zwey folgenden Perioden war man nicht überall einig: indessen kamen doch alle

darin überein, daß nach Ablauf der letzten, folglich nach vollendeten 24000 Jahren, der Ewige wieder alle Dinge in sich zurück ziehen werde, so, daß außer ihm nichts weiter seyn würde. Man siehet hieraus zugleich, woher die alte Ueberlieferung, daß die Welt nur 6000 Jahre dauren soll, ihren Ursprung hat. –

In der Folge, als diese Lehre zu den Griechen, Juden und andern Völkern überging, litt sie allerley Veränderungen, und Plato schnitzte daraus sein großes Jahr. Als die astronomische Beobachtung, worauf diese Meinung gegründet war, in Vergessenheit gerieth, so ließ man die erste und die beyden letzten Perioden fahren, und behielt nur die zweyte, auf welche man alles das einschränkte, was eigentlich der ganzen Zeit von 24000 Jahren zukommen sollte, und so schränkte man denn auch die Schöpfung auf sechs Tage ein, welches schon die Juden, und nach ihnen auch die Christen thaten.

Die Wiederbringung aller Dinge, welche nach dem ältesten System das dritte Viertel der großen Periode ausmachen sollte, worauf denn in der vierten und letzten die Zerstörung der ganzen Körperwelt erfolgen sollte, ward nunmehr in das letzte Jahrtausend der gegenwärtigen Körperwelt verlegt, und daher das tausendjährige Reich genannt. Nach dieser Lehre wird Christus nach Ablauf des fünften Jahrtausend in Person ein allgemeines weltliches Reich auf dem Erdboden anrichten, die Auserwählten von dem Tode erwecken, die Juden bekehren

ren, die Türken und den Papst aber ausrotten. In dieser Gestalt wird er tausend Jahre lang mit den Auserwählten auf Erden herrschen, nach deren Ende aber wird die allgemeine Auferstehung, das Gericht und der Untergang der Welt erfolgen.

Dieser süße Traum, der seinen Ursprung einer mißverstandenen astronomischen Beobachtung zu danken hat, herrschte schon bey den ältern Juden, und kam mit der Alexandrinisch-Kabbalistischen Philosophie sehr frühe in das Christenthum, wo man fast in jedem Jahrhunderte den Anfang dieses glücklichen tausendjährigen Reiches zu finden glaubte. In den mittlern Zeiten, als die Peripatetische Philosophie unter der Larve der Scholastik herrschte, hatte man von diesem Reiche nur eine dunkele verworrene Ueberlieferung; aber als im 15ten und 16ten Jahrhunderte die Litteratur der Alten und die ächte Griechische Philosophie wieder hergestellet ward, fand auch die Neu-Platonische Philosophie wieder ihre Liebhaber, und nunmehr kam auch das tausendjährige Reich wieder in den Gang, welches seitdem manchen schwachen Kopf zerrüttet hat. Aus dem vorigen erhellet schon, wie genau dasselbe mit dem Pantheismus oder dem Emanations-System verbunden ist, daher gehören auch alle Chiliasten zu einer der Secten desselben, und sind entweder Platonische, oder Kabbalistische Philosophen, oder Mystiker und Theosophen, denn alle diese Schwärmer kommen in den Hauptlehren genau überein. Indessen gibt es unter ihnen immer einige, welche nicht stark genug sind, das ganze

System zu umfassen, und sich daher nur für einen oder den andern Theil desselben erklären, so wie derselbe die meisten Reitze für ihre Einbildungskraft hat. Und so fanden sich denn auch von Zeit zu Zeit Männer, welche vorzüglich für das tausendjährige Reich eingenommen waren, und einer von diesen war unser Heinrich Horch, ehemahliger Doctor und Professor der Theologie zu Herborn.

Er war den 1ten Dec. 1652 zu Eschwege einer Hessischen Stadt an der Werre von reformirten Aeltern gebohren, wo sein Vater George ein ehrlicher Bürger war. Seine Familie soll eigentlich von Adel, und aus Gröningen gebürtig gewesen seyn, sich aber, vermuthlich in den Niederländischen Unruhen im 16ten Jahrhunderte, nach Hessen gewandt haben. Er studierte von 1670 an zu Marburg, ging darauf 1671 nach Bremen, und von da 1674 wieder nach Marburg, wo er außer der Theologie auch noch Medicin studierte, und darauf Hofmeister bey einem Freyherren von Somnitz ward, mit welchem er 1679 nach Danzig, und im folgenden Jahre nach Frankfurt an der Oder reisete. Er war Willens, von da nach Leiden zu gehen, und daselbst Doctor der Theologie zu werden; allein, eine langwierige Krankheit hielt ihn in Berlin zurück, und nöthigte ihn hernach, sich zur Wiederstellung seiner Gesundheit eine Zeit lang nach Eschwege zu begeben.

Nachdem er seine Gesundheit in Eschwege hergestellet hatte, begab er sich wieder nach Marburg, und hielt daselbst Vorlesungen. Besonders las er

über

über des Cartes Philosophie, und ob gleich diese damahls viele Feinde in Marburg hatte, so war er doch bey dem landgräflichen Hofe gut angeschrieben, und ward von demselben geschätzt. Man weiß nicht, warum er seine Beförderung außer seinem Vaterlande gesucht; genug er reisete zu dem Churfürsten Carl, von der Pfalz, und machte sich bey demselben durch eine Predigt so beliebt, daß derselbe ihn 1683 zum ersten Diaconus zu Heidelberg ernannte. Der Kirchenrath fand zwar dabey ein Bedenken, weil Horch unter einem Chiliasten zu Bremen, dem Theodor von Undereyck, studiret hatte; allein, als derselbe feyerlich erklärte, daß er diese Lehre als ungegründet verwerfe, so ward seiner Beförderung weiter nichts in den Weg gelegt.

Es ist wohl gewiß, daß der gedachte Undereyck in Bremen den ersten Samen der Schwärmerey bey ihm ausgestreuet, der nachmahls desto reichlichere Früchte trug, da er eine sehr lebhafte Einbildungskraft, und dabey sehr heftige Leidenschaften besaß. Das letztere erhellet unter andern auch aus dem Umstande, daß er während seines zweyten Aufenthaltes zu Marburg die Ehegattin des Doctor Schreiber, bey welchem er im Hause wohnte, in ihrem Zimmer überfiel, und mit Schlägen mißhandelte, weshalb er auch von dem akademischen Gerichte gestrafet ward. Es scheinet zwar, daß er seine theosophischen Grundsätze anfänglich verborgen gehalten, wenigstens selbige noch nicht öffentlich gelehret; aber daß er schon zu Heidelberg

ein ganzer Schwärmer gewesen, der Erscheinungen und Offenbahrungen hatte, erhellet aus seinem eigenen Vorgeben. Eine dieser Erscheinungen hatte er gleich nach dem Antritte seines neuen Amtes, da er Abends, nachdem er sich in rechtschaffener Buße, wie er sagte, vor Gott geübt hatte, noch vor dem Einschlafen von dem Teufel mit allen seinen höllischen Schrecken überfallen wurde. Er sahe, wie die Hölle ihren Rachen aufthat, ihn zu verschlingen; allein sein ernstliches Gebeth verscheuchte sie und den Teufel gar bald. Darauf öffnete sich eine Thür, durch welche er vor das Angesicht Gottes kam, wo er unaussprechliche Dinge sahe und hörete. Er konnte nur so viel davon angeben, daß es ein unermeßliches Meer voll göttlicher Kraft und Herrlichkeit gewesen, wovon er völlig verschlungen worden. Zwey Jahre hernach stellte Gott ihn in einem andern Gesichte auf einen hohen Ort, wo er den ganzen Himmel übersehen konnte, der voll schrecklicher Figuren war, welche in blutrother Gestalt brannten. Den andern Tag erfuhr er, daß die Franzosen in Lautern eingefallen wären, und die Stadt in Brand gesteckt hätten. — — — Beweises genug, daß die Einbildungskraft und Gesundheit dieses Mannes sehr frühe zerrüttet worden.

Nachdem er zwey Jahre in Heidelberg gewesen war, ward er 1685 als Prediger nach Creutznach berufen, wo er zugleich Hofprediger der Herzogin von Simmern ward. Ueberhaupt war er an dem Pfälzischen Hofe gut angeschrieben, wie

sich denn auch die Churfürstin Charlotte von der Pfalz seiner als eines Gewissenrathes bediente. Das folgende Jahr ward er zu Heidelberg Doctor der Theologie, kam aber schon 1687 als dritter Prediger an der heil. Geistkirche wieder nach Heidelberg.

Hier gerieth er mit den Jesuiten in einen Streit, welche sich um 1685 in die Pfalz eingeschlichen hatten, und es dahin zu bringen suchten, daß die 80ste Frage in dem Heidelbergischen Katechismo, worin von der katholischen Kirche gesagt wird, daß sie die Nothwendigkeit der Messe behaupte, ausgestrichen werden möchte. Als sie dieses nicht erhalten konnten, gaben sie eine alberne Schmähschrift gegen den Katechismus heraus, welchen denn verschiedene reformirte Theologen vertheidigten. Unter diesen befand sich auch Horch, welcher darüber in einen Schriftwechsel mit den Jesuiten gerieth, und da indessen die Franzosen Heidelberg besetzten, so kam er auf Anstiften seiner Gegner in Gefahr, von den feindlichen Truppen übel behandelt zu werden, daher er sich auch einige Zeit verborgen halten mußte.

Zum Glück erhielt er einen Ruf als reformirter Prediger nach Frankfurt am Main, wohin er gegen das Ende des Jahres 1688 abreisete, und also der Gefahr glücklich entkam, aber doch den Streit von Frankfurt aus fortsetzte, zumahl da sich auch der Mainzische Rath und Gottesgelehrte, Quirinus Kunckel in denselben mischte,

und verschiedene Schriften wider denselben heraus gab.

Horch hatte jetzt noch immer den Ruf eines unbescholtenen frommen Mannes, und es scheinet, daß er seine schwärmerischen Grillen noch bey sich behalten, ob er gleich schon jetzt hin und wieder sonderbare Meinungen äußerte. So trug er zu Frankfurt darauf an, daß man nach der Gewohnheit der ersten Kirche das Abendmahl sitzend genießen möchte. Die Gemeinde fand das nicht rathsam, und es scheinet, daß sich Horch dabey zufrieden gegeben; wenigstens machte die Sache weiter kein Aufsehen, ward ihm auch an seiner Beförderung nach Herborn nicht hinderlich.

Er war wirklich ein gelehrter Mann, besonders in der Philosophie und Mathematik, in der Kirchengeschichte, den morgenländischen Sprachen, und der Rabbinischen Gelehrsamkeit, und sein bisheriger Streit mit den Pfälzischen Jesuiten hatte ihn zu seinem Vortheile auch auswärts bekannt gemacht. Er war daher nicht viel über ein Jahr in Frankfurt, als er den Ruf zur dritten theologischen Professur in Herborn erhielt, welchen er auch annahm und im May 1690 daselbst anlangte. Man war die ersten Jahre auch völlig mit ihm zufrieden, daher er 1694 Rector der Universität, und 1696 nach Johann Lents Tode Professor der Kirchengeschichte und morgenländischen Sprachen ward.

Denn die Schwärmerey entwickelte sich bey ihm nur nach und nach so wie sich die Gelegenheit

dazu fand, und seine Einbildungskraft durch unaufhörliche Anstrengung immer mehr Stärke gewann. Schon 1693 hatte er Verdruß mit seinen Collegen, indem er so wohl auf der Kanzel, als in seinen Vorlesungen auf die ungeistlichen Gesinnungen derselben schmähete, und dadurch ein fürstliches Reseript veranlaßte, welches sie zur Einigkeit ermahnte. Vermuthlich hielt Horch eine Zeit lang an sich, wenigstens findet man ihn bis 1697 ruhig, ob er gleich für sich immer weiter ging, und Erscheinungen und Offenbahrungen zu haben glaubte. So stellte Gott ihn 1695 in einem nächtlichen Gesichte auf einen sehr hohen Ort, und zeigte ihm den Himmel in der anmuthigsten Gestalt, in welchem er viele Lämmer mit goldenen Kronen sahe. Anfangs glaubte er, es sey ein Wiederschein von der Sonne, welche er den Abend vorher sehr hell und rein hatte untergehen sehen. Aber er hörete eine Stimme: Wer ist denn der, der diese Sonne gemacht und dahin gestellt, daß du diesen neuen Himmel siehest in so großer Herrlichkeit, den du zuvor hast brennen sehen in höllischen Gräueln? Er sahe darauf nach der Erde herunter, fand die Häuser in Herborn gleichfalls mit diesen himmlischen Gestalten gezieret, und machte daraus den Schluß, daß Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde geben würde, wozu in der Pfalz schon der Anfang gemacht werde.

Ein Mann von einer so ausschweifenden Einbildungskraft ist zu allem fähig, besonders wenn er urch gleichgesinnte noch mehr angefeuert wird.

Unter den vielen Schwärmern dieser Zeit befanden sich 1697 besonders zwey in der Gegend von Herborn, Balthasar Christoph Klopfer, ein ungelehrter Bürger zu Greifenstein, und der Inspector zu Braunfels, Johann Heinrich Reitz. Der erstere war ein ungestümer heftiger Weigelianer, der sich für einen Propheten ausgab, und jetzt seines Unfugs wegen zu Greifenstein gefangen saß, aber noch in diesem Jahre wieder losgelassen wurde, und sich nach Braunfels begab. Reitz war ein wenig glimpflicher, ward aber auch in diesem Jahre seines Amtes entsetzet. Mit beyden hatte Horch schon vorher einen vertrauten Briefwechsel unterhalten, und hatte jetzt mehrere Zusammenkünfte mit Klopfern zu Braunfels. Da das in Braunfels Aufsehen machte, so ließ die Solmische Regierung den Horch warnen, weil man ihn sonst mit Soldaten würde fortschaffen lassen. Allein er ließ sich dadurch nicht abschrecken, kam von neuem dahin, und erklärte Klopfern mit vielem Geräusche für einen Propheten und sich für dessen Schüler, schmähete auf den öffentlichen Gottesdienst, der ein wahrer Götzendienst sey, und behauptete, man müsse nach Art der ersten Kirche in den Häusern in der Liebe zusammen kommen. Da diese und andere ähnliche Aeußerungen mit vielem Ungestüm geschahen, und einen Auflauf in Braunfels verursachten, so ließ die Regierung Horchen durch zwey Soldaten an die Gränze bringen, und meldete den ganzen Vorgang nach Dillenburg.

Horch hatte nunmehr die völlige Stimmung eines Fanatikers, und beobachtete weder Mäßigung noch Wohlstand mehr. Als er im August 1697 eingeladen ward, dem gewöhnlichen Schul-Examini beyzuwohnen, schrieb er einen Brief an seine Collegen, worin er auf das heftigste auf den Schul- und akademischen Unterricht schmähete, und sich förmlich erklärete, daß er einem solchen Heuchelwesen und einer solchen Unkrautserndte nicht beywohnen wolle; aus Furcht, Gott zum Zorne zu reitzen, und der Plagen Egypti, die schon vor der Thür wären, mit theilhaftig zu werden. Der akademische Senat ließ ihn nach diesem Schreiben vor sich laden, allein er gab zur Antwort, er wisse allda zur Ehre Gottes nichts auszurichten, und als er auch auf die zweyte Vorladung nicht erschien, so meldete die Universität diesen Vorgang nebst seinem ärgerlichen Auftritte mit Klopfern nach Dillenburg.

Die Regierung ernannte hierauf den 6ten Oct. 1697 eine Commission, welche aus dem Inspector Hildebrand, den Professoren Florin und Gran, dem Hofprediger Schacht, und dem Herbornischen Prediger Elling bestand, Horchen wegen seiner Meinungen und Absichten zu vernehmen. Die Commission kam den 8ten zusammen, und befragte ihn über 66 Puncte, die sie aus seinem Briefe und aus seinem Gespräche mit Klopfern ausgezogen hatten. Horch mochte eben eine vernünftige Laune haben, daher er manches zurück nahm, oder milderte und einschränkte, was er vor-

her behauptet hatte. So wollte er jetzt den Unterricht in Sprachen und Künsten nicht verwerfen, sondern behauptete, daß er blos das auswendig lernen getadelt habe. Aber er gab doch mit unter Blößen genug. Klopfern wollte er zwar nicht für einen Propheten oder untrüglichen Lehrer ausgeben, hielt ihn aber doch für einen Mann, der mehr Licht und Eifer besitze, als alle Schulgelehrte, keinesweges aber für einen Schwärmer. Er wünschte, daß bey der Taufe das Untertauchen, bey dem Gottesdienste aber das Reden mehrerer, eingeführet werden möchte. Jetzt, da nur der Prediger rede, und die Zuhörer zu stummen Götzen mache, wären die Kirchen Götzenhäuser, daher er auch die Seinigen nicht mehr zur Kirche gehen lasse. Gott habe ihm den Inspector Hildebrand, (einen der Commissarien) im Traume in unflätiger Gestalt gezeiget. Er versicherte, daß er neue göttliche Offenbahrungen gehabt habe, und was des Dinges mehr war.

Die Commission schickte seine Antworten mit ihrer Gegenantwort nach Dillenburg, und der damahlige Fürst, der in der That sehr glimpflich verfuhr, schickte seinen Hofprediger Schacht an Horchen ab, ließ ihn ermahnen, von seinem seltsamen Betragen abzustehen, und ihm zugleich die Folgen vorstellen, die seine Hartnäckigkeit haben werde. Er antwortete, wie alle Schwärmer, daß er bereit sey, dem Fürsten zu gehorchen, so weit Gottes Ehre es zulasse; er sey von Christo gefangen, und müsse dessen Willen thun, ohne Absicht

auf Menschen und menschliche Gewohnheit. Da nun solcher Gestalt mit ihm nichts anzufangen war, so ward er im November von dem Predigtamte suspendiret. Allein, da er sich bereits einen starken Anhang so wohl in der Stadt als unter den Studirenden gemacht hatte, so hielten so wohl diese, als der Stadtrath und die Bürgerschaft darum an, daß man ihn in seinem Amte lassen möchte. Der Hof war dazu willig, so bald Horch sich nicht nur erklären wollte, künftig so zu predigen, als es in der reformirten Kirche üblich sey, sondern auch dem öffentlichen Gottesdienste und Abendmahle, welchen er sich entzogen hatte, beyzuwohnen. Horch wollte nichts versprechen, und ward daher so wohl von dem Predigtamte, als von allen seinen akademischen Aemtern suspendiret.

Horchens Unfug hatte bereits auswärts vieles Aufsehen gemacht. In den Churpfälzischen Landen, in dem Solmsischen und in der Schweitz wurde allen denen, die in Herborn studiren würden, die Beförderung versagt. Die theologische Facultät zu Marburg erließ ein Schreiben nach Herborn, und bat um zuverlässige Nachricht von den Gerüchten, welche sich wegen Horchs Schwärmerey verbreiteten. Daher die Ehre der Universität erforderte, die Sache auf einem ernsthaften Fusse zu nehmen. Die Universität hing damahls von mehrern Höfen ab, daher man zu Dillenburg kein Endurtheil über einen Professor fällen konnte. Es gab also der Fürst den übrigen Höfen von dem Vorgange Nachricht, und bat sie, auf den 23. Nov.

ihre Abgeordnete nach Herborn zu schicken, damit man einen gemeinschaftlichen Schluß fassen könnte.

Die Commissarien trafen an dem bestimmten Tage zu Herborn ein, da denn Horch nochmahls verhöret, und dabey ermahnet ward, seine Träumereyen fahren zu lassen, und sich dem Lehrbegriffe der reformirten Kirche gemäß zu bezeigen. Horch blieb jederzeit hartnäckig, und antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen: er werde von seiner einmahl gegebenen Erklärung nicht abgehen. Es gebe auch noch im neuen Testamente Offenbahrungen, wie sie denn Joel 2, Kap. 2. ausdrücklich verheissen worden. In den akademischen Senat könne er um deswillen nicht mehr gehen, weil er den akademischen Zepter für einen Zepter Babels und für eine Mutter aller der Schand- und Mordthaten halte, welche auf hohen Schulen vorgingen, besonders da die Universität eine neue Familie Aarons hege, die sich allein des Lehramtes für tüchtig halte, und alle übrige von dem Geiste Gottes geheiligte Christen davon ausschließe, gerade, als wenn der heilige Geist an einen solchen Zunftzwang gebunden sey. Die Kirche könne er nicht besuchen, weil sie Babel sey, daher man nach dem Befehle Gottes von ihr ausgehen müsse. Die Prediger, welche solches unterließen, würden von Gott mit einem Wetter heraus gejaget werden, und wenn sie Gott nicht um Abwendung seines Zornes bitten würden, so werde der zweyte Donner mit einem noch erschrecklichern Wetter folgen. Zugleich kramte er seine schon im vorigen erzählte

Gesichte und Offenbahrungen aus, welche er für göttlich ausgab, so sehr man ihm auch vorstellete, daß sie Täuschungen seiner Einbildungskraft und Folgen seines dicken Blutes seyn könnten.

Horch blieb nicht nur unbeweglich in Ansehung seiner Schwärmerey, sondern erlaubte sich auch allerley Kunstgriffe, sich in seiner Stelle zu erhalten, und seinen Vorgesetzten zu trotzen. Er hatte einen starken Anhang, von welchem gefährliche Unruhen zu befürchten waren, und er selbst drohete, seine Sache bey dem Reichskammergerichte anhängig zu machen, und alle Einkünfte der Universität mit Arrest belegen zu lassen. Die Universität mußte in diesem Falle wirklich befürchten, in Verlegenheit zu gerathen, nicht sofern sie Horchen Unrecht gethan, sondern, weil sie ihn als einen Schwärmer, der zu keiner der in dem Religionsfrieden privilegirten Religionen gehörte, in ihrem Schoße dulde. Alle diese Umstände, und da Horch fortfuhr, seine Träume auf eine ungestüme Art zu verbreiten, machten denn, daß er den 15ten Februar 1698 seiner Aemter völlig entsetzet wurde. Er hielt sich hierauf noch bis zum 28ten März in Herborn auf, an welchem Tage er unter Begleitung einer großen Anzahl seiner Anhänger, so wohl von Studenten als Bürgern, die Stadt verließ, und vor dem Thore noch eine Rede an sie hielt.

Er nahm seine Zuflucht nach Offenbach bey Frankfurt am Main, wo der Gräflich Isenburgische Hofprediger, Conrad Brüßke, ihn unter-

stützte. Hier machte er verschiedene Schriften bekannt, sein Verfahren zu vertheidigen, welches denn die Herbornischen Theologen nöthigte, sich mit ihm in einen Schriftwechsel einzulassen. Seine erste Schrift war das Sendschreiben an seine hinterlassene Zuhörer, worin er die herrschende Kirche wieder für Babel erkläret, und seine Zuhörer lobet, daß sie dessen Gräuel einsehen gelernet, an seiner Schmach Theil genommen, und sich nicht gescheuet, des Lammes Schande zu tragen. Zugleich vertheidigt er sich, wegen des ihm gemachten Vorwurfes, daß er alle Künste und Wissenschaften verachte, indem er nur die bisher in den Schulen übliche pedantische Lehrart getadelt, und darauf gedrungen habe, den Unterricht in Schulen von der Mutterspracbe anzufangen, und die Wissenschaften in selbiger vorzutragen. Darin hatte er nun wohl nicht unrecht; nur Schade, daß er seine Vorschläge mit so vieler dahin nicht gehöriger Schwärmerey verband, und selbige auf eine so ordnungswidrige Art durchzusetzen suchte. Hierauf tadelt er die gegenwärtige Form des öffentlichen Gottesdienstes, vertieft sich dabey in die Offenbahrung Johannis, und vertheidigt die göttlichen Erscheinungen und Offenbahrungen in den neuern Zeiten; doch mit der Einschränkung, daß sie nach der Bibel geprüfet werden müßten.

Der Inspector Hildebrand, Horchs vornehmster Gegner, mit welchem er sich vom Anfange an nicht vertragen konnte, setzte diesem Sendschreiben eine Antwort entgegen, worin er seinem Gegner

Schritt für Schritt folget, und ihm unter andern vorwirft, daß er den Chiliasmus öffentlich gelehret und noch kurz vor seiner Absetzung in einer Predigt behauptet habe, der jüngste Tag werde nach drey Jahren kommen. Horch antwortete darauf in dem Kampfe mit dem Thiere, wo er mit der größten Heftigkeit gegen seinen Gegner zu Felde ziehet, die reformirte Kirche für ein After-Papstthum erkläret, aus welchem man ausgehen müsse, die Professoren und Prediger zu Herborn Kinder der Finsterniß und Unchristen, seinen Gegner Hildebrand aber ein Unthier und einen Höllenbrand nennet.

Diese Schrift zeigte schon, daß Horchs Krankheit immer weiter bey ihm gieng, und eben so weit ging nunmehr auch seine Unbesonnenheit. So sehr er auch alles in Herborn durch die obige Schrift wider sich aufgebracht hatte, so kam er den 10. Dec. 1698 doch dahin, ging den folgenden Sonntag in die Kirche, und fing von der Porkirche, auf welcher er stand, öffentlich an zu predigen. Den folgenden Montag wiederhohlte er diesen närrischen Auftritt, und hielt zugleich allerley Zusammenkünfte in den Häusern. Wie glimpflich man zu Dillenburg mit dem Schwärmer verfuhr, erhellet daraus, daß man ihm die Freyheit ließ, in Herborn zu bleiben, ihm aber alle unruhige Versammlungen verboth, und zugleich den Einwohnern den Besuch derselben untersagte. Allein Horch versetzte, er habe seine Zuversicht auf Gott gesetzt, und sey entschlossen, um dessen Ehre willen alles zu leiden; er könne

auch sein Lehren keine Stunde aufschieben, wenn er nicht Gottes schwere Strafe auf sich laden wolle. Zugleich übergab Horchens Anhang, welcher sehr zahlreich war, dem Fürsten eine Bittschrift, worin sie auf das dringendste um die Gewissensfreyheit ansuchten, sich Horchens Unterricht ferner bedienen zu dürfen. Ungeachtet nun die Zusammenkünfte des Nachts und auf eine sehr unordentliche Art gehalten wurden, daher auch die Dillenburgischen Räthe der Meinung waren, daß man ihn aus dem Lande schaffen müsse: so war doch der Fürst so gütig, daß er Horchen in Herborn ließ, und nur die Bedingung beyfügte, daß nicht mehr als zwey oder drey Personen den Schwärmer auf einmahl besuchen sollten, welches aber nicht befolget wurde.

Vermuthlich war es der Mangel an Unterhalt, der Horchen noch 1699 den Wunsch abnöthigte, sich wieder mit der reformirten Kirche auszusöhnen, daher denn auch die Herbornschen Commissarien so wohl bey Hofe als in Marburg anfragten, wie sie sich dabey zu verhalten hätten; da denn beschlossen wurde, mit demselben freundschaftlich zu unterhandeln, und wenn er seinen Irrthümern entsagen, und sich der Kirchenordung gemäß betragen, auch sich aller heimlichen Zusammenkünfte enthalten würde, ihn wieder in den Schoß der Kirche aufzunehmen. Da aber dabey nichts von der Wiedereinsetzung in seine Aemter gedacht wurde, so war das vielleicht die Ursache, daß er diese Aufnahme nicht weiter betrieb, sondern seinen

Unfug in und um Herborn ungescheut fortsetzte, und des fürstlichen Verbothes ungeachtet, Versammlungen von 30 bis 200 Personen hielt. Zugleich gab er seine Schrift, Beruf, Glauben und Wandel in der Gemeine Gottes gegen den Inspector Hildebrand heraus, worin er alle seine Meinungen, besonders in Ansehung der göttlichen Eingebungen und Offenbahrungen und des bevorstehenden tausendjährigen Reiches, nochmahls zu vertheidigen suchte. Zur Bestätigung seiner Grillen führet er einen dicken Nebel an, welcher eben damahls um Herborn verspüret worden, und einen starken Schwefelgeruch gehabt; welchen der Fantast als einen Vorläufer des großen Tages des Herren ansahe.

Horch mochte endlich selbst besorgen, daß das Maas der Langmuth des Dillenburgischen Hofes endlich erschöpft werden möchte, daher ging er im Junio 1699 nach Eschwege, und setzte daselbst seine Versammlungen und sein unordentliches Lehren fort. Er gerieth dabey auf immer mehr Ausschweifungen, indem er sich jetzt den Bart wachsen ließ, um den ersten Lehrern des Christenthumes desto ähnlicher zu werden. Allein hier fand er nicht so viel Nachsicht, als im Nassauischen; zumahl da die Universität zu Marburg bereits aufmerksam auf ihn geworden war. Es erfolgte daher bereits im Julio ein Befehl aus Cassel an den Metropolitan zu Eschwege, Horchen sein unbefugtes Lehren zu verbiethen. Dieser schrieb darauf selbst an den Landgrafen, und sagte gerads

heraus, daß er dessen Befehlen in diesem Stücke nicht gehorchen könne, weil er sich sonst Gottes Strafe zuziehen würde. Er hatte zugleich die Dreistigkeit, daß er selbst nach Cassel ging, sich zu verantworten, wobey er wieder öffentliche und besondere Versammlungen hielt. Der Landgraf trug der theologischen Facultät zu Marburg die Untersuchung der Sache auf, ließ ihm aber zugleich alles Lehren zu Eschwege auf das ernstlichste untersagen.

Horch mußte sich nunmehr im August 1699 vor der theologischen Facultät zu Marburg stellen, welche ihm sehr glimpflich begegnete, und sich sechs Sitzungen hindurch mit ihm beschäftigte. Er betrug sich im Anfange ziemlich bescheiden, und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen nach seiner Einbildung. Er verwarf die Glaubensbekenntnisse als eine Richtschnur des Glaubens und der Lehre, läugnete die Gewalt der Obrigkeit, Kirchengebräuche anzuordnen, behauptete, er habe durch die Salbung ein Recht erhalten, gottesdienstliche Versammlungen anzustellen, das Lehramt sey ein Joch der Gläubigen, indem jeder das Recht habe, zu lehren, das Alleinreden sey verwerflich, indem in der Gemeine Christi jeder das Recht habe, zu reden, so oft der Geist ihn dazu auffordere. Er vertheidigte auch hier die Offenbahrungen in den neuern Zeiten, und erzählte eine Menge Gesichter, welche er wollte gehabt haben, z. B. Gott habe ihn erst neulich in die Hölle geworfen, ihn daselbst bis an den dritten Tag gegeisselt, und ihm unter andern Sünden auch das Doctorat vorgehalten.

Nach

Nach seinen Besuchen bey Reitzen zu Braunfels habe er so viele Offenbahrungen gehabt, daß er ganze Bücher damit anfüllen könne, und diese wären göttlich, weil seine Brust dabey mit göttlicher Majestät sey erfüllet worden. Er behauptete ferner, die reformirte Kirche sey Babel und Satanisch, daher man aus derselben ausgehen müsse, das tausendjährige Reich und die persönliche Ankunft Christi sey nahe, und was des Unsinnes mehr war. Zuletzt, als man ihm die Auslieferung des Protokolles verweigerte, ward er ungezogen, drohete den Commissarien, der Herr werde sie mit einem Wetter aus diesem Babel schlagen, und setzte hinzu, sie hätten bisher in menschlichem Nahmen mit ihm geredet, er aber müsse nun in Gottes Nahmen mit ihnen sprechen. — — Die Commissarien redeten ihm mehrmahls glimpflich zu, allein, als sie sahen, daß mit ihm nichts anzufangen war, so lasen sie ihm den Schluß des Landgräflichen Schreibens vor, worin ihm vermuthlich bey fortdauernder Widersetzlichkeit das Land verbothen wurde.

Er hielt es bey diesen Umständen nicht für rathsam, das Aeußerste abzuwarten, sondern begab sich wieder nach Herborn, wo er es ärger machte, als zuvor. Er hielt gleich nach seiner Ankunft an einem Markttage auf dem Rathause eine Versammlung, und zog alle in der Nachbarschaft der Schwärmerey wegen verwiesene Personen in die Stadt, worunter sich auch Reitz und Samuel König befanden. Die Regierung verboth zwar den Besuch solcher unordentlicher Zusammenkünfte bey 100 Tha-

ler Strafe, allein das Verboth wurde nicht befolgt, und die Zerrüttung ward mit jedem Tage größer, daher endlich der Befehl erfolgte, Horchen und die ihm ähnlichen fremden Schwärmer in der Stille aus dem Lande zu schaffen, und sie im Falle des Ungehorsams mit mehrerer Schärfe zu bedrohen.

Horch mußte also das ihm so geliebte Herborn, wo sein Anhang sehr zahlreich war, verlassen, und sein närrisches Schicksal führte ihn wieder nach Marburg. Hier muß er es sogleich wieder sehr arg gemacht haben, indem man ihn bereits den 4. Nov. 1699 arretirte, und ein paar Tage darauf auf das dasige Schloß gefangen setzte. Was die nächste Veranlassung dazu gegeben, wird nicht gemeldet. Herr Haas hat in seinem Leben Horchens eine Vermuthung, die er zwar nicht eröffnet, aber doch versichert, daß, wenn sie gegründet sey, sich aus historischen Umständen beweisen lasse, daß der Schwärmer den größten Unverstand und eine offenbare Ungerechtigkeit an den Tag geleget habe. So viel erhellet aus seiner bisherigen Geschichte, daß er in der Unvernunft stufenweise zunahm, und daher jetzt wohl zu allem fähig war. Er betrug sich anfänglich sehr gelassen, und schien, sich auf seine Gefangenschaft etwas einzubilden. „Mein Logi„ment, schrieb er den 14. Nov. an seine Frau, in „einem Erker unten am Dache, ist zu meiner In„tention gar bequem, nehmlich mit Gott in der „stillen Einsamkeit steten Umgang zu haben, sinte„mahl es zu dem Ende mit einem Wächter für der

„Thür versehen, damit weder selbst durch unnöthi-
„gen Ausgang diesen meinen innern Sabbath ver-
„störe, noch auch andere ihn verstören mögen,
„welche uns sonst durch ein fleischlich Gespräch die
„Zeit, welche fürnehmlich in diesen letzten Tagen
„so edel ist, pflegen wegzustehlen. Gelobet sey der
„Herr, der seine Knechte mit dem Geiste der Groß-
„müthigkeit angezogen hat, die Buße in der Wüste
„zu predigen, ja auch den Hohen zu sagen, was
„ihnen zu sagen ist; dann hierbey merken wir, daß
„Christus mit seinem Reiche nahe für der Thür
„sey; fürnehmlich, weil es auch schon so weit ge-
„kommen, daß sie deswegen mit Gefängniß belegt
„werden. Und nun freuet euch hierüber, und
„abermahl sage ich, freuet euch, dieweil sich unsere
„Erlösung nahet, u. s. f.“

Aber auf diese scheinbare Stille folgte sehr bald ein wüthender Sturm. Der Grund seiner ganzen Schwärmerey war ursprünglich in seinem Körper, in einem dicken Blute, verschleimten Gedärme, und in einem hohen Grade der Hypochondrie zu suchen, und in so fern verdiente er Mitleiden. Leute dieser Art werden durch ein Bedürfniß der Natur zu einem unstäten Leben getrieben, weil die immerwährende Bewegung ihnen Erleichterung gibt. Man sollte daher bey solchen Menschen die Hülfe eines vernünftigen leiblichen Arztes nicht so sehr aus den Augen setzen, als gemeiniglich geschiehet, weil eine derbe Purganz und gute Bewegung hier mehr ausrichtet, als alle Vernunftschlüsse und die beste geistliche Arzeney. Da Horch aus seinem

bisherigen herumschweifenden Leben, auf einmahl in die Einsamkeit und zur Ruhe kam, und dadurch das einzige Erleichterungsmittel seiner Krankheit verlohr, so mußte sie sich nothwendig verschlimmern, und den 18ten Jun. 1700 befand er sich bereits völlig wahnsinnig, und nicht blos wahnsinnig, sondern so gar rasend, so, daß man ihm Hände und Füße binden mußte, und er dennoch oft mit gebundenen Füßen aufsprang. Ein Professor zu Marburg, vermuthlich der Doctor Tilemann, beschreibt seinen Zustand in einem von Herrn Haas mitgetheilten Schreiben, sehr kläglich. Er wollte nicht essen, kroch in den Ofen, aß Asche und Kohlen, und rauste sich Haare und Bart mit großer Verblutung aus. Er schrie aus dem Fenster: der König von Frankreich wird kommen, und ich werde dabey seyn; auf den Bergen werde ich stehen, und da wird des Reich Zions angehen. Er that dabey schreckliche Luftsprünge, sperrte das Maul grausam auf, knirrschte mit den Zähnen, warf sich zur Erde, wollte aus dem Fenster springen, schlug, trat und biß, zerbrach die Bettstellen, zerriß mit den Zähnen das Bettgewand, warf die Fenster aus, und wüthete so, daß vier Dragoner, welche stets bey ihm waren, ihn kaum halten konnten; lauter Beweise der leidenden Natur, welche dem stockenden Geblüte durch die gewaltsamsten Anstrengungen Hülfe verschaffen wollte.

Indessen ließ diese Wuth zu Zeiten wieder nach, und dann war er ruhiger, und kam mit unter so gar zur Erkenntniß seiner Thorheit. Er bethete

oft so rührend, daß alle Umstehende, und selbst die Dragoner, weinen mußten. Er gab sich schuldig, daß er ein falscher Prophet, und seine Frömmigkeit lauter Heucheley gewesen. Er habe übel gethan, daß er seine Gemeine und sein Haus verlassen habe; aber jetzt sey für ihn keine Gnade mehr, und das Urtheil sey schon gesprochen. Von dieser fürchterlichen Idee ging er bald zu noch fürchterlichern, und selbst zu Gotteslästerungen über. Accipite, sagte er zuweilen, sanctum Diabolum in nomine Patris, Filii & Spiritus sancti. Er behauptete, er habe den bösen Geist mit sieben schrecklichen Drachen in sich, die müßten heraus. (Eine gute Dosis Jalappen-Harz würde sie schon ausgetrieben haben).

Als sein Zustand bekannt ward, hatte man sowohl zu Marburg, als zu Herborn viel Mitleiden mit ihm. Ich finde zwar nicht, daß man einen erfahrnen Arzt zu ihm geschickt, allein dafür schloß man ihn zu Herborn in das Kirchengebeth ein, und zu Marburg ließ man ihn, wenn sein heftiger Paroxismus vorüber war, von Geistlichen besuchen. Zum Glück war seine Wuth von kurzer Dauer, vermuthlich weil sich seine Natur durch die heftigen Anstrengungen, und durch das lange Fasten Erleichterung verschaffte, da denn mit dem gesammelten Unrathe in den Gedärmen auch ein großer Theil seiner Schwärmerey verschwand. Genug, Horch ward schon in den ersten Tagen des Julii wieder vernünftig, bereuete seine vorigen Ausschweifungen, und beklagte, daß er so viele tausend See-

len auf den Abweg zu führen gesucht. Als man zu Cassel diese Veränderung seines Zustandes erfuhr, so trug man kein Bedenken, ihn wieder in Freyheit zu setzen, da er denn den 12ten Julii wieder zu Herborn ankam. Da man ihm aber daselbst noch nicht trauete, so setzte man ihm zwey Wächter vor die Thür, und ließ niemanden zu ihm, zumahl, da kurz vorher ein paar Studenten ähnlichen Unfug daselbst angestiftet hatten, auch der berüchtigte Samuel König sich in der Nachbarschaft aufhielt.

Horch war in seinem Verhafte und durch den heftigen Kampf der Natur zwar ein wenig wieder zur Vernunft gekommen, wenigstens war er nicht mehr so heftig und ungestüm als vorher; allein manche Ideen waren immer noch zu fest bey ihm eingewurzelt, als daß man seine Cur für vollständig hätte halten können. Er gab daher jetzt sein Echo oder Gegenschall heraus, worin er die ihm bisher Schuld gegebenen Irrthümer zu widerlegen suchte, manches milderte und gelinder ausdrückte, aber doch immer noch seine Lieblingsmeinungen, z. B. von der Nothwendigkeit, in den gottesdienstlichen Versammlungen mehrere lehren zu lassen, von dem innern Worte, von dem tausendjährigen Reiche, von der Göttlichkeit seiner Offenbahrungen, u. s. f. vertheidigte und behauptete.

Da man ihn zu Herborn jetzt sehr eingeschränkt hielt, so sahe er wohl, daß hier nicht viel für ihn zu thun seyn werde, daher er sich bald darauf wieder zu seiner Familie nach Eschwege begab. Hier

scheinet er einen neuen Paroxysmus von Wahnsinn gehabt zu haben, indem er den 12ten Dec. 1700 zwey Briefe, einen an den Landgrafen von Hessen-Cassel, und den andern an den Inspector Hildebrand zu Herborn schrieb. In dem ersten meldet er dem Landgrafen, daß Gott seine erschreckliche Hand zum zweytenmahle über ihn ausgestrecket, und ihn in Eschwege eben so zugerichtet habe, wie vor vier Monathen zu Marburg. Gott rufe dadurch ihn und alle zur Buße, daher er dieses dem Landgrafen melden wollen, damit derselbe von seiner Seite auch Buße thun könne. Eben das meldet er Hildebranden, mit dem Beysatze, daß Gott ihn um deswillen so gezüchtiget, weil er dessen Kirche verwirret habe. Er komme also hiermit, diese seine Schuld vor der ganzen theologischen Facultät zu bekennen, und schriftlich um Vergebung zu bitten. Woraus denn erhellet, daß er zu der Zeit, als er diese Briefe schrieb, seinen Verstand noch nicht völlig wieder erhalten hatte. Doch muß er nach und nach wieder zu sich gekommen seyn, und sich das Jahr 1701 in Eschwege ruhig verhalten haben. Den 6ten Jan. 1702 befindet er sich zu Dillenburg, indem er an diesem Tage dem dasigen Fürsten meldet, Gott habe ihn bisher in schwere Anfechtungen gerathen lassen, ihn aber jetzt daraus wieder errettet. Er sehe nunmehr ein, daß die Grundsätze derjenigen Kirche, in welcher er erzogen und gebohren worden, dem göttlichen Worte völlig gemäß sind, daher er entschlossen sey, in öffentlicher Gemeinde zu communiciren. Ob

solches wirklich geschehen, wird nicht gemeldet. Allein, er streifte im Jahre 1702 an verschiedenen Orten herum und hielt sich dabey noch immer zu solchen, welche wegen ähnlicher Schwärmerey bekannt sind. So war er in dem gedachten Jahre nicht allein zu Nieder-Dodleben, bey dem berüchtigten Petersen, sondern auch zu Amsterdam, und zu Wesel bey Reitzen.

Um die Mitte des folgenden Jahres schien er so vernünftig als jemahls, indem er den 17. Jul. 1703 von Eschwege aus an den Landgrafen von Hessen-Cassel schrieb, und demselben meldete, daß er durch seine Plagen zur Versöhnung mit seiner Frau sey bewogen worden, besonders in Ansehung der während seiner großen Anfechtungen vorgefallenen Zwistigkeiten. Um nun auch seiner Frau allen Verdacht, daß er ein Verächter des Abendmahls gewesen sey, zu benehmen, wünsche er herzlich, zum Genusse desselben gelassen zu werden, und bath daher den Landgrafen, einen Befehl deswegen an die Geistlichkeit zu Eschwege zu erlassen.

Allein es erfolgte sehr bald wieder ein Streich von seiner Art. Den 13ten Aug. desselben Jahres trug sich das Unglück zu Cassel, bey der Feyer des Geburtstages des Landgrafen zu, daß eine über die kleine Fulde geschlagene Schiffbrücke einbrach, und viele Personen im Wasser ertranken. Horchens zügellose Einbildungskraft fing so gleich wieder Feuer, und er ließ sich über diesen Zufall mit so vieler beleidigenden Bitterkeit aus, daß er auch gestraft werden sollte. Auf verschiedene Vorstellun-

gen, daß er ein wirklich Verrückter sey, beschloß der Landgraf, ihn in das Narren-Spital zu Heina zu schicken, wohin er auch wirklich abgeführet wurde. Allein unterweges entsprang er der Wache, und lief mit bloßem Kopfe nach Berleburg, worauf es scheinet, daß er sich wieder nach Eschwege begeben hat. Allem Ansehen nach hatte er nach diesem Vorspiele wieder einen heftigen Anfall von Wahnsinn; denn in der Zuschrift seines Cycli magnæ mundi hebdomadis an den Erbprinz Friedrich von Hessen-Cassel, erzählet er, daß derselbe ihn in seinen schweren Versuchungen zu Eschwege selbst besucht habe.

Es geschiehet selten, daß Leute dieser Art völlig wieder hergestellet werden; aber Horch ist doch einer von diesen wenigen. So viele wiederhohlte Anfälle mochten endlich das Uebel in seinem Körper heben, und so bald dieses weggeschaffet war, ward auch sein Kopf frey, und er fing nunmehr an, wie ein anderer vernünftiger Mensch zu handeln und zu denken, daher er sich nunmehr auch mit wissenschaftlichen Sachen beschäftigte, wobey ihm seine Gelehrsamkeit, die er wirklich besaß, sehr zu statten kam. Zwar findet man nicht, wo er sich von 1704 bis 1708 aufgehalten; allein, vermuthlich war er bey den Seinigen in Eschwege. Und daß er bereits 1705 etwas gescheiters denken konnte, als seit zehn Jahren, erhellet aus seinem Præco salutis, welcher in dem gedachten Jahre ohne Meldung des Ortes heraus kam. Er erläutert darin Stellen und Kapitel aus den Evangelisten, welche

auf die Juden gehen, aus dem alten Testamente, und sagt in der Zuschrift an den Landgrafen Carl, daß er hier eine Probe von einer Arbeit gebe, wodurch er sich im Hebräischen immer mehr üben wolle, um mit der Zeit etwas zu veranstalten, was einmahl zur Beförderung der Hoffnung Israels dienen könnte.

1708 findet man ihn zu Kirchhain, einer Hessischen Stadt zwey Stunden von Marburg, wohnhaft, wo er sich mit nützlichen Arbeiten beschäftigte, und nunmehr selbst von denen geschätzt und unterstützt wurde, welche seine vorigen Ausschweifungen auf das äußerste hatten mißbilligen müssen. Da er in der Mathematik so wohl als in der Hebräischen Sprache erfahren war, so hatte er einen Grundriß von dem Tempel Ezechielis verfertiget, und denselben dem Landgrafen dedicirt, der ihn auch sehr gnädig aufnahm, und ihm befahl, eine weitläuftigere Beschreibung davon aufzusetzen, welche er auch 1709 heraus gab. In eben demselben Jahre hatte er gar Hoffnung, wieder Professor der Theologie zu Herborn zu werden, welche doch nicht erfüllet wurde, dagegen er einen jährlichen Gehalt von dem Landgrafen erhielt. Er hielt sich indessen eine Zeit lang zu Marburg auf, ging mit den dasigen Theologen um, und besuchte die Collegia, seine zerstreuten Begriffe wieder zu sammlen, hielt auch selbst Vorlesungen.

Nach 1713 hielt er sich wieder zu Kirchhain auf, wo er auch bis an seinen Tod blieb, und noch viele Schriften heraus gab, aus welchen ein

mehr freyer Verstand hervor leuchtet, als aus seinen vorigen; ob sie gleich noch immer einen starken Anstrich von Mystik und Allegorie, und einen merklichen Hang zur prophetischen Theologie verrathen. Manche Lieblingsmeinungen blieben auch noch jetzt bey ihm kleben, z. B. die von dem tausendjährigen Reiche, ob er sie gleich jetzt mit mehr Bescheidenheit und Behutsamkeit vortrug, als ehemahls. Die ehedem von ihm behauptete Endlichkeit der Höllenstrafen ließ er jetzt fahren, und bestritt sie von 1715 in verschiedenen Schriften gegen Petersen, der sie auf das eifrigste verfocht, und Horchen deswegen als einen Retrolapsianer behandelte.

In diesen Umständen beschloß er endlich sein unruhiges Leben den 5ten Aug. 1729, im 77sten Jahre seines Alters. Seine Frau, welche 1732 nach ihm verstarb, war eine Tochter des Hospital-Vogts zu Heina, Leonhards. Er hat mit ihr sieben Kinder gezeuget, wovon vier in der Jugend gestorben, die drey übrigen aber sehr unberühmt geblieben sind. Von seinem Charakter darf ich wohl nichts hinzusetzen, indem sich derselbe aus dem vorigen hinlänglich ergibt. Er hatte Fähigkeiten und war nicht ungelehrt, besonders in den morgenländischen Sprachen, und der Mathematik; besaß auch für manche Fächer, selbst in der Philosophie, einigen Scharfsinn. Aber seine herrschende Fähigkeit war Einbildungskraft, und seine herrschende Leidenschaft Ehrgeitz und Stolz. Man verbinde damit ein dickes Blut und einen hohen

Grad von Hypochondrie, so wird man sich nicht wundern, daß der Mann zehen Jahre lang eine so abenteuerliche Rolle spielen konnte.

Er hat viel geschrieben; die meisten Schriften sind kleine unbedeutende Wische von wenigen Bogen. Indessen muß ich sie doch nennen. Wer mehr von ihrem Inhalte u. s. f. zu wissen verlangt, den wird Herr Haas in der gleich zu Anfange bemerkten Lebensbeschreibung hinlänglich befriedigen. Es sind folgende:

Disp. de Insomniorum natura, interpretatione &c. Marburg, 1677, 4.

— I — III. fragmenta ethica continens Eben daselbst, 1679, 4.

— elementa χαριτομετρίας ad investigandas divinæ gratiæ dimensiones. Heidelberg, 1686, 4.

Klagrede über das Absterben Frauen Maria, Pfalzgräfin am Rhein, 1688, Folio.

Genius Missæ. . . .

Iustitia causæ. . . .

Richtige Erklärung der 80sten Frage des Heidelbergischen Catechismi wider D. Kunkel. 1688, 4; alle drey in dem oben gedachten Streite mit den Jesuiten.

Sacerdotium Romanum, una cum ejus sacrificio. Amsterdam, (dem Titel nach) 1690, 8; auch in dizsem Streite, und ist vielleicht sein gründlichstes Werk.

Ein Büschlein Myrrhen, oder Predigten über auserlesene Stellen der heiligen Schrift. Hanau, 1690, 8.

Disp. I. — XII Collegii theologici publici, Herborn, 1690, 4.

Herbornsche Bibelübung, d. i. Christus im Schatten und Körper. Eben das. 1691, 8; eben das. 1702, 8.

Præcepta methodica formandæ concionis. Eben das. 1692, 8.

Dissertationes theologicæ XIII. Eben das. 1691, f. 4.

Investigationes theologicæ circa origines rerum ex Deo contra Spinozam. Eben das. 1692, 4; bestehet aus acht Disputationen.

Disp. de foedere gratiæ Dei cum peccatore. Herborn, 1692, 4.

Untersuchung der Sendschreiben an die sieben Gemeinen in Asia, 4; eine Uebersetzung von sechs 1693 gehaltenen Disputationen.

Vorrede zu Thomä Alberthomä Predigten. Herborn, 1694, 4.

Disp. sistens apparatum ad demonstrationem epistolæ Pauli ad Romanos. Eben daselbst, 1694, 4.

— de Iure primogenitorum inprimis I. C. Eben das. 1694, 4.

— de agno in monte Sion ad Apocal. 14, 1–5. Eben das. 1694, 4; auch in Menthens thes. philol. theol. Th. 2.

Anfangsgründe einer Vernunft- und Buchstab-Rechenkunst, davon diese sonst Algebra heißt. Leipzig, 1695, 8; welche selbst Wolf

schätzte. S. Ludovici Gesch. der Wolf. Philos. Th. 2, S. 42.

Noctes Nassovicæ exhib. elementa χαριτομετρίας ad investigandas gratiæ divinæ dimensiones. Herborn, 1695, 8; in mathematischer Lehrart, und eine seiner berühmtesten Schriften.

Wahrheit und Friedensschule. Eben daselbst, 1695, 8.

Disp. Aharon & Melchisedec, s. Euclidis sacri specimen I. de indole sacerdotum. Eben das. 1697, 4.

— Dialogorum de Schechina fragmentum I. Eben das. 1697, 4.

Das A und O oder Zeitrechnung der ganzen heiligen Schrift. Leipzig, 1697, 8.

Sendschreiben an seine hinterlassene Zuhörer. Offenbach, 1698, 4.

Kampf mit dem Thiere, im Geheimniß der Ungerechtigkeit verborgen, oder Vertheidigung des vorigen Sendschreibens. Eben daselbst, 1698, 4.

Zwey Sendschreiben von der Art des Gottesdienstes. Eben daselbst, 1698, 4.

Beruf, Glauben und Wandel in der Gemeine Gottes. Eben daselbst, 1699, 4; sein Glaubensbekenntniß.

Schreiben an seine Frau, 1699, 4.

Maranatha oder Zukunft des Herren zum Gericht. 1700, 4.

Echo oder Gegenschall auf die groben Irrthümer, welche ihm nachgerufen werden. 1700, 4; auch in Haasens Leben Horchens wieder abgedruckt.

Reinigung der Kinder Levi in einer Glaubensbekenntniß. Offenbach, 1701, 4.

Sendschreiben aus seinem Exilio. Wesel, 1703, 4.

Præco salutis ad obstetricandum spei Israelis, 1705, 4.

Textuum sacrorum fasciculus I. Marburg, 1708, 4; eine Probe einer von ihm beschlossenen neuen Uebersetzung der Bibel.

Structura templi ab Ezechiele visi. Eb. das. 1709, 4.

Des von Ezechiel gesehenen Tempels Grundriß. Eben daselbst, 1709, 4; ein Auszug aus dem vorigen.

Patmus, h. e. Apocalypsis Ioh. elucidata. Eben das. 1709, 4; wovon nur wenige Exemplare gedruckt worden.

Cyclus magnæ mundi hebdomadis, in prima adumbratus. Eben das. 1709, 4.

Saron & Achor. Eben das. 1709, 4; auch bey den Invisibil. Dei.

Mystische und prophetische Bibel, d. i. die ganze heilige Schrift aufs neue nach dem Grund verbessert. Eben das. 1712, 4; woran auch Ludw. Christoph Schaffer, zu Berleburg mit gearbeitet hatte.

Filadelfia, d. i. Bruderliebe, von dem heiligen Abendmahl, der Gnadenwahl. Eben daselbst, 1712, zwey Stücke in 4.

Archetypus s. scrutinium naturæ spiritualis & corporeæ, generaliter spectatæ, ex consideratione Dei, tanquam summi exemplaris. Eben das. 1713, 4; wider Spinoza, dem er doch nicht gewachsen war.

Mystisches Chaos der zukünftigen Welt. Eben das. (1715), 4.

Die Filadelfische Versuchungsstunde, in Ansehung des ewigen Evangeliums. Eben das. 1715, 4; wider Petersen.

Gegensatz des ewigen Lichts und der ewigen Finsterniß. Eben daselbst, 1716, 4; auch wider Petersen.

Prophetischer Uhrzeiger des mahomedanischen Reichs. Eben daselbst, 1717, 4; eine apokalyptische Grille.

Der unter dem Zeugniß Jesu verstellete Weissagungsgeist. Eben das. 1718, 4; gegen Petersens Wiederbringung aller Dinge.

Invisibilia Dei in rebus ab ipso factis facta visibilia, contra Spinozam. Eben daselbst, 1719, 4.

Ja, Nein, und Nein, Ja, des ewigen Evangeliums. Eben daselbst, 1721, 4; wider Petersen.

---

47. Johannes Baptista von Helmont, ein theosophischer Arzt *).

Johannes Baptista von Helmont, Herr in Merode, Royenborch, Oorschot, Pellines u. s. f. war aus einem alten adeligen Niederländischen Geschlechte 1577 zu Brüssel gebohren. Er war der jüngste unter seinen Geschwistern, und ward

*) Er hat den Gang seiner Schwärmerey nebst den vornehmsten Umständen seines Lebens zweymahl selbst erzählt; einmahl in einem eigenen Aufsatze, der sich mit einer kurzen Ergänzung seines Sohnes vor den Ausgaben seines Ortus Medicinæ so wohl, als seiner Operum befindet, und das zweyte Mahl in seinem Tumulo Pestis gleich im ersten Abschnitte. Den ersten Aufsatz haben Spitzel in Litterat. infel. S. 843, Witte in Memor. Medicor. Dec. 1, S. 125, und Manget in Bibl. Med. Th. 1, S. 644, wieder abdrucken lassen, und daraus haben Lor. Crasso in Elogj Th. 2, S. 144, Arnold in der Kirchen- und Ketzer-Historie Th. 3, S. 72, Reimmann in der Hist. der Gel. der Deutschen Th. 3, S. 437, Kästner im Medic. Gel. Lex. Foppens in Bibl. Belg. Jöcher im Gel. Lex. Eloy im Dictionn. de la Médec. und andere ihre Nachrichten von ihm entlehnet. Brucker, hat in Hist. Philos. Th. 4, B. 1, S. 709, auch den zweyten Aufsatz mit zu Rathe gezogen; allein, es kommen noch manche wichtige Umstände in seinen Schriften zerstreut vor, welche so wohl Brucker als alle übrige vernachlässiget, ich aber sorgfältig zusammen gelesen habe, daher der gegenwärtige Aufsatz alle übrige Nachrichten an Vollständigkeit übertreffen wird.

daher dem Studiren gewidmet, verlohr aber seinen Vater in den damahligen Kriegesunruhen, bereits 1580. Er besaß viele Fähigkeiten, und besonders, wie aus dem Folgenden erhellen wird, eine überaus lebhafte Einbildungskraft, und da er damit viele Wißbegierde verband, so machte er in den Wissenschaften sehr schnelle Fortschritte, so, daß er 1594 im 17ten Jahre seines Alters bereits die Philosophie zu Ende gebracht hatte. Er gestehet selbst, daß er so eifrig studiret, und dabey alles, was ihm vorkam, gelesen und excerpiret habe, so, daß wenige ihn an Fleiß, die meisten aber an Beurtheilungskraft übertroffen hätten.

Er versichert zugleich, daß er in eben diesem seinem 17ten Jahre von den Professoren der Medicin, Thomas Fyen, Gerhard de Villeers und Storn sey bestellet worden, Chirurgische Vorlesungen zu halten, woraus denn folgen würde, daß er schon vorher nicht allein Medicin studiret, sondern es auch bereits so weit darin gebracht hatte, daß er andere lehren können; allein, ich kann nicht bergen, daß mir dieser Umstand verdächtig, und eine der ihm so gewöhnlichen Prahlereyen zu seyn scheinet. Wer die Einrichtung der katholischen Universitäten kennet, weiß auch, daß man daselbst nicht eher zu den höhern Wissenschaften gelassen wird, als bis man die Philosophie zu Ende gebracht hat. Das letztere geschahe, seinem Vorgeben nach, im 17ten Jahre seines Alters, und in eben demselben will er auch schon Chirurgische Vorlesungen gehalten haben; welches ich wenigstens

nicht zusammen reimen kann. Zwar gestehet er selbst, daß er nichts von dem verstanden, was er andern hätte lehren sollen, und daß er seine ganze Kenntniß von der Chirurgie aus Büchern gehabt habe; aber destomehr muß es auffallen, daß man einem so jungen unerfahrnen Menschen den Vortrag einer so wichtigen Kunst sollte anvertrauet haben.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so hatte er sich der Medicin gewidmet, und zwar wider Willen seiner Mutter und seiner Verwandten, welche es als eine Entweihung ihres alten Adels ansahen, daß er sich einer ihnen so verächtlichen Kunst ergeben wollte. Allein, sie ward ihm gar bald von selbst verhaßt. Unter den vielen Büchern, welche er ohne Wahl und Ordnung las, gerieth er vermuthlich auch auf theosophische und schwärmerische, welche seine lebhafte Einbildungskraft gar bald völlig zerrütteten, und ihm einen völligen Widerwillen gegen alle vernünftige Gelehrsamkeit beybrachten. Zwar nennet er keine derselben, und möchte seine nachmahlige Veränderung lieber einer unmittelbaren Erleuchtung und Offenbahrung zuschreiben; allein man weiß schon, wie man das zu verstehen hat, und aus dem Erfolge ist es nur gar zu erweislich, daß Paracelsi Schriften, auf welche er sehr frühe gerathen seyn muß, ihm den Kopf am meisten verschoben haben.

Es scheinet, daß sich seine Geringschätzung aller Wissenschaften bey der Philosophie und Mathematik angefangen habe. Auf die Astronomie will er

sich mit vielem Fleiße gelegt haben, weil diese ihm noch die meiste Gewißheit versprochen habe; auch die Algebra hatte er studiret, so oft er anderer Wissenschaften überdrüßig war. Zum Beweise, wie unordentlich sein Studiren gewesen, dienet sein eigenes Geständniß, daß er mit der Algebra, die Anfangsgründe des Euklid, und die Cyclognomonica des Corn. Gemma verbunden habe; wovon wenigstens die ersten vor der Astronomie und Algebra hätten voraus gehen sollen. Da er fand, daß Gemma den Copernicus empfahl, so studirte er auch diesen; allein seine Eccentricäten und Himmelskreise machten ihm gar bald die ganze Astronomie verächtlich, so, daß er es nicht weiter der Zeit und Mühe werth hielt, sich mit ihr zu beschäftigen. Die Philosophie ward damahls zu Löwen von den Jesuiten gelehrt, unter welchen Martin Delrio über die Zauberey las, und den jungen Schwärmer anfänglich an sich zog, der aber sehr bald einsehen lernete, daß er nichts als leeres Stroh bey ihm einärndete. Er fiel nunmehr auf die Moral, da ihm denn Seneca und Epiktet anfänglich gefielen, so wie die Stoische Moral ihn an sich zog, die er bey den Capucinern wieder zu finden glaubte, und daher gern in ihren Orden getreten wäre, wenn nicht seine schwächliche Gesundheit ihn daran gehindert hätte.

Kurz, seine unordentliche und oberflächliche Art zu studiren, die mit seiner lebhaften Einbildungskraft verbundene Ungeduld, bey welcher er gern ohne Mühe berühmt und gelehrt werden

wollte, machte ihm in kurzer Zeit alle Gelehrsamkeit verhaßt, und er gestehet selbst, das Taulers und Kempis Schriften das meiste dazu beygetragen haben *). Er legte sich daher auf das Bethen, und bath den Sohn Gottes, ihm den Weg zu zeigen, welchen er wandeln sollte. Unter dieser Beschäftigung traumte ihm einmahl, daß er zu einer großen Wasserblase geworden sey, deren Durchmesser von der Erde bis an den Himmel gereicht habe. Unten habe sich ein schrecklicher Abgrund befunden; oben auf aber habe ein Sarg gestanden. Er sey darüber so erschrocken, daß er Sinne und alles Bewußtseyn verlohren habe; als er aber endlich wieder zu sich selbst gekommen sey, habe er sogleich erkannt, daß wir nur in Christo leben, weben und sind, daß man ohne besondere Gnade Gottes nicht einmahl den Nahmen Jesu heilsam aussprechen könne, und daß man unaufhörlich bethen müsse: und führe uns nicht in Versuchung. Nachdem er dieses nicht nur erkannt, sondern sogar geschmeckt, (quo conspecto & saporabiliter cognito), sey er über seine vorige Unwissenheit erstaunet, und habe einsehen lernen,

*) Brucker hat diese Stelle ganz falsch verstanden, wenn er glaubt, Helmont habe den Tauler und Kempis unter die aufgeblasenen Stoiker gerechnet, deren Schwäche er in dem folgenden Traume einsehen lernen. Er sagt ausdrücklich, daß er durch beyde auf das Gebeth sey geführet worden, durch welches er denn die Nichtigkeit aller seiner bisherigen Gelehrsamkeit habe einsehen lernen. Ueberdieß waren Tauler und Kempis Mystiker, und das war Helmont auch; ja er war noch mehr, er war sogar ein Theosoph.

daß der Stoicismus ihn als ein eitles und aufgeblasenes Thier zwischen dem höllischen Abgrunde und dem unvermeidlichen Tode gefangen halte u. s. f.

Nun war der Narr auf dem rechten Wege, und er gieng mit starken Schritten auf demselben fort, und da war es denn kein Wunder, daß er auch in der Medicin gar bald andere Einsichten bekam. Um sich zu zerstreuen, fing er an, die Kräuter zu studiren, und des Matthiolus und Dioskorides Schriften durchzublättern; aber da sie ihm weder in dem Gebrauche, noch in der Wirkung Gewißheit versprechen konnten, so wurden auch sie ihm zum Ekel. Eben so ging es ihm mit dem Galen, und dem Avicenna, weil er einsehen lernte, daß ein wahrer Arzt nicht durch Lesung menschlicher Bücher, sondern allein durch göttliche Erleuchtung gebildet werden müsse. Da er nun auch in der Medicin nichts als Ungewißheit fand, so studirte er die menschlichen Gebräuche und die Rechte aller Art, fand aber überall nichts als schwankende Ungewißheit und sahe, daß die Regierung anderer so schwer sey, daß sie nicht einmahl zur Leitung seiner selbst hinreiche.

Bey dem allen konnte er doch den Hang zur Medicin nicht so gleich los werden. Er las daher die Schriften der ältern Griechischen und Arabischen so wohl, als der neuern Aerzte, untersuchte sie, und merkte sich das wichtigste an. Aber, als er seine Sammlungen wieder durchlas, so schämte er sich seiner Armuth, und bedauerte die

aufgewandte Zeit. Nicht besser ging es ihm, als er einen ausübenden Arzt begleitete; denn er sahe, daß sich nichts gewisses von dem Zustande der Krankheit behaupten lasse, und daß die Regeln, wornach sich die Aerzte richteten, so falsch als möglich wären. Das trieb ihn denn wieder zum Gebethe; er bereuete, daß er sich wider den Willen seiner Verwandten der Medicin gewidmet habe, und bath Gott ihm die Sünde zu vergeben, und ihn in Zukunft selbst zu leiten.

Aus allem siehet man wohl, wo es dem Fantasten gefehlet. Er wollte gern in kurzer Zeit und mit leichter Mühe gelehrt werden, und rauschte daher über alle Wissenschaften hin, ohne sich bey seiner ungestümen Lebhaftigkeit nur bey einer zu verweilen. In diesem Tumulte seiner Einbildungskraft und seiner Begierden gerieth er auf mystische und theosophische Schriften, und da er hier das innere Licht als die sicherste und leichteste Quelle der höchsten Weisheit empfohlen fand, so fing seine Einbildungskraft so gleich Feuer, er erwartete die Befriedigung seines ungeduldigen Ehrgeitzes blos von diesem, und verachtete und schmähete, so wie alle Schwärmer dieser Art, alle menschliche Gelehrsamkeit als Täuschung und Betrug des Teufels.

Er muß es in dieser Thorheit allem Ansehen nach schon sehr frühe, wenigstens noch vor seinem zwanzigsten Jahre so weit gebracht haben; daher er auch nicht Magister werden wollte, weil es ihm ungelegen war, daß die Professores zu Löwen, wie

er sagt, den Narren mit ihm spielen, und ihn zum Meister aller sieben Künste erklären sollten, da er noch nicht ein Schüler einer einzigen war. Einige Schriftsteller behaupten zwar, daß er 1599, also im 22sten Jahre seines Alters, Doctor der Medicin zu Löwen geworden sey; allein bey seiner eben jetzt geschilderten Denkungsart ist dieses höchst unwahrscheinlich. Es findet sich auch in Valerii Andreä akademischen Zeitregister keine Doctor-Promotion in dem gedachten Jahre; es ist auch überdieß bekannt, daß die Universität zu Löwen mit dem Doctor-Titel sehr sparsam umgehet, und ihn nur denen ertheilet, welche zu den ersten Professuren bestimmt sind; alle übrige begnügen sich mit der Licentiaten-Würde. Diese scheinet er wirklich um 1599 erhalten zu haben, weil er seiner medicinischen Promotion an einem Orte *) ausdrücklich gedenkt.

Dessen ungeachtet schmähete er in der Folge auf die ungezogendste Art auf alle graduirte Aerzte und ihre ganze Gelehrsamkeit, indem er seine durch das innere Licht erhaltene Weisheit der letztern unendlich vorzog. Es ist der Mühe werth, von ihm selbst zu hören, wie er nicht allein überhaupt, sondern auch in jedem einzelnen Falle dazu gekommen.

*) Post decennium autem peregrinationis & studiorum, a promotione in arte medendi, habita Lovanii, tandem A. 1602 me Vilvordiam subduxi, &c. In Promissis No. 7, in Opp. Th. 1, S. 12. der Frankfurter Ausgabe, von 1682, welche ich in der Folge jederzeit anführe.

„Nachdem ich, sagt er, die abscheuliche Narrheit „und Armuth meiner Vernunft einsehen lernen, „indem sie mich in lauter Verwirrung und Unge„wißheit verwickelt hatte, lernte ich auch erkennen, „daß mein Verstand von Figuren, Bildern und „nächtlichen Träumen mehr Nutzen haben würde, „als von dem Grübeln der Vernunft. Wenn ich „mich nun den ganzen Tag mit einem mir unbe„kannten Gegenstande gemartert hatte, so beschloß „ich die Wahrheit durch Bilder heraus zu bringen. „Wenn ich mich nun ganz betäubt fühlte, und „nicht weiter konnte, so machte ich mir in mir selbst „ein ungefähres Bild von der unbekannten Sache. „Nachdem ich nun dieses Bild mehrmahls mit der „Einbildungskraft betrachtet, und dasselbe gleich„sam angeredet hatte, so schlief ich endlich ganz „ermüdet ein, damit ich mir wenigstens im Traume „eine Erscheinung erwecken möchte, durch welche „ich die verlangte Sache verstehen lernte. Und „es ist erstaunend, was für herrliche Aufschlüsse „mir dergleichen Gesichte gegeben haben, besonders „wenn ich kurz vorher reichlich gegessen hatte", (mit vollem Magen träumt sichs freylich am besten). „Zwar waren die Aufschlüsse gemeiniglich noch „räthselhaft und verworren; allein vermittelst des „Gebethes wußte er sie sich völlig klar zu machen *)."

*) Damit man nicht glaube, daß ich den Thoren zu viel sagen lasse, will ich die Stelle lateinisch hersetzen, zumahl da sie zugleich eine Probe seines barbarischen verworrenen Styles seyn kann. Sie stehet Opp. Th. 1, S. 26, und lautet so: Fatigabar enim plerumque tota die, circa aliquot

Ein Vernünftiger würde es ſeiner Weisheit auch ohne dieſes Geſtändniß anſehen, daß ſie eine Mißgeburt wahnſinniger Träume iſt; allein, da er ſelbſt ſo offenherzig iſt, es zu geſtehen, ſo iſt dieſes Zeugniß deſto merkwürdiger, indem daraus erhellet, auf welchem Wege andere ſeines Gelichters zu ihren abenteuerlichen Grillen gelangen.

Da er nun einen ſo bequemen und leichten Weg gefunden hatte, gelehrt und berühmt zu werden, ſo entledigte er ſich aller ſeiner Bücher und Sammlungen, die ihm nun nichts mehr nütze wurden, vertheilte ſein väterliches Vermögen unter ſeine Geſchwiſter, und beſchloß, die Medicin ganz fahren zu laſſen, in die weite Welt zu gehen, und nie wieder nach Hauſe zu kommen. Ich weiß nicht, was die eigentliche Abſicht ſeiner Reiſe war, allein,

ſcibile, quod etſi mihi in baſim, atque modum eſſet incognitum, attamen per imagines, mihi eruendum ſtatuebam. Tandem cum ulterius progredi, me ſentirem impeditum, quia ſtupefactum, fabricavi intus, rei nondum perfecte cognitæ, aliquam imaginem, adornatam poſſibili adjacentia quidditatis. Sub qua, ſemel dein, dudum illam in Phantaſia aſpiciens, ac velut eandem alloquens, tandem ſtudio inſigniter fatigatus, obdormivi, ut ejus ſomnialem ſaltem viſionem excitarem, per quam eruerem deſiderabile illius ſcibile. Iuxta illud: Nox nocti indicat ſcientiam. Ac mirum ſane quantum luminis ejusmodi viſiones mihi recluſerint, præcipue non bene dudum antea paſto corpore. Non enim diffiteor, quin rei quæſitæ quidditates, plerumque ſub ænigmatis pallio tectas, vel confuſas, plurimumque adhuc pluralitatibus, ac alteritatibus obnoxias, pluries acquiſiverim hoc pulſandi medio, prægrellis præcipue quærendi adminiculis, adnexisque orandi adminiculis & aliis.

es scheinet, daß er aus stolzem Vertrauen auf seine neue und unerschöpfliche Erkenntnißquelle sich eingebildet, vermittelst derselben unter fremden Nationen sein Glück zu machen.

Er trat seine Reise gleich nach seiner Promotion 1599 an, und brachte bis 1609 zehn Jahre auf derselben zu *). An einem andern Orte **) sagt er, daß er 1602 wieder in sein Vaterland zurück gekommen sey, und bereits mit chymischen Arzneyen curiret habe. Allein, ich vermuthe, daß in der letztern Jahrzahl ein Druckfehler ist, und daß es dafür 1609 heissen müsse. An noch einem andern Orte ***) sagt er von sich: In autumno anni 1605 ex Anglia Antwerpiam rediens. Entweder ist das auch ein Druckfehler, oder es ist einer von den vielen Widersprüchen, welche bey ihm eben so häufig vorkommen, als bey andern Schwärmern dieser Art.

Genug, er brachte, der ersten Versicherung zu Folge, zehn Jahre auf seinen Reisen zu, sahe verschiedene fremde Nationen, und fand überall eben dieselbe Trägheit und Unwissenheit. Die ein wenig neugieriger waren, hielten mit ihren Geheimnissen zurück, waren aber dessen ungeachtet eben so unwissend, ja noch unwissender als die übrigen, und niemand war weise und gelehrt, als

*) Opp. Th. 1, S. 12.

**) Eben das. S. 497.

***) Eben das. S. 485.

Johannes Baptista von Helmont. Von den verschiedenen Ländern, welche er bereiset haben will, finde ich nur allein England genannt, und wenn ihm zu glauben ist*), so hat er an dem Hofe der Königin Elisabeth viele Ehre genossen, indem er einmahl einer Feyerlichkeit von drey Uhr Nachmittags bis den folgenden Morgen um drey Uhr beywohnte.

Er hatte seine Reise in dem festen Entschlusse angetreten, die Medicin ganz fahren zu lassen, weil er sie für einen teuflischen Betrug der heidnischen Griechen hielt; allein, je mehr er die Medicin hasste und verabscheuete, desto mehr Gelegenheit fand er, sie anzuwenden, und das machte ihm dann Lust, das Quaksalbern wieder vor die Hand zu nehmen. Da er sahe, daß die Pest die schrecklichste aller Krankheiten ist, weil die damit befallenen von den Aerzten aus einem gerechten Mißtrauen auf ihre Kunst, am ersten verlassen werden, so beschloß er, sich ein Jahr lang den Pestkranken zu widmen. Wo das geschehen, sagt er nicht; indessen scheint es bald nach dem Antritte seiner Reise geschehen zu seyn, indem er in den Geheimnissen der höhern Medicin noch nicht eingeweihet war, sondern seiner eigenen Versicherung nach, keine andere als die gewöhnlichen Mittel kannte. Allein Gott bewahrete seine Unschuld vor einem so schrecklichen Feinde, als die gewöhnlichen Mittel

*) De Lithiasi Cap. 2, No. 13, in Opp. Th. 2, S. 10.

waren; denn da niemand ihn rufen wollte, so ging er freywillig zu den Kranken, doch nicht ihnen zu helfen, sondern zu lernen. Allein, so bald sie ihn nur erblickten, bekamen sie neues Leben, woraus er denn den Schluß machte, Gott werde ihn gewiß einmahl der Gnade würdigen, und ihn zu einem Adepten machen.

Nun diese Gnade widerfuhr ihm in der That. Er ward auf seiner Reise mit einem Laboranten bekannt, der zwar nur ein Stümper war, aber doch einige chymische Handgriffe kannte. Helmont hatte bisher von der Chymie nichts gewußt, aber nun ging ihm so gleich ein Licht auf. So bald er von dem irrenden Ritter einige mineralische Körper hatte auflösen sehen, befand er sich bereits an der Schwelle aller irdischen und göttlichen Weisheit, schämte sich seiner bisherigen Unwissenheit mehr als jemahls, warf seine noch übrigen Bücher weg, und bildete sich fest ein, daß er die durch Gebeth und Träume empfangenen Begriffe durch das Feuer weit besser werde ausbrüthen können, als durch alle Bücher, und nun fiel er mit der größten Heftigkeit auf das Schmelzen, Kochen und Laboriren, und ließ sich durch keine Kosten noch andere Hindernisse davon abwendig machen. Es scheinet, daß er anfänglich bloß auf Arzeneyen laboriret, denn er fing nunmehr sogleich an, mit chymischen Arzeneyen zu curiren, mit welchen er Wunder will gethan haben, ob gleich nicht wohl einzusehen ist, wie ein in chymischen Handgriffen unwissender Mensch, der einen eben so unwissen-

den Lehrmeister hatte, alle gedruckte Hülfsmittel verachtete, und sich bloß auf Träume und Offenbahrungen verließ, es in zwey Jahren so weit bringen können, als er vorgibt.

Genug, da er sich vermittelst der Chymie in dem Besitze aller Glückseligkeit und Reichthümer sahe, so gab er seinen ersten Entschluß, nie wieder in sein Vaterland zu kommen, auf, ging 1609 wieder nach Hause, und heurathete eine Person von Adel, mit welcher er sich noch in demselben Jahre zu Vilvorden niederließ. Seine Frau that nachmahls verschiedene gute Erbschaften, welche ihn zwar in mancherley Processe verwickelten, die er endlich zwar gewann, aber sich dadurch verschiedene mächtige Feinde machte.

Zu Vilvorden fing er nunmehr von neuem an zu laboriren, und arbeitete sieben Jahre lang alle drey Reiche der Natur durch. Es scheint, daß Paracelsus sein Hauptführer gewesen, ob er gleich nicht in allen Dingen mit ihm zufrieden ist; wenigstens findet man alle Arabische Nahmen und chymische Charlatanerieen bey ihm wieder, mit welchen jener so vieles Geräusch machte. Chymische Arzneyen waren damahls etwas überaus seltenes, indem alle Aerzte noch nach dem Galen curirten, daher war es denn kein Wunder, daß er mit ihnen und den damit verrichteten Curen vieles Aufsehen machte. Er verfuhr dabey wie ein jeder anderer Charlatan; die Armen curirte er umsonst, aber die Reichen mußten ihm seine Arzeneyen und Bemühung zehnfach bezahlen, und er ist dabey so

offenherzig, daß er selbst gestehet, wie es ihm allemal eine größere Freude gemacht, wenn Reiche und Vornehme seine Hülfe verlangt, als wenn er von Armen angesprochen worden. Dabey verkaufte er seine Arzeneyen nicht selbst, sondern ließ sie durch andere verkaufen *); vermuthlich um den Armen dadurch auf eine gute Art auszuweichen. Aber es fanden sich gar bald andere, welche seine herrlichen Arcana nachmachten, und sie weit wohlfeiler gaben, und dadurch ward denn sein Gewinn nach und nach gar sehr geschwächt.

Doch alles dieses beschäftigte ihn nicht so sehr, daß er seine Träume, Entzückungen und Offenbahrungen darüber hätte aus den Augen setzen dürfen; vielmehr fand er in ihnen die kräftigsten Mittel, immer neue Forschritte in der Erkenntniß zu machen. So ward er 1610, also ein Jahr nach seiner Rückkunft und Heirath, durch einen Traum auf die Erkänntniß seiner selbst geführet **). Denn, nachdem er seine Einbildungskraft lange auf die Folter gespannt hatte, ein Bild von seiner närrischen Seele zu bekommen, fiel er in einen Schlaf, ward in demselben außer sich selbst entzückt, und befand sich in einem dunkeln Hofe. Hier sahe er zur Linken einen Tisch mit einer Flasche, in welcher sich ein wenig von einem flüssigen Kör-

*) Opp. Th. 1, S. 497.

**) Opp. Th. 1, S. 255, und 668, denn er erzählt die wichtige Geschichte zwey Mahl.

per befand. Indem er das Ding so ansah, sprach eine Stimme aus dem flüssigen Körper zu ihm: Verlangst du Ehre und Reichthümer? Er erschrack über die ungewöhnliche Stimme, ging auf und nieder, und überlegte, was wohl das Ding bedeuten möchte. Indem sahe er zur Rechten einen Ritz in der Wand, durch welchen ein so ungewohnlich helles Licht schien, das er Flasche, Flüssigkeit und Stimme darüber vergaß, weil er was sahe, daß sich durch keine Worte ausdrücken läßt, Aber auf einmahl verschwand der Ritz mit dem Glanze, und er ging nun traurig zur Flasche und steckte sie ein. Weil er aber gerne wissen wollte, was darin sey, so öffnete er sie nach vieler Mühe und kostete das darin befindliche; aber es war so schrecklich bitter, daß er darüber erwachte. Hatte er sich vorher den Kopf nicht zerbrochen, so that er es jetzt, um heraus zu bringen, was alles das bedeuten sollte. Aber es war alles vergebens, bis ihm nach drey und zwanzig vollen Jahren, nehmlich 1633 eine neue Erscheinung den Schlüssel dazu gab. Denn da sahe er, nachdem er sich lange über sein Schicksal gehärmt hatte, seine Seele in menschlicher Gestalt; aber doch war sie eine geistige krystallenartige Substanz, welche aus eigener Kraft sahe, und vermöge ihres eigenen Glanzes leuchtete. Aber sie steckte in einem andern dunkeln Theile, als in einer Schale, und wegen des großen Glanzes des darin befindlichen Kernes konnte er nicht unterscheiden, ob sie auch einiges eigenes Licht habe. So viel sahe er doch,

daß

daß nicht die Seele, sondern nur die Schale mit Geschlechtszeichen versehen war. Und nun wußte er nicht allein, was der Glanz in dem Ritze vor 23. Jahren bedeutet hatte, sondern er hatte es auch auf einmal weg, wie seine Seele aussahe, und ob sie Geburtsglieder hätte oder nicht, und diese wichtige Entdeckung nennt er die Erkenntniß seiner selbst. Dergleichen Erscheinungen hatte er mehr, und an einem Orte *) erzählt er gar ein Gespräch, welches er mit seiner Seele gehalten, welches aber zu langweilig und unbedeutend ist, als daß ich es abschreiben möchte.

Einem so hoch erleuchteten Mann, der solcher Offenbahrungen gewürdiget ward, mußten nun wohl die Patienten Schaaren weise zulaufen. Er sagt selbst an einem Orte **), daß er jährlich etliche Myriaden ***) Kranke curire. Ich will deren nur zwey annehmen, so sind es 20000, und da würden beynahe auf jeden Tag 55 kommen; es müßte also die Straße seinetwegen nicht leer geworden sein. Allein ich werde im Folgenden zeigen, daß er ein unerträglicher Prahler war, und nicht bedachte, daß es in den sämmtlichen Niederlanden vielleicht in einem ganzen Jahre

*) Confessio Autoris, in Opp. Th. 2. S. 13.

**) Tumulus pestis in Opp. Th. 2. S. 209.

***) Kunkel hat in Laborat. Chym. S. 498. das Wort Myrias nicht verstanden, macht Millionen daraus, und berechnet daraus das Unwahrscheinliche in dem ganzen Vorgeben sehr umständlich, bis auf das Papier, welches zu den Einfaßzetteln erforderlich gewesen seyn würde.

nicht so viele Kranken gab, als er allein will curiret haben. Wenn man unter diesen 20000 nur tausend Reiche annimmt, so müßte er große Reichthümer hinterlassen haben, denn man weiß schon, wie sich solche Charlatans bezahlen lassen, (man sehe z. B. in dem vorigen Glaubers Taxe;) aber ich werde im Folgenden zeigen, daß er arm lebte, und arm starb, ungeachtet er mit seiner Frau ein ansehnliches Vermögen bekommen hatte, welches er also vermuthlich auch mit durch die Feuermäuer gejagt. Indessen mußte seine Prahlerey doch Aufsehen machen, wenigstens versichert er *), daß Kaiser Rudolph ihn mit großen Vortheilen an seinen Hof habe ziehen wollen, welches Gott aber um seiner Seelen Heil willen in Gnaden abgewandt habe. Die Wahrheit mochte wohl seyn, weil der Kaiser, der ein Liebhaber der Chymie und Mathematik war, beyzeiten erfuhr, daß Helmont weiter nichts als ein Aufschneider war. Daß unter den Curen, welche er that, viele Wunder-Curen gewesen, kann man leicht denken. Er erzählt deren verschiedene hin und wieder in seinen Schriften, von welchen ich nur eine einzige anführen will. Ein Soldat zu Vilvorden hatte seine Frau mit den Franzosen angesteckt, und da nicht die gehörigen Mittel angewandt wurden, so kam es mit ihr so weit, daß der ganze Körper nur ein einziges Geschwür ausmachte, und der Wundarzt, der sie curiren sollte, alle Hofnung aufgab,

*) Im Tumul. peftis l. c.

und weiter nichts wußte, als sie auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. Das Hospital wollte sie auch nicht länger dulden, und ließ sie in der Nacht in die Vorstadt unter freyen Himmel aussetzen, wo ein armer Bauer ihr aus Mitleiden eine elende Hütte bauete. In diesen Umständen kam Helmont zu ihr, und curirte sie mit seinem Corallato Paracelsi, welches vermittelst des Eyweisses zubereitet war, innerhalb 26 Tagen so, daß sie nicht allein vollkommen hergestellet ward, sondern nachmals auch noch den zweyten Mann nehmen konnte *).

Da war es denn nun eben kein Wunder, daß er sich sehr bald über alle Galenische Aerzte wegsetzte, und bereits 1617 einen göttlichen Beruf in sich verspürte, die ganze Medicin zu reformiren. Sie war ihm zu folge nichts als teufelischer Betrug und heidnischer Gräuel; er allein war der einzige, unmittelbar von Gott erleuchtete Medicus. Anfänglich hielt er noch mit seinen Einsichten zurück, und bat Gott, daß er das ihm anvertrauete Pfund wieder von ihm nehmen, und einem würdigern anvertrauen möchte. Aber es ward ihm in einem Traume geoffenbahret, daß das heimlicher Stolz und strafbare Menschenfurcht sey. Da er noch zauderte, so ward Gott zornig, und ließ ihn als einen bösen und unnützen Knecht von dem Satan sichten; denn es ward den Teufeln Zenith und Nadir und andern ihres Gelich-

*) Opp. Th. 1, S. 37.

ters aufgetragen, ihn zu peinigen, welches ſie auch weidlich thaten. Nun gehorchte er, und ſchrieb mitten unter dieſen Verfolgungen ſeinen Ortum Medicinæ, id eſt, initia Phyſica inaudita, worin er die Irrthümer der Schulen entdeckte, und neue, bisher ganz unerhörte Aufſchlüſſe in Anſehung des Urſprunges und der Heilung aller Krankheiten gab. Nun fand er auch den bisher noch nicht genoſſenen Sabbath ſeiner Seele, und befürchtete nur, daß ſeine gegenwärtige Gemüthsruhe nicht durch neue Stürme unterbrochen werden möchte u. ſ. f. Es iſt der Mühe werth, dieß mit ſeinen eigenen Worten zu leſen *), womit

*) Bone Jeſus, quousque durabit Medentum torpor? tantaque truculentia contra opus manuum tuarum? Permitte, permitte, o infinita Bonitas, ut agnoſcat genus mortalium, quod dæmonium Moloch, nullis invideat ſubtilitatibus, quam quæ circa charitatem ventilantur, quæque vitam tuæ imaginis ſpectant, & conſervant. Jnitio enim dolui, tam immenſam credulitatem principiorum, tantamque mortalium ignaviam, circa res tanti momenti, hujusque rei, crevit indies miſeratio mecum. Hinc tandem, lucem tantillam nactus, cum ingenti dolore cognovi, Scholarum errores, per me eluceſcere debere. Enimvero in limine, id viſum fuit mihi, indomitæ arrogantiæ plenum, quod omnium minimus, omnibus ante me, Philoſophicæ Veritatis ignorantiam inurerem: mihi autem ſoli, Adeptum Medendi, tribuerem. Rogavi ideo ſaepe Dominum, ut a me iſtud talentum ſuum repeteret, penitusque auferre dignaretur, atque alteri digniori tribueret. Sciebam namque, quod, qui bene latuerat, bene vixiſſet, ſaltem moraliter, & hoc ulceroſo ſeculo præſertim. Reſtiti itaque, ac dilatavi dudum, hanc principiorum Medendi ignorantiam, ſuo mundo proponere, donec jam ſenex, ultima cogente neceſſitate, mortisque in agone

man noch seine Schrift de Febribus verbinden kann, wo er den Anfang und Fortschritt seiner Erleuchtung in der Medicin gleichfalls erzählet. Ich werde im Folgenden seine auf diesem Wege erlangte Medicinische Weisheit schildern.

constitutus, pollicitus sum Domino, me suum talentum, candide propalaturum: ne frustra scilicet in mundum venisse, atque inutilis hinc discessisse, quandoque in stricto Dei judicio, censear. Etenim per visionem somnialem intellexi, quod plus formidarem obloctutiones, quam Dei indignationem. Callidam esse naturam, quamdiu prætexeret superbiam, in pure obsequendo Deo, ob fallaces respectus humanos. Arrogantiam item meam non cernerem, sitam potius in timore, minus generose effecturum me, quod requirebatur contra viros judicioſos, a tot seculis in me insurrecturos, quam in pure parendo Veritatis Datori glorioſissimo. Imo, nec commiserarer proximi, talentumque humi tegerem, retrospiciens ad incerta, de me, mundi arbitria. Fores Medicinæ, a tot jam seculis seratos, claustraque atque obices, rubigine obductos, scirem quidem, at pandere dubitarem: quasi lanitoris munus, præsumerem mere meum, nec aliunde datum. Resolvi itaque mecum, agerem, quæ charitas, agenda suasit, non arrogantia: sciens, quod non injurius, qui bonum publicum intuetur, quanquam verecundum iis, qui temere Gentilium nugis subscripsere, in damnum generis humani. Tandem itaque inter pudorem, & rei magnitudinis terrorem, medius constiti, multotiesque calamum reposui. Iterumque serio rogavi Dominum, dignaretur alium me digniorem, deligere. Quapropter merito indignatus Dominus, hunc malum, atque inutilem servum, permisit cribrari a Sathana. Nam Ordo, cujus Zenith est domus Potestatum, & Nadir, cæteri ordines, me cepit gratis persequi, indignis technis. Cognovi statim, quod manus Domini tetigisset me. Ideoque in plena persecutionum tempestate, volumen conscripsi, cujus titulus, Ortus Medicinæ. Id est, initia Physica inaudita,

Doch kann ich nicht umhin, hier einen kleinen Vorſchmak davon zu geben, welcher zugleich beweiſet, daß er ſich auf die göttliche Offenbahrung nicht allein verlaſſen, ſondern kein Bedenken getragen, von Marktſchreyern, Goldmachern und andern Charlatans zu lernen. Ein gewiſſer Goldmacher, von Geburt ein Irrländer, Nahmens Butler *), war bey dem Könige von England Jacob I. in großem Anſehen geweſen, vielleicht, weil er ihm vorgeſpiegelt hatte, daß er Gold machen könne. Vermuthlich betrog er den König, und ſuchte ſich mit der Flucht zu retten. Genug

in quo detexi errores Scholarum, medendo ſolitos. Nova, inquam, morborum principia, ut & hactenus inaudita theoremata dedi, ac demonſtravi; ut relictis Gentilium vanitatibus, Academiæ deinceps aſſueſcant Veritati. Inde enim inveni in anima, ſabbatismum, qualem nunquam in meis proſperitatibus; adeo ut ſuſpicionis plenus dolerem, quod tantæ procellæ quietem animæ, aut corporis ſomnum, nequicquam turbarent. In quo non ſat laudare poſſum, Deus, protector meus, largitatis tuæ abundantiam, quæ non permiſit animam meam, vel tantillum excidere, ſub tantis undique angſtiis, e plena pacis fruitione: formidans hoc unicum, ne inutilis ſervus, ſepelirer cum tantillo talento, u. ſ. f. In der Vorrede vor der Lithiaſi.

*) Ich kann nicht glauben, daß dieſer Butler mit dem Wilhelm Butler, einem berühmten Medico zu London, unter Jacob I. eine und eben dieſelbe Perſon geweſen, der zwar auch manche närriſche Träume hatte, aber doch kein Goldmacher war. Helmonts Butler war ein Irrländer und ſoll 1625 geſtorben ſeyn; der Medicus aber war aus Cambridge, und ſtarb den 29. Jan. 1678. Etwas weniges hat von ihm J. Granger in der Biographical Hiſtory. Th. 2, S. 2.

er kam nach Vilvorden, und wurde daselbst auf Verlangen des Englischen Hofes in Verhaft genommen, worin er geraume Zeit zubringen mußte, bis endlich Helmont, wie er selbst sagt, ihm die Freyheit verschafte. Dieser machte außerordentlich viel Aufhebens von ihm, und schrieb sogar eine eigene Schrift über ihn, welche er Butler nennt, und worin er von ihm rühmt, daß er eine Universal-Medicin gehabt, welche alle nur mögliche Krankheiten heilte. Sie bestand in einem Steine, welchen er in Baumöhl legte, welches dadurch so kräftig ward, daß ein einziger Tropfen davon, wenn er äußerlich angestrichen wurde, sogleich alles heilete. Helmont nannte diesen wunderbaren Stein Drik, weil er die wahre Jungfererde, folglich die Urmaterie und der wahre Stein der Weisen war, der nicht allein alle Metalle in Gold verwandelt, sondern auch die höchste Universal-Medicin ist.

Aber die Pest konnte er denn doch wohl nicht heilen, denn dafür hatte er ein ganz anderes Mittel, welches er auch seinem Freunde Helmont offenbahrete. Dieser mußte nehmlich im Junio Nachmittags eine Kröte fangen, sie an den Füßen über einen Feuerherd aufhängen und eine Schüssel von gelben Wachse darunter setzen. Nach drey Tagen brach die Kröte eine Erde, und einige Fliegen mit grünlichen vergoldeten Flügeln von sich, worauf sie starb. Butler versicherte ihm, daß er nunmehr eine Arzeney habe, womit er wenigstens 40000 Pestkranke curiren könnte,

versprach ihm auch das Verfahren damit zu eröfnen. Allein zum Unglück ward er bald darauf des Landes verwiesen. Helmont ließ nichts desto weniger das was die Kröte von sich gegeben hatte, nebst ihrem gedörrten Körper, doch jedes besonders, zu Pulver stoßen, und mit Traganth Pillen daraus verfertigen, welche er mit dem besten Nutzen wider die Pest will gegeben haben. Im folgenden Julio fing er bey abnehmenden Monde noch mehr alte Kröten, deren Augen von weissen Würmern strotzten, deren Köpfe heraus ragten; aber sobald sie heraus kriechen wollten, hielt die Kröte die Pfote vor, daß sie nicht durften. Diese wurden auf eben die Art zum Vomiren gezwungen, und nebst der wächsernen Schüssel, den Würmern, und den Körpern der Kröten zu Pillen gemacht, welche denn das herrlichste Mittel wider die Pest waren, welches man sich nur denken konnte *).

Solcher Leckerbissen kann man bey ihm mehrere finden, wobey ich mich aber nicht aufhalten mag. Er wußte sich mit diesen Geheimnissen so viel, als mit den durch göttliche Offenbahrung erhaltenen Einsichten, und schmähete dabey unaufhörlich und auf die niedrigste Art auf alle Schulärzte, die ihm Humoristæ, Tyrones, Stentores, Athei und was weiß ich, wie alles hießen. Es war daher kein Wunder, daß sie ihn wieder hasseten und verfolgten, ob ich gleich nicht glauben kann, daß sie,

*) Tumulus Pestis, in Opp. S. 265.

wie er prahlt, ihm mehrmals Gift beygebracht, um einen ihnen so gefährlichen Mann los zu werden.

Es scheinet, daß Helmont nachdem er sich einmahl zu Vilvorden niedergelassen, beständig daselbst geblieben sey, daher ich nicht weiß, wie ich damit des Doct. Daniel Kraft *) Versicherung reimen soll, welcher dem Kunkel erzählte, daß er große Mühe gehabt, den Helmont zu Antwerpen, in der Gasse, worin er gewohnt, auszufragen, daher er sich von Vilvorden dahin müßte begeben haben. Sowohl Kraft als Kunkel erzählen diesen Umstand, als einen Beweis, daß er sehr unberühmt geblieben, daher die Versicherung von den vielen tausend Kranken, die er jährlich curiret, eine unverschämte Prahlerey sey.

Er starb endlich den 30. Dec. 1644 an dem Seitenstechen in einem Alter von 67 Jahren. Die Umstände seines Todes werden verschieden erzählet. Nach dem Patin **) ward er, weil er nicht zur Ader lassen wollte, wahnwitzig, und starb auch in solchen Umständen. Allein sein Sohn versichert ***), daß er sich von dem Seitenstechen völlig curiret, aber doch noch sieben Wochen darnach gekränkelt habe, und bey völligem Verstande gestorben sey. Er habe dabey seinen

*) Kunkel im Laboratorio Chymico, S. 498.

**) Lettres, S. 12.

***) In der Vorrede vor seines Vaters Werken.

Tod vorher gewußt, und noch den Tag vorher an einen Freund zu Paris geschrieben, daß er nicht über 24 Stunden mehr leben werde. Er habe ihm noch einige Tage vorher alle seine sowohl vollendeten als unvollendeten Schriften übergeben, nach eigenen Gefallen damit zu verfahren.

Er zeugte mit seiner Frau fünf Kinder, wovon aber vier nebst der Mutter vor ihm in die Ewigkeit gingen; zu einem unwiederleglichen Beweise, daß er, der so viele tausend Kranke des Jahres heilen wollte, der so viele unerhörte Geheimnisse in der Medicin besaß, seine eigene Familie nicht erhalten konnte. Zwey seiner Söhne starben, trotz aller Krötenpillen, an der Pest, die älteste Tochter aber an dem Aussatze, ob er gleich zwey Jahre an ihr gequacksalbert hatte. Seine jüngere Tochter und seine Frau aber, sollen durch Gift seyn hingerichtet worden. Es blieb ihm also nur ein einziger Sohn übrig, auf welchem aber der Geist seines Vaters doppelt ruhete, daher ich seiner besonders gedenken muß.

Ungeachtet er sich auf den Titeln seiner Bücher von so vielen Gütern schrieb, ungeachtet er mit seiner Frau ein ansehnliches Vermögen erheirathet hatte, ungeachtet er im Besitze so vieler Geheimnisse war, und sogar gern für einen Besitzer des Steins der Weisen angesehen seyn wollte, ungeachtet er jährlich mehrere Myriaden Kranke curirte, und aus ganz Europa mit Briefen um Rath und Arzeneien angegangen wurde: so starb er doch arm und dürftig; wenigstens gestehet er

an einem Orte selbst, es habe Gott gefallen, ihn arm zu machen, und nicht zugelassen, daß er vielen Leuten nützlich seyn sollen, damit er ihn aus der Gefahr dieser Welt errette; wodurch er die obigen Gasconaden so ziemlich deutlich selbst wiederlegt.

Ueberhaupt sind seine Schriften voll nicht nur von Wiedersprüchen, sondern selbst offenbarer Lügen. So will er der Welt weiß machen *), ein einziger Blitzstrahl habe bey Vilvorden in seiner Gegenwart einen ganzen Wald von mehrern Myriaden Eichbäumen und Haselstauden verbrannt, aber so, daß die Birken, Buchen und Erlen unversehrt stehen geblieben. Mehr als einmal sahe er einen langen schwarzen Kasten so groß als einen Reuterstiefel zwischen den Eichbäumen mit großem Krachen herumhüpfen, der auf dem Rükken eine Flamme, wie von angezündeten Stroh hatte; worauf denn ein großer Platzregen erfolgt sey. Damit will er denn beweisen, daß der Donner keine natürliche, sondern jederzeit eine übernatürliche Ursache habe **). An einem andern Orte giebt er ihn ausdrücklich für ein Werck des Teufels aus. Daß 1554 zu Curingen im Lüttichischen ein Blitzstrahl den Kirchthurn so weggeführet, daß man keine Spur mehr davon gesehen, bis man nach vierzehn Tagen einen Schuster begraben wollen, da denn der Todtengräber unter dem

*) Opera Th. S. 88.

**) Eben das. S. 87.

grünen Rasen auf den Hahn gekommen, und endlich den ganzen Thurm ausgegraben habe *), liesse sich allenfalls noch mit der unerhörtesten Leichtgläubigkeit entschuldigen, so wie das Vorgeben von dem Rocke des heil. Hubertus, von welchem man seit 800 Jahren alle Jahr ein Stück abschneide, und der dennoch nicht abnehme.

Ueberhaupt ist er in der Physik der armseligste Stümper, den man sich nur denken kann, daher er auch steif und fest an alle Sympathie und Antipathie glaubt, wovon er hin und wieder die albernsten Mährchen erzählt, besonders in seinen Schriften de Magnetica vulnerum curatione, de virtute magna verborum ac rerum u. s. f.

Aber bey dem allen hätte er doch wohl ein guter, wenigstens ein erträglicher Chymicus seyn können, weil er den größten Theil seiner Lebenszeit mit Laboriren zugebracht, auch seinen vorzüglichsten Werth darin zu setzen scheint, daher er sich auch Philosophum per Ignem nannte. Er ist auch von sehr vielen wirklich dafür gehalten worden, zumahl da ihm verschiedene chymische Erfindungen zugeschrieben werden, welche zum Theil noch jetzt von ihm den Nahmen führen, z. B. das Oleum Sulphuris per campanam, das Laudanum Paracelsi, der Hirschhorngeist, der Geist aus dem menschlichen Blute, das öhlige flüchtige Salz u. s. f. Allein ich habe bereits mehrmahls bemerkt, daß dergleichen Erfindungen

*) Eben das. S. 88.

immer sehr zweydeutige Beweise einer vorzüglichen Geschicklichkeit bleiben, indem es größtentheils ältere Erfindungen sind, die ein neuerer Charlatan nur mit vorzüglicher Schwatzhaftigkeit ausposaunt, da sie denn gemeiniglich ihm zugeschrieben, und von ihm benannt werden.

Daß Helmont in der Chymie eben ein solcher Stümper war, als in der Physik, läßt sich aus seinen Schriften hinlänglich genug beweisen. Man sehe nur, was Kunkel, der doch gewiß ein guter Chymicus war, in seinem Laboratorio chymico wider ihn errinnert, indem er sich in dem ganzen Buche sehr häufig mit dessen chymischen Schnitzern beschäftigt. Nur ein paar dergleichen zur Probe. Das Vitriolöhl wird durch bloßes Anrühren des Mercurii zu einem wahren Alaun. Das Scheidewasser und alle saure Auflösungsmittel haben blos wegen des in ihnen befindlichen Schwefels eine Wirkung über die Metalle und das Queckſilber. Wein und geschmolzenes Kupfer und Zinn können sich nicht vertragen. Er konnte den Salpeter ganz in Erde verwandeln. Jeder fester Körper, nehmlich Felsen, Edelsteine, Kieselsteine, Holz u. s. f. kann zu einem wirklichen Salze gemacht werden, welches eben so schwer wieget als sein Körper. Alle Dinge, sie seyn nun Holz, Knochen, Stein u. s. f. lassen sich in ein unschmakhaftes Wasser verwandeln. Die Fische sind ein verwandeltes Wasser, und können wieder zu Wasser gemacht werden. Der Triebsand ist die ursprüngliche Erde, weil er sich so schwer, und schwerer als der Dia-

mant in Wasser verwandeln läßt. Alle Körper sind materieller Weise aus dem Wasser entstanden und lassen sich auch wieder in dasselbe auflösen. Und dergleichen Brocken mehr, daher auch Kunkel *) versichert, er habe die Zeit seines Lebens keinen gelesen, der von der Chymie schlechter und einfältiger raisonniret habe, als Helmont. Und dennoch wollte er noch mehr als ein Chymicus seyn, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er des großen Geheimnisses, alle Metalle in Gold zu verwandeln, gewürdiget worden; wenigstens macht er von seinem Alkahest eben so viel Geschrey, als Paracelsus, Glauber, und andere Fantasten dieser Art. Aus allem erhellet, daß er von dem Empyriker, dessen er selbst gedenket, ein wenig Laboriren gelernet, und dieses eben so empirisch nachmals fortgesetzt, vielleicht auch manchen Prozeß von andern erwischt, das übrige aber durch seine Einbildungskraft zu ersetzen gesucht.

Allein das meiste Geräusch machte er in der Medicin, wo er sich an unzählich Orten ausdrücklich für einen von Gott erleuchteten, und in diesen letzten Zeiten zur Reformation der ganzen Medicin berufenen Mann ausgiebt, und daher überall auf das unbarmherzigste auf alle Galenisten, Peripatetiker und Schul- oder Universitäts-Aerzte schmähet. Daß die Galenische Heilmethode, welche zu seiner Zeit noch die herrschende war, sehr viele und große Mängel hatte, ist nicht zu läugnen; nur Schade, daß Helmont nicht der Mann war, der sie gehörig beurtheilen konnte, weil er

nicht im Stande war, das Gute von dem Schädlichen zu unterscheiden, und daher alles ohne Unterschied verwarf, z. B. die Diät, das Aderlassen u. s. f. von welchem er in keinem Falle etwas wissen wollte. Auch das Mangelhafte selbst ist nicht seine Entdeckung, indem er hier nur den Paracelsisten nachbethete, die diese Sprache schon seit beinahe hundert Jahren geführet hatten. Noch weniger war er im Stande, etwas besseres dafür zu liefern, denn das, was er an die Stelle der sogenannten Schul-Medicin einführen wollte, ist Schwärmerey und wahrer Unsinn.

Damit man sein medicinisches System, wenn es anders diesen Nahmen verdienet, desto besser übersehen könne, muß ich wiederholen, daß er seines Glaubens ein christlicher Pantheist, d. i. ein Theosoph war, der folglich überall den Andächtler und Scheinheiligen spielet, und alles von der innern Gnade Gottes will empfangen haben. Als ein solcher ist ihm die ganze Natur und jeder in derselben befindlicher Körper beseelt, und diese Seele nennt er den Archeus, welcher die innere wesentliche wirkende Ursache ist. Er bestehet aus der Verbindung der Lebensluft als der Materie, mit dem Saamenbilde, und bauet sich daraus seinen Körper selbst. Er ist, so wie die Materie, von Gott aus nichts hervorgebracht worden, folglich kein Theil Gottes, obgleich Gott das Wesen aller Dinge ist. Der Mensch hat ausser diesem Archeus noch eine eigene Seele, welche das Eben-

bild Gottes ist, und in dem Magenmunde *) wohnet, wo sie das Denken verrichtet; das Gehirn ist nur ihre Werkstätte des Gedächtnisses. Da die Seele das Bild der Gottheit ist, so denket und beschauet sie auch eigentlich nichts als Gott, und alles übrige bloß um dessen willen. Um dahin zu gelangen, daß man nichts denke und beschaue, als Gott, ist Verläugnung seiner selbst, Einkehr und Anstrengung der innern Beschaulichkeit nothwendig, woraus denn Erleuchtungen, Entzückungen, Offenbahrungen, und andere dergleichen Ratitäten von selbst folgen.

Auf diese Träume, besonders von dem Archeus, ist nun sein ganzes medicinisches System **), wenn es anders diesen Nahmen verdient, gebauet.

Ausser seinem Archeus, spielen auch sein Gas und Blas, zwey von ihm ersonnene barbarische Wörter, in seiner Physiologie eine große Rolle. Der Gas ist ein Hauch oder Geist, der sich nicht coaguliren läßt, dergleichen

*) In der Schrift Demens idea, in Opp. S. 264 f. beweiset er diesen Satz, daß die Seele in dem Magenmunde wohne, mit verschiedenen an sich selbst gemachten possierlichen Beobachtungen. In dem Herzen, sagt er, kann die Seele nicht wohnen, denn das ist ein viel zu unruhiger Theil; in dem Kopfe auch nicht, weil der mit den sinnlichen Eindrücken zu viel zu thun hat, über dieß auch von den übrigen Theilen des Leibes zu weit entfernet ist.

**) Ziemlich vollständig hat es Joh. Conr. Barchusen in der Historia Medicinæ S. 461 f. aus den vielen einzelnen verworrenen Schriften des Helmont entwickelt, daher ich ihm hier vornehmlich folge.

gleichen alle Dünste sind, welche aus der Gährung entstehen. Von diesem Gas giebt es verschiedene Arten ein windiges, fettes, trocknes, rauchartiges, u. s. f. Besonders giebt es ein wildes, welches sich weder bändigen, noch in einen sichtbaren Körper zwingen läßt, und von dieser Art sind ihm alle Blähungen in dem menschlichen Körper. Unter dem Blas verstehet er die doppelte Bewegung der Gestirne, nach welcher sie theils den Ort verändern, theils verschiedener Veränderungen fähig sind. Aber auch der Mensch hat, als die kleine Welt, einen solchen doppelten Blas, der den Blas der Gestirne nachahmet, einen natürlichen, und einen freywilligen; beyde sind der Grund aller Bewegung. Im gesunden Zustande folgt der menschliche Blas dem Blas der Gestirne freywillig; aber in Krankheiten gehet er, so wie der Blas der Thiere, oft vor den letztern her; daher denn die Gabe zu weissagen, und künftige Dinge aus dem Vogelfluge u. s. f. vorher zu sagen. — Das mag mir doch eine Physiologie seyn! Von eben dem Schlage ist, was er von der Verdauung und dem ganzen Nahrungsgeschäfte, von dem Duumvirate des Magens und der Milz, von welchem die ganze Oekonomie des Körpers abhangen soll, und andern ähnlichen Dingen träumet. Die Milz ist ihm der Sitz der Gedanken und Ideen, aus welchem sie in den Magen, und bey dem weiblichen Geschlechte in den Uterus gebracht werden. Er nimmt drey Arten von Ideen an, Ideen des

Duumvirates, des Archeus und des Uterus, und von diesen Ideen rühren alle Krankheiten her.

Eine Krankheit entstehet ihm, wenn der Archeus böse wird, in Wuth geräth, Furcht empfindet, u. s. f. Jede Krankheit, Wunden und äussere Beschädigungen ausgenommen, aber nimmt ihren Ursprung aus einer Samen-Idee und der Materie des Archei. Daher giebt es so viele Krankheiten, als es Arten solcher Ideen giebt, und so viele solcher Ideen, als es Arten von Unreinigkeiten in dem menschlichen Körper giebt. Auf diese Art faselt er nun durch alle Krankheiten durch, wo eine Theorie immer abenteuerlicher ist, als die andere. Bey der Heilung kommt alles auf die Besänftigung des Archei an, welche nur durch chymische Arzneyen bewerkstelliget werden kann. So heilet er alle Fieber in wenig Tagen ja Stunden mit dem Präcipitato Diaphoretico Paracelsi, alle Krankheiten durch die Bank aber durch sein Alkahest, wobey er aber dessen Bereitung, so wie seine übrige Geheimnisse sorgfältig verschweiget, und sich dabey mit dem gewöhnlichen Weidespruche aller Charlatans entschuldiget, daß man die Perlen nicht für die Säue werfen müsse. Zugleich verwirft er das Aderlassen und Purgiren, und verachtet alle Diät, als ganz unnütz und unbrauchbar *).

*) Man sehe seine Schrift Victus ratio, in Opp. S. 430. f. So heißt es daselbst: §. 5. Sic & qui aptum habet curandi arcanum, is sanare potest, regulas victus spernere, ac supervacaneam hac in parte Scholarum industriam sive adulationem præ-

Das ist nun die von Gott ihm durch unmittelbare Erleuchtung ertheilte Weisheit! Das ist der Mann, der sich zum Reformator der ganzen Medicin aufwirft, und der von so vielen Aerzten und Nichtärzten bewundert, gepriesen und nachgeahmt worden, und zum Theil noch bewundert wird *)! Allein, es ging mit der Medicin nach

terire. Und §. 12: Etenim jam a L. hinc annis mecum experior, me plures sanare, etiam non visos, spretis Diætæ regulis, quam plures simul Medici, qui nostra urbe oberrant. Experior, inquam, me omnes febres continuatas & intermittentes curare paucis diebus, imo & plerumque paucis horis, non admisso phlebotomo, sed permisso vino.

*) Man sehe den Pope-Blount in Censura celebr. autor. S. 955, wo er die rühmlichen Urtheile eines Baco von Verulam, Boyle, Galilai, des Cartes und anderer von ihm gesammlet hat. So gar Leibnitz schätzte ihn, aber man weiß schon, daß Leibnitz immer einen heimlichen Hang zur Alchymie und Mystik behielt. Eine Lobrede auf seine Medicin schrieb noch um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhundertes Martin Heer, ein schwärmerischer Arzt in der Lausitz, in seiner Introductione in Archivum Archei vitale & fermentale Ioh. Bapt. von Helmont. Lauban, 1702, 4; und dreyßig Jahr hernach Joh. Heinr. Cohausen Archeus febrium faber. Amsterdam, 1731. Ueber sein Duumvirat hielt Imman. Heinr. Garmann zwey Disputationen, eine zu Königsberg, 1702, und die andere unter Friedr. Hofmann, zu Halle, 1704. Außer dem handeln von seiner seltsamen Philosophie und Medicin noch: Joh. Micrälius in Disput. de inaudita Philosophia I. B. Helmontii, Stettin, 1649, 4; Ge. Kornmark de Elemento aquæ Helmontii, Andr. Schmidt, in Disp. contra Helmontii errantes ignes de statu integritatis & corruptionis. Helmstädt, 1696, 4. Am richtigsten urtheilt von ihm Hermann Conring in einem Briefe an den gelehrten Böineburg vom 23sten Jan. 1651, in

der Wiederherstellung der Wissenschaften, wie mit der Philosophie. Als man die Mängel der Scholastischen und Peripatetischen Philosophie einsahe, griff man in Ermangelung einer bessern zur Platonischen, zur Mosaischen und endlich gar zur Theosophie; und als die Gebrechen der Galenischen Medicin einleuchteten, und man noch nichts bessers an ihre Stelle hatte, fanden auch hier theosophische Träume eine günstige Aufnahme; zu geschweigen, daß die damit verbundene Schwärmerey und Beschäftigung der Einbildungskraft für schwache Köpfe aller Art ihre eigene Reitze hat.

Es ist noch übrig, daß ich seine Schriften mit ihren Ausgaben anführe. Es sind mir davon folgende bekannt geworden.

Disputatio de magnetica vulnerum naturali & legitima curatione contra Io. Roberti Soc. I. Paris, 1621, 8. Sein Sohn sagt in der Vorrede vor seinen sämmtlichen Wercken, daß ihm diese Schrift entwandt, und wider seinen Willen gedrukt worden, worauf alle Theologen und Aerzte in ganz Europa wider ihn aufgestanden wären, ihn der Gotteslängnung beschuldiget, und ihm einen Schaden von mehr als 50000 Thalern zugefüget hätten. Ohne Zweifel ist das eine unverschämte Prahlerey, worin der Sohn den Vater noch übertraf.

Grubers Prodromo S. 20, wo er sagt: Helmontii Paracelsicum h. e. stultum fastum libidinem mentiendi & obtrectandi, scripta ejus luculenter ostendunt. Miracula quæ jactat, ipsamet Arabantia ejus ignorat.

Paradoxa de Aquis Spadanis. — Lüttich, 1626, 8.

Supplementum de Aquis Spadanis. Lüttich, 1624, 8. Diese und die vorige sollen seine beste Schrift seyn, und den Verfasser zu seinem Vortheile bekannt gemacht haben; ob ich gleich das Vorzügliche darin nicht habe finden können.

Febrium doctrina inaudita. Antwerpen, 1642, 8.

Opuscula medica inaudita de Lithiasi, de Febribus, de Humoribus Galeni, de Peste. Cöln, 1644, 8; welche Ausgabe er noch selbst veranstaltete.

Nach seinem Tode kamen seine sämmtlichen Schriften, nebst vielen bisher ungedruckten, unter zwey verschiedenen Tituln heraus.

1. Unter dem Titul: Ortus Medicinæ, id. initia Physicæ inaudita. Amsterdam, 1648, 4; eben das. 1652, 4; Venedig, 1651, Fol.

2. Unter dem Titul: Opera omnia, aber sehr vermehrt; Lyon, 1655, Fol. eb. 1667, Fol. Frankfurt, 1682, 4; cum Introduct. & clavi Mich. Bernh. Valentini, Kopenhagen, (auch unter der Aufschrift Frankfurt) 1707, 4. Nach dem Eloy im Dictionn. de la Médéc. ist die Amsterdamer Ausgabe von 1652 die beste, weil die Venetianische und alle Deutsche mit fremden Zusätzen verfälschet worden.

Man hat auch häufige Uebersetzungen seiner Werke; eine Deutsche von Christian Knorr von

Rosenroth; eine Französische, Lyon, 1670, 4; eine Holländische, Rotterdam, 1660, 4; und eine Englische, London, 1662, 4.

---

48. Franciscus Merkurius von Helmont, ein Pantheist *).

War der Vater ein Fantast, so war der Sohn ein völliger Narr; nur Schade, daß es an umständlichen Nachrichten von seinem Leben und von seinen Abenteuern fehlet, woran denn ohne Zweifel das unstäte Leben Schuld ist, welches er führete, indem er seine ganze lange Lebenszeit hindurch einen großen Theil von Europa durchirrete.

Er war 1618, vermuthlich zu Vilvorden, dem Wohnorte seines Vaters, gebohren. Daß dieser ihn sehr frühe zu den Geheimnissen seiner Weisheit werde eingeweihet, ihm folglich auch sehr frühe einen Ekel vor aller vernünftigen Gelehrsamkeit beygebracht, und ihn blos auf das innere Licht gewiesen haben, kann man sich leicht vor-

*) Sein Leben erzählen, doch insgesammt sehr kurz: Arnold in der Kirchen- und Ketzer-Historie Th. 3, S. 79; Cave in der Hist. litter. scriptor. eccles. Brucker in der Hist. Philos. Th. 4, B. 1, S. 721; Eloy im Dict. de la Medecine, und Jöcher im Gel. Lex. Folgendes Leben ist aus mehrern zerstreuten Nachrichten zusammen gelesen, deren Quellen ich an ihrem Orte nennen werde.

stellen, erhellet aber auch überdieß so wohl aus seinem folgenden Leben, als aus seinen Schriften zur Gnüge. Indessen muß der Unterricht seines Vaters anfänglich nicht nach seinem Geschmacke gewesen seyn, wenn es wahr ist, daß er demselben in seiner Jugend entlaufen, und eine Zeitlang mit einer Bande Zigeuner in der Welt herumgezogen sey. Ich finde diesen Umstand blos bey dem Eloy, der seiner Gewohnheit zufolge, niemals seine Gewährmänner anführet, daher ich vor dessen Wahrheit nicht stehen kann; obgleich die Sache selbst sehr wahrscheinlich ist.

Er gestehet selbst *), daß er auf keiner Universität gewesen, und keinen andern Unterricht genossen, als welchen er von seinem Vater gehabt, der ihn in der Chymie und der Medicin nach seinen Träumen unterwies. Sein bischen Latein, welches freylich eben so barbarisch und abenteuerlich ist, als das Latein seines Vaters, lernte er aus einer lateinischen Uebersetzung des neuen Testamentes, so wie ihm ein Deutsches neues Testament zur Kenntniß der deutschen Sprache dienlich seyn muste.

Wie er zu seiner Erleuchtung gekommen, beschreibt er selbst **). Sein Vater war, wie aus

*) In der Vorrede vor seines Vaters Schriften.

**) Ego Mercurius, a teneris in segregata schola Hermetica a Genitore meo enutritus, ibidemque aliquo modo imbutus, eo spiritus meus inquietus non erat contentus, voto expetens universam artem sacram, vel arborem vitæ pernoscere eaque frui

dem vorigen erhellet, ein Theosoph; allein damit war der Sohn noch nicht zufrieden, sondern er wollte die ganze heilige Kunst, oder den Baum des Lebens kennen lernen und genießen, und bis er dahin gelanget sey, sich ehe mit keiner andern Sache abgeben. Wie das Ding anzufangen sey, wußte er bereits aus dem Unterrichte seines Vaters; er durfte nur seine Einbildungskraft auf die Folter spannen, und dann offenbarete sie ihm alles. Er theilte daher alle Geschöpfe, so wohl die äußern und körperlichen, als die geistigen und Körper machenden in ihre Classen, und führete sie denn auf das Eine als ihre Urquelle zurück, und so war der Pantheist fertig. Bey seiner melancholischen Gemühtsart hing er diesen Träumen so nach, daß er auch an allen sinnlichen Vergnügungen und irdischen Angelegenheiten keinen Geschmack mehr fand, sondern von sich unaufhörlich zu den vollkommenen und ewigen Wesen hinauf blickte, und von ihnen endlich zu Gott stieg, der Himmel und Erde zugleich erschaffen hat, welches kein weltlicher Philosoph begreifen kann, weil man nur durch Gebet,

nec manus operi admovere volebam, nisi hanc a capite ad calcem certo callerem. Præterea animo institueram, comprobatione veri, eo ad extremum perveniri posse, absque adminiculo institutionis externæ. Creaturas omnes mecum dispertiebam, primum externas & corporeas, ut ita dicam, deinde internas, spirituales & corporificantes, quæ partes iterum versus inque Vnum simul referebam, u. s. f. in der gedachten Vorrede vor den Werken seines Vaters, welche voll schwärmerischen Unsinnes ist.

Glaube, Hofnung und Liebe dahin gelangt. Nachdem er nun diese Weisheit weg hatte, und wuste, wie alle geistige und körperliche Wesen nach ihren Graden und Stufen aus Gott, als dem Einen, geflossen waren, so schrieb er sich in der Folge auch nicht anders als Philosophum per Unum in quo omnia. In der gedachten Vorrede hat er diesen Traum weiter ausgeführet, und sein ganzes Pantheistisches Glaubensbekenntniß abgelegt, aber in einem so dunkeln und verworrenen Style, daß man wohl siehet, wie er selbst nicht gewußt, was er geglaubt oder sagen wollen.

So lange sein Vater lebte, scheint er sich bey ihm aufgehalten zu haben, so wie er noch die ersten Jahre nach dessen Tode in den Catholischen Niederlanden geblieben zu seyn scheinet, da denn die Ausgabe der Schriften seines Vaters seine erste Beschäftigung war, ob er gleich dabey, vermuthlich aus Ekel vor allen irdischen Arbeiten, so sorglos zu Werke ging, daß er auch nicht einmahl die Correctur besorgte. Indessen muß er sich bald darauf auf die Wanderschaft begeben haben, und in der Welt herumgeirret seyn, ob ich gleich nicht angeben kann, wenn er seine Abenteuer angetreten, noch wo er sich aufgehalten hat. Da England ihm so nahe war, und dieses Land damahls von Schwärmern aller Art wimmelte, so ist sehr glaublich, daß er seinen ersten Ausflug dahin wird genommen haben, und da kann es denn seyn, daß er schon jetzt mit den Quakern bekannt geworden, zu welchen er sich in der Folge eine Zeitlang hielt.

Jedoch kann ich es zur Zeit noch nicht beweisen; ich weiß nur, daß er sich um 1662 zu Rom befand; aber weil er seine Seelenwanderung und seinen übrigen pantheistischen Grillenkram daselbst ein wenig zu laut auspackte, so gerieth er der Inquisition in die Hände, welche ihn in Verhaft nahm, aus welchem er doch endlich wieder entlassen wurde *)

In diesem Verhafte, oder wenigstens während seines Aufenthaltes zu Rom, heckte er seinen Entwurf des eigentlichen Natur-Alphabets der heiligen Sprache aus, welchen er nachmahls zu Sulzbach drucken lies, und weßwegen ihn manche wenigstens für einen guten Kenner der hebräischen Sprache haben ausgeben wollen. Allein, man darf das Ding nur obenhin ansehen, so fin-

*) Ich habe diesen Umstand bloß in Grubers Prodromo commercii epistolici Leibnit. gefunden. S. 1094 meldet Boineburg in einem Briefe vom 12ten Jun. 1663 dem Conring, daß Helmont in Rom seines Verhaftes entlassen worden. Conring bittet ihn den 15ten Jun. (S. 1099) ihm die Ursache zu melden, warum er gefangen genommen worden, und setzt hinzu: Helmontius ineptus est judex virorum doctorum; ipse scilicet indoctus & enthusiasticis nugis, Chemicorum more præpeditus. Boineburg antwortet den 12ten Jul. (S. 1104) Istic detentus fuit ob varia, quæ sparsit, fatua dogmata, quorum celebritas ignota esse non potest. Homo omnium litterarum insciens est, & suæ sponte in religione; cetera sic sat probus in communi vita. Comenio suppar in Weigelianis deliriis venditandis; at infra ipsius doctrinam, etsi nec magnam, longe subsidens. Aus Conrings Briefe erhellet, daß er ihn persönlich gekannt; vermuthlich war Helmont auf seiner Reise nach Rom durch Deutschland gegangen.

det man wohl eine Menge alberner Träume einer zügellosen Einbildungskraft, aber kein Fünkchen gründlicher Kenntniß. Die hebräischen Buchstaben sind ihm das wahre Naturalphabet, weil ihre Figur die jedesmahlige zur Aussprache gehörige Bewegung der Zunge anzeiget. Zu einer Probe mag folgende Stelle S. 86 dienen, worin er die Aussprache des Aleph beschreibet: „Was hat bey „solchem Laut die Zunge für eine Stellung und „Bewegung, und wie entstehet daraus die Figur „des Buchstabens? Wenn man dieselbe genau „betrachtet, so hebet sie sich erstlich, wie hier zu „sehen, etwas in die Höhe aus ihrem Lager, und „weil dieser Buchstabe ein Vater aller andern ist, „in welchem nothwendig mehr Vollkommenheiten „stecken müssen, so suchet sie hierbey alle dimensio„nen des Mundes zu durchgehen, und den ange„fangenen circul in natürlicher Ordnung zu vollen„den: hebet sich demnach so hoch immer möglich, „daß sie mit der Spitze an den Gaumen stöset, „und weil sie nicht weiter kann, daselbst sich etwas „breit drücket, daher sie denn fornen und hinten „einen Bug bekömmt. Wenn nun dieser starke „Andruck geschehen, schläget sie wieder herab, „wie die Figur weiset, und zwar so tief als mög„lich um vorgemeldter Ursach willen, und weil sol„ches ohne weite Aufsperrung des Mundes nicht „geschehen kann, auch dieses ihr natürliches Lager „nicht ist, hebt sie sich wieder, um in ihre Ruhe „zu kommen, und mit ihr hebet sich zugleich der „Untermund, jedoch mit keiner Gewalt, weil die-

„ses in der Endschaft, und nicht im Anfange der „Stärke geschiehet. — — Daraus nun leicht „zu sehen, wie die Figur dieses Buchstabens müsse „gezeichnet werden, nehmlich die aufsteigende Zunge „steht in der mitten, die oben gedruckte auf der „obern, und die auf dem Abfall folgende Steigung „gegen die Ruhe auf der untern Seite.“ Alles das wird nun mit Figuren sehr erbaulich erläutert, und vermittelst dieser wichtigen Entdeckung hoffet er nun taub und stummgebohrne verstehen und reden zu lehren.

Von Rom wollte er sich nach Mainz wenden, wo der gelehrte Churfürst Johann Philipp damals regierte, der die Wissenschaften nicht nur schätzte, sondern auch selbst übte; allein weil man seine abenteuerlichen Meinungen in der Religion bereits kannte, so ward ihm daselbst der Aufenthalt versagt *). Er ging daher 1663 nach Mannheim, und ward von dem Churfürsten Carl Ludwig, der gleichfalls ein Liebhaber der Wissenschaften war, und sich besonders in die morgenländischen Sprachen verliebt hatte, sehr gnädig aufgenommen **). Hier lernte die Schwester des Churfürsten, Benedicta Hennrica Philippa, welche nachmahls an den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Hannover verheirathet wurde, ihn

*) Helmontius Roma dimissus, sed huc venire impermissus, heißt es in Boineburgs Briefe, beym Gruber S. 1194.

**) Helmontius Roma revertit, & apud Electorem Palatinum reperit receptum. Boineburg bey dem Gruber, S. 1101.

kennen, daher er sich in der Folge auch nach Hannover begab.

Wie lange er sich zu Manheim aufgehalten, was er dort angegeben, und warum er sich wieder weggewandt, kann ich nicht sagen. Allein um 1666 findet er sich in Sulzbach, wo er mehrere Jahre geblieben zu seyn scheinet. Hier regierte damahls Herzog Christian August von der Pfalz, der ein großer Liebhaber von den geheimen Wissenschaften, und besonders von der Alchymie war, und daher alle diejenigen, welche im Besitze solcher Geheimnisse zu seyn vorgaben, nährte und schützte. Er hatte den bekannten Christian Knorr von Rosenroth, der einen entschiedenen Hang zur Schwärmerey hatte, zum geheimen Rath und Kanzler erhoben, unter dessen Aufsicht an seinem Hofe sehr emsig nach dem Steine der Weisen gesucht wurde. Für einen solchen Mann war Helmont ein wahrer Leckerbissen, weil er nicht nur viel von der Alchymie schwatzen konnte, sondern zugleich ein Meister in allen geheimen Wissenschaften war. Er ward daher hier nicht nur sehr günstig aufgenommen, sondern auch reichlich unterhalten. Hier lernte Becher ihn kennen *), dem er weiß machte, daß er aus gemeinem Lehm und Schwefel wirkliches Eisen in großer Menge machen könne. Allein Becher konnte ihn nie bewegen, daß er ihm eine Probe von seiner Kunst hätte sehen lassen; ohne Zweifel, weil sie weiter nichts als Wind war. Un-

*) Bechers chymisches Laborat. S. 228.

ter andern Entwürfen, womit er hier schwanger ging, war auch der, unter dem Schutze des Pfalzgrafen Christian August eine Gesellschaft zu stiften, welche sich blos mit der Untersuchung der Hebräischen Sprache, und zwar nach seinen obigen Grundsätzen beschäftigen sollte. Zu dem Ende ließ er 1667 sein vorhin gedachtes Natur-Alphabet zu Sulzbach als eine Probe drucken, wie tiefsinnig die Hebräische Sprache untersucht werden könne und müsse.

Das wichtigste, was er zu Sulzbach that, war der Antheil, welchen er an des von Rosenroth Cabbala denudata hatte. Die Kabbala ist nichts anders, als der Pantheismus mit der darin gegründeten Emanation, auf morgenländische Art aufgestutzt und nach den rohen jüdischen Begriffen eingekleidet. Sie war unter den Christen bisher sehr unbekannt gewesen, und da die Geheimnißjäger große Weisheit darin vermutheten, weil sie selbige für einen ächten Abkömmling Mosaischer Offenbahrung hielten, so hatten sie schon lange nach diesem Schatze geseufzet, und schon der ältere Helmont hatte den von Rosenroth angelegen, sich durch Bekantmachung derselben um die Söhne wahrer Weisheit verdient zu machen. Als dieser nun Kanzler zu Sulzbach ward, und einen Herrn hatte, der eben so lüstern nach solchen Leckerbissen war, so fand sich darzu die beste Gelegenheit. Knorr brachte die vornehmsten Kabbalistischen Schriften, vermuthlich auf Kosten des Pfalzgrafen, zusammen, ließ sie von einem gelehrten Juden

übersetzen, versahe sie mit seiner Auslegung und gab sie nachmahls zu Sulzbach 1677 heraus *). Wie vielen Antheil Helmont an dieser Arbeit gehabt, läßt sich nicht bestimmen; allein bey seiner großen Unwissenheit in den Sprachen ist zu vermuthen, daß sich derselbe blos auf die Auslegung wird eingeschränket haben, da er denn viel von seinen pantheistischen und theosophischen Grillen wird mit hinein getragen haben. Wenigstens beschuldigte ihn nachmahls der bekannte Johann Peter Speeth, welcher nach seinem Uebergange zum Judenthume den Nahmen Moses Germanus annahm, daß er die Cabbala sehr verfälscht habe **). Außer dem ist auch das im zweyten Theile der Cabbala denudata befindliche Gespräch über die vorhabenden kabbalistischen Fundamente von dem Helmont ***), und er selbst versichert an einem Orte †), daß er des R. Fitzack Schrift de Revolutionibus animarum der Cabbala denudata beyfügen lassen.

Der Pfalzgraf Christian August starb 1669, und sein Sohn und Nachfolger Theodor war damals noch unmündig. Knorr von Rosenroth blieb indessen Kanzler und starb als Premier-Minister erst 1689. Es scheint daher, daß Helmont sich noch

*) S. davon Bruckers Hist. Philos. Th. 2, S. 921 f.

**) S. Joh. Ge. Wachters Spinozismus im Judenthum, S. 75, 96.

***) Eben das. S. 237.

†) Paradoxal-Discurse S. 316.

mehrere Jahre nach dem Tode des Pfalzgrafen zu Sulzbach aufgehalten habe, denn ich finde in der ganzen Zeit von 1667 an bis gegen 1690 nichts von ihm angemerket. Bey seiner unstäten Gemüthsart ist es nicht glaublich, daß er über zwanzig Jahr lang sich an einem und eben demselben Orte sollte aufgehalten haben, und da er alle seine Reisen zu Fuße that, und dabey, wie ein jeder wahrer Theosoph, äußerst genügsam lebte, so konnte er auch wegen der Kosten eben nicht sehr verlegen seyn. Ohne Zweifel hielt er sich jetzt mehrere Jahre in Holland und England auf; denn um diese Zeit hat er mit dem oben genannten Johann Peter Speeth zu Amsterdam Streit wegen Verfälschung der Kabbala, obgleich das Jahr nicht gemeldet wird, und daß er sich zwischen 1680 und 1690 oder vielleicht noch eher in England befunden, ist gewiß, indem er sich hier zu den Quakern hielt.

Ich habe in einem der vorigen Theile in dem Leben des George Fox, des Stifters der Quaker, gezeiget, daß die Schwärmerey dieser Secte unmittelbar von der Theosophie, als dem christlichen Pantheismus, ausgegangen ist, und sich von demselben nur durch die plumpe und rohe Gestalt, welche sie ihm gegeben, unterscheidet. Es war daher kein Wunder, daß Helmont, dessen ungeordnete Einbildungskraft sogleich in alles einging, was auf sie würkte, bewogen wurde, ein Quaker zu werden, indem die Lehren dieser Secte vorzüglich zu seinem schwermüthigen Charakter stimmten. Indessen kann ich nicht gewiß behaupten, daß er jetzt

erst

erst zu ihr getreten ist, denn es scheinet mir wahrscheinlich, daß er sich schon nach dem Tode seines Vaters eine Zeitlang in England aufgehalten habe, ob ich gleich keinen Beweis dafür angeben kann. Genug, Helmont spielte um diese Zeit zu London die Rolle eines Quakers *), verdarb es aber bald wieder mit ihnen, so daß sie ihn von ihrer Gesellschaft ausschlossen. Ohne Zweifel wollte er diese Secte reformiren, und sie nach seinen Grundsätzen modeln; wenigstens ist gewiß, daß er ihnen seine Lehre von der Seelenwanderung aufdringen wollte, und bereits den George Keith, einen ihrer geschiktesten Lehrer, gewonnen hatte, der nachmahls viele Unruhen unter den Quakern mit dieser Lehre stiftete. Allein sie verwarfen diese Neuerung, und fingen an, den Helmont, als den Urheber derselben zu hassen, daher er sich wieder von ihnen trennete.

Bey diesem seinem Aufenthalte in England ward er auch mit der Gräfin Connaway, der Schwester des berühmten Kanzlers Heneage Finch, bekannt, welcher 1673 zum Kanzler und nachmahls zum Grafen von Nottingham erhoben ward, und 1682 starb **). Seine Schwester, die Gräfinn, welche viele Fähigkeiten und Wißbegierde besaß, ließ sich von ihm in der Philosophie und Theologie unterrichten, und da kann man nun leicht denken,

*) S. Gerh. Crösens Quaker-Historie, S. 351 f. der deutschen Ausgabe.

**) Granger's Biographical History, Th. 3, S. 363.

was für Weißheit ihr ein solcher unwissender Fantast werde beygebracht haben. Es wird ihrer so wohl in Crösens Quakerhistorie *), als auch von Helmont selbst **) gedacht, aber an beyden Orten ohne Nahmen, und nur unter der Bezeichnung einer vornehmen Gräfin, oder einer vornehmen Person. An dem letztern Orte versichert er, daß er ihr zu Gefallen seine 200 Fragen von der Revolution der menschlichen Seele geschrieben habe. Allein Helmont versicherte nachmahls dem Leibniz selbst ***), daß diese vornehme Person die gedachte Gräfin gewesen. Wie gut Helmonts Unterricht bey ihr angeschlagen, erhellet daraus, daß sie bey ihrem Tode, der noch vor 1690 erfolgt seyn muß, verschiedene theosophische Aufsätze in Englischer Sprache, in der Handschrift hinterließ, wovon einige in das Lateinische übersetzt wurden, und unter dem Titel: Opuscula philosophica, quibus continentur principia Philosophiæ antiquissimæ & recentissimæ, doch ohne ihren Nahmen, zu Amsterdam, 1690, 12, heraus kamen. Ohne Zweifel ist Helmont der Herausgeber, wo nicht gar Verfasser dieser Schrift; wenigstens sind seine CC. Problemata de revolutione animarum humanarum derselben beygefügt.

*) S. 349.

**) Paradoxal-Discurse, S. 315.

***) Hannöver. Monathlicher Auszug, 1701, April, S. 10.

Der bekannte Schwärmer Petersen *) gab diese vornehme Person auch für die Verfasserinn des so berüchtigten Seder Olam aus, welches ohne Meldung des Ortes 1693 in 12 erschien. Allein es ist wohl gewiß, daß Helmont selbst der Verfasser davon ist, ob es gleich seyn kann, daß er dasselbe auf Veranlassung dieser Gräfin, und zu ihrem Unterrichte aufgesetzet hat. Da es sein schwärmerisches System, besonders von der Seelenwanderung und der Wiederbringung aller Dinge, seinem ganzen Umfange nach entwickelt, und das Buch selten ist, so will ich einen kurzen Auszug daraus hersetzen. Gott ist nur ein einiger, und die Nahmen der drey Personen werden ihm nur uneigentlich beygelegt. Die Eigenschaft ein Schöpfer zu seyn, ist ihm wesentlich, daher er schon von Ewigkeit her erschaffen hat, schaffet, und bis in Ewigkeit schaffen wird. Zwischen Gott und den Geschöpfen ist ein Mittelwesen, welches zwar geringer ist, als der höchste Gott, aber doch größer als alle Creaturen, und das ist Christus, durch welchen alles erschaffen ist, daher er auch ein Sohn Gottes und seine Hervorbringung eine Zeugung genannt wird. Alle Geschöpfe Gottes haben einen Körper, und auch ein Geist ist ein ausgedehntes, an einem Orte eingeschränktes und bewegliches Wesen. Daher sind auch die Seelen, so wie die Engel körperlich. Hingegen giebt es auch keine Körper, die nicht mit

*) Im Geheimniß vom Erstgebohrnen aller Creaturen, S. 27.

einem Geiste versehen seyn sollten, folglich stehen alle Geschöpfe in einer gewissen Verbindung und Verwandschaft. In der ersten Schöpfung hat Gott mittlere Geschöpfe erschaffen, welche sich zum Guten oder Bösen verändern können. Weil sich nun einige Geschöpfe zum Bösen änderten, so wurden aus der erschaffenen Welt (mundo creationis) andere Welten, als die obere und untere gebildete Welt, (mundus formationis), deren jene die nicht gefallenen, diese aber die gefallenen Seelen in sich begreift. Aus der letztern ist unsere gegenwärtige gemachte Welt (mundus factionis) entstanden, in welcher nichts unmittelbar erschaffen, sondern nur aus vorher existirenden Bestandtheilen zusammengesetzet wird. Bey dem Menschen gehöret der Leib zur letzten, die Seele zur ersten, und der Geist, als das Mittel zwischen beyden zur mittelsten Welt. Folglich gehöret der Mensch allen drey Welten zu, welche in der Kabbala Briah, Jezirah und Asiah heissen, wozu noch die vierte Welt Aziluth kommt, welche Christo allein gehöret. Die gegenwärtige Welt heißt mit Recht Golgatha, weil sie ein Hause todter Leichname ist, welche die Seelen in der Welt Jezirah abgelegt haben. Daher muste auch Christus auf Golgatha leiden, damit diese Welt wieder zurück gebracht, und in die Welt Jezirah verwandelt werden könne, so daß die Seelen in dieser Welt nur geläutert und gereinigt werden, welches aber nur nach und nach geschehen kann. Die Welt Asiah bestehet wieder aus vielen besondern Welten, deren jede 7000 Jahre

dauert, wovon das letzte Tausend der Sabbath der Welt ist. Am Ende der siebenten Welt, oder im 50000sten Jahre werden alle diejenigen selig werden, die in den vorhergehenden Welten nicht selig geworden sind, sondern bis dahin die Strafen der Hölle gelitten haben. Doch sind die gröbsten Sünder noch davon ausgeschlossen, welche erst nach 365000 Jahren selig werden können. So wie nun die jetzige Welt aus den Trümmern einer vorhergehenden entstanden ist, so wird auch am Ende der jetzigen eine neue Welt entstehen, in welcher die Menschen sich durch die Zeugung vermehren werden. Diejenigen, die am Ende dieser Welt die Herrlichkeit erlangen, kommen in der folgenden nicht wieder zum Vorschein. Zugleich fängt er an zu prophezeihen, denn von 1702 bis 1732 wird die allgemeine Bekehrung der Heiden, und von 1732 bis 1777 die allgemeine Bekehrung der Juden dann 3003 das Ende der Welt erfolgen. Von 2000 an werden alle Heiligen zu einem irdischen tausendjährigen Reiche erweckt werden, welches die erste Auferstehung ist. Die andere aber erfolget erst am Ende der tausend Jahre, da der Leib in einem Augenblicke in einen geistlichen und himmlischen wird verwandelt werden. Alle Seelen, die nicht vollkommen werden, müssen zwölf Mahl wieder kommen, da sie denn erst die Vollkommenheit erlangen, welches er mit 51. Beweisgründen darthut, und mit einer genau berechneten Tabelle erläutert, worin alle Umstände harklein angegeben sind. Die Seelen, die gleich anfänglich in diese Welt gekommen sind, haben ihre zwölf Revolutio-

nen um das Jahr 3996 vollendet; aber nach dem Jahre 5661 darf kein Ungläubiger hoffen, daß er zu seiner Besserung wieder in die Welt kommen werde, sondern er muß alsdann 7000 Jahre in der Hölle braten, worauf er wieder kommt, und eine neue Prüfung ausstehet. — Man siehet ohne Mühe, daß sein ganzes System ein albernes Gewebe Kabbalistischen, Platonischen und Apokalyptischen Unsinnes ist, welchen der Träumer in ein so abenteuerliches Ganzes gebracht.

Ohne Zweifel hat er auch seine Paradoxal-Discurse eben dieser Gräfin zu gefallen geschrieben, wenigstens sind sie gleichfalls während seines Aufenthaltes in England und zwar in Englischer Sprache aufgesetzet worden. Sie bestehen aus zwey Theilen, wovon der erste von der großen, der zweyte aber von der kleinen Welt oder dem Menschen handelt, und sind ein Inbegriff seiner ganzen theologischen so wohl, als physischen, chymischen, anatomischen und medicinischen Weisheit; woraus denn erhellet, daß er in allen diesen Wissenschaften ein eben so unwissender Fantast und Schwärmer war, als in der Sprachkunde. Nur etwas daraus zur Probe. Die Lichter des Himmels sind nach S. 1, entweder Tagelichter, welche dabey warm sind, oder Nachtlichter, welche kalt sind. Die ersten sind männlichen, die andern aber weiblichen Geschlechtes, weil ja der Tag edler ist, als die Nacht. Wenn nun das warme Licht der Sonne in den kalten Mond kommt, so entstehen Kälte und Frost, sonst könnte es in warmen Sommer-

tagen nicht hageln. Er beweiset es auch damit, weil die durch ein Brennglas concentrirten Strahlen des Mondlichtes Kälte verursachen; ein Experiment, welches außer ihm gewiß noch keinem Naturforscher gelungen ist. Hitze und Kälte sind eigene geistige Wesen; denn wenn man ein großes Fuder Holz verbrennet, so bekommt man kaum 10 bis 11 Pfund Asche, woraus erhellet, daß das meiste zu Hitze geworden, welche als ein Geist davon geflogen ist. Diese geistige Wärme fließet von der Sonne aus, und bauet sich alle Körper, daher ist die Sonne als der Urquell dieses Geistes der Mann oder Vater aller begreiflichen Dinge. Aus dem warmen Geiste der Sonne und dem kalten Geiste des Mondes, werden durch eine wahre Schwängerung und Zeugung alle Dinge hervorgebracht. Eben so haben alle Sterne nur ein kaltes Licht, und werden gleichfalls von der Sonne geschwängert, da sie denn des Nachts ihr Licht wieder auf die Erde fließen lassen, und allerley verborgene Wirkungen auf derselben hervor bringen. S. 17 kommt wiederum ein physisches Experiment vor, welches dem vorigen nichts nachgiebt. Wenn man nehmlich Queckſilber unter freyem Himmel hinlegt, so kann man den ganzen Horizont mit allen Gegenständen in demselben abgebildet sehen; und wenn man aus dem Queckſilber ein Sublimat macht, und dasselbe vermittelst der Sublimation in unzählige kleine Kugeln verwandelt, die man nur durch das Vergrößerungsglas unterscheiden kann, so wird man den ganzen vorigen Horizont mit

allen Gegenständen wieder in jedem Kügelchen erblicken; woraus denn folgt, daß die Ausflüsse der Sonne und des Mondes wahre geistige Substanzen sind. — Ich weiß nicht, ob etwas Verrückters kann behauptet werden, und solchen Unsinnes ist das ganze Buch voll, daher ich nicht begreife, wie Brucker von demselben sagen konnte, profunda multa afferuntur. Daß ein solcher Fantast an Sympathie, Magie, Zauberey und Weissagungen glauben mußte, verstehet sich von selbst, erhellet aber auch aus diesem Buche zur Genüge, z. B. S. 61. Wenn einer junge Bäume kauft, und sich den Verkäufer versichern läßt, daß er dafür stehe, daß sie alle fortkommen werden, so kommen sie alle fort; geschiehet das aber nicht, so verderben sie. Die Luft ist nach S. 30 f. gleichfalls ein geistiges Wesen, sie verbindet alle Theile der Welt, wie das Blut die Theile des Körpers; sie hat auch ihre Ströme und Flüsse, welche durch den gleichgestimmten Glauben des Menschen erwecket und beweget werden, daher gläubige Schiffer auf der See ohne Gefahr sind. Auf diese Art träumt er alle Naturreiche durch, bis er endlich im zweyten Theile auf den Menschen kommt, wo er sich beynahe selbst übertrift. Nur wieder etwas zur Probe. Nach S. 248 hat der Mensch 240 Beine, und eben so viele Gebothe giebt es in dem Gesetze Mosis; so wie die 365 Verbothe genau mit der Zahl der Adern, Nerven und Sehnen übereinkommen. Beyde zusammen machen nebst den sieben Gebothen des Noah, 620, und eben so viele

Buchstaben sind in den Hebräischen zehn Gebothen enthalten. Diese zehn Gebothe kommen mit den zehn Fingern überein, und so wie alle obige 620 Gebothe in diesen zehn zusammen kommen, so concentriren sich auch alle 620 Beine u. s. f. in den zehn Fingern; und was des Unsinnes mehr ist.

Vermuthlich bewegte ihn der Tod seiner Gönnerin, der Gräfin Connaway, welche noch vor 1690 verstorben seyn muß, England zu verlassen, und an einem andern Orte Brot und Aufenthalt zu suchen. Ich kann weder die Zeit genau bestimmen, wenn er England verlassen, noch den Ort, wohin er sich zunächst begeben hat. Wahrscheinlich war es Holland. Wenigstens ließ er 1692 seine Anmerkungen über den Menschen zu Amsterdam in Holländischer Sprache drucken, welche aber nichts Neues enthalten, sondern bloß das vorige Gewäsch über den Ursprung der Dinge, und über den Menschen und dessen Theile wiederkäuen. Es ist nur der erste Theil; denn der zweyte, welcher ganz medicinisch seyn sollte, ist, so viel ich weiß, nie erschienen.

Allem Ansehen nach begab er sich aus Holland wieder nach Sulzbach, wo er aber die Umstände sehr verändert finden mochte, indem sein Freund, der von Rosenroth, bereits verstorben war, und der neue Pfalzgraf vielleicht kein Freund von seiner Cabbalistischen Weisheit war. Er begab sich daher 1696 wieder nach Hannover, wo er vorher schon ein Mahl gewesen seyn muß, und wo die damahlige Churfürstin ihn am Pfälzischen Hofe hatte kennen

lernen *). Hier unterhielt sich Leibnitz mit ihm, und ungeachtet dieser sonst scharfsinnige Philosoph einen nicht kleinen Hang zur Mystik und Schwärmerey hatte **), so fand er doch viel Unverdauliches an dem Sonderlinge. Eben das mochte die Churfürstin von Hannover an ihm finden, weil sie zu sagen pflegte, daß er selbst nicht wisse, was er wolle ***). Sein Aeußeres war, seines hohen Alters ungeachtet, so sonderbar, als seine Meinungen. Er trug sich immer noch als ein Quaker, ging in einem braunen Rocke und braunen Man-

*) Ich ersehe diesen Umstand aus einem Briefe Leibnitzens an den Hofrath Cuno zu Berlin, vom 2ten Jun. 1696, in der Berlinischen Bibliothek B. 1, S. 716. Mr. Helmont, heißt es daselbst, est revenû de Sulzbac. Madame notre Electrice ayant apprit le dessin de votre cour a disposè Mr. Helmont, à rester icy jusqu' à votre arrivée, parceque Mad. votre Electrice prendra plaisir apparement de le revoir, je ne l' avois pas fort entretenû lorsqu' il étoit ici dernierement, mais présentement comme notre cour est une espece de solitude, je l' ai pû mieux écouter, & j' ai même trouvè, qu' il dit plusieurs bonnes choses, mais il en dit bien d' autres, ou je n'entens rien, sur tout lors qu' il donne des explications sur l' ècriture sainte, qui sont souvent bien extraordinaires. Gruber versprach im Prodromo Commercii epist. Leibnit. S. 1103 zu seiner Zeit eine kleine Sammlung von Briefen (vermuthlich Leibnitzischer) heraus zu geben, woraus man die Denkungsart dieses Menschen besser sollte beurtheilen können, als aus andern Nachrichten. Schade, daß er nicht Wort gehalten hat!

**) In Fellers Monument. S. 368 befinden sich zwey Briefe Leibnitzens an Herm. von der Hardt, worin er von Helmonts kabbalistischen Träumen sehr gelinde urtheilet.

***) Fellers Otium S. 230.

tel einher, trug einen Hut mit niedergeschlagenen Krämpen, und nannte sich nur den Sucher *). Während seines Aufenthaltes zu Hannover arbeitete er an seiner Erläuterung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, welche er im folgenden Jahre heraus gab, und wozu Leibnitz ihn mit Büchern versahe **), ungeachtet seine Einbildungskraft ihm statt aller übrigen Hülfsmittel war.

Von Hannover ward er an die Churfürstin von Brandenburg, Sophia Charlotta, einer Hannöverischen Prinzessin empfohlen, welche ihn schon vorher, vermuthlich zu Hannover hatte kennen lernen, dahin er sich entweder noch 1696, oder doch gewiß 1697 begab. Hier übersetzte er des Boethii Schrift von den Trostgründen, auf Veranlassung der Churfürstin in das Deutsche, oder veränderte vielmehr nur des von Rosenroth ältere Uebersetzung, und gab sie für die seinige aus. Jetzt gab er auch seine Auslegung der vier ersten Kapitel des 1ten Buches Mosis heraus, worin er seinen kabbalistischen Kram nochmahls aufwärmte.

Doch er genoß des Schutzes der Churfürstin von Brandenburg nicht lange, sondern starb zu Berlin, oder vielmehr zu Cöln an der Spree 1699 im 81sten Jahre seines Alters. Dieses seltene Alter hatte er ohne Zweifel seiner Mäßigkeit, welche

*) Feller l. c. S. 226.

**) J. E. Kappens Briefwechsel Leibnitzens; S. 260.

er als ein ächter Quaker und Theosoph sehr weit trieb, und der beständigen Bewegung seines Leibes zu danken; denn außer seinen beständigen Reisen zu Fuße, pflegte er sich auch täglich durch Fahnenschwingen zu üben. Daß er in dem gedachten Jahre zu Berlin gestorben sey, wird von den meisten und glaubwürdigsten Schriftstellern versichert, daher es wohl ein Irrthum ist, wenn Joh. Ge. Wachter *), meldet, daß er im December 1698 zu Emmerich in Westphalen gestorben sey. Leibnitz, zu dessen Schwachheiten es gehörte, daß er gerne Verse machte, so geringe auch sein Talent für die Poesie war, setzte ihm folgende Grabschrift **):

Nil patre inferior jacet hic Helmontius alter,
Qui junxit varias mentis & artis opes
Per quem Pythagoras & Cabala sacra revixit,
Elæusque, parat qui sua cuncta sibi.

*) Im Spinopismus im Judenthum. Das Buch ist 1699 zu Amsterdam gedruckt. Zu Ende der Vorrede heißt es, daß Helmont nach seinem Zwiste mit Mose Germano, oder dem berüchtigten Speerh, im October des vorigen Jahres (also wohl 1698) von Amsterdam wieder nach Deutschland abgereiset, und wie man sage, im December darauf, zu Emmerich gestorben sey. Die ganze Zeitbestimmung scheint irrig, indem Helmont weit früher aus Holland gegangen seyn muß.

**) Les Nouvelles de la Republique des Lettres, Iuin & Nov. 1699.

Mit dem letzten Ausspruche wird auf dessen Gewohnheit gezielet, daß er sich seine Kleidungsstücke und übrige Bedürfnisse selbst verfertiget. Das hing ihm wohl noch von den Quakern an, und da seine Kleidung sehr einfach und plump war, so war dazu wohl eben nicht viele Geschicklichkeit nöthig.

Da ich den Charakter und die albernen Grillen dieses Menschen schon im vorigen geschildert habe, so will ich nur noch etwas von seiner medicinischen Gelehrsamkeit beyfügen, weil man wenigstens hier etwas von ihm erwarten könnte, da er der Erbe der Weisheit seines Vaters war, der sich stark genug fühlte, die ganze Medicin zu reformiren. Allein er ist sich auch hier vollkommen gleich. Nur ein Pröbchen. In seinem Natur-Alphabete giebt er S. 32 folgende Erklärung der Schwindsucht: „Da kömmt eines Theiles der Athem von „der Nase, und denn auch ein Schleim oder gleich„sam ein Samen vom Gehirne herab, welcher „wenn man ihme durch allzuviele Gedanken und „andere Excessen die Gelegenheit benimmt, daß er „zeitig werden kann, erstlich zwar nur den Schnup„fen, hernach aber, indem die Luft etwas von sol„chen unzeitigen Wesen mit in die Luftröhre führet, „den Husten, endlich aber, wenn man die übrigen „Gedanken noch nicht mäßiget, und ihme seine „Zeitigung ferner verhindert, die Schwindsucht „verursacht.“ Vermuthlich hat er sich also aus Furcht vor der Schwindsucht vor dem Denken gehütet, und sich dafür mit Träumen beholfen.

Er sahe den Leib als einen Kolben, und den Kopf als den Helm an, in welchen die Dünste des Nachts aus dem Leibe in die Höhe stiegen, und sich ansezten. Daher wusch er alle Morgen, es mochte Sommer oder Winter seyn, seinen Kopf mit kaltem Brunnenwasser, um seinen Helm dadurch abzukühlen, damit die gesammelten Dünste desto besser abfliessen könnten *). Vielleicht hatte er diese Gewohnheit in England erlernet, wo sie sehr üblich ist; sie kann auch, wenn man sich behutsam daran gewöhnet, ihren Nutzen haben, obgleich aus andern Gründen, als der Fantast angab. Man sagt **), ein gewisser hoher Fürst, welcher aber nicht genannt wird, habe es ihm einmahl nachmachen wollen, habe aber sehr gefährliche Zufälle bekommen, zumahl, da er ohnedieß schwächlich gewesen.

Was für ein Stümper er in der Chymie gewesen, erhellet aus dem vorigen; und dennoch soll er die große Kunst, Gold zu machen, aus dem Grunde verstanden und fleißig geübt, ja einmahl an dem kaiserlichen Hofe zu Wien eine öffentliche Probe davon abgeleget haben. Der letzte Umstand scheint ein bloßes Gerücht zu seyn, und also keinen Glauben zu verdienen; wenigstens habe ich davon bey keinem Schriftsteller etwas Bestimmtes gefunden, selbst nicht von seinem Aufenthalte in Wien, ob es gleich sehr wohl seyn kann, daß er auf sei-

*) Berliner Bibl. B. 1, S. 717.

**) Eben daselbst.

nen beständigen Ritterzügen auch dort gewesen. Man führet zu einem Beweise, daß er Gold machen können, noch den Umstand an, daß er kein Vermögen besessen, und doch nie Mangel gelitten. Allein aus dem vorigen erhellet, daß er bey seiner großen Mäßigkeit und Genügsamkeit, welche bis zum Schmutze und bis zur Unanständigkeit ging, wenig bedurfte. Ueber dieß verstand er die Kunst, sich geschickt an die Großen anzuschließen, die ihn denn wohl nicht mit leeren Händen werden abgefertiget haben; daher dieser Umstand vielmehr ein Beweis wider jenes Vorgeben ist.

Von seinen Schriften, in welchen doch immer einerley auf die ekelhafteste Art wiederhohlet wird, sind mir folgende bekannt geworden.

1. Alphabeti vere naturalis Hebraici brevissima delineatio, quæ simul methodum suppeditat, juxta quam qui surdi nati sunt, sic informari possunt, ut non alios saltem loquentes intelligant, sed & ipsi ad sermonis usum perveniant. Sulzbach, 1667, 12. Ingleichen Deutsch, unter dem Titel: Kurzer Entwurf des eigentlichen Natur-Alphabets der heiligen Sprache; nach dessen Anleitung man auch Taubgebohrne verstehend und redend machen kann. Sulzbach, 1667, 12; welche Uebersetzung von dem mehrmahls gedachten Knorr von Rosenroth seyn soll. Die deutsche Ausgabe wird in Baumg. merkw. Büchern B. 4, S. 499 beschrieben, der doch nicht gewußt zu haben scheinet, daß sie nur eine

Uebersetzung aus dem Lateinischen ist. Dagegen erschien: Sam. Andreæ examen Cabalæ philosophicæ Henr. Mori, acc. diss. I. de Philosophia scripturarum interprete; II. de nupera alphabeti vere naturalis Hebraici delineatione facta a I. M. B. ab Helmont. Herborn, 1670, 4.

2. Quæstiones aliquot in Apocalypsin s. quæstiones aliquot explicatoriæ in singulis Apocalypseos Iohannis capitibus. Ich kenne diese Schrift nur als einen Anhang des folgenden Seder Olam. Allein, wenn Arnolds Versicherung zuverlässig ist, daß Helmont 1670 unter dem Nahmen Peganii eine eigentliche Erklärung über die Gesichter der Offenbahrung S. Johannis heraus gegeben habe, und wenn diese deutsche Schrift eine Uebersetzung der vorigen ist, so muß jene auch einzeln heraus gekommen seyn.

3. CC. Problemata de revolutione animarum humanarum; bey der Gräfinn Connaway oben gedachten Opusculis Philosophicis. Amsterdam, 1690, 12; an welchen Helmont selbst vielen Theil gehabt zu haben scheinet. Indessen sind sie schon vorher ohne seinen Nahmen in London Englisch gedruckt worden, wie er in seinen Paradoxal-Discursen S. 315 selbst versichert.

4. Paradoxical Discourses, in Englischer Sprache, London, um 1690; in das Deutsche übersetzt, unter dem Titel: Paradoxal-Discurse oder ungemeine Meinungen von dem Macrocosmo und Microcosmo. Hamburg, 1691, 8. Ingleichen

gleichen Holländisch: Paradoxale Discursen. Amsterdam, 1693, 12. Der seltsame Inhalt, dessen oben schon gedacht worden, wird in Baumg. merkw. Büchern, B. 4, S. 504, angegeben.

5. Aanmerkingen over den Mensch, en des zelfs ziektens. Eerste deel. Amsterdam, 1692. 12. In das Lateinische übersetzt von Joh. Conr. Amman unter dem Titel: Observationes circa hominem ejusque morbos. Amsterdam, 1692, 12. In der Vorrede zu dieser lateinischen Ausgabe sagt er, da die Schulärzte die Holländische Ausgabe verachtet und verspottet hätten, so wolle er ihnen nun zur Strafe auch den zweyten Theil zurück behalten. Der Inhalt befindet sich in dem Boekzaal van Europa, 1693, S. 50.

6. Seder Olam sive Ordo seculorum, historica enarratio doctrinæ. Ohne Ort und Nahmen, aber in Holland, 1693, 12; wovon oben schon das Nöthige gesaget worden. Man muß dieses Buch nicht mit zwey unter dem Nahmen Seder Olam rabba und suta bekannten Jüdischen Geschichtbüchern verwechseln. S. von diesem seltsamen und zugleich sehr seltenen Buche die Unsch. Nachr. 1704, S. 650, wo sich S. 753 auch eine Widerlegung befindet, und Baumg. merkw. Büch. B. 4, S. 512.

7. Quædam præmeditatæ & consideratæ cogitationes super quatuor priora capita libri Moysis Geneseos nominati. Amsterdam, 1697, 8; welche er zuerst in Holländischer Sprache aufgesetzt hatte.

S. davon die Nachr. von den Büchern in der Stollischen Bibl. Th. 2, S. 463, und Baumg. merkw. Bücher. B. 4, S. 520.

8. Des fürtreflichen hochweisen Sever. Boetii christlich-vernunft-gemeßer Trost und Unterricht in Widerwärtigkeit und Bestürzung über dem vermeinten Wohl- oder Uebelstand der Bösen und Frommen. Lüneburg, 1697, 8; welches er auf Veranlassung der Churfürstin von Brandenburg heraus gab. Vermuthlich ist dies nur eine neue von ihm veränderte Ausgabe der schon 1667 zu Sulzbach von dem von Rosenroth heraus gegebenen Uebersetzung Boethii, daher auch auf dem Titel stehet: zum andern Mahl aufgelegt. Indessen heißt es, daß auch in der ersten Ausgabe Helmont die prosaischen, der von Rosenroth aber nur die poetischen Stellen übersetzt habe. S. davon Gottscheds kritische Beyträge Th. 4, S. 9 und 448.

9. Der Ausgabe der Schriften seines Vaters und seines Antheiles an der Cabbala denudata habe ich schon in seinem Leben gedacht.

10. Im Jöcher. Gel. Lex. werden ihm noch folgende Schriften beygelegt, von welchen ich doch sonst keine Anzeige gefunden habe: Tractatus de Attributis divinis. — Das Geheimniß der Schöpfung nach ihren sichtbaren und unsichtbaren Wundern, aus dem göttlichen magischen Central-Lichte gezeiget, von etlichen Magis. Amsterdam, 1701, 8; welches fantastisch genug ist, daß es von ihm seyn könnte, aber nach den Unsch-

Nachr. 1702, S. 416 eine Sammlung von drey bisher ungedruckten Schriften Weigels und Paracelsi ist. Ferner, goldener Arzeneyschatz, Basel, 1723, 8; welcher ihm vermuthlich untergeschoben ist. Und endlich neu entdeckte materia coelestis, welche 1700 in 4 gedruckt seyn soll, und allenfalls eine Uebersetzung des Seder Olam oder der Schrift über die ersten vier Capitel des ersten Buches Mosis seyn könnte.

49. David Herlicius.

ein Sterndeuter *).

David Herlich, Lat. Herlicius, hat zwar in seinem Leben nicht so vieles Geräusch gemacht, als einer der vorigen, er ist auch schon jetzt mit allen seinen Thorheiten längst vergessen; allein, da er in

*) Sein Leben ist öfter und mit mehr Pomp beschrieben worden, als so ein Zeichendeuter es verdienet. Die umständlichsten Nachrichten von ihm werden in Fridrich Crügers, Predigers zu Stargard Leichenpredigt auf ihn, Stettin, 1637, 4; und in seines Zeitgenossen, Laur. Eichstädts, eines Medici zu Stettin, Epistola de vita ipsius, ertheilet, welche letztere sich so wohl bey der vorigen Leichenpredigt, als auch in Henning Witten Memor. Medicor. Dec. 1, S. 73 befindet. Aus der letztern hat sein Leben Baile im Dictionn. geliefert; aus beyden aber haben es Freher im Theatro S. 1366 f. und Moller in Cimbria litter. Th. 2, S. 324 beschrieben. Kürzer erwäh-

seinem Leben alles, was an ihm lag, anwandte, physischen Aberglauben aller Art zu verbreiten, so verdient er hier allerdings sein Plätzchen.

Er war den 28sten Dec. 1557 zu Zeitz in Meissen gebohren, wo sein Vater Andreas Rathsherr und Kämmerer war. Er war dem Studiren gewidmet; allein, da sein Vater nur ein mäßiges Vermögen, und dabey mehr Kinder hatte, so nahmen die Verwandten seiner Mutter, Susanna Hanmanns, welche aus Weida im Vogtlande gebürtig war, sich seiner an, und hielten ihn daselbst zur Schule. Hier lernte er auch ein wenig Reimen und Singen, womit er sich nachmahls auf der Universität seinen Unterhalt erleichterte. Zwey seiner Brüder haben sich gleichfalls durch die Musik fortgeholfen, wovon der eine Cantor, der andere aber Organist zu Stralsund ward. Nachdem er auf der Schule einen nothdürftigen Grund gelegt hatte, begab er sich nach Wittenberg auf die Universität, und da er Medicin studiren wollte, so hörte er daselbst den Caspar Peucer, einen berühmten Medicum und Mathematiker, welcher ihm wohl die erste Neigung zur Astrologie beybringen mochte. Allein, als dieser 1574 wegen seines Hanges zu dem reformirten Lehrbegriffe in Verhaft

nen seiner: Micrälius im alten Pommerlande, Th. 2 S. 345; Frid. Thomä in Anal. Gustrov. Th. 2, S. 64; Kästner im Medic. Gel. Lex. Jöcher im Gel. Lex. Eloy im Dictionn. de la Médec. und Christ. Steph. Scheffel in Vitis Professor. Medic. Gryphiswald. S. 76.

kam, so begab er sich bald darauf nach Leipzig, wo er die Mathematik bey dem Mauritius Steinmetz, die Medicin aber bey andern fortsetzte. Er soll hier auch Philosophie und Physik studiret haben; allein aus seinen vielen abergläubigen Schriften erhellet, daß er es darin nicht weit gebracht hat, obgleich nicht zu läugnen ist, das die ganze Physik dieser Zeit nichts anders als Aberglaube, oder armselige Peripatetische Speculation aus willkührlichen Hypothesen war.

Nachdem er hier alle akademische Weisheit eingeärndet, und einige Mahl disputiret, und öffentliche Reden gehalten hatte, begab er sich wieder nach Hause, wo sein Vater indessen gestorben war. Hier fand er sogleich Gelegenheit, einen Beweis seiner medicinischen Geschicklichkeit abzulegen; denn da seine Mutter heftige Zahnschmerzen hatte, so heilete er sie mit Pillen, welche er von Eppichsamen, tolle Bilse (Hyoscyamus) und Opium mit Essig verfertigte, und welche sie in den schmerzhaften Zahn legen mußte. Ich würde dieses unbedeutenden Umstandes nicht erwähnen, wenn nicht Eichstädt, ob er gleich selbst ein Medicus war, ihn mit so vielem Geräusche angeführet hätte; daher es damahls wohl eine große Kunst seyn mußte, Zahnschmerzen mit Oplaten zu betäuben. Dessen ungeachtet hielt er sich noch nicht für weise genug, daher er sich nach Rostock begab, daselbst Magister wurde, und nunmehr anfing, in der Dichtkunst, den schönen Wissenschaften, der Philosophie und der Mathematik Unterricht zu ertheilen. Wie kümmerlich

das alles gewesen seyn muß, erhellet am besten aus seinen eigenen Schriften, welche er in diesen Fächern hinterlassen hat; nichts desto weniger erwarb es ihm die Stelle eines Conrectors an der Schule zu Güstrow, zu welcher der Herzog von Mecklenburg *) ihn 1580 berief, und bey welcher er nicht nur curirte, sondern auch fürs Geld Nativitäten stellte und aus den Sternen weissagte.

Ohne Zweifel war das Schulleben nicht nach seinem Geschmack, daher er 1582 als Stadt-Physicus nach Prenzlow **) in der Uckermarck ging, wo er sich aber auch nicht lange aufhielt, sondern bereits 1583 als Stadt-Physicus nach Anclam in Pommern berufen ward, wo seine Curen und astrologischen Thorheiten sehr bald beliebt wurden. Hier gab er auch 1584 seinen ersten astrologischen Kalender heraus, und da derselbe Beyfall fand, so setzte er ihn nachmahls über funfzig Jahr ununterbrochen fort, und soll das Vergnügen gehabt haben, daß derselbe in die Lateinische, Böhmische, Pohlnische, Dänische und Schwedische Sprache übersetzt worden. Die Astrologie und alle Arten von Prophezeihungen waren eine der Lieblingsthorheiten dieses und des folgenden Jahrhunderts, daher es kein Wunder war, daß Herlich, der die Kunst verstand, der Leichtgläubigkeit auf eine ge-

*) Baile macht daraus irrig einen Herzog von Wittemberg.

**) Lat. Primislavia, welches Wort Baile nicht verstand, und daher den Ort Franz. Primislave nennet.

schickte Art Nasen zu drehen, nicht nur in Pommern, sondern auch in ganz Norden berühmt wurde.

Der Nutzen davon zeigte sich wenigstens für ihn sehr bald, indem der Herzog von Wolgast, Ernst Ludwig, ihn bereits 1585 zum Professor der Mathematik nach Greifswald berief, wo er dreyzehn Jahr lang Vorlesungen über die Logik, Mathematik, Astrologie, Rhetorik u. s. f. hielt. Er versichert zwar an einem Orte *) selbst, daß er hier so vielen Zulauf von den Studirenden gehabt, daß er den Katheder allemahl mit Lust betreten, und Tag und Nacht darauf gesonnen habe, ihnen etwas Nützliches vorzutragen. Allein, wenn man seinen Freund, Valens Acidalius, höret, so verhält sich die Sache ganz anders, indem sich dieser genöthiget sahe, ihn wegen seines schlechten Beyfalles durch folgendes Epigramm **) zu trösten:

Auditor tibi rarus esse fertur,
Herlici, neque id esse item tibi aegre,
Sit minorum uti gentium magistris.
Mirer? nullus ego. Quid? an quoque illi
(Scis dictum sapientis aere & altum),
Pauci non sat erant suum librorum.
Lectores, satis unus, imo nullus?
Macte isthoc animo! Et perinde ut ille,
Solus lector erat frequens sibi ipse,
Auditorium eris frequens tibi ipse.

*) In Orat. gegen das Ende.

**) Valent. Acidalii Poemata, S. 357.

Vermuthlich war der schlechte Beyfall, welchen er mit seinen Vorlesungen fand, Ursache, daß er desto mehr Geräusch mit der Astrologie machte. Wenigstens prophezeihete er 1596 in mehrern fliegenden Schriften, daß der Untergang der Türken vor der Thür sey, welches er nicht allein aus den Sternen lesen wollte, sondern es auch aus dem Propheten Daniel, aus der Offenbahrung Johannis, aus der Weissagung Elia und andern neuern Propheten bewies. Allein, er erlebte es noch selbst, daß seine Weissagung zu Schanden ward, ohne daß er dadurch von seiner Thorheit zu prophezeihen und aus den Sternen zu weissagen, wäre geheilet worden. In eben dem Jahre 1596 erhielt er von dem Medico Christian Caleno oder Kahle die medicinische Doctor-Würde, welche Promotion seit 136 Jahren in Greifswald wieder die erste war *), und das Jahr darauf verwaltete er das Amt eines akademischen Rectors.

Sein Lobredner Eichstädt versichert, daß er nichts mehr gewünscht habe, als auf einer Universität zu sterben; nichts desto weniger nahm er 1598 den Ruf an, welchen er als Stadt-Physicus **) nach Stargard in Pommern erhielt, welches den

*) Scheffel, S. 76. Baile, Moller und andere setzen seine Promotion irrig in das Jahr 1597.

**) Baile wußte vermuthlich nicht, was er aus einem Stadt-Physico machen sollte, daher läßt er ihn zum Professor der natürlichen Philosophie nach Stargard und in der Folge auch nach Lübeck berufen werden.

schlechten Beyfall, den er auf der Universität fand, zu bestätigen scheinet. Hier setzte er seine medicinische Praxin, sein Kalenderschreiben, sein Nativität-Stellen und sein Prophezeihen unermüdet fort; aber ehe man es sich versiehet, gehet er 1606 schon wieder als Stadt-Physicus nach Lübeck. Was ihn zu diesen häufigen Veränderungen des Orts bewogen, kann ich nicht sagen. Sein Lobredner Eichstädt schreibt alles einer unmittelbaren Führung Gottes zu; wahrscheinlicher ist wohl, daß er mit seinen Curen und Prophezeihungen in der Ferne viel Geräusch gemacht, aber in der Nähe damit verlohren, daher man seiner gar bald satt ward, welches ihn denn von Zeit zu Zeit nöthigte, sich einen andern Schauplatz zu suchen.

Lübeck ist freylich ein großer Ort, der einen fleissigen und berühmten Artzt schon beschäftigen kann. Er soll hier auch so vielen Beyfall gefunden haben, daß er oft, wenn er schon des Morgens im Finstern ausgegangen, erst in der Nacht wieder zu Hause kommen können, wenn er alle seine Patienten besuchen wollen. Man kann ihm auch glauben, daß er hier reichlich bezahlt worden, welches ihn um so viel mehr an Lübeck fesseln mußte, weil er, wie aus allen Umständen erhellet, geldgierig war. Nichts desto weniger verließ er nach acht Jahren, 1614, diese reiche Pfründe, und begab sich wieder nach Stargard, woher er gekommen war. Eichstädt versichert, die viele Praxis habe ihn zu sehr abgemattet und zerstreuet, daher er sich nach der Ruhe gesehnet, um ein großes astrologisches

und die Freude über ihren so lange gewünschten Tod machte, daß er wieder allen Wohlstand verletzte, bey ihrem Begräbnisse seine Freude nicht bergen konnte, und den Domin. Baudius, der in eben diesem Jahre seine Frau verlohren hatte, heraus forderte, wer den andern an Standhaftigkeit übertreffen könnte *).

Er verheirathete sich gleich das folgende Jahr wieder mit einer Tochter des Archi-Diaconi Jacob Fuhrmann zu Stargard, Ursula, mit welcher er seine übrige Lebenszeit eine zufriedene und vergnügte Ehe geführet haben soll; entweder, weil sie nachsichtiger war, oder auch, weil die Sünde ihn bereits verlassen hatte, indem er schon 54 Jahr alt war, als er sie heirathete; daher Eichstädt diesen Umstand nicht als einen Beweis hätte anführen sollen, daß er an seiner ersten unzufriedenen Ehe unschuldig gewesen.

Er soll während seines zweyten und letzten Aufenthaltes in Stargard eine weitläufige Praxin gehabt haben, und sehr oft in die Ferne seyn zu Kranken geholet worden. Allein sie muste doch weder so stark noch so einträglich seyn, daß er sein Steckenpferd, die Astrologie, hätte vernachlässigen dürfen. Er setzte nicht allein seine jährlichen astrologischen Kalender ununterbrochen fort, sondern stellete auch einem jeden die Nativität, der es verlangte und bezahlte, und hatte sich dadurch so be-

*) S. Dan. Heinsii Brief an den Hugo Grotius von 1610, in den von Pet. Scriver herausgegebenen Amoribus Baudii, S. 12 f.

rühmt gemacht, daß die Leichtgläubigkeit aus der ganzen umliegenden Gegend zu ihm eilte, und selbst Böhmen und Pohlen zu ihm kamen, sich von ihm wahrsagen zu lassen. Die letztern waren ihm die liebsten, weil sie am besten bezahlten. Eichstädt beweiset zwar aus seinen eigenen Briefen, daß er die ganze Astrologie für Possen gehalten und es mehrmahls bedauert, daß er ihr aus Armuth nachhängen müssen, um sein Brot in seinem Alter damit zu erwerben. Allein der Vorgang mit seiner ersten Frau, und die vielen Prophezeihungen, welche er von Zeit zu Zeit drucken ließ, beweisen doch das Gegentheil; und denn erhellet aus der angeführten Stelle *) mehr, daß er nur das verworfen, was er in der Astrologie für Mißbrauch hielt, nicht aber die Astrologie selbst. Wenigstens war

*) Vtinam, schrieb er einmahl an den Eichstädt, amicis fortuna me intueretur oculis, ut sine astrologicis gerris senectuti meæ (quæ mihi cæcitatem minatur) prospicere possem, nunquam Genethlia calculo inquirerem. Interim quando multi plura inquirunt, & scire desiderant, quam ars nostra fert, aut patitur, aut habet, aut explicat; malo juxtam conscientiam agere, quam sanctam Vraniam nostram deturpare & velut stuprare, eique nigrum salem vel atram notam aspergere. Quum alias tot superstitionibus Chaldaicis nostra ars scateat, quas multi ex nostratibus adhuc mordicus tenent. Multi ex me scire laborant, qui colores vestimentorum & equorum fortunati sibi sint futuri? Hæc & alia monstra quæstionum sæpe albis dentibus rideo, sæpe etiam detestor. Amo enim virginitatem nostræ artis, nec patiar eam ita nefario stupro pollui, ne Misasstrologi hosce abusus in contemtum Astronomiæ nobis objicere possint. Man siehet wohl, daß er unter der Astronomie nichts anders als die Astrologie verstehet.

stens versichert Eichstädt, daß er kein Freund von langen weitläufigen Recepten gewesen, wodurch nur die Apotheker bereichert würden, daher er den Montan, Mercurial und Fernelius den übrigen Aerzten vorgezogen, weil sie sich nicht nur einfacher Mittel bedienen, sondern angehende Aerzte auch auf die Erfahrung und Beobachtung gewiesen. Nichts desto weniger hielt er viel auf das Aurum Potabile Marsil. Ficini; aber vermuthlich nur, weil es Lucas Gauricus, auch ein berüchtigter Astrologe, empfohlen hatte.

Er hat selbst ein doppeltes Verzeichniß seiner Schriften bekannt gemacht, das eine 1605, vor seiner Widerlegung des neuen päbstischen Kalenders, und das zweyte vollständigere 1628. Sie sind sehr zahlreich, und ob sie gleich insgesammt, selbst die mediciniſchen nicht ausgenommen, jetzt sehr unbedeutend sind, so muß ich sie um der Vollständigkeit willen doch anführen, zumahl da sie sich längst vergriffen haben, folglich selten mehr vorkommen. Es sind folgende:

1. Pestilenz-Tractätlein. 1582, als er noch Stadt-Physicus in Prenzlau war.

2. Exercitationum philosophicarum liber primus, de lachrymis, risu, saliva, starnutatione & pudore. Greifswald, 1584, 8.

3. Die jährlichen astrologischen Kalender, welche er von 1584 bis 1636 meistentheils zu Stettin heraus gab, und welche, wie schon oben gedacht worden, in mehrere Sprachen sollen seyn übersetzt worden.

4. Tract. de Curatione gravidarum, puerperarum & infantum oder neu Frauenzimmer und gründliche Unterrichtung von den ſchwangern Frauen und Kindbetterinnen u. ſ. f. Anclam, 1584, 8; Stettin, 1602 und 1610, 4; eb. 1618, 1628, 8, Leipzig, 1629, 8; von Joh. Matthias Neſter vermehrt, Leipzig, 1684, und 1687, 8. Mag, nach den vielen Auflagen zu urtheilen, leicht ſeine beſte Schrift ſeyn.

5. Methodus curandi Peſtem, mit vielen nothwendigen und nützlichen Disputationibus. Anclam, 1584, 8.

6. Explicatio phyſica, ethica & hiſtorica libri I Metamorphoſ. Ovidii, cum paraphraſi ſoluta oratione expreſſa. Greifswald, 1591, 8.

7. De Academiis totius mundi, earumque fundatoribus. Eb. 1592, 8.

8. Tract. geographicus de diſtantiis locorum arithmetice ſupputandis. Eb. 1592.

9. Carmen heroicum lugubre, publice recitatum in obitum Ern. Ludouici, Pomer. Ducis. Eb. 1592, 4; auch in ſeinen Oratt. ingleichen in ſeinen Carmin.

10. Echo in nuptias Sig. Aug. Ducis Meklenburg & Claræ Mariæ. Eb. 1593, 4; vielleicht auch in ſeinen Carmin.

11. Tractat. theol. aſtron. hiſtor. von des Türkiſchen Reichs Untergange und endlicher Zerſtörung etliche Conjecturen und Vermuthun-

gen aus heil. Schrift, der Sternkunst und Historien genommen. Stettin, 1596, 4; Wittenberg, 1597, 4.

12. Astronomische Sendschreiben an Ihro Churf. Durchl. von Brandenburg von des jetzigen Türkischen Reiches Untergange und Zerstörung. Lich, 1596, 4. S. davon Freytags Analecta S. 442.

13. Das andere Buch vom Türken, in drey Theile abgetheilt. Darinnen von des Türken so wohl als von der Christen Macht u. s. f. Stettin, ohne Jahr, 4. Dieser Schrift, welche Moller nicht kannte, wird vom Freytag l. c. angeführet.

14. Sechster Theil oder der fünf Astronomischen Sendschreiben Supplementum. Stettin, 1598, 4. S. Freytag l. c.

15. Miles Anti-Turcicus, wie ein redlicher Kriegesmann wider den Türken soll geartet und gerüstet seyn, mit etlichen hundert Historien erklärt, Eb. 1598, 4.

16. Sechs Türkenbücher. Eb. 1599, 4; sind die vorigen Schriften wider die Türken zusammen gedruckt.

17. Disputationes meteorologicæ. Greifswald, 1597, 4.

18. Speculum physicum & historicum de Pluviis cruentis & prodigiosis, oder physischer und historischer Discurs vom Blutregen, der sich in Pommern zugetragen. Eb. 1597, 4.

19. Tractatus de maculis Lunæ, oder warumb der Mond solche Flecken an sich habe. Stettin, 1599, 4.

20. Kurze Erklärung, wie man die Sonnenfinsternisse, ohne Beschwerung und Verletzung der Augen ansehen möge u. s. f. Eb. 1599, 4.

21. Historische Erklärung aus der Sternkunst genommen, von Veränderung der Regimenter im Jahr Christi 1600. Eb. 1599, 4.

22. Pestilenz-Ordnung vor die Stadt Stargard. Eb. 1599. 4.

23. Speculatio medico-physica de Dysenteria populari, oder von der rothen Ruhr. Eb. 1599, 4.

24. Astronomische Tabell vom Auf- und Niedergange der Sonnen- und Tages- und Nachts-Länge durchs ganze Jahr auf die Stadt Stargard gerichtet. Eben. 1600.

25. Arbor jacens vel Ecloga in obitum Io. Frid. Duc. Pomer. Eben das. 1600, 4; auch in seinen Carmin.

26. Orationum s. Declamationum in Academia Gryphiswaldensi recitatarum liber I. Eb. 1602, 4.

27. Erklärung von der XIII. Mondscheine und des Einkömmlings Ursprung. It. was Sonnen- und Monden-Monathe seyn. Eb. 1603, 4.

28. Historische Sternglöcke oder astronomisch-historischer Tractat von der großen Conjunction Saturni und Jovis im Schützen. Eb. 1603, 4.

29. Tract. de Fulmine & aliis impressionibus, prodigiis & miraculis ignitis, vom Blitz, Donner und allerley Feuerzeichen und Wunderwerken, über das Begräbniß Barnimi XI Fürsten in Pommern. Eb. 1604, 4. Im Moller wird irrig 1600 als das Druckjahr angegeben.

30. Prodromus und erster Theil der gründlichen Widerlegung des neuen Päpstischen Kalenders und Antwort auf die Charteck Mich. Dunzii. Eb. 1605, 4.

31. Apologia und nöthige Ehrenrettung wider den Ehrendieb Bernh. Messingium. Eb. 1606.

32. Carminum variorum Volumen I. Eb. 1606, 8.

33. Kurze aber treuherzige Erklärung des geschwänzten neuen Sterns oder Cometen, so am 2ten Sept. 1607 sich sehen lassen. Lübeck, 1607, 4.

34. Sendbrief an einen guten Freund von seiner Calendariographia oder Opere Astronomico, wie Kalender zu machen. Stettin, 1608, 4.

35. De Variolis & Papillis, d. i. nothwendige und kurze Erinnerung von den jetzt grassirenden Pocken oder Blattern. Lübeck, 1609, 4.

36. Discursus historico-physicus de Iride lunari, von dem wunderbaren Regenbogen, so am 16. Mart. 1609 gesehen worden. Lübeck, 1609, 4.

37. Discursus historico-physicus von Parheliis oder fünf Sonnen, so am 3ten April 1610 gesehen worden. Stettin, 1610, 4.

38. Carminum curulium, in itinere Misnico fusorum, Fasciculus primus. Lübeck, 1610.

39. Operis Mirabilium Tomus primus. Nürnberg, 1614, 4; stehet in seinem eigenen Verzeichnisse nicht, sondern wird vom Witte angegeben.

40. Tractat von drey Sonnen. Stettin 1615.

41. Gebethbuch wider die Feinde und Verfolger eines Christen aus den Psalmen Davids. Wittenberg, 1615, 8.

42. Prodromus vel primum specimen ac delineatio Fastorum vel Calendarii historici Pomeraniæ, erster Vortrab des großen Pommerschen historischen Kalenders. Stettin, 1617, 8. S. davon Schöttchens gel. Pommerl. Th. 1, S. 141.

43. Prodromus oder kurze und einfältige Erklärung des Kometen, so sich im Nov. 1618 hat sehen lassen. Stettin, 1618, 4.

44. Kurzer Bericht vom Kometen und drey Sonnen, so am Ende des 1618ten Jahres erschienen sind. Stettin 1619, 4.

45. Apotheker-Taxe der Stadt Stargard. Eb. 1620, 4. Dieser in Oelrichs verm. Pom-

Bibl. S. 46 angeführten Schrift, gedenkt weder er ſelbſt noch Moller.

46. Conſilium politico - phyſicum, oder gründliches Bedenken und Rath, was eine Stadt uud gemeine Bürgerſchaft zur Zeit regierender Peſt – gebrauchen ſoll. Frankfurt an der Oder, 1621, 4; Nürnberg, 1621, 4; Leipzig, 1626, 4; Bautzen, 1680, 12.

47. Kurzer Extract dieſes Conſilii wider die Peſt. Stettin, 1624, 8.

48. Intimatio de Calendariographia ſua, Eb. 1624, 8.

49. Kurzer hiſtoriſcher und politiſcher Discurs von Theurung und großer Hungersnoth. Stettin, 1624, 4; Hamburg, 1625, 4.

50. Gymnaſma vel artis poeticæ compendium & exercitia juvenilia didactica de ratione ſcribendi & diſponendi materias poeticas cum CCVII regulis de Decoro poetico, cum XXVII regulis ex Horatii arte poetica explicatis. Stettin, 1627, 12.

51. Cataclyſmologiâ, d. i. wahrer und gründlicher Bericht von den großen und plötzlichen Ergießungen der Waſſerfluthen im 1633 Jahre. Erfurt, 4; Cat. Bibl. Chriſt. S. 783. Moller kannte dieſe Schrift nicht.

52. Die Schrift de Raptu Pauli in tertium coelum, welche Moller anführet, iſt nicht einzeln gedruckt, ſondern befindet ſich bey ſeiner Schrift de Academiis.

50. Bouthillier de Rancé,

Stifter des Ordens de la Trappe*).

Sich aus einer übel verſtandenen Andacht ſein ganzes Leben hindurch nicht nur alle Vergnügungen und Bequemlichkeiten zu verſagen, ſondern auch ſeinen Leib durch ausgeſuchte Härten und Beſchwerden zu mißhandeln, bloß in dem Wahne, dem höchſten Weſen dadurch deſto beſſer zu gefallen, iſt ſchon eine Thorheit, die aber in manchen Religionen ſo

*) Da man dieſen Thoren gleich nach ſeinem Tode als einen Candidaten des Römiſchen Kirchenhimmels zu betrachten anfing, ſo iſt auch ſein Leben von vielen und zum Theil ſehr weitläufig beſchrieben worden. Mir ſind davon bekannt: Les veritables motifs de la Converſion de l' Abbé de la Trappe, avec des reflexions ſur ſa Vie & ſur ſes Ecrits, par de la Roque. Cöln, 1685, 12; mag leicht am zuverläſſigſten ſeyn, ob es gleich von den Andächtlern in der Römiſchen Kirche für ein Pasquill ausgegeben wird. Relation de quelques circonſtances des dernières heures de la maladie & de la vie de Bouth. de Rancé. Paris, 1700, 12. Imago Bouth. Rancaei, Lateiniſch und Franzöſiſch, von Ludw. d' Acquin, Biſchoff von Seez. Seez, 1701, 4. Eloge funebre de l' Abbé de la Trappe, par Pierre Maupeou. Paris, 1700, 12. Vie de l' Abbé de la Trappe, par le même. Eb. 1702, zwey Bände in 12. Vie de l' Abbé de la Trappe par Jacq. Marzolier, Chanoine d' Uzès. Eb. 1702, 4; 1703, 12; 1758, 12. Iugement critique des Vies de l' Abbé de Rancé par les Sieurs Marſolier & Maupeou. London, (Reims), 1742, 12; wovon D. Armand

häufig gewesen ist, und zum Theil noch ist, daß man sie kaum mehr ahnden darf. Allein lebenslang aus bloßem Stolze und Ehrgeitze gegen sich selbst wüthen, wenn man seiner Geburt, Erziehung und Fähigkeiten wegen auf die ersten Stellen im Staate Anspruch machen kann, kann denn doch wohl nur der Einfall eines Halbverrückten seyn, und denn weiß ich nicht, ob jemand diesen Nahmen mit mehrerm Rechte verdienet, als Armand Jean le Bouthillier de Rance'.

Er war aus einem alten vornehmen Geschlechte und ein Enkel des Claude de Bouthillier, der unter dem Richelieu Staats-Secretair und Sur-Intendant der Finanzen war, und zwey Söhne hatte, Leon de Bouthillier, Graf von Chavigny, welcher gleichfalls Staats-Secretär ward und 1652 starb, und Denys le Bouthillier de Rance', Staatsrath und Vater des unsrigen. Dieser hatte ausser dem unsrigen mehrere Söhne, unter welchen

Gervaise Verfasser ist. Vie de l' Abbé de Rancé par Dom Pierre le Nain. Rouen, 1715, drey Bände in 12. Character genuinus, s. Vita Rancaei, a Malachia d' Inguimbert. Rom, 1718, 4; auch Italiänisch. Rom, 1725, 4. Vita del Abbate di Ranſé dal Nic. Burlamacchi. Lucca, 1706, 4. Kürzer handeln von ihm: Lambert in der Hiſtoire littér. du Regne de Louis XIV; das Nouv. Dictionn. hiſt. und fast alle neuere Schriftsteller der Kirchengeschichte und der Klosterorden, besonders Helyot Th. 6. Die Nachricht, welche ich hier liefere, ist ein Auszug aus den Maupeau und Marsolier weitläufigern Lebensbeschreibungen, mit einigen Umständen aus andern Quellen vermehrt.

ein jüngerer, Henry le Bouthillier de Rance', welcher 1634 gebohren war, 1681 Maltheser Ritter ward, und wegen seiner geleisteten langen Dienste 1718 General-Lieutenant der Galeeren ward, diese Stelle aber 1720 wieder niederlegte, und 1726 in einem Alter von 92 Jahren starb.

Der unsrige war den 9 Jan. 1626 zu Paris gebohren, und da seine Familie damahls in dem größten Glanze stand, so öffneten sich ihm die schönsten Aussichten. Er selbst verrieth von seiner frühen Jugend an die besten Fähigkeiten, daher seine Eltern vorzügliche Sorge trugen, selbige auszubilden. Man hielt ihm drey Lehrer, von welchen der eine ihn im Griechischen, der andere im Lateinischen, und der dritte in den Uebungen der Andacht unterrichtete. Er machte in den Sprachen und schönen Wissenschaften so schnelle Fortschritte, daß 1639, da er kaum dreyzehn Jahr alt war, eine ganz Griechische Ausgabe des Anakreon mit seinen Griechischen Anmerkungen unter seinem Nahmen erschien, worauf bald hernach eine Französische Uebersetzung dieses Dichters folgte. Beyde wurden mit vorzüglichem Beyfalle aufgenommen.

Der junge Armand war anfänglich dem Kriegesstande gewidmet; allein, da sein älterer Bruder, welcher ein Geistlicher war, unvermuthet starb, und seine Familie ansehnliche Pfründen zu vergeben hatte, die man nicht in fremde Hände wollte kommen lassen, so bestimmte man ihn der Kirche, und er ward schon in seiner frühen Jugend Domherr der Kirche unserer l. Fr. zu Paris, Abt de la Trappe,

von Notre Dame du Val, und S. Symphorien zu Beauvais, Prior von Boulogne bey Chambort, und zu S. Clement in Poitou, Archi-Diaconus zu Outremaine, und Canonicus zu Tours. Sein Fleiß ward durch diese einträglichen Pfründen nicht vermindert, sondern ging mit raschen Schritten von einer Wissenschaft zur andern. Von den schönen Künsten wandte er sich zur Philosophie, und da seine Wißbegierde alles umfassen wollte, so gerieth er dabey auf die Astrologie, und da diese für seine lebhafte Einbildungskraft vorzügliche Reitze hatte, so studierte er sie mit dem größten Eifer. Zum Glücke führte die Theologie ihn wieder von derselben ab, und da er jetzt noch den rühmlichen Ehrgeitz hatte, seine Pfründen nicht blos in einer trägen Muße zu verzehren, sondern durch Gelehrsamkeit zu glänzen, so widmete er sich ihr mit dem anhaltendsten Fleisse. Vorzüglich befliß er sich der geistlichen Beredsamkeit, und predigte mehrmahls mit vielem Beyfalle. Nachdem er die Theologie in der Sorbonne die gewöhnliche Zeit studieret hatte, weihete der Erzbischof von Tours 1651 ihn zum Priester, woranf er 1654 Doctor der Theologie ward.

Er konnte jetzt schon auf die ersten Würden in der Kirche Anspruch machen, als die Lebhaftigkeit seines Charakters ihm auf einmahl einen tückischen Streich spielte, nnd ihn von dem rühmlichen Wege, welchen er bisher gegangen war, abführete. Sein Vater starb kurz vorher, ehe er Priester ward, und nun sahe er sich außer seinen fetten Pfründen

in dem Besitze eines jährlichen Einkommens von 30000 Livres. Mit allen den Vorzügen versehen, welche einen jungen Mann von seinem Stande und von seinen Talenten angenehm und beliebt machen konnten, besaß er nicht Stärke des Geistes genug, den Reitzen der Sinnlichkeit zu widerstehen, sondern überließ sich den Ausschweifungen aller Art, besonders in der Liebe. Er hatte von seinem Vater die Baronie Veret in Touraine geerbt, welche nunmehr der vornehmste Schauplatz seiner Lustbarkeiten ward, wo er seine Zeit unter der Jagd, dem Spiele und der Wollust vertheilte. Hier gerieth er auch mit zweyen Freunden von gleichem Schlage auf den närrischen Einfall, daß sie jeder 1000 Pistolen zusammen legen, und damit als irrende Ritter zu Fuße durch die Welt wandern wollten, so lange dieses Geld dauern würde. Zum Glück traten einige Umstände ein, welche diesen Anschlag hintertrieben, als er eben ausgeführet werden sollte.

Außer der Wollust war der Ehrgeitz seine herrschende Leidenschaft, welche in der Folge die erstere völlig unterdrückte, und wie es scheinet, seinen Ausschweifungen auch jetzt ein Ziel setzte. Er konnte Bischof zu Laon werden, allein, da er die Absicht hatte, sich zum Coadjutor seines Onkels, der Erzbischof zu Tours war, erwählen zu lassen, so schlug er jenes aus. Als 1655 eine Versammlung der französischen Geistlichkeit gehalten ward, welche bis 1657 dauerte, so ward er von dem zweyten Stande der Geistlichkeit seiner Provinz zum Abge-

ordneten auf derselben erwählet, und erwarb sich durch seine Gelehrsamkeit anfänglich viele Achtung. Man bath ihn, die Aufsicht über eine neue Ausgabe des Eusebius und einiger anderer Kirchenväter zu übernehmen, und gleich darauf gab der Herzog von Orleans ihm die Anwartschaft auf die Stelle seines ersten Aumoniers, wodurch sich seine Eigenliebe von neuem geschmeichelt sahe.

Allein ehe man es sich versahe, verließ er die Versammlung der Geistlichkeit und begab sich wieder nach Veret, wovon die Ursachen verschieden angegeben werden. Die wahrscheinlichste ist, daß er sich das Mißfallen des Hofes zugezogen, indem er auf der Versammlung die Parthey des Cardinal de Retz wider den Cardinal de Mazarin genommen, folglich die Fronde gegen den Hof vertheidiget hatte, welches denn nothwendig den Minister wieder ihn aufbringen mußte. Für einen so ehrgeitzigen Mann, als der unsrige, war das eine empfindliche Kränkung, daher er auch die Versammlung verließ, und sich in die Einsamkeit begab.

Allein es scheinet, daß seine natürliche Lebhaftigkeit diesen Schlag sehr bald überwunden, und da seinem Ehrgeitze jetzt der Sporn fehlte, so bekam der Hang zu den Vergnügungen bey ihm wieder die Oberhand, und er überließ sich bald zu Veret, bald zu Paris wieder den vorigen Ausschweifungen. Bey Menschen von so lebhafter Einbildungskraft und heftigen Begierden, als de Rancé war, kommt es immer auf den Zufall an, was für eine Richtung jene nehmen sollen. Der Ehrgeitz und

die Wollust waren bisher seine herrschenden Leidenschaften gewesen; allein verschiedene Umstände, welche jetzt zusammen kamen, unterdrückten die letztere, und gaben der erstern, die bey ihm zu stark war, als daß sie hätte erstickt werden können, eine andre Stimmung. Eine ihrer Schönheit wegen berühmte Herzoginn, bey welcher der unsrige einen freyen Zutritt hatte, starb plötzlich in der Blüthe ihres Alters, wodurch seine Leidenschaft zuerst erschüttert wurde. Bald darauf trug sich noch ein Zufall zu, welcher noch stärker auf ihn wirkte. Er hatte eine kleine Reise gethan, und während derselben starb eine andere von seinen Geliebten plötzlich, ohne daß er es erfuhr. Man machte Anstalt sie zu beerdigen, und da der bleyerne Sarg, in welchen sie geleget werden sollte, zu kurz war, und man sich nicht anders zu helfen wußte, so schnitt man ihr den Kopf ab, und legte ihn bis zur Beerdigung in eine Schüssel neben dem Sarge. De Rancé, der von allem diesem nichts wußte, kommt indessen zurück, will seine Geliebte plötzlich überfallen, und gehet daher eine verborgene Treppe, zu welcher er den Schlüssel hatte, in ihr Zimmer, da denn der Anblick der verstümmelten Leiche den tiefsten Eindruck auf ihn macht. So erzählt der unten genannte Verfasser *) die Veranlassung zu seiner Bekehrung, ob ich gleich gerne gestehe, daß die ganze Geschichte verschiedene innere

*) Dan. de la Roque véritables motifs de la conversion de l' Abbé de Rancé.

Unwahrscheinlichkeiten hat. Es kam noch dazu, daß, als er bey Paris auf der Jagd war, der unvorsichtige Schuß eines andern ihn traf, aber zum Glücke auf das Eisen seiner Jägertasche ging, so daß er unbeschädigt davon kam. Alles das war nun wohl hinreichend genug, einen so sinnlichen Mann zu erschüttern, und ihm, nach den Begriffen seiner Kirche, die Welt verhaßt zu machen. Man nehme noch die Ungnade des Hofes darzu, und daß nunmehr auch sein Vetter Leon le Bouthillier de Chavigny, der die ganze Stütze seines künftigen Glücks war, starb, so wird man sich nicht wundern, daß der Mann, dessen Ehrgeitz jetzt seine schönsten Aussichten verlohr, und der durch Prälaturen nicht glänzen konnte, sich wenigstens durch die Andacht und Härte gegen sich selbst auszeichnen wollte.

So heftig auch seine Gemüthsart war, so ging er doch nur Stufenweise zu der entgegen gesetzten Ausschweifung über. Er klagte seine Gewissens, bisse dem P. de Mouchy von dem Oratorio, der ihm die Einsamkeit und Uebungen der Buße empfahl. De Rance' überließ sich denselben und schien in kurzer Zeit völlig geändert. Indeß las er doch nicht so oft Messe, als es einem Andächtigen, der nach den höhern Graden der Heiligkeit strebt, gebühret hätte, daher der Graf d' Albon ihm deswegen Vorwürfe machte. Da seine Eigenliebe diese nicht ertragen konnte, so begab er sich wieder nach Veret, entweder denselben auszuweichen, oder seine Andacht durch neue Bußübungen noch höher zu stimmen. Dieses schöne Landhaus, welches bisher

der Schauplatz der ausgesuchtesten Wollüste gewesen war, ward jetzt der Sitz der traurigsten Einsamkeit, wo der neue Candidat des Kirchenhimmels seine Zeit mit Fasten, Bethen und Kasteyungen zubrachte. Kein Wunder, daß er nunmehr auch Gesichte und Erscheinungen bekam. So sahe er einmahl bey hellem Tage ein halb nacktes Frauenzimmer, welches in einen feurigen Pfuhl geworfen wurde. Bey einer lebhaften Einbildungskraft, die durch allerley Bußübungen zerrüttet werden mußte, war es wohl sehr natürlich, daß seine ehemaligen wollüstigen Bilder sich jetzt auf eine sonderbare Art mit seinen neuen fürchterlichen Ideen paarten. Allein nichts desto weniger mußte es eine göttliche Erscheinung seyn, die ihn mit der lebhaftesten Furcht vor der Hölle erfüllen sollte. Seine Verwandten waren mit seiner Bekehrung im Ganzen zufrieden; nur mißbilligten sie es, daß er darüber ein Narr werden und sich in die Einsamkeit begraben wollte. Sie suchten daher den Ehrgeitz wieder in ihm zu erwecken; allein dieser war in ihm noch nie entschlafen, sondern hatte nur eine andere Richtung genommen, und da er in allen seinen Vorsätzen sehr hartnäckig war, so war ihre Mühe vergebens, selbigem wieder die ehemalige Stimmung zu geben.

Im Ganzen war sein Entschluß gefasset, allein er war noch unschlüssig, was für eine Lebensart er erwählen sollte, daher er die Bischöfe von Comminges, Pamiers, Chalons und Alet zu Rathe zog. Er fiel hier den rechten Männern in die Hände, weil sie alle vier ihrer rauhen Strenge wegen be-

kannt waren. Indessen waren sie in Ansehung seiner verschiedener Meinung. Der Bischof von Pamiers rieth, daß er die vielen Pfründen abgeben, und sich nach den Kirchengesetzen nur mit einer begnügen sollte. Der von Alet wollte überdieß noch, daß er sein väterliches Vermögen verkaufen, und mit dem Ertrage das Aergerniß gut machen sollte, welches er und seine Familie durch den bisherigen Besitz so vieler Pfründen gegeben hätten. Der von Cominges war der Meinung, daß auch eine einzige Pfründe, wenn sie als bloße Commende besessen würde, unrechtmäßig sey, daher er ein Mönch werden und die abteyliche Würde in ihrer ersten Reinigkeit wieder herstellen müsse. De Rance' war schon Schwärmer genug, alle diese Rathschläge zu gleicher Zeit auszuführen. Er legte alle seine Pfründen bis auf die Abtey la Trappe nieder, verkaufte seine Baronie Veret nebst den übrigen Grundstücken für 300000 Livres, bezahlte davon die Schulden seines Vaters, gab seinem Bruder und seiner Schwester ihren Antheil heraus, behielt für sich nur eine kleine Summe, wofür er die ganz verfallene Abtey la Trappe wollte ausbessern lassen, und schenkte alles übrige Geld, nebst seinen zwey Häusern zu Paris den dasigen Hospitälern. Von allen seinen Bedienten behielt er nur zwey, von welchen der eine ihm nach la Trappe folgte, und daselbst nachmahls der eifrigste Mönch ward. Nachdem er nun solcher Gestalt sein Gewissen erleichtert zu haben glaubte, begab er sich in seine Abtey, welche ihm ohngefähr 3000 Livres eintrug, und

fing die neue Laufbahn eines Ordensgeistlichen mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit an.

Dieser sonderbare Schritt von einem Manne von seinen Glücksumständen erregte, wie man leicht denken kann, mancherley Urtheile. Seine Familie schob die Schuld auf die obigen Bischöfe, und zürnete auf sie. Andere glaubten, die Sache werde ihn gereuen, so bald nur die erste Hitze vorüber seyn würde. Allein daß diese ihn nicht gehörig kannten, beweiset folgender Umstand. De Rancé unterhielt sich einmahl vor seiner Bekehrung mit dem Abbé de Chavallon, nachmahligem Erzbischofe von Paris, und dem Abbé de Clermont, nachmahligem Bischofe von Noyon, über die Standhaftigkeit der Märtyrer in der ersten Kirche, und behauptete, daß dazu eben keine übernatürliche Wirkung nothwendig gewesen. Zu einer kleinen Probe ließ er einen Wachsstock anzünden, steckte seinen Finger in die Flamme, und hielt die Schmerzen lange Zeit (long-tems) aus, ohne eine Miene zu verziehen. Mit einem Manne von solcher Standhaftigkeit war schon etwas anzufangen, was für ein Feld er auch zu seinem Tummelplatze wählen mochte, und diese Standhaftigkeit war auch nothwendig, wenn er seinen Entschluß zu la Trappe ganz ausführen wollte.

Die Abtey unserer lieben Frau zu la Trappe *), ist Cisterienser-Ordens und liegt in einem einsa-

*) S. von dieser Abtey: Description de la Trappe. Paris, 1671, 1678, 1682, 1689, 12, wovon der königliche Geschichtschreiber Andr. Felibien

men ungesunden Thale in le Perche an der Gränze von Normandie. Sie wurde 1140 von Rotrou, Grafen von Perche, gestiftet, und anfänglich mit Mönchen von dem Orden von Savigny besetzt, welchen Orden der heil. Bernhard nachmahls mit dem Cistercienser Orden vereinigte. Die neue Abtey that sich anfänglich durch die Strenge und Heiligkeit ihrer Aebte und Mönche hervor, besonders unter ihrem zweyten Abte Adam. In diesem Rufe blieb sie bis etwa gegen 1350, von welcher Zeit an die innern Unruhen und die Kriege mit England die meisten Ordenshäuser in Frankreich in Verfall brachten und die Sitten der Mönche gänzlich verwilderten. Als die Commenden in Frankreich eingeführet wurden, ward das Uebel noch größer, und besonders riß die Unordnung zu la Trappe so sehr ein, daß die dasigen Mönche das Aergerniß der ganzen Gegend wurden. Die Gebäude waren verfallen, und kaum mehr im Stande, sechs bis sieben Religiosen zu beherbergen, welche nicht mehr in Gemeinschaft lebten, sondern in der Gegend zerstreuet waren, die Klostergebäude von ihren Bedienten mit ihren Weibern und Kindern bewohnen ließen, und nur zusammen kamen, wenn sie gemeinschaftlich auf die Jagd gehen, oder sonst eine Lustbarkeit halten wollten.

Verfasser ist. Description de la Trappe avec les Constitutions etc. Lyon 1683, 12; wo die Beschreibung von dem Priester Toussaint Desmares herrühret. Description des Plans, & Relief de l' Abbaye de la Trappe, presentée au Roy par Frere Pacome. Paris. 1708, 4.

In diesen Umständen kam de Rance' 1662 mit dem Entschlusse zu la Trappe an, die verfallene Klosterzucht herzustellen, und die alte Buße und Strenge, welche bis auf den letzten Schatten verlohren war, wieder einzuführen. Anfänglich suchte er den noch übrigen Religiosen seinen Entschluß schmackhaft zu machen; allein sie waren bereits so sehr verwildert, daß alle Vorstellungen vergebens waren. Er drohete, die Abtey im Falle ihres Ungehorsams mit würdigern zu besetzen; aber sie droheten wieder, lehnten sich wider ihn auf, und suchten ihn sogar durch allerley gewaltsame Mittel aus der Welt zu schaffen. Allein sie irreten sich sehr, wenn sie ihn dadurch abzuschrecken glaubten. Die alten Mönche bestanden noch aus sechs Religiosen und einem Laienbruder, von welchen jeder 400 Livres hatte. Diese mußten sich auf Befehl des Hofes zu einem Vergleiche verstehen, nach welchem sie die Abtey räumen mußten, welche nunmehr mit Cistercienſern von der strengen Observanz besetzt wurde.

Nunmehr fing er die neue Laufbahn selbst an, welche er in der Folge seinen Untergebenen vorschreiben wollte; denn da er bisher immer nur noch ein Weltgeistlicher war, so mußte er zuvörderst selbst ein zunftmäßiger Ordensgeistlicher werden. Er begab sich daher in die Abtey Perseigne, aus welcher er seine verbesserten Religiosen erhalten hatte, und fing sein Novieiat den 13ten Jun. 1663 daselbst an. Da sein ehemahliger Ehrgeitz und sein Eigensinn bekannt war, so machte sich der dasige Prior

von nem Gehorsame anfänglich keinen hohen Begriff; allein, de Rance' übertraf sich selbst, und unterwarf sich ohne Murren auch den beschwerlichsten Uebungen, so, daß die größte Härte und Strenge ihm nichts kostete. Nachdem er in seiner Probe so gut bestanden war, legte er seine Gelübde den 26sten Jun. 1664 ab, und ward darauf zum Abt eingeweihet. Die Verläumdung glossierte freylich über seine Annahme der abteylichen Würde, und glaubte, daß, wenn seine Demuth und Verläugnung aufrichtig gewesen wäre, er lieber ein gemeiner Mönch geworden seyn würde; so habe er sich aber Macht vorbehalten zu befehlen, und auf diese Art in der Welt Aufsehen zu machen.

Dem sey nun wie ihm wolle, so hatte er als Abt nunmehr völlige Gewalt, alle die harten Entwürfe auszuführen, welche sich schon lange in seinem Kopfe herum gedrehet hatten. Er hatte sein Kloster mit reformirten Cistercienſern von der strengen Observanz besetzt; allein ihre Zucht schien ihm noch bey weitem nicht strenge genug, sondern er war entschlossen, die Klosterzucht der ehemahligen barbarischen Zeiten mit aller ihrer rauhen und dem jetzigen Jahrhunderte bey weitem nicht mehr angemessenen Härte wieder einzuführen. Seine Mönche sollten weder Wein trinken, noch Fische essen, keinen Umgang mit weltlichen Personen mehr haben, die schwersten Handarbeiten verrichten, und sich zu einem ewigen Stillschweigen verdammen, welches den Ordensgeistlichen, besonders wenn es

schwatzhafte Franzosen sind, immer am schwersten ankommt. Da das eine Neuerung war, so konnte er es nicht befehlen, sondern mußte seine Untergebene nur durch gütliche Vorstellungen dazu bewegen. Allein er wußte ihre Einbildungskraft so wohl durch diese als auch durch sein eigenes Beyspiel so gut zu erhitzen, daß sie alles eingingen, was er wollte, und so bald dieß geschehen war, hielt er mit unerbittlicher Strenge, und selbst Grausamkeit darüber.

Da die Abtey la Trappe wegen ihrer außerordentlichen Strenge, in welcher sie alle Orden der Römischen Kirche übertrift, sehr berühmt gewesen ist, und es zum Theil noch ist, so ist es der Mühe werth, die sonderbare Lebensart dieser entmenschten Religiosen, so wie de Rance' sie ausstudiret hatte, zu schildern. Sie gehen im Sommer um acht, und im Winter um sieben Uhr schlafen, stehen aber dafür um zwey Uhr auf, und gehen in die Mette, welche bis halb fünf Uhr dauert, weil sie außer dem großen Amte auch noch das Amt der heiligen Jungfrau hersagen, und zwischen beyden eine halbe Stunde zur beschaulichen Betrachtung übrig behalten. An den Tagen, auf welche kein Fest fällt, müssen sie auch noch das Todtenamt hersagen. Wenn sie aus der Mette kommen, so gehet ein jeder, wenn es Sommer ist, in seine Zelle, und ruhet daselbst bis zur Prime; im Winter aber gehen sie in ein gemeinschaftliches Zimmer, nahe bey der Wärmstube, wo ein jeder etwas Erbauliches lieset. Die Priester unter ihnen lesen um diese Zeit Messe.

Um halb sechs sagen sie die Prime und gehen darauf in das Capitul, wo sie eine halbe Stunde lang die Ermahnungen des Abts oder Priors anhören. Um sieben Uhr legen sie die Kutte ab, schürzen das Unterkleid vorn auf, und verrichten die ihnen angewiesene Handarbeit, im Graben, Steine tragen u. s. f. Der Abt selbst schließt sich davon nicht aus, und verrichtet gemeiniglich die beschwerlichste und schlechteste. Erlaubt das Wetter es nicht auszugehen, so werden ihnen allerley Arbeiten in der Abtey angewiesen; sie kehren selbige, scheuern das Küchengeschirr, schaben Wurzeln u. s. f. ohne je ein Wort mit einander reden zu dürfen. Ueberhaupt verrichten sie alle zu ihrem Kloster gehörige Arbeiten selbst. Wenn sie anderthalb Stunden gearbeitet haben, so gehen sie um halb neun Uhr wieder in die Messe und alsdann in ihre Zellen, wo sie etwas Erbauliches lesen. Hierauf singen sie die Nona, und gehen alsdann in das Speisezimmer, wo zwey lange Tafeln für die Religiosen und eine kleine Quertafel für den Abt und Prior stehen. Ein Tischtuch ist hier nicht üblich, dagegen hat jeder Mönch seine Serviette, seine thönerne Schaale, sein Messer, seinen Löffel, und seine Gabel, alles von Holz, und alles dieses bleibt beständig auf eines jeden Platze liegen. Ihr Brot ist schwarz und grob, weil das Mehl nicht gebeutelt wird, daher die meiste Kleye darin bleiben. Brot und Wasser bekommen sie so viel sie wollen; ihr übriges Getränk ist den Tag über eine Pariser Chopine Cider, wovon sie die größte Hälfte Mittags, die kleinere aber Abends

bekommen. Ihre Speisen sind eine Suppe, bald von Kräutern, bald von Linsen oder Erbsen, aber allemahl ohne Butter und Oehl, und dann zwey kleine Portionen Gemüse, welches bloß mit Wasser und Salz gekocht, und zuweilen mit ein wenig Grütze oder Milch gewürzet wird. Der Nachtisch bestehet aus zwey Aepfeln oder Birnen. Nach der Mahlzeit halten sie ihr Tischgebeth in der Kirche, und begeben sich darauf in ihre Zellen, wo sie etwas lesen, oder sich der Betrachtung überlassen. Um ein Uhr legen sie ihre hölzernen Schuhe wieder an, und gehen an die Arbeit, bis gegen drey, da sie sich wieder in ihre Zellen verfügen, und entweder lesen, oder nachdenken. Von vier bis fünf Uhr ist die Vesper, worauf sie sich in das Speisezimmer begeben, da jeder zu seinem Abendessen acht Loth Brot, ein wenig Cider, zwey Aepfel oder Birnen und einige Nüsse bekommt. Ist es ein Fasttag, so bekommen sie nur vier Loth Brot, und einmahl zu trinken. In einer Viertelstunde ist alles verzehret, worauf sie sich eine halbe Stunde in ihre Zellen begeben, alsdann bis um sechs in dem Kapitel ein geistliches Buch vorlesen hören, und dann in der Kirche der Complete beywohnen. Bey dem Herausgehen aus der Kirche erhalten sie das Weihwasser von dem Abte, und gehen so gleich in ihren Schlafsaal, da sich denn, so bald um sieben die Glocke geläutet wird, ein jeder in seinen Kleidern auf sein Lager wirft. Dieses bestehet aus einem Brete, worauf sich ein durchnäheter Strohsack, ein mit Stroh gestopftes Kopfküssen, und eine Decke

befinden. Selbst wenn sie krank sind, bekommen sie kein anderes Lager, außer, daß ihr Strohsack alsdann nicht durchnähet ist. Kranke bekommen etwas Eyer und Fleisch, aber nie Geflügel. Ist jemand im Begriffe zu sterben, so macht der Krankenwärter Stroh und Asche zurecht, und legt ihn darauf, so bald er merket, daß er den Geist aufgeben will. Eben so schlecht und arm siehet es in der Kirche aus, wo man weder Silber noch Seide erblicket. Ein Crucifix von Ebenholz ist ihr höchster Schmuck. Die Fremden werden in diesem Kloster mit vieler Mildthätigkeit aufgenommen; aber sie müssen ihren Magen an die ärmliche Klosterkost gewöhnen, weil sie vor den Mönchen nichts voraus haben, und nicht einmahl Fische bekommen, ob gleich die Teiche der Abtey davon voll sind.

Das ist nun die tägliche Lebensart dieser Halbmenschen; Kasteyungen und Bußübungen sind für sich, und stehen in eines jeden Belieben, und man kann sich leicht vorstellen, daß Verzweifelung und lange Weile es daran nicht werden fehlen lassen, und daß sie der Barbarey dieser Abtey werden angemessen seyn, daher sie auch sehr bald in den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit kam. Eine solche Lebensart konnte denn doch nur der Einfall eines Halbverrückten seyn, und man müßte sich wundern, daß sie in einem so aufgeklärten Jahrhunderte als das Jahrhundert Ludwigs 14, und bey einer so weichlichen Nation, als die Französische ist, Beyfall finden können, wenn man nicht wüßte, wie nahe in dem Kreise der menschlichen Thorheiten die

Extrema an einander gränzen. So bald sich der Ruf von der ungewöhnlichen Strenge dieser Abtey verbreitete, fehlte es ihr nicht an Zulauf, selbst aus den vornehmern Ständen, ob gleich die Mönche wegen der abenteuerlichen Strenge haufenweise dahin sterben, noch ehe sie die erste Stufe der Heiligkeit in derselben erreicht haben. Da schwache und entnervte Personen für diese Anstalt gar nicht sind, so nimmt die Abtey immer nur vollkommen gesunde und starke Personen an, welche noch in der vollen Blüthe ihrer Jahre und Kräfte stehen, und wird dadurch dem Staate doppelt schädlich, indem sie ihm seine brauchbarsten Glieder entziehet. Zum Glück hat diese barbarische Anstalt wenig Nachahmer gefunden, und nur der Grosherzog von Toscana, Cosmus 3, war schwach genug, die Abtey Buon Solasso 1705 nach dieser Regel einrichten zu lassen, da denn dieselbe mit 18 Mönchen aus la Trappe bevölkert wurde. Der Graf von Apis, der vorher eine große Rolle an dem Hofe des Herzogs von Savoyen gespielet hatte, ward der erste Abt dieser neuen Barbarey, unter deren Gliedern sich auch ein Graf von Rosenberg hervor that.

De Rancé war nicht damit zu frieden, daß er auf solche Art alle gesittete und vernünftige Menschheit aus seiner Abtey hinweg reformiret hatte, sondern er hätte auch gern alle übrige Cistercienser zu solchen Barbaren umgeschaffen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das vom Anfange an seine Absicht gewesen, indem es bey seinem Charakter nicht

glaublich ist, daß sich seine herrschende Ehrsucht auf eine einzige Abtey sollte eingeschränket haben. Es zeigte sich auch eine gute Gelegenheit dazu, welche dem Schwärmer die schmeichelhafte Hoffnung machte, sich einmahl als den zweyten Stifter eines so angesehenen Ordens an dem Kirchenhimmel begaffet und bewundert zu sehen. Der Cistercienser-Orden war jetzt unter sich selbst uneinig, indem die reformirten Cistercienser von der strengern Observanz sich in Frankreich immer weiter ausbreiteten, so, daß die von der gewöhnlichen Observanz befürchteten, endlich gar verdränget zu werden, daher sie sich zu Rom allerley Kunstgriffe gegen ihre jüngern Brüder erlaubten. Der Abt zu Clairval, als das Haupt des ganzen Ordens, war selbst nach Rom gereiset, beklagte sich über die Spaltung, die in seinem Orden eingerissen sey, und bath den Papst, daß gewisse Statuten aufgesetzet würden, welche den ganzen Orden verbinden sollten. Die reformirten Cistercienser oder die von der strengern Observanz befürchteten daher, daß diese Statuten gelinder ausfallen möchten, als sie wünschten, daher sie 1664 eine Versammlung zu Paris hielten, und auf derselben den de Rance', und den Abt von Val-Richer zu ihren Abgeordneten nach Rom ernannten, den Bemühungen des Abtes von Clairval entgegen zu arbeiten. Beyde Aebte wurden zu Rom wegen ihrer Heiligkeit und übrigen Klostertugenden bewundert, und de Rance' gab sich vorzüglich Mühe, nicht allein die strengere Observanz zu vertheidigen, sondern machte auch Mine, seine strengste

Observanz dem ganzen Orden aufzudringen. Allein in Rom dachte man dieß Mahl vernünftiger; man bewunderte die Strenge des neuen Heiligen, hielt es aber nicht für rathsam, dem ganzen Orden eine Strenge mit Gewalt aufzuzwingen, die sich ein Theil desselben aus freyem Willen aufgeleget hatte. Es kam dazu, daß während seines Aufenthaltes zu Rom, ein Mönch von der strengern Observanz aus dem Kloster Perseigne in einer Disputation zu Paris Sätze behauptet hatte, welche dem Papste mißfielen, und ihn noch mehr wider die Reformation einnahmen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich also, man empfahl den beyden Aebten den Gehorsam gegen den heiligen Stuhl, und schickte sie mit dem päpstlichen Segen und einigen Reliquien wieder nach Hause.

De Rancé fand bey seiner Rückkunft eine große Veränderung in seinem Kloster. Sein Prior, welchen er sich selbst gewählet hatte, weil er glaubte, sich auf dessen Strenge verlassen zu können, bekam indessen einige vernünftige Augenblicke, und fing an zu zweifeln, ob eine so unerhörte Enthaltung auch den Pflichten der Religion und der Menschlichkeit gemäß sey, und wollte daher den Religiosen wenigstens von Zeit zu Zeit einige Fische auftragen lassen. Allein die Schwärmerey hatte schon so tiefe Wurzel geschlagen, daß sich nicht allein der Subprior, sondern auch die meisten Religiosen widersetzten, welches denn eine Spaltung verursachte, welche der Abt von Prieres, der indessen die Aufsicht über die Abtey hatte, nicht anders heben konnte,

als daß er den Prior so lange in ein anderes Kloster schickte, bis de Rancé zurück kommen würde. Dieses geschahe 1666, und er stellte nicht allein die vorige Strenge wieder her, sondern schärfte sie noch, und ging den übrigen mit seinem eigenen Beyspiele vor, woran der Verdruß über die ihm in Rom fehlgeschlagene Hofnung vermuthlich auch ihren Theil hatte. Er schränkte sich auf die strengste Einsamkeit ein, wählte sich die geringsten und schwersten Arbeiten, und ermüdete sich dabey so, daß er oft nicht stehen konnte; dabey fastete er auf eine völlig unerhörte Art. Auch führte er die ehemaligen Proclamationen in seinem Kloster ein, nach welchen jeder Mönch den andern öffentlich angeben mußte, wenn er ihn einen Fehler hatte begehen sehen, da denn die härtesten Strafen auf dem Fuße nachfolgten.

Indem nun la Trappe auf diese Art ein Spott der gesunden Vernunft und eine Bewunderung der Andächteley ward, so langte das Breve Alexanders 7 zum Vortheil der Cistercienser von der alten Observanz an. Der König befahl, daß es in dem großen Rathe eingezeichnet und hernach vollzogen werden sollte. Der Abt von Clairval berief ein General-Capitul, um dasselbe bekannt zu machen; allein de Rancé, der demselben gleichfalls beywohnte, protestirte gegen das Bre , weil es durch Ränke erschlichen sey. Die Sache verursachte eine neue Spaltung, bis sich endlich der Hof darein legte, und jedem Theile die Freyheit ließ, gegen

seine Menschheit so viel und so wenig zu wüthen, als er nur selbst wollte.

De Rance sahe sich zwar für dießmahl von der Furcht befreyet, die strenge Zucht in seiner Einsiedeley vernichtet zu sehen, allein, da er doch vor allen Zufällen in der Zukunft noch nicht sicher war, so nöthigte er seine Religiosen, den 16 Junii 1675 ihr Gelübde zu erneuern, und sich verbindlich zu machen, alle bisher eingeführte Gewohnheiten bis an den letzten Hauch ihres Lebens zu beobachten, und sich auf alle nur rechtmäßige Art allen denjenigen zu widersetzen, welche, unter welchem Vorwande es auch sey, irgend einige Milderung in dem Kloster würden einführen wollen. Aber zum Glücke fiel es niemanden ein, diese Thoren in dem süßen Vergnügen zu stören, nach eigenem Gefallen wider sich selbst zu wüthen.

Der Ruf der Heiligkeit, welcher sich dadurch verbreitete, zog diesem Kloster einen außerordentlichen Zufluß von Menschen zu, welche sich hier in der Buße üben wollten. De Rance' nahm alles an, was nur die gehörigen Kräfte dazu hatte, und trug kein Bedenken, auch Mönche aus andern Orden, ohne Einwilligung ihrer Obern aufzunehmen, wenn nur sein Haus fein voll ward. Er bekam dadurch häufige Streitigkeiten mit den übrigen Orden, und half sich dabey mit einer Schicane. Die Kirche, sagt er, hat es den Mönchen zu allen Zeiten erlaubt, aus einem gelindern Orden in einen strengern zu treten; sie hat dabey freylich verordnet, daß sie ihre Obern um Erlaubniß bitten sollen, allein sie hat

nirgends befohlen, daß sie selbige auch erhalten müssen. Nichts desto weniger sahe er sich am Ende genöthiget nachzugeben, da er denn in der Folge keine Mönche aus andern Orden anders als mit Erlaubniß ihrer Obern aufnahm.

De Rancé gab sich alle Mühe, seine Einsiedeley mit Büßern zu bevölkern, obgleich die ganze Einrichtung auf ihre Entvölkerung abzielte. Ungeachtet er nur gesunde Personen von dem besten Alter aufnahm; so starben doch in wenig Jahren über dreyßig seiner eifrigsten Mönche, und er selbst ward gefährlich krank. Dieser Umstand machte Aufsehen, und es war ganz natürlich, daß man es der schlechten Nahrung und der großen Strenge zuschreiben mußte, welches denn dem Abte allerley nachtheilige Urtheile zuzog. Selbst Bischöfe schrieben an ihn, und suchten ihn zu bewegen, die Strenge zu mildern. Allein, er war der Mann nicht, der Vorstellungen nachgegeben hätte, und je mehr man ihm widersprach, desto hartnäckiger ward er, und so bald er wieder genesen war, und der Tod die schwächsten aus seiner Abtey aufgerieben hatte, fing er es wieder da an, wo er es gelassen hatte.

Vermuthlich geschahe es in der Absicht, die widrigen Urtheile zu zerstreuen, daß er jetzt sein berüchtigtes Buch über die Heiligkeit und Pflichten des Klosterlebens heraus gab, worin er seine abenteuerliche Strenge nicht nur zu rechtfertigen suchte, sondern auch viele bittere Satyre über alle Mönche außer seinem Kloster ausschüttete. Kein Wunder, daß er darüber von allen Seiten ange-

griffen, als ein Heuchler und Ehrgeitziger behandelt, und in Ansehung der Bewegungsgründe seiner Entziehung aus der Welt in sein wahres Licht gestellet ward. Die heftigste Schrift, welche wider ihn heraus kam, hatte den Titel: les Entrètiens de Philocrate & de Timandre, welche anfänglich dem P. Bouhours zugeschrieben ward, aber endlich einen Protestanten zum Verfasser haben sollte. Mit mehr Mäßigung vertheidigten Martene und Mabillon das Studiren der Ordensgeistlichen, welches der Schwärmer ganz verworfen hatte, weil es der Untergang aller Klosterzucht sey. Es wurden noch mehrere Schriften in diesem Streite gewechselt, in welchen sich auch andere mischten, die uns aber hier sehr gleichgültig seyn können.

Ein anderer Umstand konnte ihm und seinem Kloster in der damahligen Lage der Sachen gefährlicher werden, indem man ihn des Jansenismus beschuldigte, und die Beweise dazu theils aus seinen Verbindungen, theils aus seinen Bußübungen hernahm. Da die Jansenisten damahls so wohl von dem Hofe als von dem Römischen Stuhle auf daß äußerste verfolgt worden, so konnte ein solcher Verdacht ihm und seiner Schwärmerey höchst nachtheilig werden; doch er wußte der Gefahr dadurch vorzubeugen, daß er sein Glaubensbekenntniß bekannt machte, und darin alle päpstliche Verordnungen wider den Jansenius ohne allen Rückhalt unterschrieb.

Dieser Gehorsam machte ihn so wohl zu Paris, als zu Rom so beliebt, daß auch Innocentius 11.

ihm die Cardinals-Würde zudachte. Allein, setzen seine Lobredner hinzu, Gott verstattete es nicht, daß ihm eine Ehre angebothen wurde, welche er aus Demuth gewiß würde ausgeschlagen haben. Ich möchte für das letztere nicht stehen, wenn sich anders die Cardinals-Würde nur auf einige Art mit dem Wege, auf welchem er zur Unsterblichkeit gelangen wollte, hätte vereinigen lassen. Wenigstens schlug er andere Arten von Vorzügen eben nicht sehr aus. Die strengste Abgeschiedenheit von der Welt, war eines der vornehmsten Gesetze seines Ordens; allein, wenn vornehme Personen kamen, und seiner Verläugnung und Heiligkeit Weihrauch streueten, so trug er kein Bedenken, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Er erhielt häufige Besuche von den Prinzessinnen vom Geblüthe und andern vornehmen Personen, welche nichts mehr als das ewige Stillschweigen seiner Einsiedler bewunderten. Selbst König Jacob von England besuchte ihn mit seiner Gemahlin, und beyde gingen sehr erbauet wieder weg.

Dem Abte zu la Trappe gebührte von Alters her die Aufsicht über das Nonnenkloster Clairets; allein da diese Abtey eine Commende ward, hatte der Abt von Clairvaux die Aufsicht bekommen. Da la Trappe jetzt einen regulären Abt hatte, so hätte dieser das Nonnenkloster sogleich wieder an sich ziehen können; allein aus Achtung für den Abt zu Clairvaux, der ihm ohnehin nicht grün war, lehnte er es von sich ab, bis Angelica Francisca d' Estampes de Vallenzai Aebtissien ward, welche denn nicht

eher

eher ruhete, als bis ein so heiliger Mann die Führung wieder übernahm, da er sie denn 1690 zum ersten Mahle besuchte, und darauf die Nonnen bewegte, daß sie sich gleichfalls zur strengern Observanz bequemten.

Indessen hatte seine andächtige Wuth gegen sich selbst seine Gesundheit so geschwächt, daß er der gewöhnlichen Strenge nicht mehr gewachsen war. Er konnte den Handarbeiten nicht mehr beywohnen, fand sich auch nur selten in dem Kapitul ein. Damit nun sein Beyspiel keine üble Wirkung auf die Religiosen thun, und sie verleiten möchte, in ihrem Eifer in Unverstand nachzulassen, so faßte er den Entschluß, seine Würde in die Hände des Königes nieder zu legen, der denn die Ernennung seines Nachfolgers seiner freyen Wahl überließ. De Rance' wählte den Dom Zopisme, einen von seinen Untergebenen, auf welchem der Geist seines Meisters zwiefach ruhete. Der König bestätigte ihn, allein er starb, ehe er noch die Bulle von Rom erhalten hatte. Der alte Abt sollte einen neuen ernennen, und seine Wahl fiel nun auf den Armand Franciscus Gervaise, der sich durch seinen Eifer sehr bey ihm eingeschmeichelt hatte, und 1696 auch bestätiget wurde. Allein Gervaise hatte durch die strengen Bußübungen seine Leidenschaften eben so wenig unterdrücken können, als de Rance'. Er war heftig, ungestüm und herrschsüchtig, und nahm vielerley Neuerungen in und außer der Abtey vor, ohne den Patriarchen der Thorheit dabey um Rath zu fragen. So alt und

schwach dieser auch war, so konnte er doch diese Kränkung seines Ehrgeitzes nicht ertragen, daher er sehr bald mit dem neuen Abte zerfiel. Da jeder seinen Anhang in dem Kloster hatte, so war die Spaltung da, und de Rance' sahe mit vielem Verdruß den Untergang seiner vieljährigen Arbeit vor Augen. Indessen gelang es ihm doch, den Gervaise zu bewegen, daß er seine Würde niederlegte, wodurch die Ruhe dem Scheine nach wieder hergestellet war. Allein dem Gervaise gereuete der Schritt sehr bald wieder, daher er allerley Ränke bey Hofe zu schmieden suchte, den alten kranken Abt des Jansenismus beschuldigte, und vorgab, daß er sich aus Schwäche des Geistes ganz von weltlichen Personen leiten lasse. Doch der Hof achtete auf diese Beschuldigungen nicht; Gervaise mußte seine Stelle nochmahls auf das förmlichste niederlegen, worauf Jacob de la Tour auf des de Rance' Vorschlag ernannt ward, der auch die Abtey 1699 feyerlich in Besitz nahm, und sie ganz in dem Geiste ihres abenteuerlichen Verbeßerers regierte. Gervaise irrete hierauf von einem Orte zum andern herum, und da er bald darauf in seiner Geschichte des Cistercienser Ordens, den ganzen Orden angriff, so ward er zu Paris in Verhaft genommen, und in die Abtey Notre Dame des Reclus in dem Bisthum Troyes gefangen gesetzt, wo er erst 1751 in einem Alter von 91 Jahren gestorben ist.

Indessen fuhr der alte Thor fort, seinen Körper so sehr zu peinigen, als es seine geschwächten Kräfte erlaubten. Zu den Leiden des Körpers gesellten

sich auch Schwermuth, Schwäche und Beunruhigung des Geistes, und so starb er auf dem Stroh und der Asche den 27 Oct. 1700 in Gegenwart des Bischofes von Seez und seines ganzen Klosters, nachdem er von 75 Jahren seines Alters 37 in den abenteuerlichsten Bußübungen zugebracht hatte. Ist es ein Ruhm, in einem so aufgeklärten Jahrhunderte, mitten in einem so ausgebildeten Lande, eine solche Schule der Unmenschlichkeit gestiftet, und darin die rohen Sitten des achten Jahrhundertes wieder hergestellet zu haben, nun so wird seiner Asche niemand diesen Ruhm streitig machen.

Wenn es ja Klosterorden geben soll, so sind die Wissenschaften beynahe noch das einzige Mittel, sie der menschlichen Gesellschaft nicht noch blos unschädlich, sondern selbst nützlich zu machen; daher man die Liebe zur Gelehrsamkeit nicht genug unter ihnen aufmuntern kann. Allein wäre es diesem Fantasten nachgegangen, so wäre die Welt sehr bald mit einer Menge roher und unwissender Barbaren überschwemmet worden. Er verwirft in seinen Schriften das Studiren der Mönche ganz, und behauptet, daß die Wissenschaften nur die Neugierde unterhalten, den Stolz nähren, und die Begierden entzünden, dagegen die Handarbeit die Lüste tödte und den Verstand demüthige. Vor allen sey ihnen die Philosophie schädlich, welche nur ihr Herz aufschwelle, und ihnen, deren erste Pflicht Gehorsam und Unterwerfung seyn sollte, nur den Geist des Widerspruchs einflöße.

Es ist noch übrig, daß ich seine Schriften anführe. Diese sind:

1. Anacreontis Odæ, græce cum scholiis Græcis (editoris.) Paris, 1639, 8; eb. 1647 8; seine erste Jugendarbeit, welche sehr selten ist. Seine Scholia wurden nachmahls auch der Ausgabe des Mailtaire, London, 1740, 4, beygefüget. Er soll bald hernach auch eine französische Uebersetzung dieses Dichters heraus gegeben haben, welche noch seltener seyn muß, indem ich sie nirgends habe angeführet gefunden, selbst nicht in dem Verzeichnisse der königlichen Bibliothek zu Paris.

2. Constitutions de l' Abbaye de la Trappe. Paris, 1671, 12.

3. Reflerions sur les dites Constitutions. Eb. 1671, 12.

4. Relation de la mort de quelques Religieux de la Trappe. Paris, 1678, 12; eb. 1696, vier Bände in 12 vermehrt eb. 1755, fünf Bände in 12. Zur Zeit der letzten Ausgabe, befanden sich 150 Mönche zu la Trappe, und seit der Reformation des Klosters waren beynahe 500 daselbst gestorben.

5. In der Description de l' Abbaye de la Trappe von Desmares, Lyon, 1683, 12, befinden sich des de Rance' Nachrichten von fünf verstorbenen Mönchen, und viele Briefe.

6. De la Sainteté & des devoirs de la vie monastique. Paris, 1683, 4. Die Streitschriften, welche darüber gewechselt wurden, erzählet Clement in Bibl. cur. Th. 1, S. 425. Eine

deutsche Uebersetzung dieser und der folgenden Schrift erschien zu Augsburg, 1756, 4.

7. Eclairciſſemens de quelques difficultés qu' on a formées ſur le Livre de la ſainteté & des devoirs de la Vie monaſtique. Eb. 1685, 4.

8. Traduction des Oeuvres de la S. Dorothée. 1686, 4.

9. Commentaire ſur la Regle de S. Benoit, avec une nouvelle Traduction.

10. Reglemens de l' Abbaye de la Trappe en forme des Conſtitutions. Paris, 1690, 12; eb. 1701, 12; eb. 1718, 12.

11. Reflexions ſur les Evangiles & les Epitres de l' année avec des maximes Chrêtiennes & morales. Eb. 1690.

9. Réponſe au traité des Etudes Monaſtiques (de Mabillon). Paris, 1692; welche Mabillon beantwortete.

13. Inſtruction ſur les principaux points de la Morale Chrêtienne. Eb. 1693.

14. Conduite Chrêtienne. Eb. 1697; welches er für die Prinzeſſin von Guiſe aufgeſetzt hatte.

15. Abregé des obligationes des Chrêtiens. Eb. 1699.

16. Reflexions morales ſur les IV Evangiles. Eb. 1699, vier Bände in 12.

17. Conferences ſur les IV Evangiles; vier Bände in 12.

18. Inſtructions & Maximes.

19. Recueil de pluſieurs Lettres de l' Abbé de la Trappe. Kam nach ſeinem Tode ohne Jahr und Ort in 12 heraus.

51. Oliger Pauli,

ein Fantast *).

Und noch mehr als ein Fantast, ein wahrer Verrückter, werth eine der ersten Stellen in einem Tollhause bekleidet zu haben. Er stammte aus einer verdienten gelehrten Familie her, indem sein Aeltervater Simon Pauli, Doctor und Professor der Theologie zu Rostock, sein Großvater, Heinrich Pauli, erst Doctor und Professor der Medicin zu Rostock, und hernach Leibmedicus der verwittweten Königinn von Dännemark Sophia aus dem Hause Mecklenburg, sein Vater Simon Pauli aber der

*) Von ihm gab Herrmann von der Hardt eine kleine lateinische Schrift heraus, unter dem Titel: Novus in Belgio Iudæorum Rex Oliger Pauli, multis editis monumentis Litterariis clarus. Helmstädt. 1701, 4, welche so wie alle Schriften dieses Mannes verworren, und in den vornehmsten Umständen mangelhaft ist. Sie ist mit einer deutschen Uebersetzung in (Joh. Friedr. Corvini) Pantheon anabaqtistlcum & enthusiasticum oder geistliches Rüsthaus wieder die alten Quaker und neuen Freygeister, 1702, Fol. wieder abgedruckt worden, und scheinet die Quelle zu seyn, woraus alle übrige, die seiner gedenken, geschöpft haben, z. B. Löscher in den Unschuld. Nachricht. 1702, S. 30, 1703, S. 206; Paulinus in den philos. Luststunden, Th. 2, S. 135; Schutt in den Jüdischen Merkwürdigkeiten, Th. 1, S. 551; Herrm. Sude (Erdm. Uhse) im gel. Criticus Th. 3, S. 220 und andere. Moller gedenkt seiner in Cimbria litt. nur beyläufig bey Gelegenheit seines Vaters.

berühmte Medicus zu Koppenhagen, und Leibarzt dreyer Könige von Dännemark war, welcher 1680 im 77 Jahre seines Alters mit Tode abging *). Des unsrigen Mutter, Elisabeth, war eine Tochter des Professors der Medicin und Mathematick zu Rostock, Jacob Fabritius, welche ihrem Manne funfzehn Kinder gebahr, und 1656 starb.

Der unsrige war 1644 zu Koppenhagen gebohren, und so wie seine neun Brüder insgesammt rechtschaffene und zum Theil gelehrte Männer wurden, so scheinet die Natur ihn zu einem Muster einer zügellosen Einbildungskraft bestimmet zu haben, und dieses äußerte sich schon in seiner frühen Jugend, obgleich anfänglich nur durch Frömmeley und Andächteley. So machte er 1656, als er zwölf Jahr alt war, einen schriftlichen Bund mit Gott, und da er dabey aus Unwissenheit seinen Taufnahmen, welcher eigentlich Holgar war, Oliger, für 1656 aber 1657 schrieb, so waren ihm das in der Folge lauter große und geheimnißvolle Winke; denn das Jahr 1657 war das Jahr der Welt, in welchem Noah in den Kasten ging, daher er sich in der Folge lauter großes Glück weissagte, und in dem aus Irrthum geschriebenen Nahmen Oliger eine Anspielung auf das Oehlblatt der Taube Noah fand, daher er diesen Nahmen nachmahls beybehielt.

*) Von allen diesen kommen in Mollers Cimbria litterata umständliche Nachrichten vor.

Es scheinet, daß er anfänglich dem Studieren gewidmet gewesen, und da kann es seyn, daß seine Kenntnisse der hebräischen Sprache, mit welchen er sich nachmahls so viel wußte, sich noch von dieser Zeit herschreiben, ob er gleich vorgab, diese Sprache von Gott selbst erlernet zu haben, daher er sie auch besser verstehen wollte, als alle Rabbinen und Theologen. Allein durch seine Gesichte und Offenbahrungen, deren er von seiner Jugend an, sehr viele will gehabt haben, ward er von dem Studiren abgezogen und zur Handlung geführet.

Es ist Schade, daß hier die Nachrichten von seinem Leben überaus mangelhaft sind. Ich kann nur so viel angeben, daß er bey der Handlung ein seltenes Glück hatte, Kaufmann und Schreiber der Ostindischen Compagnie ward, und dabey einen außerordentlichen Reichthum gewann, so daß man ihn für den reichsten Kaufmann in Dännemark hielt. Ist die Erwerbung eines großen Vermögens ein Beweis vielen Verstandes, so müßte Pauli dessen gewiß sehr viel gehabt haben; allein aus allen Umständen erhellet das Gegentheil, indem die Offenbahrungen und Gesichte ihn, seinem eigenen Vorgeben nach, nicht verließen und ihn denn ganz natürlich zu manchem dummen Streich veranlaßten. 1675 im 30 Jahre seines Alters erneuerte er seinen Bund mit Gott von neuem, und zu Hamburg erschien ihm einmahl bey Mondenschein auf der Gasse die Cumanische Sibylle. In Kopenhagen hatte er einmahl ein mit Kostbarkeiten beladenes Schiff, welches dem Könige von Frankreich gehö-

rete, und über drey Tonnen Goldes Holländischer Gulden werth war, gekauft, und dagegen eine große Menge Getreide nach Frankreich geschiffet, woran er 100000 Livres gewinnen konnte. Allein eine göttliche Erscheinung machte ihm einen Strich durch seine Rechnung, und warnte ihn im Schlafe, das Getreide den Franzosen nicht zu überlassen. Zum Unglück war das Getreide schon abgeschiffet; allein er wußte sich damit zu helfen, daß er die ganze Ladung mit Gewinn und allem einem andern Kaufmanne für einen geringen Preis überließ; so bekamen zwar die Franzosen das Getreide, allein er hatte doch sein Gewissen von dem Gewinne befreyet.

Bey dieser Art zu verfahren konnte nun wohl seine Handlung keinen langen Bestand haben, und sie hatte es auch wirklich nicht. Er machte banqueroutt, ließ seine Frau mit sechs Kindern im Stiche und ging in aller Stille davon. Das Jahr, wenn solches geschehen, wird nicht gemeldet; allein ich vermuthe, daß solches gegen 1695 geschehen. In diesem Jahre befand er sich zu Paris, vielleicht einige Trümmer aus dem Schiffbruche seines Vermögens zu retten, und hier ward ihm in einem nächtlichen Gesichte der neue Zunahme Bait (בית) beygelegt, unter welchem er dem neuen Tempel zu Jerusalem, welcher nächstens werde gebauet werden, vorstehen sollte. Vermuthlich beging er den obigen dummen Streich mit dem Getreide gegenwärtig, und veranlaßte dadurch den Ruin seiner Glücksumstände; wenigstens ist gewiß, daß ein Wahnsinn während dieses seines Aufenthaltes

Es scheinet, daß er anfänglich dem Studieren gewidmet gewesen, und da kann es seyn, daß seine Kenntnisse der hebräischen Sprache, mit welchen er sich nachmahls so viel wußte, sich noch von dieser Zeit herschreiben, ob er gleich vorgab, diese Sprache von Gott selbst erlernet zu haben, daher er sie auch besser verstehen wollte, als alle Rabbinen und Theologen. Allein durch seine Gesichte und Offenbahrungen, deren er von seiner Jugend an, sehr viele will gehabt haben, ward er von dem Studiren abgezogen und zur Handlung geführet.

Es ist Schade, daß hier die Nachrichten von seinem Leben überaus mangelhaft sind. Ich kann nur so viel angeben, daß er bey der Handlung ein seltenes Glück hatte, Kaufmann und Schreiber der Ostindischen Compagnie ward, und dabey einen außerordentlichen Reichthum gewann, so daß man ihn für den reichsten Kaufmann in Dännemark hielt. Ist die Erwerbung eines großen Vermögens ein Beweis vielen Verstandes, so müßte Pauli dessen gewiß sehr viel gehabt haben; allein aus allen Umständen erhellet das Gegentheil, indem die Offenbahrungen und Gesichte ihn, seinem eigenen Vorgeben nach, nicht verließen und ihn denn ganz natürlich zu manchem dummen Streich veranlaßten. 1675 im 30 Jahre seines Alters erneuerte er seinen Bund mit Gott von neuem, und zu Hamburg erschien ihm einmahl bey Mondenschein auf der Gasse die Cumanische Sibylle. In Kopenhagen hatte er einmahl ein mit Kostbarkeiten beladenes Schiff, welches dem Könige von Frankreich gehö-

rete, und über drey Tonnen Goldes Holländischer Gulden werth war, gekauft, und dagegen eine große Menge Getreide nach Frankreich geschiffet, woran er 100000 Livres gewinnen konnte. Allein eine göttliche Erscheinung machte ihm einen Strich durch seine Rechnung, und warnte ihn im Schlafe, das Getreide den Franzosen nicht zu überlassen. Zum Unglück war das Getreide schon abgeschiffet; allein er wußte sich damit zu helfen, daß er die ganze Ladung mit Gewinn und allem einem andern Kaufmanne für einen geringen Preis überließ; so bekamen zwar die Franzosen das Getreide, allein er hatte doch sein Gewissen von dem Gewinne befreyet.

Bey dieser Art zu verfahren konnte nun wohl seine Handlung keinen langen Bestand haben, und sie hatte es auch wirklich nicht. Er machte banqueroutt, ließ seine Frau mit sechs Kindern im Stiche und ging in aller Stille davon. Das Jahr, wenn solches geschehen, wird nicht gemeldet; allein ich vermuthe, daß solches gegen 1695 geschehen. In diesem Jahre befand er sich zu Paris, vielleicht einige Trümmer aus dem Schiffbruche seines Vermögens zu retten, und hier ward ihm in einem nächtlichen Gesichte der neue Zunahme Bait (בית) beygelegt, unter welchem er dem neuen Tempel zu Jerusalem, welcher nächstens werde gebauet werden, vorstehen sollte. Vermuthlich beging er den obigen dummen Streich mit dem Getreide gegenwärtig, und veranlaßte dadurch den Ruin seiner Glücksumstände; wenigstens ist gewiß, daß ein Wahnsinn während dieses seines Aufenthaltes

in Frankreich zum völligen Ausbruche kam. Denn hier schon bildete er sich ein, daß er zum Könige der Juden bestimmt und berufen sey, ihr verfallenes Reich in Palästina wieder herzustellen. Er schrieb daher den Seinigen, daß er sein Glück in Frankreich in die Schanze geschlagen habe, um es in Palästina doppelt wieder zu erlangen. Seine Familie und Verwandten versuchten alles, was sie konnten, ihm diese thörichte Idee auszureden, und ihn zur Rückkehr nach Kopenhagen zu bewegen; allein bey einem Narren seiner Art fruchten dergleichen Vorstellungen nicht. Er nahm es vielmehr sehr übel, daß die Seinigen ein so wichtiges Glück hindern wollten, und dabey wie der große Hause von List und Betrug des Teufels sprachen, blieb in seinem Vorsatze standhaft, und ging nach Amsterdam, um seinem geliebten Volke und künftigen Unterthanen desto näher zu seyn.

Von hier aus verbreitete er nun von 1696 an seine Narrheit durch eine Menge Schriften in ganz Europa. Palästina mußte freylich erst erobert werden, allein er war doch zu klug, als daß er diese Unternehmung selbst hätte wagen sollen, daher er die Europäischen Mächte durch Briefe uud Sendschreiben aufforderte, die Eroberung zu bewerkstelligen. Besonders hatte er sein Auge auf den König Willhelm von England gerichtet, weil ihm war offenbahret worden, daß dieser Monarch seine Fahne auf dem Tower zu London aufstecken, den allgemeinen Jüdischen Seezug öffentlich bekannt machen, und mit Hülfe der Holländer eine große Flotte aus-

rüsten würde, welche durch das mittelländische Meer seegeln und zu Joppe landen würde. Damit aber die übrigen Europäischen Mächte nicht eifersüchtig werden möchten, so wies er einer jeden bey dieser Unternehmung ihr Amt an, wie es ihm nehmlich war offenbahret worden. König Ludwig von Frankreich sollte eine zahlreiche Armee von Toulon aus theils nach Joppe, theils nach Tripolis und Alexandrien führen, den Orient zu erobern und die Juden zu befreyen; daher er auch einen eigenen und zwar sehr ernstlichen Brief an den Dauphin drucken ließ *). Der Kaiser, der Czar von Rußland und die Könige von Dännemark, Schweden und Pohlen sollten die Pforte angreifen und die in ihren Staaten befindlichen Juden in Freyheit setzen, wozu ihnen eine andere Französische Flotte in dem Archipelago behülflich seyn würde. Der König von Portugall sollte mit der Spanischen und Holländischen Armee in den Häfen von Alexandrien und Tripolis landen. Der abgesetzte König Jacob aus England sollte die Deutschen und Italienischen Truppen anführen, und sie auf der Venetianischen Flotte nach Smirna bringen. Sobald König Wilhelm in Palästina angelangt seyn würde, werde sich der Tartar Cham mit ihm verbinden, und den großen Mogul bekriegen, damit dieser nicht etwa

*) So wohl dieser Brief, als der an den König Wilhelm von England, stehet Holländisch und Lateinisch in Herm. von der Hardt Schrift, und Holländisch und Deutsch in Corvini Pantheon.

einen Strich durch die Rechnung machen möchte. Wenn Palästina erobert worden, so würden die Europäischen Mächte insgesammt auf Persien losgehen, und auch dieses Reich erobern, dagegen der König von Portugall nach Africa gehen, mit dem Kaiser von Abissinien sich verbinden und dann gleichfalls in Persien einbrechen würde.

Damit nun die Europäischen Mächte für ihre Bemühung nicht leer ausgehen dürften, so theilete er ihnen die Reiche der Welt auf folgende Art zu. Da Spanien nach dem bevorstehenden Tode des Königes keinen Erben habe, so sollte die Monarchie in vier Theile getheilet werden, und an Frankreich, den Churfürsten von Baiern, Holland und England fallen. Der Kaiser sollte das Türkische Reich, Venedig das päbstliche Gebieth, Schweden das Persische, Dännemark das Schwedische Reich, Rußland die kleine Tartarey, Portugall das Reich des großen Moguls, der Prinz von Conti Arabien, und König Jacob die Barbarey erhalten, der Stuhl Petri aber werde nach Judäa gebracht werden, und in Jerusalem seinen Sitz haben. Alle übrige eroberte Länder sollten von seinen Lieblingen den Juden besessen werden, welche, verstehet sich unter ihm als ihrem Könige, von dem schwarzen Meere an bis an das rothe und Persische herrschen würden. Sie würden sich zu dem Ende aus allen Theilen der Welt dahin versammeln; aber außer ihnen würde auch eine unzählige Menge Juden aus der bisher unbekannten Insel Ophir zum Vorscheine

kommen, und unendliche Schätze mit nach Palästinam bringen. Damit nun seine lieben Juden ihren Schacher desto weiter ausbreiten können, theilet er ihnen noch 24 der größten und besten Inseln in der alten und neuen Welt zu, nach der Zahl der 12 Stämme und der 12 Apostel Christi, damit in der ganzen Welt ein Zeugniß der neuen Jüdischen Monarchie sey, von welcher alle Könige der Erden jährlich am Lauberhüttenfeste ihre Länder zu Lehn nehmen würden.

Alles das sollte in kurzem geschehen, so, daß im Jahr 1720 alles gethan sey, auch der Tempel zu Jerusalem indessen wieder auferbauet worden, indem in dem gedachten Jahre die Einweihung desselben geschehen müsse. Bis dahin werde er, Narr Holger, den neuen Staat als der Vorläufer des Messias regieren, aber 1720 werde der Messias zu Jerusalem erscheinen, und mit diesem Augenblicke werde sich das tausendjährige Reich anfangen. Holger hatte für alles so gut gesorget, daß er auch schon die Religion beschrieb, welche in diesem neuen Reiche gangbar seyn würde, so wie sie ihm von Gott unmittelbar war offenbaret worden, und welche sich darauf gründete, daß die ganze Dreyeinigkeit in Christo Fleisch geworden sey, und in dessen Gestalt die Juden und durch sie die ganze Welt beherrschen werde. Die neuen Glaubensverwandten würden auch einen neuen Nahmen bekommen, und Jhovanen genannt werden. Von den Nicht-Juden würden die Engländer das neue Glaubensbekenntniß zuerst annehmen, und

sich noch in England mit den Juden vereinigen, worauf Frankreich und andere Länder nachfolgen würden.

Wann die tausend Jahre vorbey seyn würden, so würde die vorige Gottlosigkeit die Welt wieder überschwemmen, worauf denn am Ende des Jahres 7000 nach Erschaffung der Welt, und zwar am 7ten Tage das Ende der Welt und das jüngste Gericht herein brechen würden.

Damit sich aber seine künftige Unterthanen, die Juden, nicht daran stoßen möchten, daß er als ein Christ ihr König seyn würde, so gab er vor, daß er wirklich aus Jüdischen Saamen sey, indem sein Urältervater Johann Pauli, Bürgermeister zu Schwerin, von Geschlecht ein Jude, und aus dem Hause David gewesen, sich aber zur christlichen Religion gewandt, und in der Taufe den Nahmen Pauli erhalten, da seine Familie sonst Paulelj geheißen, welches er durch παυλος, klein, und אלי, mein Gott, erklärte, welches so viel bedeute, als mir geringen genüget an dem allmächtigen Gott. Er erwies so gar seinen Landesleuten, den Dänen, die Ehre, daß er sie insgesammt von Abraham ableitete, indem er sie von Simram, dem ältesten Sohn der Ketura abstammen ließ, und das bewies er mit der Aehnlichkeit der Nahmen Simram und Cimbern.

Indem er seine verworrene Einbildungskraft mit diesen Träumen weidete, trug sich 1697 eine Begebenheit zu, welche sie auf das neue in Bewegung setzte. Es starb nehmlich Johann Sobiesky

König' in Pohlen, und geschwinde hatte er eine Offenbahrung, in welcher er zum König von Pohlen verordnet, und ihm aufgetragen wurde, dieses Land mit dem Türkischen Reiche zu vereinigen, damit er die Juden desto leichter nach Kanaan führen könnte. Allein, er war so höflich, daß er diese Würde verbath, damit es nicht scheinen möchte, als strebe er aus Ehrgeitz darnach; daher er Gott bath, dem ehemahligen Dänischen Minister, Petrus Schuhmacher, genannt Greifenfeld diese Krone aufzusetzen. Allein, er erhielt von Gott zur Antwort, daß nun keiner von beyden, sondern ganz ein anderer diese Würde bekommen sollte. Dagegen ward ihm das Reich Israel von neuem versichert, und da er in die Wahrheit der Offenbahrung einen Zweifel setzte, und daher Gott um ein Zeichen seiner Erwählung bath, so rief derselbe ihm die Sprüche zu: Siehe, ich weiß, daß du König werden wirst, und das Königreich Israel stehet in deiner Hand, und: alle Könige werden ihn anbethen, alle Heiden werden ihm dienen. Diese Verheissung zu versiegeln, nahm er so gleich in Gottes Gegenwart einen goldnen Diamant-Ring aus dem Schranke, und steckte ihn zum Zeichen seiner königlichen Einweihung an den Finger.

Dabey stieß er in allen Schriften die heftigsten Schmähungen wider alle christliche Religions-Partheyen, und besonders wider die Lehre von der Dreyeinigkeit aus, welche er für den Cerberus ausgab, den ein Mönch aus Toledo 300 Jahre nach Athanasii Tode auf das Tapet gebracht habe. Der

Jesus des Nicänischen Concilii sey ein falscher Jesus, und der Jude, welcher ihn für den Messias erkennen könne, sey verflucht u. s. f.

Ob es dieser Schmähungen wegen geschahe, oder weil er die Europäischen Mächte mit seinen häufigen Zuschriften behelligte, kann ich nicht sagen. Genug, man sperrete den verrückten Menschen zu Amsterdam in das Tollhaus, und so viel ich finde, muß solches zwischen 1697 und 1704 geschehen seyn; denn in seinem Berichte an alle Europäischen Mächte von 1704 rühmet er sich dieses Umstandes. Wie lange er daselbst zugebracht, weiß ich nicht; allein um 1704 mußte er sich wieder in Freyheit befinden, und es scheinet, daß er zugleich das Gebieth der Provinz Holland verlassen müssen, indem er sich nunmehr nach seinem geliebten Altona begab, wo sich seine erste Gemeinde von Jehovanen aus Heiden, Juden, und Christen zu ihm sammeln sollte. Allein, sein Geist der Weissagung täuschte ihn auch hier; denn in Altona hatte man nicht so viele Nachsicht gegen ihn, als in Amsterdam, sondern man jagte ihn schon 1705 wieder fort. Er begab sich hierauf in seine Vaterstadt Kopenhagen, wo sich vermuthlich seine Verwandten seiner annahmen, und ihn in Verwahrung brachten. Er starb daselbst um 1714 oder 1715 im siebzigsten Jahre seines Alters *).

Unge-

*) Diese letztern Umstände seines Lebens erzählet Moller in dem Leben seines Vaters.

Ungeachtet dieser Mensch augenscheinlich verrückt war, so fanden sich doch mehrere, welche ihn sehr ernsthaft widerlegten. Der Hospital-Prediger zu Kopenhagen, Johann Brunsmann, schrieb wider ihn; so wie Sigismund Hosemann, Prediger zu Zelle, Gilbert Leiding, Domküster zu Hamburg, und Ludwig Winslow. Leiding schrieb gegen ihn: Beweis, daß die Worte Christi Eli, Eli, Lamah Sabachtani — recht übersetzt seyn u. s. f. Hamburg, 1704.

Dagegen fehlte es ihm aber auch nicht an Anhängern, da doch einmahl jeder Narr seines Gleichen findet, welche ihn bewundern. Die Bekanntesten sind, der zu den Juden übergegangene Joh. Peter Speeth, Johann Elias Müller und Heinrich Bernhard Küster. Der erste schrieb ihm zu gefallen sein großes Hosianna, worin er Oligern gar für Christum ausgiebt, und sein Maranatha. Müller war aus Gotha gebürtig, hatte Medicin studiret, und ward 1703 zu Erfurt Doctor, worauf er zu Hamburg practizirte. Was für ein Fantast er war, erhellet aus seiner Zuschrift an den Pauli, welche dieser unter dem Titel: An Oliger Pauli, der mir ein lieber Bruder worden ist, 1703, 8, mit seinen Zusätzen heraus gab. S. Unsch. Nachr. 1704, S. 717. Küster aber war ein Bruder des großen Critici, Ludolph Küster, und da er sich gleichfalls durch seine zügellose Einbildungskraft bekannt machte, so wird er hier auch einmahl sein Plätzchen finden. Er ist erst 1740 in einem Alter von 98. Jahren gestorben, und schrieb dem

unsrigen zu gefallen: Der Hebräer Schechina, d. i. die persönliche Einwohnung der göttlichen Herrlichkeit in dem Messia, an Oliger Pauli erschienen. Amsterdam, 1701, 8.

Von des Pauli Schriften, welche insgesammt eben so selten, als abenteuerlich sind, sind mir folgende bekannt geworden:

1. Noachs Duyve of goede Tydinge uyt Canaan. Amsterdam, 1696, 8, scheint die erste Probe seines Aberwitzes gewesen zu seyn.

2. Triumpf in de afgehouwen Steen zonder Handen, benewens der Continuatien. Eb. 1697, zwey Theile in 8; wo, nach den Zuschriften an den König Wilhelm von England, an den Dauphin, und an die Juden zu Amsterdam, von S. 67 bis 1423 eine schrecklich lange Vorrede folgt, worin er alle seine Träume unter einander würfelt. S. davon Unsch. Nachr. 1710, S. 327.

3. Den zeer grooten Dagh Isreels, Hos. 1 9; 12. Eb. 1698, 8.

4. De beloofde groote Roeper uyt de Stadt ende Stemme uyt den Tempel, Es. 66, 6, en Apoc. 15, 3-8, bekennt makende het Evangelium Abrahams. Eb. 1700, 8.

5. Saul en synen Wapenknecht, dat is, alle Antimilinairen en Vyanden der Joden, vallen in haer eygen Swaerden. Eb. 1700, 8.

6. Ons Levens behoudt in 't spreeken Schibboleth, Iud. 12, 6. Eb. 1700, 8.

7. Mozes neemt de Decke af waar door de Joden tot Triomf sien Israels, etc. Eb. 1700, 8;

worin er zugleich behauptete, die Worte Eli, Eli, Lama Sabachtani bedeuteten: mein Gott, wie verherrlichest du mich! Leiding gab dagegen die oben gedachte Schrift heraus,

8. De Stemme des Bruydegoms ter Middernacht. Eb. 1700, 8.

9. Behemots Nasenring, d. i. die jetzige Theologie gelegt zu den Füßen der Juden. Eb. 1701, 8.

10. Monarchie des kommenden Schilo, durch Anleitung der drey nachfolgenden Figuren. Eb. 1701, 8.

11. Es werde Licht, d. i. kurze Entblößung der unter dem Nahmen Leidings heraus gekommenen Beweisgründe, daß die Worte Christi u. s. f. . . . 8. Da Leiding dagegen heraus gab: Gegenantwort auf die vermeinte kurze Entblößung des unglückseligen Oliger Pauli. Hamburg 1704, 8; so schrieb dieser:

12. Da hastus! Leidings aufgesteckter Pfauenschwanz mit tausend pedantischen Augen wider Oliger Pauli sinkt von sich selbst beschämt danieder u. s. f. . . . 8.

13. Bericht an alle Puissancen von Europa. 1704, 8. S. davon Unsch. Nachr. 1706, S. 663.

52. Paul Felgenhauer,

ein Schwärmer.

Oder vielmehr ein christlicher Pantheist, d. i. ein Theosoph, daher man alle Gräuel dieser After-Theologie und After-Philosophie bey ihm, ihrem ganzen Umfange nach, und in ihrer ganzen groben Ungestalt beysammen findet. So viel Geräusch der Mensch auch zu seiner Zeit machte, und so viele Schriften er auch von Jahr zu Jahr in die Welt fliegen ließ, so sind doch alle Nachrichten von ihm sehr sparsam und mangelhaft *); daher auch ich keine zusammen hangende Lebensbeschreibung von ihm liefern kann. Wer die Gelegenheit hat, alle oder doch viele seiner Schriften durchzusehen, wird

*) Der Jesuit Balbini in Bohemia docta, G. C. Rieger in den alten und neuen Mährischen Brüdern, und Moller in Cimbria litterata kennen ihn so wenig, als Kästner im medicinischen Gel. Lex. und Eloy im Dict. de la Med. Für den Arnold war ein Mensch, wie Felgenhauer, freylich ein seltener Leckerbissen, daher er ihn auch nicht übergangen hat; allein von seinem Leben weiß er doch blut wenig. Das Beste bey ihm ist das Verzeichniß seiner Schriften, ob es gleich bey weitem nicht vollständig ist. Mehrere werden in den Unschuld. Nachrichten angeführet und beurtheilet, und aus diesen Auszügen habe ich auch die meisten der folgenden Umstände zusammen gelesen. Was im Jöcher von ihm vorkommt, ist nicht der Erwähnung werth.

vielleicht glücklicher seyn, weil dergleichen Leute immer gern viel von sich selbst zu sprechen pflegen.

Er war gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zu Putschwitz in Böhmen gebohren, wo sein Vater ein evangelischer Geistlicher war. Er studirte die Theologie zu Wittenberg, und zwar als ein Chur-Sächsischer Stipendiat, versahe auch in der dasigen Schloßkirche die Stelle eines Diaconi, wollte aber den Ruf zum Predigtamte, wegen des damahligen Unwesens, wie er sich ausdrückt, nicht annehmen *). Gewisser ist wohl, daß er schon damahls seinen Kopf voll von theosophischen Grillen hatte, daher er entweder abgewiesen worden, oder selbst vorher gesehen, daß er damit in Sachsen nicht weit kommen werde, und daher die Stelle lieber gar nicht angenommen. Er begab sich daher wieder nach Böhmen, wenigstens hat er seinen Zeitspiegel 1620, zu Liebetitz in Böhmen unterschrieben.

Er trat in diesem Jahre schon als ein vollendeter Schwärmer auf, und zwar in zwey Schriften, in seiner Chronologie, und in seinem Zeitspiegel. In der ersten Schrift suchte er zu behaupten, daß die Welt 265 Jahre länger gestanden habe, als man gewöhnlich annehme, daher Christus im Jahr der Welt 4235 gebohren sey, in welcher Zahl er ein großes Geheimniß fand, weil ein doppelter

*). Er meldet diese Umstände selbst in seinem Examen oder Verantwortung über das Buch Kregelii, S. 25.

Septenarius darin ist. Da nun die Welt nicht länger als 6000 Jahr stehen könne, so habe sie von 1620 an nur noch 145 Jahr für ihre Dauer übrig. Weil aber um der Auserwählten willen diese Tage sollten verkürzet werden, so sey der jüngste Tag sehr nahe. Wie nahe? sey ihm zwar von Gott geoffenbahret worden, aber er wolle es noch bey sich behalten. Als ein ächter Pantheist glaubt er einen Astral-Geist, der den Wiedergebohrnen unterthan seyn müsse, daher es denn gekommen, daß die Propheten und Apostel Zeichen und Wunder thun, und Teufel austreiben können. In dem Zeitspiegel schmähet er die ganze Lutherische Kirche, eifert wider alle academische Gelehrsamkeit, und rühmet sich, daß er durch den Geist Gottes nicht allein das Vergangene und Gegenwärtige, sondern auch das Zukünftige wisse, wie ihm denn unter andern auch das Jahr des Endes der Welt offenbahret sey.

Als die Protestanten in Böhmen um diese Zeit verfolget wurden, so mußte auch er sein Vaterland verlassen, ob ich gleich nicht sagen kann, wohin er sich zunächst gewandt haben mag. Da er sich in der Folge auch mit der Medicin abgab, so könnte es seyn, daß er sich jetzt wieder eine Zeitlang in Wittenberg deshalb aufgehalten, wenn es anders wahrscheinlich wäre, daß ein Mensch, der alle Universitäten für Babel erklärte, und alle Wissenschaft von der Eingebung und Offenbahrung erwartete, eine Universität sollte beziehen können. Gewiß ist, daß er sich 1623 in Amsterdam befand, wohin

sich damahls mehrere von den aus Böhmen und Mähren vertriebenen Protestanten flüchteten. Er liess daselbst eine Menge schwärmerische Schriften drucken, ob ich gleich nicht sagen kann, wie lange er sich daselbst aufgehalten

Indessen fuhr er ununterbrochen fort, durch eine Menge fliegender Schriften Schwärmerey und Aberglauben zu verbreiten, und dabey die herrschende Kirche, die ihm nichts anders als ein gottloses Babel war, auf die ungesittetste Art zu schmähen. Besonders kramte er seine Träume von dem tausendjährigen Reiche, und von dem nahe bevorstehenden Ende der Welt, mündlich und schriftlich mit dem größten Ungestüm aus. Da Deutschland damahls voll von Schwärmern aller Art war, und die Zeiten des dreyßigjährigen Krieges sehr geschickt waren, die bereits durch äußere Drangsale beunruhigten Gemüther durch dergleichen Schreckbilder noch mehr zu verwirren, so machten dergleichen Ausstreuungen unter Menschen aller Art damahls mehr Eindruck, als in glücklichern Zeiten würde geschehen seyn, daher viele Theologen es sich zur Pflicht machten, dergleichen Schwärmer zu widerlegen. Wider Felgenhauern schrieb besonders George Rost, Hofprediger und Kirchenrath zu Güstrow, sein Heldenbuch vom Rosengarten, oder Bericht von den neuen Propheten, Rosenkreutzern, Chiliasten und Enthusiasten. Ferner schrieben wider ihn Wilhelm Hein, Matth. Kregel und Johann Rüdecker, denen er auf die ungesittetste Art antwortete, und in Behauptung

seiner Träume weder Ziel noch Maas beobachtete. Die menschliche Natur Christi nannte er einen Baal und Götzen, das Thier aus der Offenbahrung, die Hure Babel, und den Antichrist selbst. Gott schrieb er von Ewigkeit einen Leib zu, der dem menschlichen Leibe ähnlich sey; der Mensch habe dreyerley Geist, den göttlichen, den Geist des Gemüths aus der Englischen Welt, und den elementarischen Geist aus dieser Welt. Der göttliche Geist wohne im Haupte und äußere sich in der Nase, die Seele im Blute. Nach dem Tode komme nur der göttliche Geist in das Paradies, der englische komme in die Kammern der Gerechten, wo er nach tausend Freudenjahren vergehe, der elementarische aber vergehe gleich bey dem Tode. Der göttliche Geist sey ein Theil Gottes, daher der Mensch ein irdischer Gott und wahrer Gottmensch sey, und was dergleichen verrückte Träume mehr waren.

Da viele seiner Schriften zu Amsterdam bey dem Buchhändler Janson gedruckt wurden, und dieser sie durch ganz Deutschland vertrödeln ließ, so verursachten sie unter dem gemeinen Volke tausend Unruhen und Spaltungen. Zum Beyspiel dienet das, was von 1632 an deswegen in und um Lübeck vorging *). Der gedachte Janson schickte unter andern auch viele Exemplare von Felgenhauers Geheimniß vom Tempel des Herrn, Prodromo Evangelii æterni, und andern Schriften, nach Lübeck

*) S. Casp. Heinr. Starkens Lübeckische Kirchen-Historie, S. 790. f.

und ließ sie durch einen seiner Leute verkaufen. Der gemeine Haufe fiel so begierig darauf, daß in kurzem alle Exemplare verkauft, und die meisten Köpfe verwirret waren. Es hieß, in diesen Büchern steckten mehr Geheimnisse, als die buchstäblichen Pfaffen (die Lutherischen Geistlichen) verständen. Andere, die glimpflicher urtheilten, fiengen doch an zu zweifeln, ob sie bisher in der rechten Lehre unterrichtet worden. Da nun hieraus allerhand gefährliche Unruhen zu befürchten waren, und in den benachbarten Orten ähnliche Bewegungen entstanden, so schrieben die Geistlichen der drey Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg, nicht nur gemeinschaftlich an das Ministerium nach Amsterdam, und bathen, der Ausstreuung solcher Schriften Einhalt zu thun, sondern hielten auch einen Convent zu Mölln, auf welchem sie beschlossen, das Volk vor solchen Schwärmern zu warnen, ihnen durch Hülfe der Obrigkeit entgegen zu arbeiten, und die Ausstreuung ihrer Schriften zu hindern. Nicol. Hunnius gab auch im folgenden Jahre im Nahmen der Lübeckschen Geistlichkeit einen ausführlichen Bericht von der neuen Propheten, die sich Erleuchtete, Gottesgelehrte, und Theosophos nennen, Religion Lehr und Glauben, heraus, welchem Felgenhauer 1636 eine gründliche Verantwortung entgegen setzte, welche er durch einen schwärmerischen Arzt, Christoph Wiesener, den beyden Licenciaten Müller und Grav einhändigen ließ, der aber nie gedruckt worden.

Ich finde nicht angemerket, was das Ministerium zu Amsterdam den Geistlichen der drey Städte geantwortet, kann also auch nicht sagen, ob er seiner Schriften wegen daselbst ist angefochten worden. Indessen scheinet es, daß er sich jetzt von Amsterdam weggewandt, und eine Zeitlang in Niedersachsen herum geirret, bis er sich zu Bederkesa bey Bremen niederließ, wo er sich, seinem eigenen Geständnisse nach, siebzehn Jahr aufgehalten hat.

Keine Secte ist intoleranter, oder sucht ihre Meinungen mit mehrerer Heftigkeit zu verbreiten, als die Secte der Schwärmer, daher fuhr auch Felgenhauer unermüdet fort, seine Meinungen, besonders von dem tausendjährigen Reiche, und wider die menschliche Natur Christi zu verbreiten. Der letztern zu gefallen schrieb er 1635 sein Büchlein Adam, und seine Apologiam Christianam, worin er zugleich die ungezogensten Schmähungen wider die herrschenden Kirchen ausstieß. Von 1635 bis 1649 kenne ich keine gedruckte Schrift von ihm, daher es scheinet, daß er sich diese Zeit über zu Bederkesa ruhig verhielt, aus Furcht, auch hier wieder vertrieben zu werden. Allein, weil er dessen ungeachtet seine Schwärmerey wenigstens mündlich zu verbreiten suchte, heimliche Versammlungen hielt, worin einer dem andern das Abendmahl in ungesäuerten Kuchen und rothem Weine reichte, auch heimliche Kindertaufen verrichtete, so wollte das Ministerium zu Bremen ihn auch hier

nicht länger dulden, sondern er ward genöthiget, sich wieder von hier weg zu begeben.

Es scheinet solches 1649 geschehen zu seyn, und allem Ansehen nach hat er sich wieder nach Holland gewandt, denn in seiner Revelatione Paralogismorum Socinianorum versichert er, daß er zwey mahl mit Adam Boreel zu Amsterdam colloquiret habe, wenn anders dieß nicht während seines ersten Aufenthaltes geschehen.

Von 1650 an gab er wieder eine Menge von Schriften heraus, in welchen er sich oft selbst übertraf. In der Rede von der wahren Menschheit, 1650, vertheidiget er wieder seine Meinung von dem himmlischen Leibe Christi, und von dem Leibe Gottes überhaupt, der dem menschlichen ähnlich sey. In der Rede von dem heiligen Abendmahl von eben dem Jahre verwirft er das Abendmahl der christlichen Kirchen, und behauptet, daß Luthers wahre Uebersetzung von dem neuen Testamente zu Worms 1529 gedruckt sey, dagegen die unter seinem Nahmen gewöhnlich gangbare von einem Bürger zu Leipzig gemacht sey; welche Fabel Arnold wieder aufwärmte, ob sie gleich auf einer bloßen Verwechselung der Wormser und Zürcher Bibel mit Lutheri Uebersetzung beruhet, wie Joh. Diekmann in der Vorrede zur Stadischen Bibel von 1702 bewiesen hat. 1651 erschien sein Mysterium magnum, worin er wieder seine Träume von dem Leibe Christi vortrug; anderer Schriften zu geschweigen.

Bey diesen Umständen und den großen Ungezogenheiten, womit er die Geistlichen und alle die,

welche nicht so dachten und träumten, wie er, angriff, war es denn wohl kein Wunder, daß er nirgends einige Sicherheit hoffen durfte. Er hatte sich, entweder von Amsterdam, oder unmittelbar von Bederkesa nach Suhlingen in der Grafschaft Hoya gewandt. Weil er hier seinen Unfug fortsetzte, sich eine Gemeinde anzuwerben suchte, das Abendmahl nach seiner Art austheilte, und Kinder taufte, so ward er auf Befehl der Regierungen zu Zelle und Hannover den 17 Sept. 1657 daselbst in Verhaft genommen, von dem dasigen Superintendenten, Joh. Rüdecker, der schon vorher viel mit ihm zu thun hatte, befragt, und da er hartnäckig bey seinen Meinungen verharrete, in dem Amthause zu Sycke gefangen gesetzt. Man versuchte hier alle gütliche Mittel, ihn von seiner Thorheit zu überzeugen, daher dreyen Superintendenten aufgetragen wurde, sich mit ihm zu unterreden. Da ein Schwärmer schwer zu überzeugen ist, so blieb auch er bey seinen Träumen. Er übergab der Commission sein Glaubensbekenntniß, welches das Jahr darauf gedruckt worden, und worin er alle vorher einzeln ausgestreute Träume zusammen faßte. Er wollte von keiner Dreyeinigkeit etwas wissen, sondern glaubte nur einen einigen Gott, welcher die Nahmen Vater, Sohn und heiliger Geist führe, und in Christo zu finden sey, der zwar wahrer Gott, aber nicht wahrer Mensch sey. Der Mensch habe drey wesentliche Theile, Leib, Seele und Geist, wovon der Geist ein Theil des göttlichen Wesens sey u. s. f. Aus eben diesem Verhafte schrieb er auch seine Pas-

sions-Schule, in welcher er seine göttliche Sendung mit seinem gegenwärtigen Leiden beweiset, und eine gehabte Offenbahrung erzählet, und da er vielleicht glaubte, daß er hier Zeit Lebens werde müssen gefangen sitzen, so schrieb er auch fünf Valetbriefe an seine Frau und Kinder und nahm von ihnen Abschied.

Allein so gut ward es ihm nicht, und man muß ihn doch endlich wieder entlassen haben, denn 1659 befand er sich zu Hamburg, wo er seine Sermones über die Sonntags-Evangelia schrieb, die aber nie gedruckt worden. Er bleibt sich auch hier getreu, behauptet als ein ächter Pantheist, daß alles voll Geister sey, daß die natürliche Magie durch elementarische Geister geschehe, daß die eine Seele in dem Menschen ein Theil Gottes sey, daß auch die Thierseelen zu dem göttlichen Wesen gehörten, daher Christus auch das Vieh erlöset habe, die Lehre von Christi menschlicher Natur sey eine verfluchte Fabel, eine Teufelslehre, der Christus der christlichen Kirchen sey der Sohn der verfluchten Hure, der Babylonische Coloß von zwey Naturen, der stinkende und geile Ziegenbock, der Teufel der sich anbethen läßt *) u. s. f.

Es kamen in den Jahren 1659 und 1660 noch ein paar Schriften von ihm heraus, wenigstens der Aufschrift nach, aber nach dieser Zeit höret man

*) S. davon die Unsch. Nachr. 1705, S. 20 f.

nichts weiter von ihm, daher ich nicht sagen kann, wenn oder wo er gestorben ist.

Er hatte sich sehr frühe, und vermuthlich noch in Böhmen oder Sachsen verheirathet, und seine Frau befand sich 1658 noch am Leben. Aus den in diesem Jahre geschriebenen Valet-Briefen erhellet, daß er damahls vier Kinder hatte, eine Tochter Nahmens Jerusalem, welche die älteste war, und drey Söhne, Paul George, Adam Benedict, und Daniel; allein ich habs nicht gefunden, was aus ihnen geworden ist.

Ich habe seine vornehmsten Träume schon im vorigen beyläufig mit angemerket, ich wiederhole daher nur, daß er ein erklärter Pantheist, und zwar von der Cabbalistischen Art war. Als ein solcher ist ihm alles Gott, indem Gott alle Dinge räumlich und wesentlich erfüllet. Alles bestehet in drey Welten, deren eine immer subtiler und geistiger ist, als die andere; die oberste und subtilste Welt ist die göttliche, die Tiefe Gottes, die zweyte die englische oder seelische, und die dritte die leibliche. Doch machen alle drey nur eine aus, und was in der einen ist, befindet sich entweder feiner oder gröber auch in der andern. Folglich giebt es ein göttliches, englisches und leibliches Wasser, Feuer u. s. f. Die oberste oder göttliche Welt ist das Wesen, die Idee, nach welcher die andern als Schatten gebildet worden. Daher ist Gott der rechte wesentliche Mensch, besonders so wie er sich in Christo dargestellet hat, und der Mensch ist sein

Bild oder Abglanz. Die Dreyeinigkeit ist eine bloße dreyfache Bezeugung Gottes. Gott hat einen wahrhaften von einander unterschiedenen Leib und Geist, folglich auch Fleisch und Blut, aber nach Art der göttlichen Welt, daher ist er auch dem Leibe nach sterblich. Christus, der einige Gott, habe keinen irdischen Leib, sondern nur die Gestalt desselben gehabt, doch ist er für uns gestorben. Alle Dinge bestehen aus drey Theilen, dem Leibe, der Seele und dem Geiste aus Gott, folglich haben auch alle Körper Leben, Empfindung und Denkkraft. So wie alles dreyfach ist, so gibt es auch dreyerley Geister, mit welchen alles angefüllet ist, göttliche, englische, welche wieder entweder gut oder böse sind, und natürliche oder elementarische. Das Böse in der Welt sey etwas Arsenicalisches, aber in dem tausendjährigen Reiche werde es vertilget werden, selbst in den Thieren, weil sie gleichfalls erlöset worden. In dem Menschen stecke das Böse in der Galle, diese sey durch den Fall in ihn gekommen, aber im tausendjährigen Reiche werde er sie verliehren. Durch die elementarischen Geister könne man Wunder thun. Von ihnen rührten auch alle Krankheiten in dem Menschen her. Unter allen diesen und andern ähnlichen Lehren lag ihm die am meisten am Herzen, daß Christus nur eine einige Natur habe, welcher zu gefallen er auch seine meisten Schriften ausarbeitete.

Ich kann von diesen folgende nahmhaft machen, zweifele aber, daß sie mir alle bekannt geworden. Ich bemerke noch vorläufig, daß er sich in den

meisten nur Paulum von der Gnade Gottes, in manchen auch gar nicht nennet. Es sind folgende:

1. Chronologia oder Wirkung von den Jahren der Welt. Ohne Ort, 1620, drey Bogen in 4. Seine erste Schrift, indem er sich in der folgenden darauf beruft. S. Unsch. Nachr. 1716, S. 405.

2. Speculum temporis, Zeitspiegel, darinne neben Ermahnung aller Welt wird vor Augen gestellet, was vor eine Zeit jetzt sey unter allerley Ständen. Durch Gottes Gnade und Antrieb des heil. Geistes geschrieben, durch Paulum Felgenhauern, Putschwizens. Bohem. Theosoph. Ohne Ort, 1620, 4, acht Bogen in 4. S. davon Unsch. Nachr. 1717, S. 47; ingleichen 1723, S. 9. f.

3. Apologeticus contra invectivas aeruginosas Rostii oder kurze Verantwortung auf das Heldenbuch 1622, 4. Gegen Ge. Rosts Heldenbuch vom Rosengarten oder gründlichen Bericht von den neuen Propheten u. s. f.

4. Examen Theologiæ Rostianæ, in deutscher Sprache.

5. Dis-Examen vel Examen Examinis oder bescheidene Antwort auf das Rostische Examen Vexamen. Wahrenburg, 1623, 4. Wogegen Rost heraus gab: Ἀντιπαρεξιάν ad Dis-Examen vexamen Felgenhauerianum & ad Felgenhaueri examen Theologiæ Rostianæ. Rostock, 1624 4.

6. Chri-

6. Christianus Christianorum oder einfältig Christenthum in sieben Fragen vorgestellt. 1627, 1629, und 1630 in 4.

7. Prodromus Evangelii æterni s. Chilias sancta. Vortrab des ewigen Evangelii, in welchem aus heil. göttlicher Schrift erwiesen werden, die heil. tausend Jahr des Sabbaths und Ruhe des Volks Gottes, im Reich Christi neben einer allgemeinen Bekehrung aller Juden u. s. f. (Amsterdam). in 4.

8. Christianus simplex, oder einfältige Betrachtung der Wissenschaft unsers christlichen Glaubens und Christenthums. (Amsterdam) Beyder geschiehet in Starkens Lübek. Kirchen-Hist. S. 791 Meldung mit dem Beysatze, daß sie zwischen 1624 und 1631 zu Amsterdam bey Janson gedruckt worden.

9. Aurora Sapientiæ oder Morgenröthe der Weisheit, 1628, 12; welche man aber mit Jac. Böhmens ähnlichen Schrift nicht verwechseln muß.

10. Das Geheimniß vom Tempel des Herrn, in seinem Vorhof, Heiligen und Allerheiligsten, in drey unterschiednen Theilen offenbahret in diesem Büchlein zum wahren Erkenntniß des großen Geheimniß Gottes, Christi und seines Geistes. (Amsterdam), 1630, 1631, drey Theile in 12. S. davon Starks Lübek. Kirchen-Historie. S. 790 f.

11. Spiegel der Weisheit und der Wahrheit, allen Menschen in der ganzen Welt fürgestellt, als Christen, Jüden, Türken und Heiden u. s. f. (Amsterdam), 1632, 12. Es soll auch in Lateinischer Sprache zu Amsterdam, 1656, 12, heraus gekommen seyn.

12. Sendbrief an die Hirten und an die Schafe unter allerley Secten in dreyerley Fragen, 1. ob einer auch ein Christ seyn könne, und selig werden, wenn er nicht Katholisch, Lutherisch, Calvinisch, Photinianisch, Wiedertäuferisch und dergleichen ein Sectirer ist. 2. Ob auch diese, welche von einer sectirischen Religion zur andern übertreten, nach der Sectirer Meinung verdammt seyn. 3. Obs auch Recht sey, daß man die Gewissen forsche und beherrsche, und ob man die Gewissen soll frey lassen. 1632, 12.

13. Monarchen-Spiegel von dreyerley Reich, 1. vom Reich des Teufels, des Tiers, und der Tyrannen in dieser Welt. 2. Vom Reich Christi und seiner Heiligen in der zukünftigen Welt. 3. Vom Reich Gottes und seiner Gläubigen in dieser Welt, 1633, 12.

14. Apologia Christiana im Puncto von der Person Christi. (1634), 20 Bogen in 12. S. Unsch. Nachrichten, 1706, S. 615.

15. Büchlein Adam, das ist, Offenbahrung des Menschen. 1635, neun Bogen in 12. S. Unsch. Nachr. 1706, S. 72.

16. Harmonia Sapientiæ. Einigkeit der Weisheit, 1649.

17. Sphæra Sapientiæ in ostio aperta, die Sphär oder Cirkel der Weisheit in einer offnen Thür; in welcher die bisher verborgenen Geheimnisse entdeckt und offenbahret werden, sowohl in der heil. Schrift, als in der Natur in der wahren Theologia und Philosophia, nach der heimlich verborgenen Weisheit und Theosophia. 1650, 12; wieder aufgelegt, Frankfurt und Leipzig, 1753, 8; welches oft mit Jacob Böhms offenen Pforte aller Heimlichkeiten verwechselt worden. S. Hamburg. Berichte, 1753, S. 771, und Dunkels Nachrichten, B. 2, S. 610.

18. Theanthropologia eine Rede von der wahren Menschheit. 1650, sieben Bogen in 12. S. Unsch. Nachr. 1711, S. 39.

19. Rede oder Schrift vom heiligen Abendmahl. Amsterdam, 1650, zwölf und einen halben Bog. in 12. S. Unsch. Nachr. 1712, S. 228.

20. Tauf-Spiegel, von der Taufe und ihrem Geheimniß 1651, 12.

21. Mysterium magnum vom großen Geheimniß Christi und seiner Gemeine. 1651, 12.

22. Perspicillum bellicum; Kriegs-Perspectiv. 1652, 12.

23. Informatorium catecheticum, oder Unterweisung des Glaubens zur Seeligkeit 1652, vier Bogen in 12. Unsch. Nachr. 1712, S.

376. Nach dem Arnold ist es bereits 1643 heraus gekommen.

24. Kinder-Postill. 1652, zwey Bogen in 12. Sind Reime über die Evangelia, nebst etlichen Gebethen. Unsch. Nachr. 1712, S. 437.

25. Examen oder Verantwortung über das Buch M. Kregelii. 1653, zwölf Bogen in 12. Gegen Matth. Kregels Widerlegung der falschen Lehr und Lästerung Paul Felgenhauers. Unsch. Nachr. 1711, S. 409.

26. Lucerna Sapientiæ an die Photinianer, 1654, 12.

27. Erinnerung vom Abendmahl des Herrn, in Frag und Antwort gestellt. 1654, ein Bogen in 12. Unsch. Nachr. 1709, S. 333.

28. Phares oder Scheidung, Gerichte und Spiegel an die von Loodicäa in allen menschlichen Secten. 1654, neun Bogen in 12. S. Unsch. Nachr. 1711, S. 423.

29. Harmony des Glaubens, wie und auf welche Weise alle Menschen, beydes Christen, Juden, Türken und Heiden — zu einerley Glauben — gelangen können. Amsterdam, 1654, neun Bogen in 12. S. Unsch. Nachr. 1714, S. 410.

30. Sendbrief an alle Gottseligen. 1655, drey Bogen in 12. S. Unsch. Nach. 1712, S. 49.

31. Bonum nuntium Israelis, in deutscher Sprache. Amsterdam, 1655, 12.

32. Palma fidei & veritatis in cruce Christi ad salutem, Palmbaum des Glaubens und der Wahrheit, allen denen zum Trost, die um des rechten Glaubens willen an Gott und seinen Sohn verfolgt werden. 1656, zehn Bogen in 12; wider Joh. Wernern und die Bremischen Theologen. Unsch. Nachr. 1711, S. 170.

33. Ecclesia catholica d. i. Information und Gewißheit von der katholischen christlichen Kirchen und rechten Glauben. 1656, drey Bogen in 12, Unsch. Nachr. 1711, S. 200.

34. Probatorium theologicum, darin die Lehr aller Menschen-Secten, die an der Person unsers Herrn Jesu Christi eine Creatur statuiren, vorgestellet wird. 1656, drey Bogen in 12. Unsch. Nachr. 1712, S. 437.

35. Refutatio Paralogismorum Socinianorum, gründliche Widerlegung der betrüglichen Reden und Schriften der Photinianer. Amsterdam, 1656, acht Bogen in 12. Unsch. Nach. 1712, S. 961.

36. Postillon oder neuer Kalender uud Prognosticon astrologico-propheticum gestellet auf die ganze Welt und alle Creaturen. 1656, 12.

37. Schola Passionis, Passions-Schule, 1658, acht Bogen in 12. Unsch. Nachr. 1712, S. 579.

38. Confessio und Glaubens-Bekenntniß in drey Puncten, 1658. zwey Bogen in 12. Unsch. Nachr. 1708, S. 793.

39. Valet-Briefe, 1658, vier Bogen in 12. auch bey der Passions-Schutz. Unsch. Nachr. 1711, S. 200.

40. Novum lumen fidei & religionis, welches der wahre seligmachende Glaube, und die rechte Religion sey, 1659, 12.

41. Neues theologisches Licht über die Confession und Glaubensbekenntniß Pauli Felgenhauers, 12.

42. Anti-Præadamita, in deutscher Sprache, Amsterdam, 1659, 12.

43. Calixtinischer Papagey-Glauben. Würzburg, (sic) 1659, 12.

44. Nova Cosmographia & dimensio Circuli, in deutscher Sprache, 1660, 12; worin er eine neue Art, die Erde durch ein Dreyeck auszumessen wollte gefunden haben, nach welcher das Paradies auf der Spitze der Erde, die Hölle in der Basi, und die Sündfluth über die Breite gewesen seyn sollte. Unsch. Nachr. 1705. S. 271

45. Anthora d. i. Giftheil oder Beschreibung des Gifts der Pestilenz.... Leipzig, 1677, 12; Frankfurt und Amsterdam, 1677, 12; eb. 1680. 12, habe ich ihm auch irgendwo beygelegt gefunden.

46. Außer dem sind viele seiner Schriften ungedruckt geblieben, von welchen er in dem Postillion mehrere angiebt. Der Sermonum ist schon oben gedacht worden.

---

53. David Beuther,

ein Goldkoch *).

Beuther stehet bey vielen Söhnen der goldnen Kunst in einem großen Ansehen, weil er den Stein der Weisen wirklich besessen, an dem Hofe Churfürst Augusti vieles Gold gemacht, und dadurch die großen Reichthümer dieses Herrn verursacht haben soll. Kunkel selbst, dem ich hier vornehmlich folge, glaubt, daß er etwas vorzügliches leisten können, und scheinet nur seine Hartnäckigkeit zu tadeln, daß er sich lieber selbst vergeben, als das Geheimniß seinem rechtmäßigen Herrn offenbahren wollen. Indessen giebt er doch Umstände genug an die Hand, woraus ein jeder, der mit dem

*) Kunkel im Collegio physico-experiment. oder Lab. chymico, S. 568 f. Der ungenannte Verfasser des Beytrages zur Geschichte der höhern Chemie, (Leipzig, 1785), hat sie ihm S. 240 und 247 nacherzählt, aber in einer verunglückten Ironie, in welchem seltsamen, und für die wahre Geschichte ganz unschicklichen Tone das ganze Buch geschrieben ist, so daß man nicht weiß, was Wahrheit oder Spott seyn soll.

Kunstgriffen der gewöhnlichen Adepten nur ein wenig bekannt ist, auf die augenscheinlichste Art überzeugt wird, daß Beuther weiter nichts als ein plumper Betrieger war, der die Gutmüthigkeit des Churfürsten auf die unverantwortlichste Art zu hintergehen wußte, und als er endlich kein Mittel mehr sahe, die Entdeckung seiner Schelmereyen zu verhindern, Hand an sich selbst legte, um sich dadurch der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.

Churfürst August, ein Herr von vorzüglichen Verdiensten, so wohl um den Staat, als die Wissenschaften, hatte diesen Menschen erziehen, ihn auf seine Kosten die Probierkunst erlernen lassen, und ihn hernach zum Münz-Wardein an der Münze zu Annaberg ernannt. Anstatt die Gnade seines Herrn durch Eifer und Treue in seinem Dienste zu erwiedern, legte er sich auf die liederliche Seite, vernachlässigte das ihm aufgetragene Geschäft und griff, wie nicht undeutlich erhellet, churfürstliche Gelder oder doch Effecten an. Da das noch nicht hinreichend seyn mochte, seine Ausschweifungen zu befriedigen, so ersann er ein anderes Mittel, und gab sich für einen Besitzer des Steines der Weisen aus, und da er ein wenig von der Chymie verstand, so war es ihm nicht schwer, ganz Unwissende zu hintergehen und unter diesem Vorwande ansehnliche Geldsummen von ihnen heraus zu locken.

Um es desto glaublicher zu machen, wie er als ein ausschweifender liederlicher Mensch zu dem

Besitze eines Geheimnisses gekommen, dessen nach der Tradition der Kunst, nur auserwählte Kinder Gottes gewürdiget werden, ersann er eine Geschichte, welche für die damahligen Zeiten und für sein Publikum Wahrscheinlichkeit genug hatte. Die churfürstliche Münze befand sich zu Annaberg in den Gebäuden eines ehemahligen Klosters. Beuther sahe einmahl in seinem Zimmer an der Wand an einer Stelle, wo der Kalk abgefallen war, einen Faden heraus hangen. Als er an demselben zog, lösete sich ein Stück Kalk ab, und er ward einen viereckten Stein gewahr. Vermuthlich ließ der Stein durch seine Gestalt etwas außerordentliches hoffen, denn ein viereckter Stein in einer Mauer ist sonst eben so wenig etwas besonders, als ein Faden, der von ohngefehr mit in den Kalk kommt. Genug, er hob den Stein aus, und fand in demselben drey Chymische Prozesse, welche er nachmahls die drey Feuerkünste nannte. Der erste lehrte, wie man mit zwey Loth eines sogenannten schwarzen Schwefels aus einem Pfund Eisen in gemeinem Wasser in wenig Stunden 28 Loth fein Kupfer machen, dieses Kupfer hernach in einem gewissen Wasser auflösen, und durch einen Niederschlag in vier Wochen zu feinem Golde machen könne. Nach dem zweyten sollte Zinn und Quecksilber vermittelst eines gewissen Niederschlages in Silber verwandelt werden, und vermöge des dritten konnte man den König des Eisen-Spießglases vermittelst eines gewissen Eisen- und Silber-Safranes zu Silber und Gold machen.

Nachdem er seine Rolle auf diese Art vorbereitet, und durch Hülfe seiner metallurgischen Kenntnisse so gut, als ihm möglich war, aufgestutzt hatte, fing er an, den erklärten Goldmacher zu spielen, seine Prozesse der Leichtgläubigkeit theuer zu verkaufen *), und andere um das Geld zu schneutzen, unter dem Vorwande, zu ihrem Besten zu laboriren, wobey er denn seinen Ausschweifungen auf anderer Kosten ununterbrochen nachhing.

Unter andern zog er durch diese Vorspiegelung 12 junge Leute an sich, welche noch unter der Gewalt ihrer Aeltern standen, und von welchen der eine Oertel, der andere aber Heidler hieß. Diese wußte er durch die Hofnung großer Reichthümer ganz auf seine Seite zu ziehen, und sie zu verführen, alles Geld, welches sie zusammen bringen konnten, ihm zuzutragen, wofür er sie in der goldnen Kunst einweihen wollte. Nachdem er sie auf diese Art zu einem gleichen liederlichen Leben verführet, und sie zugleich um alles das Ihrige gebracht

*) Bened. Nicol. Peträus erzählet in seiner Vorrede vor Basilii Valentini Schriften (Hamburg, 1717, 8), er habe einen solchen Prozeß in der Handschrift gesehen, welchen der ehemahlige Besitzer diese Worte beygeschrieben hatte: „Vor diese zwey „Processe Mercurii und Jovis habe ich dem David „Beuther 800 Thaler baar Geld, so ich mit seiner „Handschrift beweisen kann, gegeben, womit er „mir hoch geschworen, daß ich es also und nicht „anders finden werde. 1608.“ Die Jahrzahl bezeichnet ohne Zweifel die Zeit, wenn diese Anmerkung geschrieben worden; denn aus dem Kunkel erhellet daß Beuther unter dem Churfürsten August gelebet, welcher 1586 starb.

hatte, sie aber immer kein Gold machen lernten, so wurden sie endlich des Dinges überdrüssig, und verklagten ihn bey dem Churfürsten. Ohne Zweifel wurden bey dieser Gelegenheit seine Sachen ein wenig genauer untersucht, und da man allerley Veruntreuungen und Unterschleife bey der Münze zu Annaberg entdeckte, so ward er in Verhaft genommen und nach Dresden gebracht. Vermuthlich wäre er schon jetzt als ein untreuer Diener bestraft worden, wenn er sich nicht mit dem Vorgeben, daß er wirklich Gold machen könne, gerettet hätte, daher der Churfürst den Ausspruch that, daß Beuther den mit ihnen geschlossenen Vertrag erfüllen, und ihnen das Geheimniß vollkommen eröfnen, sie aber gehalten seyn sollten, in Dresden zu bleiben, daselbst zu laboriren, dem Churfürsten den gewöhnlichen Zehnten entrichten, das gemachte Gold und Silber aber für einen gewissen Preis in die Münze liefern sollten. Zugleich sollte Beuther alle seine Geheimnisse dem Churfürsten entdecken, und auf dessen Kosten zugleich für ihn laboriren, unter welcher Bedingung ihm die verdiente Strafe für seinen Meineid und seine Veruntreuungen erlassen seyn sollte. Es scheinet dieses um 1580 geschehen zu seyn.

In unsern Tagen würde ein solches Urtheil sonderbar scheinen; allein, wenn man die Umstände der Zeit erwäget, so läßt es sich nicht allein sehr entschuldigen, sondern es zeigt auch die Gerechtigkeit des weisen Churfürsten in dem schönsten Lichte.

Zu der damahligen Zeit befand sich die Chymie, so wie die ganze Naturkunde, noch in ihrer Kindheit; man kannte die wahren Kräfte der natürlichen Körper noch nicht, sondern mußte erst durch tausend mißlungene Versuche auf dieselben geleitet werden. Und konnte ein großer Robert Boyle hundert Jahre hernach die Verwandlung der Metalle noch für möglich halten, und große Kosten darauf verwenden, so kann man diesen Irrthum wohl einem Churfürsten des 16 Jahrhundertes vergeben, der dabey zugleich einen seltenen Beweis seiner Mäßigung ablegte, daß er das Geheimniß nicht für sich allein behalten, sondern es mit denen theilen wollte, welche vermöge ihres Contractes mit Beuthern rechtmäßige frühere Ansprüche darauf hatten.

Beuther blieb indessen in Verhaft, bis er den Anfang mit der Erfüllung seines Versprechens würde gemacht haben, wozu er sich, wie es scheinet, durch einen förmlichen Eid anheischig gemacht, und in demselben zugleich die Richtigkeit seiner Prozesse bestätiget hatte; allein er zeigte sich immer mehr, als einen entschlossenen Betrieger. Er machte in Gegenwart des Churfürsten wirklich Gold, allein in seiner Abwesenheit mochte derselbe oder ein anderer den Prozeß so oft nachmachen, als er wollte, so erfolgte kein Gold. Jetzt ist der plumpe Handgriff solcher Betrieger, vermittelst dessen sie unvermerkt niedergeschlagenes Gold in den Schmelztiegel zu bringen wissen, welches sie hernach für ein Product ihrer Kunst ausgeben, bekannt genug; allein

damahls war man noch nicht so gewitziget, daher es kein Wunder war, daß der Churfürst es für ächt hielt, und sich blos über die Hartnäckigkeit des Menschen beschwerte, der seine Geheimnisse nicht offenbahren wollte, da er doch kein anderes Geheimniß hatte, als den plumpen Handgriff, der ihn aber sogleich in seiner wahren Gestalt, das ist, als einen Betrieger, würde dargestellt haben. Er konnte es auch leicht selbst vermuthen, daß seine Ausflüchte nicht lange mehr Stich halten würden, daher suchte er mit der Flucht zu entkommen, und sich in England ein kurzsichtigeres Publikum zu suchen; allein die Sache ward verrathen, und er ward in ein engeres Gefängniß gebracht.

Da der Churfürst keine Hoffnung mehr hatte, diesen, wie er glaubte, verstockten Menschen zum Bekenntnisse zu bringen, so überließ er ihn der Gerechtigkeit, und zum Unglücke hatte Beuther derselben nur zu viele Blößen gegeben. Nachdem der Prozeß in Dresden wider ihn instruiret war, wurden die Acten an den Schöppenstuhl zu Leipzig zum Spruche versandt, und da fiel denn das Urtheil dahin aus, daß er in Ansehung der verschwiegenen Prozesse peinlich befragt, und wegen seiner Veruntreuung churfürstlicher Gelder zur Staupe geschlagen werden sollte. Zugleich sollten ihm seines Meineides wegen beyde Finger abgehauen werden, und er alsdann mit ewiger Gefängniß bestraft werden.

Nun stand dem Betrieger das Messer an der Kehle; allein sein Glück war, daß er einen gütigen

Churfürsten hatte, der dabey immer noch den Irrthum hegte, daß Beuther mehr wisse, als er wirklich wußte. Das Urtheil ward ihm den Sonnabend vorgelesen, und der Churfürst hatte mit eigener Hand darunter geschrieben: „Beuther gib „mir wieder, was mir von Gott und Rechtswegen „zukommt, sonsten muß ich auf den Montag mit „dir etwas vornehmen, dessen ich gerne wollte überhoben seyn." Und an dem Rande: „Ich bitte „dich, laß es nicht dazu kommen. Ich weiß wohl, „daß ich es machen kann, wenn du dabey bist, ich „will es aber auch können, wenn du nicht dabey „bist." Aus den letzten Ausdrücken erhellet, daß Beuther kein andres Gold gemacht, als was schon vorher Gold war, welches er nur auf eine geschickte Art in den Schmelztiegel zu bringen wußte. Kunkel erzählet diese ganze Geschichte aus den Acten des churfürstlichen Laboratorii zu Dresden, dem er hundert Jahre darauf selbst vorstand.

Beuther hatte zugleich einen Freund an dem damahligen geheimen Secretär des Churfürsten, der seinen Herrn schriftlich bath, es mit dem armen Menschen nicht auf das äußerste kommen zu lassen, damit er nicht etwa in der Verzweifelung Hand an sich selbst legen möchte. Bey diesen ihm so günstigen Umständen fiel es ihm nicht schwer, einen neuen Rank zu erdenken, der, so plump er auch war, bey den damahligen allgemeinen Vorurtheilen dennoch seine Wirkung that. Er schrieb an den Churfürsten, bereuete seine bisherige Halsstarrigkeit, bat

um Gnade, und erboth sich endlich, alles zu offenbahren, was er nur wisse. Der Churfürst war froh, daß er nur ein Mittel vor sich sahe, einer ihm so unangenehmen Execution überhoben zu seyn, und bewilligte dem Unhold alles. Dieser überlieferte nunmehr dem Churfürsten einen neuen und von den vorigen ganz verschiedenen Prozeß, als sein ganzes Geheimniß, und bestätigte die Wahrheit desselben mit einem neuen Meineide.

Damit man den unwissenden und tollkühnen Betrieger ganz kennen lerne, will ich den Proceß hier hersetzen, so wie Kunkel ihn aus den Original-Acten abgeschrieben hat. Er ging, wie es in der Kunstsprache heißt, aus dem Arsenik; allein es muß Arsenik seyn, der aus einerley Erz geschmelzet worden. Hat man den nicht, so kann man andern auf die Art vorbereiten, daß man neunerley Arten Arsenik in einem eisernen Topfe in einem Cirkel-Feuer vereiniget, und in eine einzige Masse bringet, der denn so brauchbar ist, als wenn er aus einerley Erz gemacht worden. Dieser Arsenik muß nun 9 mahl aufgetrieben werden, so, daß er neun Schüsse thut; wobey jedes Werk, nach eben der Ordnung, nach welcher es aufgetrieben worden, auch schließen muß, wenn nicht die Arbeit vergebens seyn soll. Zugleich muß von diesen neun Werken nicht das geringste verwahrloset werden, weil der Arsenik es sonst für einen Undank ansiehet, und die Arbeit vereitelt. Zugleich müssen alle Stunden bey der Arbeit auf das genaueste angemerket wer-

den. Diese neun Werke muß man neun Tage nach einander schießen lassen, und dann neun Tage darauf ruhen. Nach diesen neun Tagen hält man einen Schuß, und was derselbe giebt, wird dem Feuer als ein Dankopfer wieder gegeben. Wenn nun 24 Stunden geruhet worden, kann man den Arsenik probieren; aber dabey muß man in seinem Gemüthe ein Gelübde thun, eine Speise, welche man gern isset, seine ganze Lebenszeit über zu meiden, wodurch dem Arsenik die Gerechtigkeit vollbracht, und derselbe bewogen wird, daß er sich desto höflicher erzeige, und was des Unsinnes mehr ist, denn das Ding ist noch lange nicht zum Ende, und es kommen sogar noch Gebete an den lieben Arsenik vor.

Der vorgegebene neue Prozeß war so dumm und mit so weniger nur seichten chymischen Kenntniß ersonnen, daß auch der Churfürst, der selbst gute Chymische Kenntnisse besaß, dazu geschrieben hatte: „Es mag von diesen Possen halten wer da „will, ich meines Theils halte nichts davon.“ Und bey einer andern Stelle: „Hier hat uns Beuther „eine Nase gemacht.“ Nichts desto weniger begnadigte er den Windbeutel nicht nur, sondern ließ ihn auch, vermuthlich unter einer guten Wache, in dem Laboratorio arbeiten, und seinen Prozeß machen. Zugleich wurde ihm ein gewisser Schirmer, der Großvater des nachmahliger Bibliothecarii und bekannten deutschen Dichters, David Schirmers, untergegeben, welchen er in seiner Kunst unterrichten sollte.

Ver-

Vermuthlich wußte Beuther durch kleine Quantitäten Goldes, welche er auf die obige Art von Zeit zu Zeit zum Vorschein brachte, den Churfürsten in der Täuschung zu erhalten. Allein in Ansehung des Hauptwerkes, scheint er seinen letzten Proceß mit Fleiß so eingerichtet zu haben, daß er ihm wegen der unendlichen Vorsicht, die er erforderte, nie gelingen konnte; wenigstens fand er in demselben reichen Stoff, ein unverschuldetes Versehen vorzuwenden. Er wußte sich auch dieses Hülfsmittels sehr geschickt zu bedienen, und erschlich unter diesem Vorwande ansehnliche Geldsummen von dem Churfürsten. Kunkel theilet einen solchen Brief mit, welcher aber kein Datum hat, worin er den Churfürsten bittet, ihm 1000 Fl. vorzuschießen, um sich Scheidewasser dafür anzuschaffen, und verspricht, selbige in acht Wochen mit seinem Silber oder Golde wieder zu bezahlen. Er erhielt selbige auch; allein, als er sie zur bestimmten Zeit weder in barem Gelde, noch in Gold oder Silber wieder bezahlen konnte, so schrieb er auf das neue an den Churfürsten, und bath denselben um Nachsicht, unter dem Vorwande, er habe den Proceß mit dem Antimonio vorgenommen, habe es auch so weit gebracht, daß er der Probe nach zwölf Mark darin haben sollen; allein er habe die ganze Masse durch ein Versehen verderbt, so, daß er nicht wisse, wie er mit dem Golde daran sey. Damit nun der Churfürst wegen seines Vorschusses keinen Schaden leiden möge, habe er den Proceß mit dem Queckſilber und Zinn vorgenom-

men, und sey schon so weit damit gekommen, daß es nur noch eine Gradation bedürfe. So bald es diese habe, wolle er die schuldigen 1000 Gulden dankbar wieder erstatten. Ich zweifele sehr, daß es bis zur letzten Gradation gekommen; indessen versichert doch Kunkel, wie er aus andern ersehen, daß er die 1000 Fl. wirklich wieder erstattet und 800 Mark an seinem Golde, das Silber ungerechnet, geliefert habe. Kunkel, der in Sachen dieser Art ein wenig leichtgläubig war, hatte dieses ohne Zweifel nur vom Hörensagen; denn, wenn er es in den Acten gefunden hätte, so würde er sich wohl anders ausgedrückt haben, und dann hat man alle Ursache, das ganze Vorgeben für ein Mährchen, wenigstens für eine übertriebene Vergrößerung zu halten; es müßte denn seyn, daß er bey seinem wucherlichen Handel mit betrüglichen Processen, welchen er jetzt als ein Churfürstlicher Laborant, mit mehrerm Scheine fortsetzen konnte, ein Mittel gefunden, wahres Gold und Silber für gemachtes auszugeben, und den Churfürsten damit zu bezahlen.

Indessen kam endlich die Zeit heran, da sich sein ganzer bisher gespielter Betrug entwickeln sollte. Kunkel erzählt die Veranlassung dazu, nach der ihm eigenen Leichtgläubigkeit, auf folgende Art. Beuther sollte den Schirmer in seiner Kunst unterrichten, hielt selbige aber sorgfältig vor ihm verborgen. Indessen hatte ihm dieser doch vieles abgesehen, und unter andern einmahl einen Regulum

von einigen Marken gemacht, der so schön wie Gold, aber so spröde, wie Pferdekoth war. Beuther sey darüber erschrocken, habe gesagt, nun könnte ich dir mit 9 Pfennige helfen, daß es völlig gut würde, habe darauf Schirmern unter einem Vorwande weggeschickt, und während dessen Abwesenheit Gift genommen, so, daß derselbe ihn bey seiner Rückkunft, ohne allen Verstand auf dem Rücken liegend gefunden, worauf er gestorben sey, ungeachtet man sogleich Aerzte und Geistliche herbey gehohlet habe. Allein, es ist nicht wohl abzusehen, wie Beuther seine Kunst auf solche Art für entdeckt habe halten können; denn einen goldfarbenen spröden Regulus kann auch wohl der unerfahrenste Goldsudler machen. Und denn, wenn es auch gewesen wäre, so war ja Beuther seinem Eide und allen Pflichten nach gehalten, dem Schirmer alles, was er wußte, zu offenbaren, wenn er sich nicht der größten Verantwortung aussetzen wollte; daher ich nicht begreife, warum dessen Wachsthum in der Kunst, welcher ihm auf alle Weise vortheilhaft seyn mußte, und den Churfürsten vielleicht von neuem täuschen konnte, zu einem so verzweifelten Schritte bringen können. Das wahrscheinlichste ist also wohl, daß Beuther endlich gesehen, daß des Churfürsten Gnade ihre Gränzen habe, und daß es ihm nicht gelingen würde ihn länger zu täuschen. Er hatte unter allerley Vorwänden Geld von ihm erschlichen, und es reichlich zu ersetzen versprochen; hielt aber nie, oder doch nicht vollständig Wort. Vielleicht gaben die

von Kunkeln erwähnten 4000 Fl. der Sache den Ausschlag, und bewegten ihn zu dem verzweifelten Mittel, zu welchem er schon vorher auf den Fall entschlossen gewesen seyn muß, wenn seine Betrügerey entdeckt werden sollte. Es kann seyn, daß er diesen Vorsatz bey Gelegenheit des von Schirnem gemachten gelben Königes ausgeführet, und dadurch seinem Selbstmorde ein gewisses geheimnißvolles Ansehen zu geben. Er ward als ein Betrüger und Selbstmörder in der Stille an einem entlegenen Ort gebracht, und daselbst eingescharret.

Der schon oben erwähnte geheime Secretär des Churfürsten, der bey dem starken physischen Glauben dieses Jahrhundertes, ein Freund Beuthers war, hat manche Aussprüche von ihm aufgezeichnet, welche Kunkel bey den Acten fand, und die eherne Dummheit dieses Menschen zur Gnüge beweisen. Z. B. die Allegorie von den zehn Aussätzigen, Luc. 17, enthält die ganze Verwandlungskunst; die Arbeit ist alchymistisch, das Werk aber ist kabbalistisch. — Für 6 Pfennige kann man in drey Stunden 40 Mark guten Goldes machen. — Es ist eine sonderliche Zeit zu merken, die Magia heißt. — Der Churfürst hat die Kunst fünf Mahl gemacht, (nach des Churfürsten eignen Versicherung aber immer nur in Beuthers Gegenwart), und Curd Heller acht Mahl (vermuthlich auf eben die Art) u. s. f.

Aus allen Umständen erhellet wohl auf die unwidersprechlichste Art, daß er ein unwissender Be-

trieger gewesen. Kunkel, der auch noch einen starken Goldglauben hatte, ob er gleich sonst ein geschickter Chymicus war, versichert selbst, daß er alle seine Prozesse mehrmahls nachgemacht, aber nichts heraus gebracht habe; daher denn Johann George Befehl gab, den ganzen Plunder von seinen noch verhandenen Acten und Handschriften zu verbrennen, damit nicht jemand in der Folge dadurch verführet werden möchte. Allein Kunkel, dem es aufgetragen war, gehorchte aus zärtlicher Liebe für die Kunst nicht, sondern ließ alles in dem Archive wieder beylegen.

Einer der gewöhnlichsten Beweisgründe, daß unter dem Churfürsten August die große Kunst des Steines der Weisen bey dem Hause Sachsen gewesen, und daß sie besonders durch Beuthern und seinen Nachfolger, Sebald Schwärzer, dahin gebracht worden, ist der große Wohlstand der Sächsischen Lande unter dessen Regierung. Dieser letztere ist nicht zu läugnen; allein er hatte ganz andere Quellen, als die armselige Kunst solcher Landstreicher. Der Sächsische Bergbau stand unter ihm in einem bisher fast unbekannten Flore, wie aus den bekannten Ausbeute-Registern dieser Zeit erhellet. Er selbst war einer der weisesten und besten Regenten, welche Sachsen nur gehabt hat, der um den Wachsthum des Nahrungsstandes in seinen Landen große, und zum Theil noch unerkannte Verdienste hat. Da er überdieß in seinem häuslichen Leben genügsam und sparsam war, so konnte er unter

diesen Umständen allerdings große Summen auf öffentliche Gebäude wenden, und doch noch 17 Millionen in seinem Schatze hinterlassen, wenn gleich kein Goldmacher dazu einen Ducatens werth beytrug. Vielmehr ist bekannt, daß dieses Gezücht ihm ansehnliche Summen gekostet hat. Man sagt, daß im grünen Gewölbe in Dresden noch Stücken Gold gezeiget werden, welche Beuther gemacht hat, und welche erst 1750 von neuem untersucht, und ächt befunden worden. Es kann sehr wohl seyn; allein es ist damit gewiß nicht anders, als auf die schon mehrmahls gedachte betriegliche Art zugegangen, auf welche auch Doct. Price in England Gold machen konnte, und dessen ungeachtet zuletzt so wie Beuther, seine Zuflucht zu dem Giftbecher nehmen mußte.

David Beuther hatte einen Sohn, Nahmens Jacob, der in der Kunst seines Vaters eingeweihet war, und seine Rolle eine Zeitlang in Wien spielte, von dessen Schicksalen ich aber nichts weiter finden können.

Man hat unter des unsrigen Nahmen einige Schriften, welches folgende sind:

Universal und vollkommner Bericht von der Kunst der Alchymie und seinen in solcher erlangten Secreten und Kunststücklein. Frankfurth, 1631, 4; und unter dem Titel: Universal und Particularia, worinne

die Verwandlung geringer Metalle in Gold und Silber deutlich gelehret wird. Halle, 1718, 8. Kunkel versichert, daß es die drey ersten Prozesse von Wort zu Wort sind, so wie er sie eingegeben.

Probierbuch. Leipzig, 1717, 8; von welchem ich doch nicht weiß, ob es ihm, oder einem andern gleiches Nahmens zugehöret.

Inhalt.

38. Friedrich Breckling, ein Mystiker. Seite 3
39. Hans Engelbrecht, ein Fantast. 30
40. Nicolaus Blume, ein Teufelsbanner. 48
41. Paul Grebner, ein prophetischer Fantast. 61
42. Thomas Campanella, ein philosophischer Schwärmer. 81
43. Johann Rudolph Glauber, ein Charlatan. 161
44. Anna Owena Hoyerin, eine Schwärmerin. 193
45. Andreas Goldmayer, ein Sterndeuter. 210
46. Heinrich Horch, ein Chiliast. 220
47. Johannes Baptista von Helmont, ein theosophischer Arzt. 257
48. Franciscus Merkurius von Helmont, ein Pantheist. 294
49. David Herlicius, ein Sterndeuter. 323
50. Bouthillier de Rance', Stifter des Ordens de la Trappe. 343
51. Oliger Pauli, ein Fantast. 374
52. Paul Felgenhauer, ein Schwärmer. 388
53. David Beuther, ein Goldkoch. 407

Inhalt.

38. Friedrich Breckling, ein Mystiker. Seite 3
39. Hans Engelbrecht, ein Fantast. 30
40. Nicolaus Blume, ein Teufelsbanner. 48
41. Paul Grebner, ein prophetischer Fantast. 61
42. Thomas Campanella, ein philosophischer Schwärmer. 81
43. Johann Rudolph Glauber, ein Charlatan. 161
44. Anna Owena Hoyerin, eine Schwärmerin. 193
45. Andreas Goldmayer, ein Sterndeuter. 210
46. Heinrich Horch, ein Chiliast. 220
47. Johannes Baptista von Helmont, ein theosophischer Arzt. 257
48. Franciscus Merkurius von Helmont, ein Pantheist. 294
49. David Herlicius, ein Sterndeuter. 323
50. Bouthillier de Rance', Stifter des Ordens de la Trappe. 343
51. Oliger Pauli, ein Fantast. 374
52. Paul Felgenhauer, ein Schwärmer. 388
53. David Beuther, ein Goldkoch. 407